



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





P 500 322



BOUGHT WITH  
THE INCOME FROM  
THE REQUEST OF  
THOMAS WREN WARD,  
OF BOSTON, MASS.,  
LATE TREASURER OF  
HARVARD COLLEGE.

NOV 23 1857











# Preussische Jahrbücher.

---

Sechzehnter Band.

C,

---

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

~~VIII, 354~~

P Germ 322.1

NOV 22 1954  
East Lond.



# Inhalt.

## Erstes Heft.

Jacob Grimm. Zweiter Artikel. (Wilhelm Scherer.) . . . . .	Seite 1
Die neue Organisation in Baden. (v. Preen.) . . . . .	— 48
Nordfriessche Fragmente. . . . .	— 61
Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. . . . .	— 74
Politische Correspondenz. . . . .	— 86
Notizen. . . . .	— 97

## Zweites Heft.

Jacob Grimm. Zweiter Artikel. (Schluß.) (Wilhelm Scherer.) . . . . .	— 99
Einige Briefe Alexanders von Humboldt aus den Jahren 1791—1813. . . . .	— 139
Der Aufstand der Sachsen in Rättich. (2. Mai 1815.) (Von einem deutschen Offizier.) . . . . .	— 149
Aus einem Pariser Tagebuche. Juni 1865. . . . .	— 174
Politische Correspondenz. . . . .	— 191
Notizen. . . . .	— 194

## Drittes Heft.

Der Bonapartismus. I. Das erste Kaiserreich. (Heinrich von Treitschke.) . . . . .	— 197
Ueber das Nibelungenlied. (Wilhelm Scherer.) . . . . .	— 253
Graf Ludwig York von Wartenburg. (Nachruf eines Freundes.) . . . . .	— 271
Nordfriessche Fragmente. Sitt. . . . .	— 278
Correspondenz aus Süddeutschland . . . . .	— 289
Politische Correspondenz. . . . .	— 295
Notizen. . . . .	— 299

## Viertes Heft.

Johann Sebastian Bach. (F. Hinrichs.) . . . . .	— 305
Der Krieg in Nordamerika und die Präsidentenwahl im Herbst 1864. (Von einem deutschen Offizier.) . . . . .	— 324
Der französische Protestantismus der Gegenwart. Zweiter Artikel. (Wilhelm Lang.) . . . . .	— 345
Die Parteien und die Herzogthümer. (Heinrich von Treitschke.) . . . . .	— 375
Notizen. . . . .	— 401

## Fünftes Heft.

Zur Vorgeschichte der Erhebung Italiens. (H. Baumgarten.) . . . . .	Seite 409
Ethische und ästhetische Kultur. (Gustav Schmoller.) . . . . .	— 427
Zur Gefängnisreformfrage in Preußen. (F. Duboc.) . . . . .	— 448
Die Anfänge Lord Palmerston's. (R. Pauli.) . . . . .	— 461
Politische Correspondenz. . . . .	— 485
Notizen. (Rant'sche Reliquien, mitgetheilt von D. Liebmann. — Eine Gesamtausgabe von Friedrich Hebbel's Werken.) . . . . .	— 495

## Sechstes Heft.

Der achte volkswirtschaftliche Congreß. (Dr. A. Meyer.) . . . . .	— 510
Lord Palmerston's Macht und Popularität. (R. Pauli.) . . . . .	— 519
Die Deutschen in Oberungarn. . . . .	— 545
Der deutsche Handelstag und seine drei Generalversammlungen. (Von einem Mitgliede des Handelstags.) . . . . .	— 554
Herr v. Benß und die Preussischen Jahrbücher. (Heinrich von Treitschke.) . . . . .	— 589
Die Verfassungskrisis in Oesterreich. (A. Springer.) . . . . .	— 595
Politische Correspondenz. . . . .	— 616
Correspondenz aus Wien. . . . .	— 623
Notizen. (H. v. Treitschke's historische und politische Aufsätze. — Eduard Zeller's Vorträge und Abhandlungen. — Carl Schwarz, zur Geschichte der neuesten Theologie.) . . . . .	— 630

# Jacob Grimm.

## Zweiter Artikel.

(Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Erster Band. Neben und Abhandlungen. Berlin, Dümmler, 1864.)

Indem wir unseren Versuch einer Schilderung Jacob Grimm's nach längerer Pause wieder aufnehmen, gereicht es uns zur besonderen Freude, unseren Lesern das Erscheinen eines Werkes anzeigen zu können, durch welches Jacob Grimm's Persönlichkeit und ihr geistiger Gehalt einem weiteren Kreise nahe tritt und in leichter erkennbaren Zügen sich darstellt als in seinen großen meist nur den Fachgenossen zugänglichen Büchern.

Jacob Grimm selbst beabsichtigte eine Sammlung seiner akademischen Abhandlungen zu veranstalten. Der Tod hat ihn daran gehindert. Aber die Umbildung und Erweiterung, die er jenen Arbeiten angedeihen lassen wollte, bereitete er durch zahlreiche Nachträge unermüdet vor. Die breiten Ränder der Exemplare sind schwarz beschrieben von oben bis unten, noch Zettel manchmal eingelegt, Citate, Andeutungen, einzelne Worte oft beige geschrieben, an die sich für ihn eine ganze Reihe von Gedanken knüpfen mochte, die für uns jedoch theilweise leblos sind und leblos bleiben werden.

Bei der gegenwärtigen Herausgabe ist Jacob Grimm's Plan auch auf die übrigen kleineren Schriften ausgedehnt worden, sofern sie nicht in den Fachzeitschriften leicht zugänglich, oder, bei ihrer Entstehung nur auf den Augenblick berechnet, jetzt fast ganz werthlos geworden sind, oder, aus der Zeit seiner frühesten schriftstellerischen Thätigkeit stammend, als völlig antiquirt und zugleich nicht besonders charakteristisch für die innere Entwicklung ihres Verfassers erscheinen. Aus den reichen Nachträgen Jacob Grimm's mußte in die Ausgabe wenigstens so viel aufgenommen werden, als sich ohne den ursprünglichen Text zu alteriren leicht anbringen ließ. Die Mühe dieser Auswahl und Einfügung war keine geringe, und Herr Professor Müllenhoff verdient den aufrichtigsten Dank aller Verehrer Jacob Grimm's dafür, daß er sich ihr unterzogen hat.

In dem vorliegenden ersten Bande finden sich hauptsächlich die Schriften beisammen, in welchen Jacob Grimm entweder über persönliche Angelegenheiten oder über Gegenstände, an denen sein wärmstes und höchstes Interesse hängt, gleichsam vor die ganze Nation hintretend, seine innersten Gedanken ausspricht. Was der Selbstbiographie, die nur aus Gefälligkeit für den Herausgeber des hessischen Gelehrtenlexikons, worin sie erschien, geschrieben wurde, an dieser lebendigen Empfindung und stark individuellen Färbung hie und da vielleicht gebricht, wird reichlich ersetzt durch tagebuchartige Aufzeichnungen des Verewigten, aus welchen im Anhange zu dem gegenwärtigen Wiederabdruck der Selbstbiographie Herman Grimm manches mittheilt; — durch die Schrift über seine Entlassung, in der er seinen politischen Standpunkt mit hoher Freimüthigkeit aus einander setzt; — durch die Gratulationschrift zu Savigny's fünfzigjährigem Doctorjubiläum, welche die Empfindungen des jungen Marburger Studenten gegenüber dem geliebten Lehrer und des berühmten Berliner Akademikers in dem rauschenden Empfangsaale des befreundeten Ministers mit wunderbarer Treue wiedergiebt; — durch die Rede auf Wilhelm Grimm, worin die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten beider Brüder in großen, einfachen Zügen so sicher und klar gegen einander abgegrenzt werden, daß es niemals möglich sein wird, Treffenderes und Wahreres darüber zu sagen.

Jacob Grimm zeigt sich von den verschiedensten Seiten seiner gelehrten Thätigkeit und seines ungelehrten Nachdenkens in der vorliegenden Sammlung. Und alle Epochen seiner Laufbahn sind darin vertreten. Von dem Jahre 1830 bis in die letzten Lebensjahre erstreckt sich der Hauptinhalt dieses Bandes. Dazu bringt der Anhang Aufsätze aus den Jahren 1807 und 1819 und die Uebersetzung eines serbischen Volksliedes von 1824. Von jenen frühesten Arbeiten hätten vielleicht die „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte“ und die Ankündigung des Reinhard Fuchs in Friedrich Schlegel's deutschem Museum auszugeweise schon hier eine Stelle verdient. Und zu jener Uebersetzung wird sich in dem vierten Bande der kleineren Schriften, der vornehmlich die Recensionen enthalten soll, die schöne und ausführliche Anzeige gefellen müssen, mit welcher Jacob Grimm die serbischen Volkslieder bei ihrem Erscheinen als der erste Deutsche in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung begrüßte. Diese Anzeige sowohl, deren Kenntniß wir Herrn Professor von Miklosich verdanken, wie die Beiträge zu Schlegel's Museum übergeht Jacob Grimm in dem Verzeichniß seiner Werke bis 1830, das der Selbstbiographie angehängt ist. Und dasselbe ist noch mit manchen anderen Recensionen und kleinen Aufsätzen der Fall, deren Werth, wofern sie aus seiner frühesten Zeit stammen, äußerst selten in dem speciellen, thatsächlichen Inhalt,

meistens vielmehr in den allgemeinen Gedanken besteht, die er gelegentlich darin aufstellt.

Raum wird das Charakteristische von Jacob Grimm's Stil aus seinen größeren Werken so klar hervortreten wie aus manchen der vorliegenden Neben und Aufsätze. Dort überwiegt das Quellenmaterial so sehr, daß er nur in vorgelegten und eingestreuten, nur orientirenden, nicht selbständigen Sätzen seine eigene Natur entfalten kann. Die Dunkelheit seiner frühesten Schriften ist vollständig gewichen, die starre, unbekümmerte Eigenheit hat sich verloren in den Neben über Schiller, über das Alter, über den Ursprung der Sprache, über Schule, Universität, Akademie, und anderen. Zwar das innerste Wesen des Stiles ist geblieben: die Unmittelbarkeit mit der die Worte wie aus dem Herzen selbst entströmen. Er giebt den nackten Gedanken hin, unbekleidet, unverhüllt. Aber die Gedankenbildung ist dem Allgemeingiltigen mehr entgegen gewachsen, die Abfolge in der sie sich vollzieht läßt sich mehr gliedweise überschauen, wenn auch zuweilen noch Andeutungen, welche nur das Gefühl erwecken von dem Vorstellungskreise der in ihm gerade wirksam ist, anstatt der Beweismittel dienen müssen. Es ist, als ob er bloß Meditationen aufzeichnete, die in ihm heraufsteigen, das Rhetorische fehlt ihm gänzlich. Keine scharfen, blendenden Lichter concentriren sich auf wenige Punkte, sondern über das Ganze ist ein sanfter, stiller Glanz gebreitet, der ungemein wohlthut. Der Gang den er einhält ist nicht logisch bemessen oder durch scheinbar zufällige Uebergänge enge verkettet, auch bei rein gedankenmäßigem Fortschritt ohne die zwingende Nothwendigkeit der Entwicklung, aber in natürlicher Aufreihung fügen sich die Absätze an einander, theils fester, theils looser, wie es die Empfindung giebt.

Auch der Ausdruck flieht das Abstracte. Das Sinnliche, Anschauliche, Lebendige, das Jacob Grimm überall so hochstellt und worin allein er das Poetische erblickt, darnach strebt er in seinen eigenen Productionen. Alles was die neuere Sprache charakterisirt, das Uebergewicht des Geistigen, die verstandesklare Bestimmtheit, das sucht er zurückzubringen und einzubämmen, soweit es ohne Gewalt möglich ist. Die biblische Rede, welcher die Brüder durch ihr Wörterbuch Vorschub zu leisten hofften, wohnt bereits in ihren Schriften. Jacob Grimm hatte offenbar das sehr lebhafteste Gefühl das Manche theilen, wie abgenutzt und verbraucht unsere Sprache sei. Oft scheint das Eindringlichste nicht gesagt werden zu können, weil alle Worte die sich bieten von ihrer ursprünglichen Kraft zu viel eingebüßt haben. Jacob Grimm hat die alte Sprache, mit der er so vertraut war, geholfen die Schwäche der neueren zu überwinden. Es liegt weniger an dem was er unmittelbar daraus entnimmt, dessen ist

auch nicht viel, als an dem innigen Zusammenleben mit dem Geiste der darin weht und der ihm genau sagt, wie viel er unserer Rede zumuthen, wie viel er von seiner persönlichen Eigenart ihr anbilten darf.

So gehört Jacob Grimm zu den glücklichen Menschen die ihre eigene Sprache reden. Man hat im Allgemeinen heute wenig Bewußtsein davon, wie werthvoll dies sei: ja es kommt vor daß Tadel ausgesprochen wird wo man es findet, der Schriftsteller soll sich in aller Welt geläufigen Wendungen bewegen, damit die Mühe möglichst gering sei ihm zu folgen. Diese Bequemlichkeit wird wer sie verlangt bei Jacob Grimm schwer vermissen. Man kann nicht sagen, mit wem sein Stil Verwandtschaft zeige. Nur Goethe's Einfluß bemerkt man, wie begreiflich, aber, irren wir nicht, durchaus nur im Wortgebrauch, gar nicht in der Satzbildung. Deshalb ist auch der Eindruck den man von beiden empfängt ein weit verschiedener. Etwas Ediges und Partes fällt uns auf, etwas von innerlich glühender Leidenschaft für die Gegenstände die er behandelt weht uns an aus Jacob Grimm's Sätzen. Es ist keine bewußte Mäßigung darin, keine feste Herrschaft die mit sicherem Selbstgefühl umherblickt. Vielmehr sei: Stoff beherrscht ihn, nimmt ihn gefangen, legt ihn in Fesseln. Dennoch wird der scheinbare Zwang den ihm die Sachen anthun zu einer höheren Art von Freiheit, wenn er darüber redet. Sein innerstes Sein ist so fest an die Dinge geschmolzen, daß es aus dem Dunkel der Individualität mit an das Licht der Welt tritt. Und davon im Wesentlichen hängt das Maas von Freiheit ab, dessen einer sich rühmen darf, wie weit er sein Selbst vor den anderen Menschen geltend zu machen wagt.

Wir hoffen zuversichtlich, daß die Unmittelbarkeit, mit welcher Jacob Grimm in den vorliegenden Schriften seine Persönlichkeit kundgibt, für die Absicht die wir verfolgen mit eintreten, und so Jacob Grimm selbst die Lücken einigermaßen ausfüllen wird, welche jede Darstellung einer lebendigen Existenz nothwendig offen lassen muß.

Daß die Sprache eine ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, ein nie befriedigtes Ringen nach dem hohen Ziele sei, unsere Gedanken zu einem sicher erkennbaren Gegenstande außer uns zu machen: das lehrt nicht blos die philosophische Sprachwissenschaft, sondern die Erfahrung eines jeden Sprechenden und Schreibenden. Wir tragen ein deutliches und unverwischbares Bild Jacob Grimm's im Herzen, das sich regt und athmet. Allein vergeblich jeder Versuch es zu gestalten und den Blicken der Welt auszusetzen. Wer nur einmal in Jacob Grimm's Auge geblickt, das strahlende, helle, im höchsten Alter noch glanz- und feuervolle; wer nur einmal den Ton seiner sanften, etwas bedeckten Stimme vernommen: ja wer ihn nur einmal gesehen über die Straße wandelnd, die Hände auf

dem Rücken, das Haupt etwas vorgesenkt, stets wie in tiefen Gedanken: der hat einen Eindruck von ihm den ihm alle unsere Bemühungen, wenn er ihm fehlte, nicht ersetzen könnten.

Worte sind keine Zaubermittel um das Abwesende gegenwärtig, das Tote lebendig zu machen. Das Leben ist etwas Unerfaßbares. Die Aufgabe es zu schildern steht der Umfangberechnung des Kreises gleich. Es giebt Mittel ihr nahe zu kommen, aber Fehler bleiben zurück, und wir erhalten nie den Kreisumfang selbst, sondern nur zwei einander unendlich sich nähernde Polygone. Unentbehrlich jedoch ist die gewonnene Zahlengröße mit der sich rechnen läßt. So bedarf auch die Geschichte der Abstractionen. Etwas geht verloren freilich in jeder Verallgemeinerung, und erst wer dies Verlorene hinzudenkt, erst wem die allgemeinen Begriffe nur als die Anfangsglieder langer Reihen von Einzelschauungen gelten: erst der reicht an die Wahrheit hinan.

Wir haben im ersten Artikel die Elemente des Grimm'schen Wesens aus der vollen Breite der Thatsachen zu schöpfen und aufzuzeigen gesucht. Aber wir können der Abstractionen nicht entbehren. Wie kahl sind die Begriffe Verstand und Gefühl, wenn wir sie als historische Mächte betrachten! Und dennoch, wofern es sich um die allgemeinsten Gegensätze des geistigen Lebens handelt, welche andren Bezeichnungen könnten wir wählen?

Im vorigen Jahrhunderte sehen wir sie gegen einander aufstehen, bald gewinnt die eine Macht Terrain und drängt die andere zurück, bald hat diese über jene die Oberhand; in dem Kampfe erstarken sie beide. Mit gleichemessenen Kräften halten sie sich in unseren großen Dichtern umfaßt. Das war aber ein Friede nach Streit. Der Dichter des Tasso war auch der des Götz. Der Dichter des Wallenstein war auch der der Räuber. In ihnen selbst waren Götz und Räuber-verschlungen, aber außerhalb waren das Mächte für sich geworden, die ihr eigenes Leben führten. Und wie die gereifte Weimarische Kunstseinsicht der Neunziger Jahre in den beiden Schlegel sich Jünger zog: so entzündeten jene Producte des Sturmes und Dranges in Ludwig Tieck die Flamme des Genius. Götz, Räuber und Shakespeare: in dieser Luft versucht der junge Tieck zuerst die Flügel. Er strebte nach einer einfachen, verständlichen, natürlichen, volksthümlichen Kunst von Anfang an; und darum griff er auf die alte vaterländische Poesie zurück, als wäre der Geschmack dafür nie verloren gegangen und brauchte ihm diese Nahrung nur von neuem geboten zu werden. „Tieck ist derjenige Dichter, schrieb Wilhelm Grimm 1810, in all dessen Poesien der altdeutsche Geist herrscht und sich so gestaltet hat, wie er jetzt wieder lebendig werden kann.“ Gleich im Wollen,



gleich auch im Vollbringen schlossen sich Arnim und Brentano; undichterisch gestimmt, aber wesensverwandt schlossen sich von der Hagen und Büsching an Tiedt an.

Es ist eine Bemerkung Goethe's, daß große Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze hier und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgefät sich bewegen und im Stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. Auf einem solchen Zusammenwirken beruht es, wie wir früher gezeigt haben, daß im Anfange dieses Jahrhunderts der Geist der alten deutschen Poesie den beherrschenden Gewalten in der Geschichte unseres geistigen Lebens sich beigefellt. Viele macht er sich dienstbar nun, Jacob Grimm unter ihnen. Auch kunstgeübte Hände hatten seiner Seele nur leise Töne entlockt bis dahin: da jener Geist ihn berührt, giebt er einen mächtigen Klang von sich, es durchtönt sein ganzes Wesen wie in einer Glocke der Schall anschwilt. Die Wurzel seines Gemüthes ist angefaßt. Er war eine empfangende Natur, eine unerfättliche geistige Begehrlichkeit in ihm: wie die Irrlichter in Goethe's Märchen das Gold, muß er nun Alles in sich saugen, woran im vaterländischen Sein der graue Duft verrollender Zeiten sich gesetzt hat. Aber nie bloß zum augenblicklichen Genuß. Nichts geht verloren, Alles wird sorgfältig bewahrt, und nicht bewahrt wie ein todt's Kapital, sondern wie eines das Wucherzinsen trägt. Alles was in ihn eingeht, organisirt sich in ihm, und dieser Organismus füllt seine ganze Existenz, so daß kein Theilchen bleibt, das nicht umgewandelt würde. Eine unglaubliche Beweglichkeit herrscht in dieser kleinen Welt, unzählige Fäden verknüpfen die entlegensten Theilchen, nie eines allein empfängt den Eindruck einer Bewegung, sondern blitzartig alle verbundenen zugleich, so daß sofort Alles was neu eintritt seine Stellung erhält.

Den Rahmen, in welchen Jacob Grimm's früheste Thätigkeit sich hineinbildete, gaben die Schlegel und Tiedt her. Das kann weit schärfer ausgesprochen werden als es von uns früher geschehen ist. Damals war uns eine Stelle entgangen, in welcher Jacob Grimm das oberste Ziel seiner ersten Arbeiten deutlicher als sonst irgendwo zu verstehen giebt. Es ist die Geschichte der altdeutschen Poesie: und zwar eine solche, sagt er, wie dazu noch kein Beispiel weder in der alten Literatur noch in der neueren gegeben worden ist. Denn die Geschichte der Poesie, fährt er fort, soll nichts anderes vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben worin die Sage erschienen ist, und sie soweit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen. Es liege viel weniger daran zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet sei,

oder welchen Urheber es gehabt habe, insofern dies nicht dazu beitrage, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen: sondern darauf komme es an, entweder die Ursprünglichkeit derselben oder ihre Veränderung sammt dem Verhältniß zum Ursprung klar zu sondern. — Diese Ansichten über die Sage sind uns nicht so neu, wie die merkwürdige Beschränkung der Geschichte der Poesie auf die Sagenforschung. Persönliche und subjective Gründe werden sie mehr veranlaßt haben, als objective und sachliche. Geschichte der Poesie war durch die Schlegel ein sehr geläufiges Ziel der Forschung geworden, und auf ihren Einfluß ist es zurückzuführen, wenn die Brüder Grimm sie erwählten. Andererseits war durch Tieck grade die Sagenpoesie zuerst wieder erweckt worden, ihr märchenhafter Charakter stimmte zu den poetischen Tendenzen der Zeit, wer weiß wie vieles mitwirkte um noch insbesondere den Geschmac der Grimm dafür zu bilden, Arnim \*) konnte ihnen mit Recht zurufen, indem er das umschrieb was sie Nationaldichtung nannten:

Ihr achtet was ein freies Herz gebichtet,  
 Was uranfänglich, doch der Welt verbunden,  
 Was keinem eigen, was sich selbst erfunden,  
 Was unerkannt, doch nimmer geht verloren,  
 Was oft erstirbt und schöner wird geboren.

Wenn Geschichte der Poesie als Richtung oder Form der Forschung gegeben war und Sagenpoesie als deren Stoff: so konnte die kühne Anschauung von selbst sich einfinden, die Form von dem Stoffe völlig erfüllt zu denken und zu sagen: die Geschichte der Poesie ist die Geschichte der Sagen.

In dem ganzen Kreise von gleichgesinnten und gleichstrebenden Männern, dem die Grimm in ihrem innersten Wesen so nahe angehören, war allein Jacob Grimm fähig und bestimmt, die Wissenschaft der altdeutschen Philologie aus dem Groben zu hauen. Er war nicht in seinen Interessen getheilt wie die Schlegel. Er war nicht dichterisch productiv wie Tieck, Arnim, Brentano. Er war nicht von praktischen Tendenzen erfüllt wie

\*) Wir tragen hier einen Punkt nach, welcher in unserem ersten Artikel nicht hätte übergangen werden sollen. Arnim theilt die Abneigung der Grimm gegen die kritische Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, Schöbzer ist damit wohl vorzugsweise gemeint. Arnim theilt auch die Ansicht über die Wahrheit in den Sagen. „Sagen sind, wenngleich ganz unwahr, sagt er 1812, doch das Wahrste was ein Volk zur Darstellung seiner liebsten Gedanken hervorbringt.“ Auch Novalis mag bei dieser Gelegenheit noch verglichen werden der bemerkt, es sei mehr Wahrheit in den Märchen der Dichter als in gelehrten Chroniken, weil ein zarteres Gefühl für den geheimnißvollen Geist des Lebens. Und dem entsprechend verkündigt er eine Zeit,

Wo man in Märchen und Gedichten  
 Erkennt die ew'gen Weltgeschichten.

Örres. Er war nicht so leblos empfangend wie von der Hagen und Büsching. Er war nicht so bedächtig, wählerisch und vorsichtig wie sein Bruder. Der Trieb seiner großen Bestimmung beherrscht ihn ausschließlich. Er hat nicht das absondernde und scheidende Vermögen, das aus einer starken Eigenart fließt. Die unendliche Receptivität wird bei ihm fast ein Schade: indem er sein Inneres nicht verschließt gegen die Ausgeburten einer so vielfach bewegten Zeit. Wenn einerseits die Thatfachen ungetrübt sich in ihm ordnen und zu festen zusammenhängenden Massen gestalten überall wo er unmittelbar an sie herantritt und mit eigenen Augen sieht; so kann er andererseits gewisse Kreise von Thatfachen welche in einer Umhüllung, in dem Schleier einer fremden Individualität ihm nahe gebracht werden, daraus nicht loslösen: am wenigsten wenn dieser Schleier aus den Grundkräften der damaligen geistigen Welt, aus Pantheismus und Aesthetismus, gewoben ist. Es lebt zu sehr in seiner Zeit und mit seiner Zeit, als daß er ihre Schwächen nicht hätte theilen sollen. Neben einem festen Thatfacheninne bewegt sich schrankenlos eine Alles combinirende Phantasie. Neben dem empirischen, historischen Element hat ein dogmatisches, romantisches ungestörtes Wachsthum. Neben Savigny wirkt Ranke auf ihn.

In diesen beiden Gegensätzen bewegt sich Jacob Grimm's ganze Entwicklung. Er wäre uns, er wäre der deutschen Wissenschaft nie das geworden was er ihr geworden ist, wenn nicht durch Perioden seines Lebens hin, durch ganze Reihen von Gegenständen seiner Forschung das Historische es über das Romantische davon getragen hätte. Die „deutsche Grammatik“ ist die gereifteste Frucht seines Historicismus, die „deutsche Mythologie“ ist das glänzendste Erzeugniß seines Romanticismus. Die Wendung zur Grammatik war sein Abfall von der Romantik.

Jacob Grimm's Wendung zur Grammatik trat nach der Mitte des zweiten Jahrzehends unseres Jahrhunderts etwa ein. Wir vermögen die einzelnen Stufen dieses Ueberganges nicht urkundlich zu verfolgen und darzulegen, sondern sind im Wesentlichen auf Vermuthungen angewiesen. Es muß für ihn eine Zeit der ernstesten Selbstkritik gewesen sein. Zwar zu einem offenen Bekämpfen der Gegensätze die in ihm lagen kam es nicht. Als das Verwerfliche in seinen bisherigen Bestrebungen scheint sich ihm nur das Zuweitausgreifen, das Schrankenlose dargestellt zu haben. „Je mehr ich mich beschränke,“ schrieb er 1820, „desto größeren Erfolg spüre ich bei mir, ich habe früher auch zu weit gehen wollen. Arbeitsam und anhaltend bin ich von Haus aus, und wenn ich etwas taugen werde, geschieht es bloß dadurch.“ Somit entschloß er sich, seine mythologischen

und Sagenstudien wenigstens vorläufig zurückzustellen und auch die so eng damit verknüpften etymologischen Neigungen zu zähmen.

Inneres und Aeußeres, Eigenes und Fremdes werden bei diesem Entschlusse zusammengewirkt haben. Die scharfe Recension Wilhelm Schlegel's über die altdeutschen Wälder wird ihm vieles zu denken und vieles sich selbst einzugestehen gegeben haben. Die großen Neugründungen, welche er damals in Jurisprudenz, Philologie, Geschichte um sich her sehen konnte, werden ihm den Contrast klar gemacht haben zwischen dem was die deutsche Alterthumskunde noch war und dem was sie nothwendig werden müsse, sollte sie sich mit jenen Wissenschaften entfernt vergleichen können. Ferner hatten ihn seine eigenen Arbeiten den Mangel einer altdeutschen Grammatik ohne Zweifel oftmals empfinden lassen. Seine Eddaausgabe, viele Ausgaben altdeutscher Gedichte in den altdeutschen Wäldern mußten ihm die grammatische Unsicherheit auf Schritt und Tritt vergegenwärtigen. Die Nothwendigkeit, die vorhandenen grammatischen Hilfsmittel zu benutzen, zeigte ihm wohl wie viel noch zu thun, aber auch wie viel nach manchen Richtungen bereits vorgearbeitet war. Rafs's isländische Grammatik erschien eben und war für beide Brüder Anlaß zu gründlichem Studium und zu Recensionen.

Nicht blos Jacob Grimm selbst fühlte dies Bedürfniß, auch Andere neben ihm empfanden es lebhaft und gaben dieser Empfindung energischen Ausdruck. Wilhelm Schlegel wurde nicht müde zu wiederholen, die Beschäftigung mit der alten einheimischen Literatur könne nur durch Auslegungskunst und Kritik gelingen. Wie aber wären diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Der Mann welchen Schlegel vor allen für fähig hielt eine deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts zu liefern, war der Professor und Bibliothekar Benecke in Göttingen.

Georg Friedrich Benecke gehörte nicht derselben Generation an, in deren Händen sich die Pflege des Altdeutschen jetzt vorzugsweise befand und welche den Aufschwung dieses Studiums vorzugsweise bewirkt hatte. Er war älter als die Grimm, als Tied, als die Schlegel, ja als Gräter. Er war 1762 im Fürstenthum Dettingen, aber aus einer norddeutschen Familie, geboren. Die äußere Physiognomie seines Charakters bezeichnet Jacob Grimm als halbenglische stolze Sprödigkeit. Die Anregung zum Altdeutschen soll bei ihm schon aus seiner Augsburger Gymnasialzeit stammen, aus der Bibliothek eines gelehrten Onkels der sich mit altdeutschem Rechte beschäftigte. Ueber seine weitere Entwicklung sind wir nicht näher unterrichtet; im deutschen Museum, im Bragur, an denen er sehr wohl hätte mitarbeiten können, begegnen wir seinem Namen nicht. Aber er war der erste, der die altdeutschen Studien in den Kreis des Universitäts-

unterrichts einführte. Leider war er durch seine Amtsgeschäfte noch zu sehr in Anspruch genommen, um mit einer großen Leistung hervortreten zu können. „Was ich für mein Lieblingsstudium thun kann, schreibt er 1811 an Jacob Grimm, sind verstholene Besuche, wie sie ein armer verliefber Knabe, den Vater und Mutter und Hofmeister Tag und Nacht bewachen, bei seiner Geliebten macht.“ Wilhelm Schlegel's Erwartungen von ihm gründeten sich auf Nachträge zu Bodmer's Sammlung der Minnesinger, welche Benecke veröffentlicht hatte, und auf einen grammatischen Aufsatz in den altdeutschen Wäldern. Benecke sollte späterhin in der That sehr bedeutend und fördernd eingreifen in die Ausbildung einer wissenschaftlichen altdeutschen Philologie. Aber auf Grammatik war sein Sinn nicht eigentlich gerichtet, und dieses Feld blieb vorläufig noch allerlei wunderlichen Gefellen überlassen, die sich in sonderbaren Sprüngen darauf tummelten. Wir nennen nur Rablos und Wolke.

Beiden wird in der Geschichte der menschlichen Verlehrtheiten ein Ehrenplatz für alle Zeiten gesichert bleiben. Aber Rablos ist ein sehr verständiger Mann, wenn man ihn neben Wolke hält. Rablos geht von einem lebhaften Gefühl der lautlichen Kraft und Vollkommenheit unserer alten Sprache aus, findet in süddeutschen Mundarten manche Reste davon geblieben, und möchte diese Reste auch der Schriftsprache gerne zu gute kommen lassen. Das Anwachsen mundartlicher Literatur, die lexikalische Bearbeitung der Mundarten, welche schon im vorigen Jahrhundert begonnen hatte und im Beginne des gegenwärtigen besonders eifrig wurde, konnte in einem Geschlecht, das die Achtung vor der Geschichte noch nicht gelernt hatte, auf dergleichen Pläne einer Sprachbesserung führen. Immer war so dem irrigen Grundgedanken das Band einer gewissen Regel angelegt. Bei Wolke dagegen wandelt losgebunden der Unsinn auf seiner eigenen Spur, und durchbringt und durchfärbt die ganze Sprachbetrachtung: von dem Problem des Ursprungs der Sprache bis herab auf die Orthographie. Freilich Wolke ist nichts weniger als anmaßend, er treibt die Bescheidenheit sogar so weit, seine Regeln nicht in erster Person vorzutragen, sondern wie Caesar und andere große Männer von sich selbst stets wie von einem fremden Dritten zu reden, und wieder bei solchen Gelegenheiten seinen Namen nicht auszusprechen, sondern nur durch den Anfangsbuchstaben anzudeuten. Zum Beispiel: „Seine geneigten Leser bittet W.“ Aber die Weihe des Propheten ruht auf seinem Haupte. Er weiß ganz gewiß, daß um 1850 die „Deutschen“ zu seiner Lehre bekehrt sein werden. Wie sollten sie auch nicht? Rechnet er ihnen doch vor, daß sie allein durch Annahme seiner Orthographie, vielmehr „Schreibregel lehre,“ in jedem Jahre 10,000 Jahre Arbeit oder 5 Millionen Thaler

für „unnütze“ Buchstaben, vielmehr „Staben,“ ersparen würden. \*) Kein Zweifel, solchen Argumenten werden sich die „Deutschen“ nicht verschließen. Und sie werden um das Jahr 1850 auch nicht mehr von Offizieren, sondern nach Wolke's Vorschrift von „Krigamtern,“ nicht mehr von Brünnetten, sondern von „Brauninen,“ nicht mehr von Klavieren, sondern von „Lastinen,“ nicht mehr von liebenswürdigen Damen, sondern von „liebwürdigen Innern“ reden. Sie werden nicht bloß der Fremdwörter entzathen können, sondern ganze Gruppen und Klassen von Wörtern und Wortbildungen, welche arglos Lessing und Goethe gebraucht hatten, werden um kräftigerer willen aus der „Deutschen“ gewichen sein. Es wird — ja, was würde nicht Alles, wenn dem Segen, welchen diese Wolke spendete, nicht der „empfangige“ Boden gefehlt hätte. Aber es hat ihn vergessen, das undankbare „Deutschvolk,“ das seine wahrhaft großen Männer so wenig zu schätzen weiß und das seinen „Anleit zur deutschen Gesamtsprache“ nicht einmal mehr als das verehrt, als was es jede Ehre, Preis und Ruhm verdient, als eine unerschöpfliche Quelle der reinsten Erheiterung und Ergözung. Weiser alter Sebastian Brant! Warum konntest du diese aufgeklärten Zeiten nicht mitterleben. Um was für ein schönes Kapitelchen würdest du dein unsterbliches Werk bereichert haben. Wie würdest du den ehrlichen Wolke bei der Hand genommen haben, wie einst den Magister Philipp Schlauff und mit deinem gutmüthigsten Lächeln zu ihm gesagt haben:

mihi sequere:  
nos volumus navigare  
abhinc in Narragoniam,  
propter tuam stulticiam.

Die Bestrebungen Philipp's von Zesen und seiner Schüler wurden in Kadlos und Wolke wieder lebendig, wie denn jener nicht übel Lust zeigte, Zesen als einen Heiligen zu verehren. Man fühlt sich versucht, das edle Paar mit einem Quacksalber zu vergleichen, der von einer Jahrmaktsbude herab dem staunenden Geschlechte deutscher Verba und Substantiva um ihn her die Versicherung einer Reihe pestilenzialischer Krankheiten giebt, von denen sie befallen seien und die den Ahnungslosen selbst dem Namen nach unbekannt waren, bis sie plötzlich durch dieses Wunderdoctors unfehlbare Heilmittel davon kurirt werden sollten. Allein es ist

\*)

Dem Buchstabenparer.  
So soll die orthographische Nacht  
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;  
Der Freund, der so viel Worte macht,  
Er will es an den Buchstaben sparen.

Goethe.

nur zu offenbar, daß jenen Männern die Gabe an sich selbst zu glauben in weit höherem Maße verliehen war, als die Fähigkeit Andere an sich glauben zu machen.

Die deutschreinigenden und sprachbessernden Bestrebungen fanden eine gewisse äußere Consolidirung gerade zu der Zeit, als die Scheere schon angelegt war, welche ihren Lebensfaden für immer durchschneiden sollte, 1815 und 1817 in der Gründung der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde und des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Jacob Grimm wurde zu beider Gesellschaften Mitglied gewählt, aber er hatte innerlich nicht das Geringste mit ihnen gemein. Diese Leute, schreibt er einmal, wollen dem tiefsinnigen Sprachgeist nicht beschreiben nachspüren, sondern ihn umstoßen und ein elendes Götzenbild an seine Stelle setzen. Alles in Jacob Grimm widerstrebte solcher Gewaltthätigkeit, wie gegen eine Verletzung der Sitte war sein morallisches Gefühl dagegen aufgeregt. Das nüchterne Neubilden in der Sprache gilt ihm für Sünde, weil es Lüge sei. Größeren Wohlklang wünsche man unserer Sprache? Ihr Wesen sei einmal nicht weichlich, vielmehr kräftig und stark, consonantenreich. Der aufgedrungene Wohlklang wirke gleich einer verderblichen Schminke statt deren die natürliche Blässe, Bräune und Magerkeit zehnmal besser stünde. Den Elfer, mit dem man kleine Abweichungen und Unregelmäßigkeiten tilgen und eine kahle Einförmigkeit herstellen wollte, vergleicht Jacob Grimm mit dem „Princip roher Freiheit und Gleichheit“ in der Politik. Die Wortreiniger setzt er den Schreckensmännern der französischen Revolution gleich. Dagegen will er an der hergebrachten wohlverordneten Verfassung unserer geliebten Sprache festhalten, und will die kleinen Sprachauswüchse ebensowenig missen als die Wäler oder Narben in einem vertrauten Gesicht. Gerade sie, findet er, verleihen jeder Sprache das unlernbare Heimathliche. Alte verlorene Trefflichkeiten aber unserer Sprache wiederzubringen, dazu sei nur der dichterischen Inspiration und nur in einzelnen Fällen Nachhülfe gegeben. Die gelehrten Pedanten, die es massenhaft und mit System unternehmen, verfolgt er mit heißem Spott. Auf ihrem Wege würde man dahin kommen, bemerkt er, Goethe'sche feine Wendungen in den gothischen starken Formen des Ulfilas auszubrüden, und zuletzt bis nach Asien, von dannen wir gekommen sind, hinterwärts zu stapfen.

Der eiteln Sprachbesserung hält er die wahre, die geschichtliche Grammatik entgegen. Wer auf ihrem Wege gehe, der werde mit jedem Schritte beschreibener und scheue sich, irgend etwas Lebendiges in der Sprache anzurühren. Er weist Radlof schon 1813 auf den rechten Punkt auf den er sich stellen müsse. Er solle tüchtige, gründliche grammatische und lexi-



kalische Werke über deutsche Dialekte liefern, sie unter sich, mit dem Altdeutschen und mit den Schwester Sprachen, dem Niederländischen, Englischen, Neunordischen, vergleichen. Er solle an eine große historische Grammatik sich wagen.

Noch scheint Jacob Grimm nicht daran zu denken, selbst eine solche große historische Grammatik zu unternehmen. Aber eine Anzahl ganz trefflicher grammatischer Beobachtungen hat er bereits gemacht und die verschiedensten der deutschen verwandten Sprachen schon herbeigezogen. Auch der wissenschaftliche Verkehr mit Benedek, der seit 1807 bestand, konnte ihn positiver machen und dem Grammatischen nachdrücklicher zuwenden. Die Methode der grammatischen Forschung mußte sich fast von selbst bei ihm feststellen. Die allseitige Combination seiner mythologischen Arbeiten kam ihm hierbei zu statten. Sie hatten ihn gelehrt das Kleinste zu beachten und zu bewahren, weil es Reste des Größten enthalten könnte, wie den Inbern die Thiere unverleglich sind, weil sie Menschenseelen in ihnen vermuthen. Sie hatten ihm den tastenden, spürenden Gang anergehen, das vorsichtige Aufhören, wenn irgend ein neuer Ton erschallt, ob nicht ein verwandter in ihm widerklinge. Eine lebhafte sinnliche Empfindung für den Laut und ein vortreffliches Gedächtniß erleichterte ihm das Erlernen fremder Sprachen, der zunächst mit dem Deutschen verwandten insbesondere. Bei dem unablässigen, weitausgebreiteten Lesen in allen diesen Sprachen mußten von den regelmäßigen Lautentsprechungen mannigfaltige schwankende Bilder in ihm auftauchen, dieselben Wörter erschienen in unzähligen Gestalten, eine Ahnung waltender Analogie begann das Dunkel und Wirrniß der Spracherscheinungen erhellend zu durchwandeln.

Was ihm wie im Traum vorschweben mochte, die Methode deren Bewußtsein ihm still in der Seele emporstieg, das sprach Wilhelm von Humboldt aus, 1812. Humboldt's philologisches Programm war für Jacob Grimm das lösende Wort wie für die Sprachwissenschaft und Grammatik überhaupt.

Die Grammatik hatte seit den Griechen das Schicksal der Logik getheilt. Von den höchsten Gipfeln der Philosophie war sie in den Staub der Schulen herabgesunken. In immer magerere Auszüge und Compendien, in einen immer dürreeren Schematismus war schon in den letzten Zeiten der antiken Bildung das quellende Leben der lateinischen Sprache gezwängt worden. Der Donat wurde dann das Hauptschulbuch des Mittelalters und seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch das Vorbild für die deutschen Grammatiken, nachdem einige ältere noch nach praktischen Bedürfnissen entworfen worden waren. Mit ihnen beginnt

die lange Reihe der Schulmeister unserer Sprache, in welcher später Schottel, Böbicker, Frisch, Gottsched, Adelung auftraten.

Adelung selbst freilich setzt sich den vorgenannten entgegen. Ihre Grammatiken seien nur Copien der lateinischen, er aber suche das Wesen der deutschen Sprache in ihr selbst auf. Er wolle kein Gesetzgeber unserer Nation sein, sondern nur der Sammler und Herausgeber der von ihr gemachten Gesetze, ihr Sprecher und der Dolmetsch ihrer Gesinnungen, jede weitergehende Absicht des Sprachlehrers führe zur Despotie. In der That konnte Jacob Grimm die Anerkennung aussprechen, Adelung stehe weit über seinen Vorgängern, er habe die Sprache studirt und sei bis zu scharfsinnigen Entwicklungen durchgebrungen. Aber er muß doch einschränkend hinzufügen, Adelung habe sich von der unglücklichen Ansicht die Sprache zu zügeln nicht losreißen können.

Adelung's moralischer Schwerpunkt ruht auf den Begriffen des Wohlständigen und Schönen. Und diese, wie er sie versteht, trieben ihn in einen verbohrtten Sprachconservatismus hinein, der fast schlimmer war als despotische Gelüste. Seine Betrachtung der Culturgeschichte, wobei er den Vergleich der Geschichte mit den menschlichen Lebensaltern zu Tode hegt, führte ihn auf die Annahme einer männlichen Stufe der Cultur welche ein Volk nie überschreiten könne ohne in's Verderben zu gerathen. Und wie er das wichtigste Geschäft der Regierungen darin sieht, diese Stufe nicht überschreiten zu lassen, so theilt er sich selbst eine ähnliche Aufgabe zu bezüglich des „wahren Zeitpunktes der schönen deutschen Literatur,“ der in die Jahre 1745—56 fällt wie er meint. Der durch Kenntnisse, Sitten und Geschmack veredelte Weltmann aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist für ihn der Normalmensch, an dem er sogar die ältesten Deutschen mißt. Gellert und Weiße stehen ihm so hoch als Dichter und folgerecht als Sprachmuster, daß er zu einer Zeit, als die Iphigenie in Weimar bereits aufgeführt war und der Wilhelm Meister und Tasso zu werden begannen, unsere schöne Literatur in Gefahr des Verfalles sah, wofern sich nicht der Geschmack jenem einzigen Vorbilde wieder nähere.

Sind Rablos und Wolke, wie Jacob Grimm sagt, die Terroristen, so ist Adelung das ancien régime und, will man den Vergleich noch weiter treiben, Jacob Grimm's Grammatik die Charte der deutschen Sprachwissenschaft. Die dauernde Befreiung floß auch hier aus der Macht der allgemeinen Ideen.

Die Tiefe der Einsicht in das Wesen der Sprache, welche Herder bekundete konnte früher oder später für die Grammatik nicht ohne Frucht bleiben. Aber diese Zeit lag noch etwas fern. Nur die allgemeinen Fragen blieben damals auf dem Tapet. Die Frage nach dem Ursprung

der Sprache, zu deren Lösung Herder manches Glückliche sagte, hörte nicht auf die fähigeren Köpfe zu beschäftigen. Wilhelm Schlegel zum Beispiel fand sich bewogen, sein Talent wissenschaftliche Gegenstände gemeinlich darzustellen auch an diesem Probleme in Aufsätzen der Schiller'schen Foren zur Anwendung zu bringen. Selbst Adelung's Methode der Sprachbetrachtung hängt auf das Genaueste mit seinen philosophischen und culturhistorischen Voraussetzungen, insbesondere mit seiner Ansicht über den Ursprung der Sprache zusammen. H. Ph. Moritz unterzog die Sprache der psychologischen Betrachtung und gab den Herder'schen Anschauungen eine eigenthümliche Fortbildung, um deren willen die Fragmente des Schlegel'schen Athenäums ihn einen grammatischen Mystiker nennen. Dieselben Fragmente erklärten 1798: ehe nicht die Philosophen Grammatiker und die Grammatiker Philosophen werden, wird die Grammatik nicht was sie bei den Alten war, eine pragmatische Wissenschaft und ein Theil der Logik, noch überhaupt eine Wissenschaft werden. Dieser Grammatiker-Philosoph, welcher kommen sollte, war Tied's Schwager, A. F. Bernharbi. Seine sprachwissenschaftlichen Ansichten sind die Anwendung der Identitätsphilosophie auf die Sprachwissenschaft. Die Sprache wird aus der Vernunft deducirt, und die Identität von Subject und Object, das geheime Band zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem bilden die philosophischen Grundanschauungen seiner Sprachlehre. Sie erschien zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wilhelm Schlegel äußerte sich beistimmend, aber er verlangte wenigstens eine Ergänzung durch die specielle Grammatik der einzelnen Sprachen, und diese bestimmte er als die Charakteristik ihrer Individualität, und gelangte so zu dem Gedanken einer vergleichenden Grammatik, das ist: einer Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen.

Unmittelbaren Einfluß auf die wirkliche Reform der Grammatik hatten derartige Sprachbetrachtungen so wenig, wie das was Adelung und Vater im „Mithridates“ durch Proben aller Sprachen der Erde leisteten, auf die Sprachvergleichung. Aber wenn Schlegel eine Charakteristik der Sprachen verlangte (und Herder hatte ja ganz ähnliche Gedanken und viel ausgeführter geäußert), so kann man dies als den ersten Schimmer des vollen Lichtes ansehen, das Wilhelm von Humboldt auf die Sprachwissenschaft fallen ließ. Seine tief sinnigen Ahnungen und Aufschlüsse über die Natur der Sprache überhaupt nicht bloß muß man bewundern. Man muß den Bruch hervorheben mit aller bisherigen Grammatik welchen er zuerst vollzog, indem er die (bei Adelung zwar schon auftauchende, aber fast ganz unfruchtbare) Idee einer Betrachtung der Sprache rein aus sich selbst aufstellte. Die grammatischen Kategorien der classischen Sprachen

in welche man die anderen bisher zu pressen pflegte, hatten nun endlich ausgedient und bekamen den Abschied. Was Humboldt zuerst forderete, hat Jacob Grimm zuerst geleistet. Die Methode die Humboldt zuerst schilderte, hat Jacob Grimm zuerst gehandhabt.

Im Jahre 1812 erschien Humboldt's Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation. Einer Monographie des vaskischen Volksstammes wie er sie nannte. Alle großen fruchtbaren Humboldt'schen Sprachansichten regen hier schon ihre Kräfte. Die Vereinigung des Sprach- und des Geschichtsstudiums, die erst recht förderlich werden könne, wenn man feste Grundsätze gewonnen hätte, um die Verwandtschaftsgrade der Sprachen zu bestimmen; die Völkercharakteristik als nothwendige Begleitung der Grammatik; die Antinomien im Wesen der Sprache; die Völker als Individuen betrachtet; die Sprache als Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Natur, dann zwischen einem und dem anderen Individuum: das Alles findet sich hier schon angedeutet. Jacob Grimm las es ohne Zweifel (er selbst arbeitete mit an Friedrich Schlegel's deutschem Museum worin die Ankündigung erschien), er bewunderte ohne Zweifel: aber er ward nicht entzündet, er fühlte sich nicht zur Racheiferung angefeuert. Die Ankündigung enthielt jedoch auch eine Schilderung der wahren Methode für die Untersuchung und Zergliederung der Sprachen. Und daran hielt sich Jacob Grimm, diese wurde der Leitstern für seine Arbeiten.

In der Sprache beruht Alles auf Analogie, und ihr Bau ist bis in seine feinsten Theile hinein ein organischer Bau. Aber die Sprachbildung erleidet Störungen im Laufe der Geschichte durch Entlehnungen und Mischungen. Sie sucht das Fremde zu assimiliren, ohne daß es ihr vollständig gelänge, so daß die Analogie nun nicht mehr ganz durchgeht. Aber auch die vorhandene Analogie kann nicht immer erkannt werden: denn zum eigentlichen Wesen der Sprache bringt keine auch noch so vollständige Zergliederung. So besteht jede Sprache auf der einen Seite aus einer großen Menge analogisch gebildeter Reihen, auf der anderen aus Grundstoffen, von denen sich weiter keine Rechenschaft geben läßt. Diesen zwiefachen Bestandtheil der Sprache nun muß eine gelungene Zergliederung derselben vollständig und genau nachweisen, und jede Spur systematischer Regelmäßigkeit verfolgend, die Sprache nach allen Richtungen hin untersuchen. Darum ist ihr letztes Resultat auch ein zwiefaches: ein System mehr oder weniger allgemeiner und sicherer Regeln, Grundsätze und Analogien, der eigentliche Organismus der Sprache, und eine gleichsam unorganische Masse von nicht weiter zerlegbaren Sprachelementen.

Dies sind die Sätze, einfach und selbstverständlich wie sie scheinen,

auf denen die Umwälzung in der Sprachbetrachtung beruht. Die Begriffe des Organischen und Unorganischen in eben dem Sinne, wie Humboldt sie aufstellte, gebraucht Jacob Grimm als die Grundkategorien seiner deutschen Grammatik.

Wir haben Jacob Grimm bisher fast nur unter dem Einflusse der Romantiker gesehen. Die romantische Rechtslehre und die romantische Mythologie gestalteten seine Bildung. Hier, an dem wichtigsten Punkte seines Lebens, wo er sich vorbereitete zu seiner größten That, greifen die Ideen des Classicismus entscheidend herein, deren Wirkung bei ihm sonst nur vereinzelt beobachtet werden kann. Und fortan wußte er, bei welchem Sprachforscher allein von umfassender Empirie getränkte philosophische Tiefe zu suchen sei. Als Humboldt's Schrift über Sprachstudium erschien, worin er außer der Untersuchung des Organismus der Sprachen auch die Untersuchung ihrer Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit verlangte, schrieb Jacob Grimm an Lachmann (12. Mai 1823): Die lesen Sie ja, die beiden Richtungen der Sprache und des Sprachstudiums scheinen mir darin geistreich und vortrefflich entwickelt. So was kann mich trösten über das was meinen Arbeiten fehlt. Ich gehe wenigstens auf einem der guten Wege, der Geist der im herbeigeschafften Material schläft wird mit der Zeit schon erwachen oder erweckt werden. — Als er späterhin in seiner Grammatik über das Genus zu handeln hatte, schöpfte er die allgemeinen Bestimmungen aus Humboldt's lettre à M. Abel Rémusat. Und als er zwölf Jahre vor seinem Tode in der Berliner Akademie von dem Ursprung der Sprache redete, da trafen seine philosophischen Bemerkungen mit den Ansichten Humboldt's auf das überraschendste zusammen. Für Jacob Grimm waren solche allgemeine Gedanken niemals ein fester Punkt, von dem aus er nun wieder die Resultate der Empirie in Bewegung gesetzt hätte. Sie treten bei ihm nur als die höchste Sublimation der historischen Forschung auf. Aber daß er nicht speculativ gestimmt war, darin dürfen wir eher einen Vortheil erblicken. Denn die dauernden Erfolge gehörten damals dem erfahrungsmäßigen Erkennen: die Kartenhäuser der Speculation, welche die Welt bestaunte, sind zusammengeürzt. Die Meisterschaft der empirischen Forschung die Jacob Grimm erzogen hatte, die Lehre Savigny's, kam jetzt erst in ihm zu völligem Durchbruch. Es war ein Ausdruck dieses Verhältnisses, daß er Savigny seine deutsche Grammatik widmete. Und die Gabe war nicht zu gering. Die „deutsche Grammatik“ ist für die Philologie noch von weit höherer Bedeutung, als Savigny's „Recht des Besitzes“ für die Jurisprudenz.

Jacob Grimm beabsichtigte in diesem Buche zu zeigen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte an-

erkannt werden müsse. Er äußert das Vollgefühl überlegener Kraft gegenüber denen, welche die Sprache wie etwas von heute betrachten, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande seien, — welche bunte Verwirrung und Unzusammenhang sehen wo gerade, wenn man sich gewöhnt habe das nie still gestandene und nie still stehende wie es sich entwickelt ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werde. Räthselhafte Reste, die in der heutigen Sprache trümmerhaft und gleichsam versteinert stehen geblieben, hellen sich auf. Die Fortbildung des Aelteren zum Neueren wird von Stufe zu Stufe sichtbar. Noch höher hinauf liegt das Gothische, und der Blick hebt sich von da zu einem Aeltesten, in welchem die jetzt geschiedenen Sprachen, die verschwisterten Mundarten des Deutschen, eine einzige große Einheit ausmachten. Schon die bloße Betrachtung der heutigen Sprache und ihrer Bildung läßt es nothwendig erscheinen, das Niederdeutsche in seiner älteren und ältesten Gestaltung, in dem Altsächsischen, Angelsächsischen und Friesischen, mit herbeizuziehen: und daran schließt sich das Stanbinavische ganz von selbst.

Alle diese Sprachen und Dialekte des großen germanischen Stammes setzte sich Jacob Grimm vor in seiner Grammatik zu umspannen. Keine einzige, meinte er, dürfe ohne Nachtheil des Ganzen außer Acht gelassen werden. Und der Erfolg hat diese Ansicht gerechtfertigt.

Zu Anfang 1818 that Jacob Grimm der Grammatik zum ersten Male gegen Benede Erwähnung. Zu Anfang 1819, Jacob Grimm war eben vier und dreißig Jahre alt geworden, erschien der erste Band.

Ungeheure Massen des Stoffes waren bezwungen, ein überfließender Reichthum der Thatfachen in Gesetz und Regel gebracht. Einen dreifachen Stand der Sprache unterschied Jacob Grimm: einen alten, einen mittleren und neuen. Der jüngste war nur im Umriss gehalten, auf den alten fiel das meiste Gewicht. In leicht überschaubarer Gliederung erhob sich das Ganze. Erst die Declination, dann die Conjugation war je in Einem Abschnitte behandelt. Von Sprache zu Sprache schritt die Untersuchung vor, von Einzelheit zu Einzelheit. Aber eine Gesamtansicht aller Dialekte beschloß jeden Abschnitt und ging von da noch einmal in die einzelnen Sprachen hinein, um die Resultate in wenige Sätze zusammenzudrängen. Den Schluß bilden Vergleichen aus fremden Sprachen, und als Kuppel wölbten sich darüber einige allgemeine Hauptsätze, die sich aus der Geschichte der deutschen Sprache, soweit sie nun aufgestellt war, ergaben.

Es fehlte nicht ganz an historischen Vorarbeiten bis dahin für die

Grammatik. Schon Eckhart erkannte, daß beinahe für jedes Jahrhundert des Mittelalters eine eigene Grammatik nöthig sei. Und Hides für das Angelsächsische, Rast für das Altnordische, Junius, Fulda, Zahn für das Gothische, Ten Kate für das Niederländische hatte Jacob Grimm mit zum Theil sehr tüchtigen Leistungen dankbar zu nennen. Aber auch ihre Arbeiten machte er neu. Denn überall schöpfte er mit ungeheurem Fleiße aus den Quellen selbst. Und eröffnete neue Quellen, wie die Personen- und Ortsnamen zum Beispiel, welche unter den Aelteren schon bei Goldast und Schottel freilich sehr unvollkommene Pflege fanden. Wie früh Jacob Grimm auf ihre Wichtigkeit aufmerksam war, haben wir bereits gesehen. Auch Wilhelm Schlegel nannte sie das älteste Denkmal unserer Sprache sowie der Sitten und der Volksgesinnung, und hatte schon manche gute Einsicht in das Wesen ihrer Bildung. Jacob Grimm machte jetzt den ersten Versuch ihnen Aufschlüsse über die Sprachgeschichte abzugewinnen.

Jacob Grimm's Grammatik erschien als etwas absolut Neues, er wollte heraustreten, er trat heraus aus der Reihe aller bisherigen deutschen Sprachlehrer. Er betont ausdrücklich seinen Gegensatz gegen alle philosophische d. h. auf etymologischer Grundlage oder sonst nach Lösung allgemeiner Probleme strebende, und gegen alle kritische d. h. praktische und gesetzgebende Grammatik.

Der Eindruck auf die theilhaftigen Zeitgenossen war überwältigend. Jean Paul zum Beispiel, der sich sehr tief in die Radloff'schen und Wolke'schen Sprachmeistereien hatte verstricken lassen, war unerschöpflich an enthuftastischen und wunderlichen Bezeichnungen des Buches: Grimm's Meistergrammatik, dieses deutsche Sprachheroum, diese grammatische Polyglotta für Deutsche und ihre Völkervettern, Holländer, Schweden, Dänen, Briten, — dieses heilige Reliquarium der Zungenvorzeit, das uns dieser grammatische Riesengoliath gegen den er selbst nur ein Zwergbaoid sei gebracht und gefüllt habe. Sach- und sprachkundige Recensenten würden die Sprach- und Sprachenfülle der Grammatik und das längste tiefste Studium der deutschen Sprachantike und die scharfen Blicke der Entscheidung mit dem rechten Lobe zu erkennen wissen. Hoch über Adelung stehe Grimm an Fülle des Wissens wie an Großtinn.

Jean Paul's Enthusiasmus wollte weniger besagen als das einstimmige Lob, welches frühere Gegner wie Freunde Jacob Grimm's seinem Werke ertheilten.

Wilhelm Schlegel schrieb an Wilhelm von Humboldt darüber, allerdings in etwas gönnerhaftem Tone: Ich schätze diese Arbeit so hoch wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgeführten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie



viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. Ich werde es mir umsomehr zum angelegentlichen Geschäft machen dies anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologien à la Kanne sehr hart mit ihm umgegangen bin.

Und Benedek schrieb an Jacob Grimm: Wenn man an den Verfasser denkt, so weiß man nicht, ob man mehr seinen Scharfsinn oder seinen Fleiß und seine Kenntnisse bewundern soll; und wenn man an den Gegenstand denkt, so wird man von Freude ergriffen, daß eine Sprache in der Welt ist, die für solche Untersuchungen gemacht ist, und daß diese Sprache die unsere ist.

Zugleich ließ sich Benedek in den Göttinger Gelehrten Anzeigen über das Buch aus wie folgt: Ehre dem Ehre gebührt! und dieser Grammatik, wie sie bescheiden sich nennt, gebührt sie. Gedanken, Anordnung und Ausführung zeigen so viel Scharfsinn, Ueberlegung und Gelehrsamkeit, daß jeder dem ein Urtheil zusteht sie für ein Meisterwerk erklären muß. Man sieht es der Arbeit an, daß sie mit Begeisterung und Liebe unternommen und mit nie ermügendem Fleiße ausgeführt wurde. Alles ist verständig gedacht und verständlich gesagt. Der Verfasser ist seines Gegenstandes vollkommen mächtig. Sicher und ruhig wie er selbst fortschreitet, folgt ihm der Leser mit Leichtigkeit, freut sich des immer heller werdenden Lichtes, und erblickt endlich, wo er vorher nur eine verworrene Masse sah, eine Welt voll unbegreiflicher Ordnung. Was Zeit und Raum zu trennen schienen, fügt sich zur Einheit, und allenthalben verräth sich das Weben und Leben Eines wundervollen Geistes, der gleichförmig wirkt in der größten Mannigfaltigkeit und sparsam in der größten Fülle. — Wir möchten diese Grammatik eine Naturgeschichte der Sprache nennen, wenn unsere Leser uns den Gefallen thun wollten, das Wort Naturgeschichte in seiner eigentlichen und wahren Bedeutung zu nehmen. — Daß uns eine deutsche Grammatik noth that, haben wir alle gefühlt; daß unser Wunsch auf eine solche Art würde erfüllt werden, hat wohl keiner geahnt: denn keiner hat sich die Aufgabe in dem Umfange gedacht, den wir jetzt als nothwendige Bedingung anerkennen müssen.

Die erste Epoche altdeutscher Gelehrsamkeit war zu ausschließlich den ältesten Sprachperioden zugewandt und beschränkte sich in deren Betrachtung zu sehr auf den lexikalischen Gesichtspunkt. Die zweite Epoche war beinahe bloß bedacht auf die Publication poetischer Denkmäler aus der blühendsten Zeit des Mittelalters. Altdeutsche Philologie welche auf den Namen einer Wissenschaft hätte Anspruch machen dürfen, und geregelte Thätigkeit in ihrem Dienste gab es noch nicht. War demnach für diese

Wissenschaft nun erst, mit Jacob Grimm's bewunderungswürdigem Werke, das Fundament gelegt? Ist das Jahr 1819 das Geburtsjahr der altdeutschen Philologie wie wir sie heute verstehen?

Wir glauben antworten zu müssen: nein. Das Buch war die erste bedeutende und große Erscheinung, das erste gewaltige Lebenszeichen der heutigen altdeutschen Philologie. Diese verdankte ihm, so hat man mit Recht gesagt, Gebeihen und sichere Kraft. Aber sie nimmt nicht mit ihm erst ihren Anfang. Will man auf ein bestimmtes einzelnes Jahr den Anfang setzen, so kann dies nur das Jahr 1816 sein, dasselbe Jahr in welchem die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen begründet wurde, — dasselbe Jahr in welchem die Psychologie eine neue wissenschaftliche Basis erhielt, — dasselbe Jahr in welchem mit der Aufindung des Gaius der römischen Rechtswissenschaft ein ganz ungeahnter Impuls gegeben wurde. 1816 erschien Benedek's Ausgabe des Bonerius: sie war der Anfang der wissenschaftlichen Lexikographie. 1816 erschien Lachmann's Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt der Nibelunge Neth: sie war der Anfang der wissenschaftlichen Kritik in der altdeutschen Philologie. Die beiden Grimm, Lachmann, Benedek, diese vier Männer haben die altdeutsche Philologie begründet. Oder vielmehr der Genius der deutschen Nation durch sie.

Lachmann und Benedek sind die echten Mitarbeiter der Grimm. Alle ihre anderen gleichstrebenden Zeitgenossen können höchstens für Gesellen oder Lehrlinge gelten. Der betriebfamste unter ihnen war von der Hagen, der geschulteste war Docen.

Friedrich Heinrich von der Hagen ist das Urbild der heutigen altdeutschen Philologen für's große Publikum, nur weniger geschickt sich eine Clique zu organisiren, weniger gewandt sich mit dem Costüm echter Gelehrsamkeit zu drapiren, und deshalb weniger gefährlich. Ein literarischer Geschäftsmann im Großen, aber ohne den Fanatismus seines Gewerbes, und deshalb weniger bössartig. Er hatte die Sorte von Fleiß welche in Vielleserei und Vielgeschäftigkeit sich äußert. Er hatte die Sorte von Kenntnissen welche durch Vielleserei und Vielgeschäftigkeit erworben wird. Er war kein treuer Arbeiter im Kleinen und Einzelnen. Er war ein höchst ungetreuer Genöß im Ganzen der Wissenschaft: die bedeutendsten Resultate die neben ihm von Anderen gewonnen wurden affectirte er bis an sein Ende nicht zu kennen oder dünkte sich groß genug sie nicht beachten zu dürfen. Er war äußerst fruchtbar an Uebersetzungen und Bearbeitungen aller Art, und ging darin selbst über den Kreis der germanischen Literatur hinaus: den arabischen Märchen ließ er ebensowohl seine Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit zu gute kommen wie dem Nibelungen-

liebe und den altnordischen Saga's. So hat er denn in der Wissenschaft keine anderen Spuren zurückgelassen, als welche sich noch Niemand die leichte Mühe gab zu verwischen.

Bernhard Joseph Docen war ein Mann von großem Verstande und nicht gemeinem Scharfsinn, von tüchtigem Wissen und redlicher Gesinnung: aber ohne Ausbauer, Fleiß, Beharrlichkeit und Concentration. Er besaß Selbstverleugnung genug um in seinen Bemühungen auch die trockensten Materien nicht zu scheuen. Aber etwas Großes kam dabei nicht zu Stande, und selbst das Kleinste trat mit einer gewissen Präetension und in dem unangenehmen Puz eines sehr gezierten Stieles auf. Er hat niemals nach einem zusammenhängenden Plan eine umfassendere Arbeit unternommen, in der es sich um Erlebigung einschneidender Fragen gehandelt hätte. Die Schätze der Münchener Bibliothek, deren Custos er war, hütete er wie nur je ein Geiziger die seinigen, indem er ihren Anblick behaglich für sich genoß, vor der Welt nur von Zeit zu Zeit einen seltenen Stein, aber auch manche bunte Glascherbe in der Sonne funkeln ließ. Wo man ihm jetzt noch begegnet, wird man ihn stets mit Achtung begrüßen; aber man begegnet ihm selten, da er bloß auf Seitenwegen zu finden ist.

Wie anders als die genannten steht Venede da. Wie ist er ganz auf das specielle Fach seiner Begabung concentrirt. Und wie Ausgezeichnetes, Unübertroffenes, vielleicht Unübertreffliches gelingt ihm da. Selbstvergeffenheit und Hingebung, strenges Sondern und vorsichtiges Binden: das ist der Charakter seiner Arbeiten. Und wo hätten ihm diese Eigenschaften besser zu statten kommen können, als auf dem Gebiete der Erzeße und Lexikographie welches er sich erwählt? Jedes Wort der alten Sprache wird von ihm geprüft und verglichen mit dem heutigen, ob nicht ein verborgener Sinn, eine feine kaum merkliche Färbung der Bedeutung, eine engere oder weitere Grundanschauung darin zu entdecken sei. Jedes Denkmal der alten Poesie wird hineingestellt in die Zeit, an den Ort, in die Gesellschaft, in die Welt-, Lebens- und Kunstanschauung, aus der es hervorgegangen ist, nicht von deren Standpunkte aus wir es heute lesen. Diese streng historische Ansicht der Literaturdenkmäler hält Venede überall fest. Er stellt sich damit in Gegensatz zur ästhetischen Betrachtungsweise. Die Aesthetik vergleicht die poetischen Producte unter einander und sucht sie in eine Stufenfolge zu bringen welche gegen das Absolute hin sich bewegt. Nur zu lange hatte man die deutsche Literatur lediglich mit ästhetischen Augen angesehen. Und daher kam es daß bald die Nibelungen gegen die Ilias, bald die Ilias gegen die Nibelungen zurückgesetzt wurde. Darüber hat schon Goethe im Diwan beherzigenswerthe Worte gesprochen: „Haben wir Deutsche nicht unseren herrlichen Nibelungen durch solche Ver-

gleichung den größten Schaden gethan?" sagt er: „so höchst erfreulich sie sind wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderbar erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maafstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.“ — Dies Einbürgern, dies vertraulich und dankbar Aufnehmen: dahin stand Benecke's Sinn.

Benecke's Zuhörer in Göttingen war Lachmann. Weil Benecke Jahr aus Jahr ein Vorlesungen über Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts hielt, äußerte Lachmann selbst, fühlte ich mich gereizt altdeutsch zu lernen wie man englisch und italienisch lernt.

Lachmann wurde in Braunschweig geboren, er bildet mit Benecke das norddeutsche Element in jener Vierzahl von Gründern der altdeutschen Philologie. Und wenn man den Charakter der Rolle erwägt, der ihnen beiden einerseits und den Brüdern Grimm andererseits darin zufiel: so wird man nicht anstehen, in dem Grade von innerer Freiheit mit welcher sie den Objecten ihrer Forschung gegenüberstehen, in dem Grade des Einflusses welchen sie den dunklen Regungen unbeaufsichtigter Vorstellungsmassen auf ihre Erwägungen gestatten, die Eigenthümlichkeit des norddeutschen und süddeutschen Naturels wiederzuerkennen.

Lachmann war acht Jahre jünger als Jacob Grimm. Daraus erwuchs ihm der Vortheil, daß alle die ersten Arbeiten der Grimm, Görres, von der Hagen für ihn schon ein Gegebenes waren, zu dem er unbefangen und unbeirrt durch das Bestehende des Augenblicks und die mitreisende Strömung der Zeit, seine Stellung wählen konnte. Ueber diese Wahl aber war er um so weniger zweifelhaft und bewahrte sich um so leichter das volle Gleichgewicht besonnenen Urtheils, als er an das Altdeutsche herantrat ausgerüstet mit der ganzen bisherigen Erfahrung der classischen Philologie, deren Methode überdies um ein bedeutendes Stück weiterzubringen und in dem wichtigsten Punkte der Texteskritik erst auf die richtige Bahn zu führen gleich seiner frühesten Arbeit gelang. So erklärt sich daß es in dieser Zeit der gährenden Bildung nicht viele Gelehrte gegeben haben wird, welche so wenig in ihrem Leben zu bereuen und zurückzunehmen hatten wie Lachmann.

Lachmann ist ein Philolog in der engsten Bedeutung des Wortes, in der man nur die formale Philologie im Gegensatz zur realen oder materialen darunter versteht. Die letztere ist Jacob Grimm's Gebiet, in der ersteren herrscht Lachmann. Mit allen Kräften seines Wesens ist er darauf gerichtet; kein Gegenstand scheint ihm zu unwichtig um nicht mit der peinlichsten Sorgfalt, mit der achtsamsten Vorsicht behandelt zu werden; bei dem Alleräußerlichsten und Kleinsten beginnt seine Arbeit, bei den Buch-

staben und der richtigen Schreibung, und steigt hinauf in die höchsten Geheimnisse des poetischen Schaffens: überall mit keinem anderen Zwecke als dem, irgend einem Schriftsteller oder Dichter denselben Dienst zu leisten, welchen der Restaurator dem Künstler leistet: seine Werke in solcher Gestalt der Auffassung Mitlebender darzubieten, wie sie aus seinem eigenen Geiste hervorgetreten sind. Die Richtung des Gemüthes auf eine derartige Thätigkeit kann nicht gedacht werden ohne grammatisches Interesse und ohne stilistisches oder poetisches Interesse. Jedes philologische Bemühen entfließt einer unreinen Quelle, das nicht aus diesen beiden sich nährt, wie jedes philologische Bemühen fruchtlos bleibt, das nicht mit der genauesten Kenntniß der Sprache und dem eindringendsten Verständniß für Poesie verbunden ist und mit diesen Mitteln wirkt.

Das wußte Lachmann sehr wohl. Den Gedanken die gothischen Palimpseste aus Mailand zu holen, den er einen Augenblick gehegt hatte, gab er auf: denn, schrieb er, soll ich der ich gar keinen linguistischen Trieb oder Geschick habe, mich hinsetzen und gothisch studiren bis ich es selbst ohne Fehler schreiben kann? So viel hielt er für die Arbeit nöthig, so hohe Forderungen stellte er an sich selbst. Um die philologische Aneignung bemühte er sich nur bei den Sprachen, deren Denkmäler herauszugeben ihm am Herzen lag. Das waren im Kreise der germanischen Sprachen die mittelhochdeutsche und althochdeutsche. Lachmann war der größte Kenner des Althochdeutschen bis jetzt, und seine Ausgabe des Hildebrandsliedes bildet noch heute den Gipfel und das schwer erreichbare Muster des für das Althochdeutsche Geleisteten. Was sollen wir sonst noch sagen von allen mühsamen Forschungen, denen Lachmann sich unterzog in namenlosem Fleiße, um aller der Kenntnisse Herr zu werden, deren er für seine Zwecke bedurfte? Er hat die Wissenschaft der altdeutschen Metrik begründet nicht bloß, sondern beinahe auch vollendet. Er hat für die Geschichte der altdeutschen Literatur und deren feste chronologische Einordnung mehr gethan als irgend ein anderer.

Bewunderungswürdiger als dies Alles aber ist sein Verständniß für Poesie und seine unmittelbare Nachempfindung der dichterischen Production. Darauf beruht sein Fortschritt über Friedrich August Wolf hinaus in der Betrachtung des Volksepos. Er hat das lebendigste Gefühl des Individuellen, für den Ton verschiedener Autoren die feinste Unterscheidungsgabe. Er steht in der ausgebildetsten Anschauung des Stoffes mit allen Einzelheiten und Verzweigungen, Beziehungen und Zusammenhängen. Es ist eine neue Methode des Lesens die er übt mit einer Spannung des Gemüthes und einer Versenkung in den Gegenstand, bei welcher die Stimmung des bloß hingebenden Gemüthes gar nicht mehr aufkommt, so daß

ihm das Lesen beinahe zu einem Nachproduciren wird. Wo daher Werke verschiedener Dichter zu einem scheinbar einzigen verbunden worden, da können, wosfern nur die ursprünglichen Gedichte in ihrem Wesen nicht angetastet worden, alle Erweiterungen, Verkittungen und Beschränkungen seinem Scharfblicke das wahre Sachverhältniß nicht verschleiern. Dieses Scharfblickes erste Probe legte er in dem bereits erwähnten Habilitationsvortrage über die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes ab. Seine abschließende Aufstellung der zwanzig Nibelungenlieder aber und seine ähnliche Untersuchung der Lieder der Nias, wovon er um 1821 die ersten Resultate vor Freunden laut werden ließ, sind der höchste Triumph der formalen Philologie.

Die kritische Meisterschaft im Großen bewährte sich im Kleinen an jeder Gestaltung eines Textes die aus Lachmann's Hand hervorging, an jeder Wahl der Lesart, an jeder Conjectur. „Er war zum Herausgeber geboren,“ sagt Jacob Grimm, „seines gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen.“ Nur durch das Vermögen sich ganz und gar in den Geist des Dichters hineinzuversetzen gelingt es, die einzelnen Äußerungen dieses Geistes aus dem Schutte der Jahrhunderte fast in ihrer ersten Reinheit wieder hervorgehen zu lassen. Nur so ist es möglich die doppelte Gefahr zu vermeiden: dem Dichter etwas aufzudrängen was allein in dem Kopfe des modernen Kritikers entsprang, und dem Dichter das nicht zu nehmen wodurch die Unaufmerksamkeit und Willkür der Abschreiber seine Werke verfälscht und verunstaltet haben. Lachmann gelang es um so vollständiger, als in ganz ungewöhnlichem Maße ihm die Gaben verliehen waren, die wir für die Grundbedingungen aller methodischen Forschung ansehen: der unbestechliche Wahrheitsinn und das Vermögen des Zweifels an sich selbst. Der Geist der Wahrheit öffnet und verschärft ihm den Blick für alle Abstufungen der Gewißheit und für die Möglichkeit an einem gegebenen Stoffe sie zu erreichen. Der Geist des Zweifels läßt ihn die ersten Beobachtungen unaufhörlich wieder vornehmen und prüfen, und macht ihn mißtrauisch gegen die Neigungen seines Gemüthes und legt ihm die Pflicht einer geistigen Selbstkasteiung auf, welche hinter der körperlichen der alten Asceten an Nachdruck und Schärfe nicht zurückblieb.

Die Härte gegen sich selbst berechtigt aber auch zur Strenge gegen andere. Sorgfältige Treue, Eifer für die Wahrheit und wider den Schein: dahin richtet sich unser wohl bewußtes Streben, schreibt Lachmann, und wenigstens gefühlt haben als das seinige muß dies wer sich zu uns rechnen will. Es ist ein aristokratischer Zug in Lachmann. Aber kein echter Gelehrter oder Dichter oder Künstler kann dieser Vornehmheit des Wesens

entbehren ohne Schaden an seinem Heiligsten zu nehmen. Nur während sie der Eine um der Verträglichkeit des Lebens willen vielleicht stille in seiner Seele verschließt, glaubt der Andere sie scharf zur Schau tragen zu müssen um der Aufrichtigkeit willen. Wissenschaft und Kunst sind keine Güter, zu deren Erreichung Association und Organisation der Massen irgend etwas dienen können. Zu dulden und zu hegen wessen Gesinnung falsch und unecht befunden worden, bloß weil er nach gewissen Richtungen hin vielleicht Brauchbares leistet, dazu liegt kein Grund vor. Wohl aber hat wer sich als einen rechten Priester des Wahren und Schönen fühlt, alle Ursache, seine Persönlichkeit vor jeder Verührung mit dem Unreinen zu schützen. Denn Gelehrte und Künstler wirken ebensosehr durch das was sie sind, wie durch das was sie thun.

Kein schöneres Schauspiel aber, als wenn edle Kräfte von hoher Selbständigkeit sich zu gemeinsamem Werke verbünden. Zwischen Benedek, Lachmann und den Grimm bestand solche Einhelligkeit der Forschung, das rückhaltloseste Geben, das dankbarste Empfangen. Benedek und Jacob Grimm wechselten seit 1819 ohne Unterlaß ausführliche Adbversarien: Fragen und Gegenfragen werden gestellt, Bedenken geäußert, Controversen ausgefochten, über die gedruckten Arbeiten Bemerkungen ausgetauscht; was einer mehr weiß als der andere, theilt er mit; was ihnen beiden noch entgeht zu erlangen, unterstützen sie sich gegenseitig. Der Verkehr und die Freundschaft Lachmann's mit Jacob Grimm und Wilhelm Grimm beginnt ebenfalls im Jahre 1819 nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Grammatik. Die Verschiedenheit ihrer Naturen wurde ihnen bald eben so klar wie die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens. Sie hatten das volle Bewußtsein, daß sie allein, mit Benedek, auf dem richtigen Wege und im Stande seien, aus den Bestrebungen für das deutsche Alterthum eine Wissenschaft zu machen. Lassen Sie uns, schreibt Jacob Grimm an Lachmann (1. April 1820), auf diesem Wege fortfahren und bald wird ein philologisches Fundament entstehen, welches dem Publikum mehr Zutrauen einflößen soll, als das Geschwätz und die Halbwisserei, die bisher ihr Spiel mit der altdeutschen Literatur getrieben haben.

Ein sehr reger Briefwechsel begann. Zwischen Jacob und Lachmann wurde Grammatik und Metrik verhandelt, zwischen Wilhelm und Lachmann die altdeutsche Literaturgeschichte und insbesondere die deutsche Heldensage. Denn der Mann, der den Text des Lukrez in's Reine brachte ohne sich mit dem Epikuräismus zu beschäftigen, der den Text des Neuen Testaments bearbeitete ohne sich in die Geschichte des Urchristenthums einzulassen, empfand doch bei seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied das Bedürfniß, über das Formelle hinaus auf die Sachen überzu-

gehen. In gemeinschaftlichen Erörterungen stellten sie ihre Ansichten darüber fest.

Lachmann fühlte sich mit Wilhelm Grimm verwandter als mit Jacob. Der unermessliche Reichthum und das Massenhafte ist so wenig Ihr als mein Fach, schreibt er ihm einmal, wir müssen das Jacob lassen. Aber ohne Reid, fügt er hinzu, kann es nicht abgehn, wo man sich einmal seiner Art zu nähern gezwungen ist. Einen anderen Unterschied berührt er einmal gegen Jacob mit den Worten: Ihre Weise ist anders als meine, Sie sind viel lehrhafter, bei mir heißt es discendo docemus; beide haben ihr Gutes, meine ist für den Mitforschenden schwerer, aber weniger überredend: am besten, beide stehen neben einander. Auch eine andere Eigenthümlichkeit, die man oft getadelt hat, berührt er wiederholt. Er könne nicht anders für den Druck schreiben als ein wenig vornehm und mit Deckung. Und als ihn Venecke mit dem englischen Philologen Porson verglich, mißbilligte er das, wenn Venecke dabei an Porson's widerlich vornehme, orakelmäßige Vorsichtigkeit denke. Diese sei wahrhaftig bei ihm nur scheinbar und gewöhnlich Unermögen oder Ueberdruß das Bekannte noch zu sagen: „Gott besser's!“ schließt er mit einem Stoßseufzer. Eine ausführlichere Selbstcharakteristik findet sich gleich in einem der ersten Briefe an Jacob, vom 22. April 1820, unmittelbar nach einer Reihe von scharfen Urtheilen über Fachgenossen: Was mich besonders hindert, ist ein faßriges Wesen, bei dem ich mich auf Alles mit Wuth stürze. Der erste Gedanke ist meistens gut, aber dann hängt sich allerlei Unrath an. Gehdrig sammeln und excerptiren fällt mir auch schwer: so raffe ich aus dem Gedächtniß vieles zusammen, und das Beste ist fort. Mich weiter zu verbreiten, davon hält mich ab, daß ich die classische Philologie nicht ganz vernachlässigen will und gar noch (als außerordentlicher Professor in Königsberg) schöne Wissenschaften lehren soll, außerdem ein natürlicher Trieb, der an sich so schlecht nicht ist, Ein Ende fest und beharrlich anzufassen und nicht weiter zu gehn bis ich hier durch bin. Anderes wird mir mit Unrecht vorgeworfen. Daß ich mich erzürne über mich und andere, schadet mir nicht, denn ich bin sogar leichtsinnig genug es bald zu vergessen; und meine Freunde, das heißt die tüchtigen und ehrlichen, werden's mir zu gut halten bis ich anfangs auch sie hinterm Rücken oder in's Angesicht zu schmäheln. Das wird aber nie geschehen.

Wie Lachmann, so wird auch Jacob Grimm nicht müde, seine Art mit der des Freundes zu vergleichen und dessen eigenthümliche Vorzüge mit Wohlgefallen zu betrachten. Ich bewundere immer mehr, schreibt er ihm, die ausnehmende Genauigkeit und Strenge Ihrer Untersuchungen. Dergleichen habe ich nichts aufzuweisen. Und welchen Vortheil wissen



Sie aus allem zu ziehen, namentlich für die Beurtheilung der Echtheit der einzelnen Gedichte und der Mundarten. — Und als Lachmann's Ausgabe der Werke Wolfram's von Eschenbach erschienen war, meinte er: eine solche Arbeit glücklich vollbracht zu haben, müsse andere Freude und Veruhigung gewähren, als er bei seinen Büchern empfinden könne. Von diesen werde lange nichts mehr stehen, wenn noch Lachmann's Muster von Vielen nachgeahmt und von Wenigen erreicht bleiben werde. Bedenken, die er gegen Einzelheiten dieser Ausgabe äußerte, nahm er mit den Worten halb zurück: Allein ich traue Ihnen beim Herausgeben hier mehr Bedacht zu als mir beim Lesen, Sie werden für Alles gute und erwogene Gründe haben. — Bei der schönen Unmittelbarkeit, mit der Jacob Grimm sich stets zu geben wußte, darf es nicht Wunder nehmen, wenn zuweilen mitten in die gelehrten Berathungen der Ton des tiefsten und wahrsten Gefühls hereinbricht. Meine Eltern sind mir früh gestorben, schreibt er einmal, und ich habe auch sonst wenig in der Welt, zu dem ich über Berg und Thal reisen möchte, wie gerne ginge ich Ihnen nach so weit mich die Beine trügen. Als Lachmann im Jahre 1824 eine literarische Reise nach München und St. Gallen unternahm, wünschte Jacob Grimm ihn begleiten zu können und malte sich aus wie sie mit einander auf dem Bodensee schiffen würden. Aber was würden Sie an mir haben? setzt er hinzu: ich bin still, einseitig und oft traurig.

Die ersten Denkmäler des freundschaftlichen Zusammenwirkens zwischen Jacob Grimm und Lachmann sind des Letzteren „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts“ und die zweite Auflage des ersten Bandes von Jacob Grimm's Grammatik. Jene freilich hatte Lachmann vor der Begründung dieser Freundschaft begonnen, aber als er in der Vorrede die Grundzüge einer mittelhochdeutschen Vocalehre vorlegte, konnte er sich bereits auf neue Entdeckungen Jacob Grimm's berufen, die ihm dieser mitgetheilt hatte und die ihm dabei zu gute gekommen waren. Die zweite Auflage des ersten Bandes der Grammatik erschien 1822: die erste Auflage war absichtlich klein gemacht worden und daher schon im nächsten Jahre nach dem Erscheinen vergriffen. Jacob Grimm schrieb seine neue Ausarbeitung, wie alle seine Bücher, leidenschaftlich ohne Concept, oft ohne zu überlesen sogleich für den Druck, der im October 1820 begann, und war dem Setzer immer nur wenige Bogen ausgetrieben. Mitunter machte er noch die wichtigsten Entdeckungen wie vor Thorschluß. Die gedruckten Bogen erhielt Lachmann partienweise schickt und seine Bemerkungen wurden nachgetragen. Jacob Grimms Briefe drehen sich, wie begreiflich, in dieser Zeit ganz und gar um was ihm von Tag zu Tag, von Woche zu Woche in der Förderung

nes Werkes gelang, um die Befürchtungen und Hoffnungen welche er da-  
 mit verband. Wenn er sah wie viel einzelne Dinge noch unergründet  
 waren, und wie vieles er dennoch in allgemeiner Fassung niederschreiben  
 mußte, so bangte ihm vor der Fehlerhaftigkeit des Buches. Das beste  
 Zeug in die Welt zu schreiben und auf seinen Namen zu nehmen. Da  
 einmal Lachmann längere Zeit nicht schreibt, sorgt er, der Freund sei ihm  
 böse geworden, weil er in der Grammatik so manches nicht besser gemacht  
 habe. Je mehr aber der Band seiner Vollendung entgegen raste, desto  
 dauernder stellte auch Freude und Befriedigung sich ein, worzu Lachmann's  
 Einstimmung und Beifall nicht wenig beitrugen. Treffend nennt Lachmann  
 Jacob Grimm's Selbstvorwürfe ungerechte. Er trägt darüben daß er aus dem  
 Nichts tief in die Wahrheit, aber noch nicht bis an's Ziel vorgebrungen sei.  
 Und er stellt ihm vor, daß es gar kein gutes Buch gebe, das heißt keins das  
 nicht der Verfasser, so man es ist und noch in dieser Welt wird, besser  
 könnte gemacht haben. Ohne vielfache Irrthümer gehe es einmal nicht  
 ab, und deren Vermeidung könne man getrost neuen Auflagen oder den  
 Nachfolgern überlassen. „Und wären Sie, bricht der heftige Mann aus,  
 Nachfolgern überlassen.“ „Und wären Sie, bricht der heftige Mann aus,  
 ben; Schuß, mittelbar nach Ihrer ersten Ausgabe der Grammatik gestor-  
 sie ist gelten wer nicht auch dann noch, wenn keine Seite mehr so wie  
 — Verzeihen könnte, Ihren Namen mit dankbarer Verehrung genannt hätte!  
 beenden! wenn mir's Ernst ist und an's Herz geht, kann ich nicht  
 Jacq. das etwa schicklich und anständig sein mag.“  
 Briefe von Jacob Grimm war sehr dankbar für solchen kräftigen Zuspruch. „Ihre  
 mit aller Kräfte mich gewaltig, schreibt er; wenn ich denke, nun wird er  
 rin ich in Seiten deiner Arbeit unzufrieden sein, so kommt Ihr Brief wo-  
 funten. lese, daß Sie sogar noch einzelnes in dem Buche fein bemerkt  
 nicht. Doch sei es ein vierschrötiges Gezimmer, dem einzelnes Gute  
 rausgen aus den Nöthen helfe, worin es stecke. Derartige Unmuthsausße-  
 zu hindern ihn aber nicht mehr, die wahre Bedeutung des Werkes  
 erke. rbringen. „Es ist ein grammatisches Haus auf die Weine gekommen,  
 er ant er an, worin man nun einziehen und das man ausbauen kann.  
 sind nun Geschäfte möglich und es steht mir vor, es werden bessere  
 getrieben werden. Vermuthlich geht's der Masse des Publikums, wie ich  
 an mir selbst genug erfahren habe, man verliert manchen guten Einfall  
 und reibt seine Lust an einer Arbeit nach und nach auf, sobald man nicht  
 unternimmt, sie wirklich anzufassen und zu fördern. Und wunderbar fühlt  
 sich der Geist selbst durch fortschreitende Thätigkeit gefördert.“

Die neue Auflage erschien in einem ganz neuen Gewande: mit latei-  
 nischen Lettern gedruckt und ohne große Buchstaben außer im Anfang des

Sages und in Eigennamen. Jenes beruhte damals auf ganz äußerlichen Gründen. Auf dieses legte Jacob Grimm ebenfalls kein Gewicht: er wollte, wie er sagte, eigentlich bloß zeigen, da er in der Thesis alle Sprachneuerungen erklärt hatte, daß er nicht so sehr Ultra sei, um nicht auch einmal einen liberalen Vorschlag zu machen, und auf die Abstellung einer im Wesen unserer Sprache durchaus nicht begründeten Pedanterei hinzuwirken.

Auch der ursprüngliche und in der ersten Auflage festgehaltene Plan war verändert. Eine Lehre von den Lauten der germanischen Sprachen, von deren Grundzügen ihm bei Abfassung der Flexionslehre schon manches Wesentliche feststand, hatte früher den zweiten Band beginnen sollen, wurde aber jetzt als erstes Buch an die Spitze des ganzen Werkes gestellt und mit der Flexionslehre als dem zweiten Buche zu dem ersten Bande vereinigt.

Schon die philosophischen Grammatiker, schon Moris, schon Bernhardi, ja sogar Adelung, hatten — freilich in sehr verschiedenen Sinnen — den einzelnen Buchstaben oder Lauten besondere Betrachtungen gewidmet. Ranne untersuchte den Lautwandel zwischen dem Griechischen und Deutschen in einem besonderen Schriftchen. Jacob Grimm's Behandlung der Laute und seine zahlreichen Entdeckungen auf diesem Gebiete konnten dennoch als etwas völlig neues, ungeahntes gelten. Denn in seinem Reichthum, neben seinen vollständigen und allseitigen Aufschlüssen kam der Wundt der Grammatik sich gesichert erheben konnte. Die kleinsten Theile waren durchsichtig geworden. Die Betrachtung durfte zu immer höheren Gegenden sich empor wagen, weil sie sicher war, nichts Wesentliches zurückgelassen zu haben. Der Mann der einst die poetischen Literaturen der Völker des ganzen Erdballs fast zu umspannen versuchen wollte, hatte es nothwendig gefunden, sich auf das Kleinste, auf den einzelnen eirischen Laut, der aus dem Munde quillt, einzuschränken. Wie der Geist im arabischen Märchen hatte er sich aus Riesengröße in den engsten Raum zusammengedogen. Aber er behielt die Macht sich wieder ausdehnen. Und er behnte sich aus nach kurzer Zeit in die ganze Welt des Geistes, welche in unbewußtem Schaffen das deutsche Volk aus sich erzeugt hat.

Dürfen wir es wagen, die Aufmerksamkeit unserer Leser einen Augenblick auf diese Grimm'sche Lautlehre zu lenken, so ausschließlich der Gegenstand nur der fachmäßigen Wissenschaft anzugehören scheint? Wir wollen nur in einige Thäler der weiten belebten Landschaft hineinblicken und ihre allgemeinsten Umrisse festzuhalten suchen.

Ein Aggregat von Lauten wird durch den Accent erst zum lebendigen Wort. Accent aber, diese Seele des Wortes, ist Hervorhebung, helle Beleuchtung Einer Silbe — oder genau gesprochen, des Vocales Einer Silbe — vor den übrigen in Dunkel zurücktretenden. Und da hervorgehoben wird was am bedeutendsten scheint, so beruht die Setzung des Accents auf einer Ansicht von dem Werthe der Silben. Während nun die ursprünglichen Accentverhältnisse der europäischen Sprachen, welche aus dem Urstamme des Indogermanischen sich abzweigten, wahrscheinlich, wie im Indischen, alle die verschiedenen Ansichten, welche je nach verschiedenen Umständen beim Acte der Wortbildung sich geltend machen können, getreulich bewahrten: führte die germanische Sprache, als sie aus der Masse der übrigen europäischen sich lösrif, ein neues Accentprincip ein, indem sie keine anderen Unterschiede des Silbenwerthes mehr anerkannte, als welche in den zwei verschiedenen Elementen, aus denen jedes Wort besteht, gefühlt werden. Diese Elemente sind das materiale und das formale. Jenes, aus wenigen zu Einer Silbe zusammengefaßten Lauten bestehend, das wir mit einem nicht ganz passenden Vergleiche uns die Wurzel zu nennen gewöhnt haben, als ob daraus das ganze Wort emper wüchse gleichsam, — tritt nach germanischer Sprachanschauung in einen Gegensatz des Werthes zu den Formelementen, den Ableitungen und Flexionen. Die Wurzelsilbe allein wird für so bedeutend gehalten, um auf die auszeichnende Betonung ihres Vocales Anspruch erheben zu können. Auf sie wird nun aller Glanz im Worte versammelt, Ableitungs- und Flexionsilbe müssen von dem ihrigen an sie abgeben und ihre Farbe in sie reflectiren, so daß der Vocal der Wurzelsilbe in eine gewisse Abhängigkeit von dem Vocale der folgenden Silbe geräth. Wenn wir „Engel“ sagen, wo die alte Sprache angil, und „Kräfte“ wo die alte Sprache krafti, so hat das i diese Wirkung hervorgebracht, indem es dem vorausgehenden a einen Beisatz von sich zufließen ließ. Aber der ganze Proceß, auf den wir hindeuten, ist nur eine Tendenz, welche lange nicht vollständig durchgeführt wurde. In dem gegebenen Lautmaterial schon stößt sie auf mechanischen Widerstand den sie nur theilweise überwinden kann. Consonanten behindern und lassen wie eine undurchsichtige Wand die Strahlen der Vocale nicht passiren. Einige Vocale sind ihrer Natur nach unempfindlich gegen einander wie chemische Grundstoffe ohne Affinität. Das helle i ist von allen der mächtigste und greift die übrigen fast ohne Ausnahme an. E und o kommen gar nicht in Betracht. Das dumpfe u übt nur in localer Beschränkung und auch da nur beschränkte Wirkung aus. Auch das a begnügt sich die trüben Vocale e und o in der Wurzelsilbe zu beschützen, indem diese gleichsam Brechnungen des i und u sind, deren reine Kraft

nach der Richtung von a abgelenkt erscheint. So daß im Grunde nur das i jener Tendenz der Vocalreflexion in die Accentfilbe, wenn wir die Erscheinung so nennen dürfen, vollständig entspricht.

Während der deutsche Sprachgeist das materielle Element der Worte in der geschilderten Weise begünstigt, entzieht er den Formelementen seine Gunst immer sichtbar. Schon im dreizehnten Jahrhunderte ist alle Pracht der tönenden Vocale aus ihnen verschwunden und hat dem farblosen e überall den Platz räumen müssen. Es sind, mit Jean Paul zu reden, dem herrlichen Althochdeutsch die vollen Daßsaiten abgeschnitten und die dünnen E-Quinten aufgeschraubt, so daß aus den köstlichen Formen herono, tago, erdu, fiso, guati die dünnstimmigen Herren, Tage, Erde, Fische, Güte wurden -- und unsere Sprache, die reiche Klang-Singstimmen ihrer Jugend einbüßend, gleich einer alten Frau da kreischte und piff wo sie früher gesungen hatte.

Solche Zerstörung hat der veränderte Accent angerichtet in der deutschen Sprache. Dennoch aber kam aus der vorgermanischen Periode eine merkwürdige Erbschaft auf die germanische, eine Vocalveränderung, welche nur auf jenem älteren freieren Accente beruhte und, nachdem ihre eigentliche Existenzbedingung weggefallen war, eine selbsteigene Triebkraft, ein spontanes Wandlungsvermögen der germanischen Wurzel zu verrathen schien.

Unter den verschiedenen Vocalen nämlich walten bestimmte Gradunterschiede ihres Gewichtes ob. A zum Beispiel gilt der Sprache für schwerer als i und u. Und aus der ältesten Sprachperiode, in welcher die Worteinheit sehr gering und die Selbständigkeit der Lautelemente sehr groß war, sind gewissen Vocalen eigenthümliche Verstärkungsmittel ihres Gewichtes geblieben, welche sie wo es nöthig ist hervorholen können: vor i taucht ein a auf und verstärkt es zu ai, vor u das gleiche, so daß es zu au wird. Ruht nun der Accent auf der Wurzelfilbe, so erhält sie ihr größtes mögliches Gewicht. Ruht er auf einer anderen Silbe, so entzieht er der Wurzelfilbe mehr oder weniger von ihrem Gewichte. Auf diesen Unterschieden des Vocalgewichtes und auf der alten vorgermanischen Freiheit des Accentos, sich wie im Indischen auf allen Silben des Wortes je nach den wechselnden Formen herumbewegen zu dürfen, beruht der Vocalwechsel in manchen Classen der deutschen Verba. Wenn man einst sagte: ich singe, ich sang, wir sungen: so lösten die drei reinen ungetrübten Vocale in demselben Worte einander ab, ohne daß doch i und u eine andere Rolle dabei spielten, als die von gewichtloseren Repräsentanten des ursprünglichen a. Und wenn es in der älteren Sprache anstatt unseres einförmigeren: ich biege, bog, wir bogen -- oder: ich reite, ritt,

wir ritten — mit mannigfaltigerem Wechsel hieß: ich bluge, baug, wir bugen — oder: ich rite (mit gebohntem i), reit, wir riten (mit kurzem i): so waren dies nur die verschiedenen Metamorphosen, zu welchen die Vocale u und i in diesen Wörtern der ursprüngliche Accent zwang.

Fast alle diese Erscheinungen des Vocalwandels, bei deren Darstellung wir uns in ihre Motivirung etwas tiefer einzugehen erlaubten, als Jacob Grimm vielleicht gebilligt haben würde, waren von der früheren Grammatik nicht unbemerkt geblieben. Und Radlof wohl zuerst bezeichnete sie mit dem gemeinschaftlichen Namen Umlaut. Aber weder sah er die nächsten Gründe auch nur ein, noch wurde ihm klar daß hier zwei ganz verschiedene Erscheinungen vorlagen. Jene Wirkung des i auf vorangehende Vocale ist ziemlich jung in der Geschichte der germanischen Sprachen und im Gothischen noch gar nicht vorhanden. Jacob Grimm schränkte darauf die Bezeichnung des Umlauts ein, während er die Beziehung des a zu vorhergehendem e und o als eine „Brechung“ von i und u auffaßte und so benannte. Jener uralte Vocalwechsel in der Conjugation aber erhielt von ihm den Namen Ablaut. Und nicht blos in der Conjugation beobachtete er ihn, sondern in der ganzen Wortbildung erkannte er ihn als thätig. Reihen verwandter Wörter, die sich leicht finden ließen, wie „die Binde, das Band, der Bund; die Beugung, der Baug (Armring), der Bug, der Bogen,“ trugen deutlich das waltende Gesetz an der Stirn. Und Jacob Grimm ging so weit, für alle derartige Formeln, wenn ihnen auch in den überlieferten und bekannten Sprachen ein Verbum nicht zur Seite stand, ein solches doch als ehemals vorhanden und nur für uns verloren zu statuiren. Denn überall schien ihm das Verbum das Erste und Ursprüngliche, das Nomen nur abgeleitet; das Lebendigere und Beweglichere älter als das mehr Ruhende und Starre.

Der beinahe leidenschaftliche Eifer, mit welchem Jacob Grimm alle Spuren des Ablautes verfolgte (er glaubte ihn später auch noch in der Declination der Substantiva wirksam zu erblicken), beruhte in seinen Anfängen auf einer ganz sinnlichen Empfindung, auf einer besonders günstigen Disposition seines Ohres für die Abwechselung verwandter Vocale oder der reinen einfachen Grundlaute a, i, u. Es ergögte ihn einmal, aus den verschiedensten Sprachen Wörter zusammenzustellen, in welchen jene reinen Vocale in schöner Mannigfaltigkeit sich neben einander finden. Mit solchem Wohlklange schlugen diese Laute an sein Ohr, als ob ihnen ein geheimnißvoller bestrickender Zauber beimohnte. Verwundert und nicht ohne Lächeln beobachteten wir, wie er in seinen jüngeren Jahren ebenso aus den Farben sich drei erwählt, Schwarz, Weiß und Roth, die er als die reinen bezeichnet und deren Combination auf sein Auge einen ähnlichen,

starken Reiz ausübt. Ja wir werden unwillkürlich daran erinnert, wie auch in moralischer Hinsicht Reinheit und Fleckenlosigkeit für ihn so sehr die höchsten Begriffe repräsentiren, daß er sie damals auf Verhältnisse anwendet, welche durchaus nichts damit zu thun haben. Je seltener wir für wissenschaftliche Entdeckungen eine Wurzel im tiefsten Grunde des menschlichen Gemüthes nachweisen können, wo sich Sinnliches und Geistiges wie zwei schlafende Kinder umschlungen halten, desto nothwendiger scheint es uns auf diese Möglichkeit, ob es gleich nur eine Möglichkeit ist, in dem vorliegenden Falle hinzudeuten.

Darum stoßen wir auf die Lehre vom Ablaut so früh bei Jacob Grimm. 1813 spricht er gelegentlich von dem Uebergange des Naturlautes in Menschensprache, wie er sich ausdrückt. Er meint damit Schallnachahmungen, wie die des Hauerns mit dem Beil durch *hikhal*, der Mühle durch *klippklapp*. Das hat für ihn etwas Schauerliches, und er bewundert daran das reine Verhältniß der Umlaute: so nannte er den Ablaut noch. Er stellt neben den „Dualismus“ *klippklapp* die „Trilogie“ *himbambum*, und sogleich denkt er dabei an Verba wie „springe, sprang, gesprungen.“ Das seien unsere vollkommensten Zeitwörter und der Vocalwechsel sei die trefflichste und weit älteste Formel deutscher Verbalbiegung. Bei derselben Meinung beharrte er mit Recht, als er tiefere Einsicht in das Wesen der Bildung gewonnen hatte. Und da sie ihm aus der Kraft und Stärke der Wurzel zu entspringen schien, so nannte er die Zeitwörter in denen sie herrschte die starken, und die anderen, welche dieser Kraft entbehrten und auf Zusammensetzung mit einem Hülfsworte sich angewiesen zeigten, nannte er schwache. Beide Classen an sich hatten die älteren Grammatiker bereits unterschieden: als gleichfließende und ungleichfließende Schottel, als richtige und unrichtige Gottsched, als regelmäßige und unregelmäßige Abelung. Aber die regelmäßigen waren Grimm's schwache und die unregelmäßigen Grimm's starke. Dagegen hatte schon Ten Kate (1723) die höhere Wichtigkeit der starken Conjugation erkannt und zum Eckstein seines Werkes gemacht. Darauf wies dann gelegentlich Wilhelm Schlegel hin, Rask erkannte im Altnordischen das richtige, Radlof erhob sich zu der gleichen Einsicht, und selbst Wolke behauptete, diese „Umbildform,“ welche „Kraftfürtse, Mannigfaltigkeit und Wohlklang des Ausdrucks befördere“ sei die „erstzeitige“ gewesen. Erst Jacob Grimm aber brachte die starken Verba in Classen und behnte den Gegensatz von stark und schwach auch auf die Substantivdeclination aus, indem er die gleichmäßigeren, abwechselungsärmeren Formen für die schwachen, die mannigfaltigeren und beweglicheren für die starken erklärte.

Alle im Vorstehenden berührten Ansichten, soweit sie nicht in der er-

sten Ausgabe der Grammatik schon niedergelegt waren, theilte Jacob Grimm an Lachmann im April 1820 mit. Ihre Fruchtbarkeit bewährte sich erst recht in der consequenten Durchführung durch alle vorhandenen Verba und Substantiva, durch alle deutschen Schwester Sprachen, und in der überraschenden Ordnung die sich für eine Masse von Thatsachen daraus wie von selbst bot. Wurde nun Ernst gemacht mit einer allgemeinen Vergleichung, verfolgte man einzelne Worte durch alle Dialekte, so mußten die Entsprechungen und Gleichungen der Vocale sich bald ergeben. Wie viel Schwierigkeiten waren aber im Einzelnen zu lösen. Und wie glücklich hat Jacob Grimm viele, ja die meisten gelöst! Lachmann mochte anfangs Bedenken gehegt haben gegen die ungeheuere Ausbreitung der Arbeit. Nicht lange jedoch und er schrieb: Ich sehe immer mehr, es ist gut, daß Sie keine Mundart ganz ausschließen: aber wo Sie's alles hernehmen, weiß Gott.

An einer der folgenreichsten Neuigkeiten, welche die zweite Auflage der Grammatik brachte, hatte Lachmann sehr bedeutenden Antheil. Daß in unserer alten Sprache ein jetzt verschwundener Quantitätsunterschied der Vocale geherrscht habe, ist im Wesentlichen seine Entdeckung. Doch gab ihr Jacob Grimm erst die entscheidende Fassung, und zwar ohne Lachmann's Beistimmung anfänglich.

Nicht weniger als in der Vocalehre wurde Jacob Grimm vom Glück begünstigt, da er den Consonantismus der germanischen Sprachen durchforschte. Eine äußerst wichtige Wandelung der Consonanten enthüllte sich ihm.

Wenn dem indischen dantas „der Zahn“ und dem griechischen thyra „das Thor“ im Gothischen tunthus und daur, im älteren Hochdeutsch zand und tor entspricht, so zeigt sich in dem Wandel des ursprünglichen d zu t und z welches aus th hervorgegangen, des ursprünglichen t zu th und d, des ursprünglichen th zu d und t eine bestimmte Regel der Lautumbildung, welche bei den übrigen sogenannten stummen Consonanten fast ganz in derselben Weise beobachtet werden kann. Daß dieses gesetzmäßige Verhalten der genannten Laute, durch welches die niederdeutschen und nordischen Sprachen gegen die urverwandten, die hochdeutsche gegen die niederdeutschen abgegrenzt werden, für die Begründung einer wissenschaftlichen Etymologie von der äußersten Bedeutung war, begreift sich leicht. Nähere Erörterung und ausführliche Darstellung des Vorganges finden unsere Leser in Max Müller's Lectures on the science of language, second series, worin eine eigene Vorlesung handelt von Grimm's Law. Denn ganz eigentlich Jacob Grimm's Gesetz ist dies Gesetz der Lautverschiebung wie er selbst es nannte. Zwar vorgearbeitet war auch hier.



Abgesehen von sporadischen Beobachtungen englischer und deutscher Grammatiker und Ethnologen, unter welchen abermals Wilhelm Schlegel erwähnt werden kann, so hatte Kanne in seiner Schrift über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache (1804) für ein paar Fälle die ganze Lautverschiebungsreihe angegeben und Rask im Jahre 1818 die völlig richtigen Lautgleichungen zwischen den classischen Sprachen und dem Nordischen aufgestellt. Aber erst Jacob Grimm, der übrigens nicht verhehlte daß er über das Verhältniß der europäischen Sprachen unter einander durch Rask beträchtlich gefördert worden sei, hat das Ganze in seiner Reinheit, den Stufengang eines zweimal in gleicher Weise vollzogenen Processes nachgewiesen. Und erst seit er es nachwies, ist es Gemeingut der Wissenschaft geworden. Am 25. November 1820 giebt er Lachmann die ersten Andeutungen darüber, am 1. April 1820 legt er ihm die ganze Entdeckung vor.

Nicht Alles was der erste Band der „deutschen Grammatik“ enthielt ist nach dem heutigen Stande der Forschung so geblieben wie er damals es aufstellte. Den Vocalismus unterzog er 1841 selbst einer neuen Bearbeitung. Diesen und andere Punkte erörterte er noch später wiederholt. Auch darüber hat man sich zum Theil genöthigt gesehen hinauszuschreiten. Jacob Grimm hielt sich oft zu wenig den Lebendigen ähnelnden Laut gegenwärtig und blieb mehrfach an dem Aeußerlichen des Buchstabens haften. Seine Lehre von der Lautverschiebung konnte durch die Anwendung der Physiologie darauf in ihrem Wesen um ein bedeutendes aufgehellt werden. Seine Lehre von dem Umlaut und der Brechung der Vocale scheint einer Modification zu bedürfen. Seine Lehre von der Declination und Conjugation hat durch die vergleichende Grammatik der indoeuropäischen Sprachen wesentliche Verbesserungen erhalten. Seine Lehre vom Ablaut ist auf demselben Wege umgestaltet, jedoch die Erscheinung noch nicht völlig aufgeklärt worden. Merkwürdigerweise sträubte sich Jacob Grimm, dem sonst kein Fortschritt fremd blieb, diese Fortschritte die schon bei seinen Lebzeiten gemacht wurden, anzuerkennen. Wie er seine größten Erfolge fast nur durch die Beschränkung auf die Welt der germanischen Sprachen erlangt hatte, so war ihm eine Neigung geblieben, den Blick auf dieselben festzuheften. Und mancherlei unnöthige Subtilitäten, die von anderer Seite aufgewendet wurden, mochten ihn darin bestärken. Ueberall wo die Erklärung irgend einer sprachlichen Erscheinung rein aus den germanischen Sprachen möglich schien — und wir haben im ersten Artikel gesehen wie früh er sich dafür einen Grundsatz gebildet hatte, — ging er über deren Kreis nicht hinaus. Und er hielt sich wohl noch öfter innerhalb desselben, als er durch seinen Grundsatz gezwungen gewesen wäre.

Das hinderte ihn jedoch keinesweges, auch fremden Sprachen sein lebhaftestes Interesse zuzuwenden.

Mit den slavischen Sprachen, zunächst mit dem Serbischen, beschäftigte er sich in Wien, ohne Zweifel durch Kopitar angeregt, sehr eifrig. Mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen ergriff er das Serbische, wie Goethe sagte. Und wie Jacob Grimm den serbischen Liedern seine Theilnahme zum erstenmale bewies, das erwähnten wir schon. Daß er sie ihnen erhielt, als uns Frau Robinson mit der ersten Uebersetzung derselben beschenkte, dadurch gab er Goethe Gelegenheit zu dem bezeichnenden Worte, Grimm wisse eben so gut das allgemeine Organ zu schätzen wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte. Noch 1824 übersetzte er aus Gefälligkeit für Wul Stephanowitsch dessen kleine serbische Grammatik, indem er eine vortreffliche Einleitung hinzufügte. Und so erfüllte sich beinahe die Hoffnung die ein eifriger Slave 1816 aus sprach, es werde sich an Jacob Grimm die „bisher ausnahmslose Erfahrung bestätigen, daß wer einmal etwas tiefer in das Slavische geblickt hat, dafür Enthusiast wird.“ Von den romanischen Sprachen kannte er längst die meisten und fügte gegen die Mitte der Zwanziger Jahre, als sich Gelegenheit bot, das ihm noch fehlende Provenzalische hinzu. Später noch reizte ihn das Finnische zu vollständiger Kenntnißnahme, und eine schöne Abhandlung über das finnische Epos war das erste Ergebnis dieses Studiums. Auch der hohe Werth der eben aufblühenden indischen Studien blieb ihm nicht verborgen. Daß die deutsche Grammatik einmal große Vortheile daraus ziehen würde, hoffte er zuversichtlich. Aber wenn er betrachtete was neben ihm von Anderen in dieser Richtung geleistet wurde, so kam er sich vor wie einer der sich ein Haus baut und zuweilen über die Bodentreppe läuft um durch die Lücken zwischen die Nachbardsdächer zu schauen, immer jedoch gern wieder herabsteigt und unten wohnt wo geringere Aussicht ist.

Auch für Jacob Grimm kam noch die Zeit größerer Ausbreitung. Unterdessen verrichtete er im zweiten Bande der Grammatik, der 1826 erschien, an dem deutschen Wortschatze die Arbeit, welche unter allen Sprachen der Erde an der indischen zuerst und zwar durch die einheimischen Grammatiker vollzogen wurde. Er warf sich in die wirre, kaum übersehbare Menge der Worte und suchte die einfachen Elemente auf, aus deren Zusammensetzung sie entstanden ist. Wie die indischen Grammatiker stieg er in die Perioden unvordenklicher Sprachschöpfung hinauf und construirte sich ihr Bild, indem er gleichsamer Aeste und Stämme abhieb und die einzelnen Wurzeln ausgrub, aus denen der ganze Wald erwuchs. Ueber siebenhundert deutscher Wurzeln wies er nach, erforschte ihre Grundbe-

deutung, suchte allgemeine Regeln über ihre lautliche Gestalt zu gewinnen, zählte die vornehmsten Wörter auf, welche daraus abgeleitet wurden, und ging den Analogien in der Umwandlung der Bedeutungen nach, den Uebergängen in den Anschauungen der Sprache.

Doch wir können nicht fortfahren, in gleicher Ausführlichkeit wie beim ersten Bande den gesammten Inhalt von Jacob Grimm's Grammatik hier auszubreiten. Wie aber vermöchten wir in kleinerem Rahmen ein anschauliches Bild darzubieten? Oder wie dürften die leeren Capitellüberschriften es wagen, auch nur für die schwächsten Conturen dieses Bildes sich auszugeben?

Jacob Grimm's Betrachtung wendet sich von den Wurzeln hinweg zu den Mitteln, durch welche aus jenen die Wörter gebildet werden. Alle die zuwachsenden Elemente der Ableitung gehen an uns vorüber, ohne daß es freilich gelänge in ihren eigentlichen Sinn genügend einzubringen. Die einzelnen Laute sind die an sich stets gleichen Grundstoffe der Wurzeln und Wörter, auf denen sie beruhen wie die Naturkörper auf den chemischen Grundstoffen. Aber ihre wesentlichen Eigenschaften sind uns noch unbekannt. Wie sie in dem sprachgestaltenden Geiste zu den bezeichneten Gegenständen sich verhalten, die sie allein und in ihren Combinationen im Abbilde gleichsam zu wiederholen scheinen, das wissen wir nicht. Und jetzt so wenig wie damals wird die Lösung dieser Aufgabe als eine dringende empfunden.

Von den kleineren Lautcomplexen steigen wir im weiteren Verlaufe von Jacob Grimm's Darstellung zu immer größeren empor. Auf das einfache Wort in Wurzel und Ableitung folgt das zusammengesetzte. Die scheinbar unübersehbare Masse gliedert sich nach höchst einfachen und doch ganz neuen Gesichtspunkten. Wir erhalten damit einen Führer an die Hand der uns leicht und bequem durch die Menge hindurch leitet. Die allgemeinsten Regeln aufzudecken, wonach der deutsche Sprachgeist Wörter an Wörter kittet und zu Einheiten verschmelzt, blieb wie so vieles Jacob Grimm vorbehalten. Aber wenn es blos um diese Regeln sich handelte, so war die Untersuchung bald zu Ende und nur wenige Beispiele oder der zwecklose Versuch einen Reichthum bei Heller und Pfennig zu berechnen den wir jeden Augenblick zu vermehren im Stande sind, konnte sich daran schließen. Hier jedoch suchte nicht ein kalt sichtender Verstand das Lebendige zu skeletisiren, sondern es widerstrahlte die ganze in Sprache gefaßte Welt von Anschauungen auf dem Spiegel einer feinen Empfindung für das Charakteristische und das Verwandte und einer rasch ordnenden Phantasie. Da fanden sich innerhalb der großen Formationsunterschiede noch unzählige Gruppenbilder in denen vorwaltende Züge der sprachlichen

Entwicklung sich kundgaben. Und sie eröffneten nicht selten überraschende Einblicke in das geheimnißvolle Weben des ältesten nationalen Geistes.

Der gesammte Wortschatz der germanischen Sprachen sollte im dritten Buche der Grammatik, dessen erste drei Capitel wir soeben überflogen, unter dem Gesichtspunkte seiner Entstehung und Ausbildung durchmessen werden. Auch der dritte Band, 1831 erschienen, war noch ganz dieser Aufgabe gewidmet. Die kleineren Theile der Rede, welche die leisen Beziehungen der Worte unter einander und der Sätze auf einander und zum Sprechenden vermitteln, wurden ein jeder einzeln vorgenommen und geprüft. Alle Verhältnisse, für welche die Sprache sich in eigenen Worten besondere Bezeichnungsmittel geschaffen hat, wie die Verneinung, dann die Frage und Antwort, kamen hier vorläufig zur Behandlung, und bilden so den Uebergang zum vierten Buche, zur Syntax, worin der Gebrauch ersichtlich wird, den die Sprache von all dem Materiale zu machen weiß, das die drei ersten Bücher uns kennen lehrten, — worin die Kräfte welche wir erst in Ruhe und Unthätigkeit betrachtet, nun in der Bewegung ihrer lebendigen Wirksamkeit vor uns auftreten.

Die Syntax beginnt im vierten Bande des ganzen Werkes, der 1837 herauskam. Den Schluß hat Jacob Grimm nicht geschrieben. Als zu Ende der dreißiger Jahre sein Verleger ihm die Wahl frei stellte, ob er das Werk zu seiner Vollendung bringen oder eine neue Ausgabe des bereits Erschienenen unternehmen wollte, entschied er sich für das letztere. So blieb die Grammatik ein Torso.

Wenn wir nun die gesammte Gestalt dieser Schöpfung überblicken, sollen wir sagen, daß sie ganz unvergleichlich sei, daß kein anderes Volk ihr etwas Aehnliches an die Seite zu stellen habe? Gewiß, wenn irgendwo, so wäre hier der stolze Ausdruck berechtigt. Aber hat es nicht etwas Beschämendes, und sollen wir fort und fort daran erinnern, daß sich unjere Ansprüche auf Geltung unter den Nationen hauptsächlich auf Bücher gründen?

Das aber dürfen wir sagen, daß Jacob Grimm's Grammatik ein Buch ist wie bis dahin kaum eines gedacht, wie viel weniger eines unternommen worden war. Der deutsche Sprachgeist selbst lebt und waltet darin. Wir erkennen seine frische und ursprüngliche Kraft, wir erkennen die Einbußen welche die raschhinwandelnden Jahre an ihm verschuldet haben. Ueber der Derbheit und Wucht seiner Züge haben sich Narben und Falten gelagert. Keiner hat so tief in sein Innerstes geblickt wie Jacob Grimm, keiner so viel von seiner Heimlichkeit erlauscht. Dennoch aber wie selten entfaltet eine reiche Individualität einem einzelnen Be-

schauer ihr ganzes Wesen. Wie vieles ist auch vor Jacob Grimm noch verborgen geblieben. Wie vieles hat er in falscher Beleuchtung gesehen.

In zwei Richtungen der Forschung stellt sich uns Jacob Grimm's Verdienst bei der Grammatik vor allem dar. In beiden Richtungen finden wir ihn ohne die volle Energie des Strebens nach dem letzten Ziel. Die eine ist die historische Betrachtungsweise, die andere ist das Eingehen auf den materiellen Gehalt der Sprache.

Auf dem Satze von der ursprünglichen Einheit aller germanischen Sprachen ruht das ganze Gebäude unserer Sprachgeschichte. Diese Einheit so scharf und bestimmt zu construiren als möglich ist ihre erste Pflicht. Dann soll der Gang, in welchem die Unterschiede sich einschlichen nach und nach in die alte Gemeinsamkeit, offenbar werden. Die Gruppen der Völker und Sprachen soll die Forschung ergründen welche das erste Resultat der Differenzirung waren, und wie sie selbst wieder ferner sich spalteten. Jacob Grimm's Bemühen aber scheint manchmal auf die Vergleichung mehr zu gehen als auf die geschichtliche Entwicklung. Und seine Vorstellungen von der Ursprache entlehnt er allzu ausschließlich dem Gothischen. Obwohl er theoretisch nicht zweifelte, dieses sei nur die älteste und ähnlichste Tochter der verlorenen Mutter, so vermiffen wir doch in seiner Praxis die consequente Anwendung hievon.

Noch weniger vollständig ist das zweite hervor gehobene Princip seiner Sprachbetrachtung durchgeführt. Den materiellen Gehalt der Sprache vorzulegen hatte man bisher dem Wörterbuche überlassen. Jacob Grimm erkannte die grammatische Natur auch dieses Stoffes, und die Lehre von der Wortbildung, sowie gewisse Partien der Syntax gaben Gelegenheit ihn herbeizuziehen. Dabei sind große Wortreihen und Gedankengruppen übergangen. Aber das ist ein Mangel der mit den besten Eigenschaften des Buches auf das Genaueste zusammenhängt.

Das Steife, Trockene, Regelrechte und Geradlinige ist abgethan darin. Die Grammatik hat aufgehört Sprachlehre zu sein. Sie will keine Gesetze mehr geben, sie will umgekehrt zu lernen suchen aus dem Sprechen derer zumeist die am wenigsten von Sprachgesetzen wissen. Die Rede des gemeinen Mannes steht ihr höher als Alles was drei Jahrhunderte gelehrter Bemühung in unsere Schriftsprache hineingeschulmeisterst haben. Jeder Deutsche der sein Deutsch schlecht und recht weiß gilt ihr als eine selbsteigene Grammatik, mit der sie nicht in Concurrrenz zu treten wagt, welche sie höchstens treu und bescheiden nachzubilden versuchen möchte. Nicht bloß woran sich Vorschriften über das Thun und Lassen sprechender Menschen knüpfen ließen, sondern die ganze Breite sprachlicher Thatfachen, jeder Wortgebrauch, jede Redewendung darf in sie einströmen.

Die frühere Grammatik ist eine kindische Bildnerei, wobei Kürbisse auf Holzstäbe gepflanzt Menschen bedeuten sollen. Jacob Grimm modellirt als vollendeter Künstler Gestalten worin die Natur sich selbst wiedererkennen muß. Aber er arbeitet rasch und Manier ist die Folge so hastigen Schaffens. Lieblingsformen und Lieblingsstellungen drängen sich vor, und die Naturwahrheit oder der innewohnende Gedanke seines Gegenstandes leidet darunter. Die allgemeinen Richtungslinien sind nicht immer sicher, scharf und deutlich genug gezogen. Die grammatischen Kategorien, nicht von vorne herein hinlänglich durchdacht, gehen in einander über. Unhaltbare und gewagte Einfälle mischen sich ein, er selbst wußte das ganz gut, es sei einmal seine Art so zu arbeiten, sagte er, ohne die er auch andere Vortheile entbehren müßte. Zahlreiche Widerrufe und Nachträge, daraus entspringend, beförderten nicht die Klarheit des Planes, wohl aber die Unmittelbarkeit der Wirkung und das Hervortreten der darstellenden Persönlichkeit hinter den dargestellten Sachen. So trägt er auch seine persönliche Vorliebe und Abneigung in die Auswahl der zu behandelnden Objecte hinein. Gleichmäßige Erschöpfung des Stoffes ist nicht sein Ziel. Sorgfältig wird nur Einiges ausgeführt, Manches bloß begonnen und angedeutet, Vieles gar nicht in Angriff genommen.

Was sich ihm zumeist in den Vordergrund schob, sein Hauptinteresse auf sich und von anderen Dingen abzog, war das Poetische und das Alterthümliche.

Wo das poetische Vermögen der Sprache auf seinem Gipfel erscheint, da macht sie auf Jacob Grimm's Phantasie den stärksten Eindruck; die größte Anzahl von Thatfachen ordnet sich ihm in analoge Reihen; das Bedürfniß stellt sich ein, der Sprache nachzufühlen und in überherrschenden Vorstellungen die Gründe ihrer Erscheinungen aufzuspüren.

Darum halten wir die Lehre vom grammatischen Geschlecht für den Höhepunkt von Jacob Grimm's Buche.

„Was ist ungereimter,“ hatte Adelung einst gefragt, „als leblosen Dingen ein Geschlecht zu geben, abstracte Begriffe als Personen eines gewissen Geschlechtes anzusehen?“ Jacob Grimm fand den allgemeinen Grund der Erscheinung mit Wilhelm von Humboldt in dem „Einbildungsvermögen“ der Sprache. Dann sucht er selbständig auf den verborgenen Wegen der Volkspheantasie zu wandeln, indem er sie durch erweiterte mythologische Vorstellungen erhellt die in ihrem letzten Grunde zusammenfallen mit den Vorstellungen aus welchen die Genusbezeichnung entsprang. Er betrachtet den ganzen Schatz sinnlicher Benennungen in übersichtliche Gruppen geordnet, und untersucht bei jeder Gruppe wie die Eigenschaften der männlichen und weiblichen Natur von dem Sprachgeiste an leblosen

Objekten wiedergefunden und diese darnach als männliche und weibliche Wesen oder als solche die keines von beiden seien, unterschieden werden konnten. Die Sprache wandelt die ganze Natur gleichsam in Person um. Jacob Grimm sucht diesen Personen in's Herz zu sehen, um ihre Charaktere wie sie von der Sprache angeschaut wurden an's Licht zu stellen.

Gleich entschiedenes Streben, die höchsten Aufgaben der Sprachbetrachtung zu lösen, finden wir nicht häufig bei Jacob Grimm. Selten zieht er die Blumen mit der Wurzel aus, allzuoft pflückt er sie über der Erde nur oder reißt bloß die Blüthen ab. Bei der Genuslehre beruhte auf poetischem Sinn und auf poetischer Nachempfindung die Lösung ganz und gar. Ueberall aber wo poetisches Verständniß nicht ausreichte, wo mühsame gedankenmäßige Erörterung und Erwägung logischer und psychologischer Momente allein zum Ziel führen konnte, da ergreift ihn nicht einmal das Verlangen, den webenden Sprachgeist bei seinem Geschäfte zu belauschen. Er betrachtet das Gewebe, beschreibt uns die Zeichnung: wie die Fäden geschlungen wurden kümmert ihn nicht.

Wir erkennen romantische Beschränkung in dieser Einseitigkeit. Wir erkennen romantische Beschränkung auch in der Neigung für das Alterthümliche, das vor der ruhelosen Bewegung des geschichtlichen Fortschrittes scheinbar unbewegt sich ausbreitet.

Darauf ruhen Jacob Grimm's liebevollste Blicke. Er versenkt sich in die Anschauungen und Worte in welche die kunstlose Phantasie der ältesten Germanen ihre einfache und dennoch reiche Welt gefaßt hat. Er schließt eine Zeit vor uns auf, in welcher Kriege und Schlachten, Siege und Ruhm die einzigen Vorstellungen waren, an denen eine Menschenseele sich erhob und erbautete. Der unaufhaltsame Kämpfer und Rufer in der Schlacht, der streitende, siegende Held ist das Ideal des germanischen Mannes. Die Walküre, auch sie streitbar und kampfesmüthig, aber von dem wundersamen Glanze räthselvoller Zauberweisheit umflossen, ist das Ideal des germanischen Weibes. Diese germanischen Lebensideale aber waren das rothe Blut das alle Adern unserer ältesten Poesie durchrollte. Die berausenden Düste, mit denen ihre Schöpfungen die Herzen der Mitlebenden bezwangen, bestanden in ihren kleinsten Theilen aus den Vorstellungen und Begriffen jenes idealen Gedankenkreises. Aus solchem Stoffe waren alle Gewänder gewoben, aller Schmuck und alle Zier geformt, womit die Poesie die Dinge der Außen- und Innenwelt in ihrem Reiche hoffähig machte. Diese Vorstellungen und Begriffe nun führt uns aus den ältesten Gedichten sämtlicher germanischen Stämme Jacob Grimm in der Wortbildungslehre, in dem Capitel der Zusammensetzung besonders, beinahe vollständig vor. Wir lernen die poetischen Beiwörter kennen, die

an jedes hervortretende Object sich hängen wie funkelnder Morgenthau an jedes Blatt und Halmchen. Die zahllosen Synonyma breiten sich vor uns aus, mit welchen der alte Dichter seine Gegenstände hervorhebt und einschärft, als ob der einfache Ton nicht genüge, sondern ein vollklingender Accord ihn vertreten müßte. Wenigstens häufige Beispiele erhalten wir von der unübersehblichen Masse der altdutschen Personennamen, womit jedem einzelnen Menschen der Stempel aufgedrückt wurde als einem Mitgließe dieser kampfesfrohen Welt. Kurz, die Weltanschauung der germanischen Urzeit und den Stil der Poesie, worin sie sich ausdrückt, läßt Jacob Grimm uns erscheinen. Nicht in einem Gesamtüberblicke zwar, aber so daß die zerstreuten Züge leicht in Ein Bild dem Leser zusammenfließen.

Niemand vor Jacob Grimm, der in solcher Weise den Lebensinhalt einer ganzen Epoche zum Gegenstande der Grammatik gemacht hätte. Oder hat jemals die griechische Grammatik etwa auch nur die epischen Formeln beim Homer zu ordnen und aufzuzählen für ihre Pflicht gehalten? Aber auch Jacob Grimm bringt nur eine verhältnißmäßig kleine Strecke weit vor in dem neu geöffneten Schacht. Er begünstigt in der ganzen Entwicklungsgeschichte unserer Sprache den Anfangsmoment ausschließlich, ohne daß ein innerer Grund dafür sich geltend machen ließe. Was hat der geistige Gehalt jener Zeit vor der stauischen Periode, vor dem Reformations- und vor dem Revolutionszeitalter voraus? Was hat der Stil der urgermanischen Poesie vor dem Stile Wolfram's von Eschenbach, Luther's, Goethe's voraus? Was haben die feststehenden Bezeichnungswesen des germanischen Epos vor den philosophischen Terminologien der Mystiker, Jacob Böhme's, Christian Wolff's, Hegel's voraus?

Kein Zweifel, entweder muß dies Alles in die Grammatik mit aufgenommen werden, oder es dürfen weder das alte Epos, weder Wolfram, weder Luther, weder Goethe mit der sprachlichen Seite ihrer Individualitäten darin eintreten. Und wir bedenken uns keinen Augenblick Jacob Grimm vollkommen Recht zu geben, daß er die Thore der Grammatik nach dieser Richtung hin öffnete. Wir glauben uns aber zu der Folgerung berechtigt: die Grammatik soll eine Geschichte des geistigen Lebens sein, insoweit dieses in die Sprache sich hineinschlägt. Sie muß daher ihren Gang gleich einer historischen Darstellung nehmen, von Epoche zu Epoche den ganzen Sprachstand schildernd, wie auch eine Geschichte der Poesie die periodenweise chronologische Folge und nicht die Dichtungsgattungen zum Eintheilungsgrunde nehmen wird. Sie muß den gesammten Wortschatz in ihre Behandlung einbeziehen. Sie muß die letzten geistigen Gründe für alle sprachlichen Erscheinungen auffuchen.



Wir haben gesehen, worin Jacob Grimm diesem Begriffe der Grammatik sich nähert. Wir haben gesehen, worin er ihm fern bleibt. Ihn für das letztere zu tabeln, kommt uns dabei nicht in den Sinn. Die Aufgabe die wir bezeichneten ist ungeheuer. Ein gewöhnlicher Mensch dem sie in ihrer ganzen Größe aufgegangen wäre, würde davor zurückgeschreckt sein: und die Schranken der vorgrimmischen Grammatik wären unbrochen geblieben. Ihn führte seine Genialität darüber hinaus ihm selbst unbewußt. Alle die unterscheidenden Züge seiner Betrachtungsweise der Poesie und ihrer Geschichte, die wir im ersten Artikel zusammengestellt, konnten auf die Sprache angewendet kein anderes Resultat ergeben. Er folgt den feststehenden Trieben seines wissenschaftlichen Interesses, kein Zügel eines Systems oder vorher bemessenen Schemas hindert ihn daran. Und die Vorliebe für das Naturgewachsene, Unbewußtgeschaffene gegenüber dem Künstlichen, Individuellen; das Bedürfniß nach der Gesamtanschauung des Lebens dessen einzelne Aeußerungen ihn beschäftigen; der Glaube an die Alles durchbringende Macht der Poesie in der ältesten Zeit — sind solche Triebe denen er sich überläßt.

Auch der oberste Gesichtspunkt unter welchem sich ihm die Geschichte der Poesie darstellte, die Unterscheidung der Naturpoesie und Kunstpoesie und der allmähliche Uebergang von jener zu dieser, die Fülle und Beweglichkeit des Epos auf der einen Seite und die geistige Kraft des Dramas auf der anderen — fand seine Analogie in der Sprache. Und das Leibliche Sinken und geistige Aufsteigen derselben ist der überall wiederkehrende Grundgedanke von Jacob Grimm's Grammatik. Ein Gedanke der ganz ebenso, nur nicht mit denselben Worten und zum Theil noch mehr in's Einzelne ausgeführt, auch bei Wilhelm von Humboldt erscheint.

Eine progressive Berechnung fast ließe sich anstellen, sagt Jacob Grimm, über den Untergang der ursprünglichen sinnlichen Vollendung der Sprache, wenn man ihre heutige Beschaffenheit mit älteren und immer älteren Zuständen vergleicht. Die wachsende Cultur der Sprache sucht allmählich ihre Natur aufzuheben. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Anschulb. Die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden, sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jene hat großen Reichthum an Wörtern und drückt selbst bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus; alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigsten Bewegung gehorchen; durch ihre Zusammensetzungen bringt noch der innere Sinn. Diese giebt eine Wurzel nach der andern hin, ihr Ausdruck wird schärfer, bewußter, bestimmter. Sie umschreibt und meint mit dem unumwundenen

Worte anzustoßen, gleich als schäme sie sich der Nacktheit. Ihre Mittel erscheinen von außen; die Ableitungen vermindern sich, die Zusammensetzungen nehmen zu; und wieder diejenigen Zusammensetzungen sterben immer mehr aus, in denen ein Glied nur die sinnliche Deutlichkeit des andern erhöht, wie solche die heutige Volkssprache noch mit dem alten Epos theilt; dagegen diejenigen reißen immer mehr ein, in welchen ein Glied schon den ganz abstracten Begriff der Eigenschaft oder Art enthält. Der alten Sprache sind die Flexionen ebenso wichtig wie die Wurzeln, auch die Flexionen lebten einst wirklich wie diese. In der neuen Sprache hingegen wird der Idee, selblich der Wurzel, entschiedenes Uebergewicht gegeben und von der Flexion nur das Wesentlichste gelassen, bis sie sich allmählich völlig abnutzt. Die alte Syntax zeichnet sich aus durch natürliche Mannigfaltigkeit bei härteren Uebergängen, die neue durch logische Bestimmtheit und reichere Füllung. Man kann die innerliche Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die geistigen Bedeutungen der Wörter erscheinen im Laufe der Geschichte erst und treten neben die sinnlichen hin oder verdrängen sie, ohne daß freilich weder diese rohleiblich noch jene dürrverständlich zu nennen wären. Beide hielt vielmehr ein gemeinsamer Zug verbunden: das Sinnliche wuchs zuerst, in ihm schlummerten die Begriffe und wachten auf nach und nach.

Jacob Grimm hat in diesen Sätzen eine unbezweifelbare Wahrheit gefunden, welche keine auch noch so ausgebreitete, auch noch so ergebnisreiche Darstellung der gesammten Geschichte der germanischen Sprachen wird umstoßen können. So reiht sich an die zahlreichen speciellen Entdeckungen die wir Jacob Grimm in der Grammatik verdanken noch dieser allgemeine Satz, sein bleibender Beitrag zu jedem künftigen Neubau.

Alle einzelnen gefundenen Wahrheiten aber, wie wichtig, wie großartig, wie folgenreich sie seien, scheinen uns wenig zu bedeuten gegenüber der Umwandlung des Begriffes der Grammatik. Würden alle Einzelsünde zu nichts, von ihnen hängt Jacob Grimm's Größe nicht ab. Uns scheint er am größten worin er am meisten gefehlt: denn damit streut er Samen der Zukunft aus. Die Fehler die wir meinen sind seine Unterlassungen. Es sind die Gegenden die er niemals gesehen, weil sie jenseits der Wände seiner Individualität lagen. Aber alles Menschliche seufzt in den Fesseln der endlichen Begrenztheit. Was ohne Grenzen über dem Menschlichen und Irdischen thront ist das Ideal. Nur an dem Ideal der Grammatik gemessen zeigt uns Grimm's Werk auch seine Mängel. Aus

ihm selbst aber haben wir das Ideal erst gewonnen. Die Hauptpunkte sind darin schon gegeben, durch welche die Gestalt bestimmt wird. Wir zogen die Linien nur, um die Punkte zu verbinden.

Jacob Grimm hat dergestalt den Wegzeiger aufgerichtet, wodurch die Straße des Fortschrittes über ihn hinaus gewiesen wurde. Aber wer hat sich bedenten lassen? Wenn man aufrichtig sein will, so kann man nicht leugnen, daß die größten Seiten des Grimm'schen Werkes so gut wie ohne Wirkung geblieben sind: die Grammatik in dem Sinne wie er sie wollte existirt bei uns nicht als gepflegte Wissenschaft, sein Buch hat keine legitime und ebenbürtige Nachkommenschaft gehabt. Fragt man die überwiegende Mehrzahl der Fachgenossen nach den grammatischen Hauptleistungen Jacob Grimm's, so wird man die Begriffe Umlaut, Ablaut, Brechung und Lautverschiebung sicherlich zuerst und vielleicht allein vernehmen. Die geistige Seite der Sprache ist von den altdeutschen Philologen fast ganz vernachlässigt werden. Das grammatische Interesse geht in der Regel nicht weiter, als die praktischen Bedürfnisse der Wortvergleichung und der Texteskritik. Diese führen aber wenig über die Lautlehre hinaus. Auf dem Gebiete der Lautlehre herrscht große Rührigkeit, zahllose Beobachtungen werden gemacht, genaue Zusammenstellungen angefertigt. Man kann sich das Bewußtsein die Wissenschaft gefördert zu haben nicht wohlfeiler erwerben als durch Arbeiten dieser Art. „Nies mit den Augen des Körpers, die Augen des Geistes seien vom Schlafe umfassen:" das ist das einfache Recept wonach sie zu stande kommen. Doch der Götzendienst des Buchstaben bestraft sich von selbst. Auch auf diesem Gebiete rühren die wahren Förderungen, alle einigermaßen erschöpfenden Betrachtungen nur von denen her, die wie Jacob Grimm nicht in solchen Dingen aufgehen.

Jacob Grimm wußte sehr gut und klagte darüber daß der Wirkung seines ersten Bandes die der folgenden bei weitem nicht gleichkam, daß diese wohl ihm noch größeren Ruhm, der Wissenschaft aber keine nachstrebenden Jünger zubrachten. Sein Bruder und Lachmann zwar nahmen sie mit derselben, ja mit gesteigerter Bewunderung auf, wie den ersten. Vom vierten Band schreibt Lachmann an Jacob: ich bin wirklich noch ganz in der Bewunderung und im Lernen zum Theil ganz neuer Sachen, so daß ich gar nicht dazu komme etwas zu vermissen. Und an Wilhelm: Grammatik kann man schon stückweise lesen, und das thue ich denn auch, unter uns gesagt mit beständigem Staunen, wenn ich dagegen die zarten Vögelchen betrachte die unser einer zu stande bringt. Ebenso Wilhelm an Lachmann: ich freue mich über den vierten Theil der Grammatik, weil man wie Robinson bei jedem Tritt auf unbekannte Dinge stößt, was eine

Art behaglicher Verwunderung erregt. Aber Fortsetzer und Nachfolger sind Lachmann und Wilhelm Grimm nie für Jacob gewesen, sondern neben ihm und parallel ihm lenkten sie ihre eigenen Fahrzeuge, und nur gelegentlich konnten sie ihm helfen, seine schwerere Ladung fortzubringen. Warum aber sonst sich keine Nachfolger fanden? Was Jacob Grimm in der Syntax geschaffen, steht so hoch wie seine Lautlehre, aber es ist nicht weitergeführt worden wie diese: was Jacob Grimm darin unvollendet gelassen, ist unvollendet geblieben. War es Bescheidenheit was unsere Gelehrten bisher abhielt, die Ergänzung zu versuchen? Oder war es Trägheit, die sich nicht selbst ihre Bahn brechen mag? Jemand soll sich erboten haben, die mittelhochdeutsche Syntax vollständig anzuarbeiten, wenn ihm nur Jacob Grimm die Capitelüberschriften dazu geben wollte. Theilen so viele Andern diese Gesinnung ohne daß sie naiv genug wären sie auszusprechen?

Hoffentlich dürfen wir alle diese Fragen verneinen, und uns auf die allgemeine historische Erfahrung berufen, daß selten ein großer Mann mit allen Seiten seines Wesens schon auf die Zeitgenossen wirkt. Kein wahrhaft bedeutender Impuls aber jemals, der ganz verloren ginge und nicht früher oder später doch zur Geltung käme. Für ihn selbst freilich, der sein Leben weniger Früchte tragen sieht als er erwarten durfte, mögen sich manche schmerzliche Empfindungen daran knüpfen. Für die Ueberlebenden aber, welche des Abgeschiedenen erneuerte und neugewendete Wirkung aus dem Grabe heraus beobachten können, scheint der Gedanke eher Trost und Erhebung einzuschließen.

Wilhelm Scherer.

(Schluß folgt.)

## Die neue Organisation in Baden.

Wer in letzter Zeit im Großherzogthum Baden viel mit der Bevölkerung verkehrte, dem mußte es auffallen, wie oft in allen Kreisen in Stadt und Land von der „neuen Organisation“ die Rede war; und wie ein Maitag in freier Natur ein fröhliches Jauchzen hervorruft, so hört man nicht selten das Wort: „Nein so gut wie in unserem Lande geht es jetzt doch nirgends.“ Mag immerhin eine solche starke Aeußerung des Partikularpatriotismus gewagt erscheinen, so giebt es doch Stoff zum Nachdenken, daß dies Wort, das hier zu Lande gang und gäbe ist, anderwärts wenigstens nur selten gehört wird. Eine unter allen Klassen der Bevölkerung so weit verbreitete behagliche Zufriedenheit mit den innern Zuständen des Landes könnte leicht die Kritik bestechen. Man thut daher wohl daran, dieses Behagen nicht ohne Weiteres als Beweis der Vortrefflichkeit der neuen Einrichtungen, sondern vorerst nur als Führer zur Erkenntniß ihrer Eigenthümlichkeit zu nehmen. Wird ja doch auch der begeistertste Bewunderer der neuen Organisation seine Freude durch die Betrachtung gedämpft finden, daß solche naturwüchsige Entwicklung in den Einzelstaaten doch stets ein Schritt weiter in dem centrifugalen Gang politischer Cultur in Deutschland ist.

Den äußeren Anstoß zu der vorher kaum geahnten vollständigen Umgestaltung des Großherzogthums gab der sogenannte Kirchenstreit. Manche Phase hatte dieser Kampf der katholischen Kirchenobrigkeit mit der Staatsgewalt durchlaufen, ganze Behörden waren mit dem großen Bann belegt, Geistliche polizeilich gemäßigelt, der Erzbischof selbst in gerichtliche Untersuchung gezogen, eine Art Interdikt über das ganze Land verhängt worden, als endlich eine Waffenruhe zu Stande kam, an welche sich direkte Unterhandlungen der Staatsregierung mit dem päpstlichen Stuhle zur Vereinbarung eines Konkordats schlossen. Das Konkordat kam zu Stande, wurde vom 16. Dezember 1859 durch das Regierungsblatt „zur allgemeinen Kenntniß gebracht“ und den versammelten Ständen vorgelegt. Wohl war es vielleicht einer der günstigsten Verträge, welchen je eine deutsche Regierung mit dem päpstlichen Stuhle geschlossen hatte, aber es war ein Vertrag mit einer auswärtigen Macht, welcher der Freiheit und Selbstständigkeit der Regierung in der Leitung der inneren Angelegenheiten bindende Schranken setzte. Gewaltig kochte es auf im ganzen Lande. In zahllosen Bittschriften aus fast jedem Orte disutirte das Land für und

wider. Fünf Monate tagten die Kammern, aber es fiel kein Wort über das Konkordat, alle Geschäfte waren erledigt, nur die Endabstimmung über das Budget stand noch aus, als endlich die entscheidende Berathung des Berichts über die wichtigste Frage begann.

Es war keine jener dramatisch belebten Diskussionen mit pikanten Zwischenfällen und epigrammatischen Schlußwendungen, welche über das Schicksal des Konkordats und des Ministeriums entscheiden sollte. Ernst, maassvoll, fast trocken waren die Wechselreden, ähnlich den bedeutendsten englischen Parlamentsverhandlungen fast gerichtlichen Plaidoyers vergleichbar, lautlos die überfüllten Gallerien. Welches auch der Ausgang sein mochte, solche Diskussionen markiren einen gewaltigen Fortschritt in der parlamentarischen Entwicklung. Drang die Regierung durch, so hatte sie durch und über die parlamentarische Diskussion gestiegt, unterlag sie, so war der Schlag ein vernichtender. Mit großer Mehrheit wurde das Konkordat zur Gesetzgebung reklamiert und verworfen. In solchen Augenblicken ist die Krone eine Rettung. Mitten in den heftigen Parteikämpfen um eine brennende Frage der Gegenwart wird das Wort „l'état c'est moi“ in einem besseren und tieferen Sinne zur Wahrheit. Die Lage selbst nennt dann dem Souverän die Diener, welche ihr gewachsen sind und man muß dem Parlamentarismus zugestehen, daß die Form, in welcher die Situation ihr Präsentationsrecht im Verfassungsstaate ausübt, die Auffindung der Diener, welche der momentanen Lage entsprechen, erleichtert, ohne die Auswahl zu beschränken.

Man hatte also in Baden, was man ein parlamentarisches Ministerium nennt, und eine clerikale Opposition. Das war nun wohl eine plötzliche Veruhigung der herrschenden Aufregung im Lande. Allein Namen sind noch keine Lösung, und es handelte sich nicht etwa um einen Parteisieg und dessen Ausnützung gegen die unterlegene Partei; dem neuen Ministerium fiel vornehmlich die Aufgabe zu, eine dauernde Beschwichtigung herbeizuführen und Mittel zu finden, welche der etwaigen Wiederkehr clerikaler Angriffe auf die Staatseinrichtungen ihre frühere Schärfe und Wirkung benahmen; es mußte im Interesse einer stabilen Leitung der Staatsgeschäfte gesorgt werden, daß der Parteilampf in dieser Frage nicht wieder mit ganzer Wucht bis an den Rath der Krone selbst seine erschütternden Stöße ausführen könne.

Eine allerhöchste Proklamation machte dem Lande die Grundzüge einer neuen Gesetzgebung bekannt, durch welche über die Parteibewegungen des Tages hinaus ein dauernder Staatsorganismus geschaffen werden sollte, ebenso geeignet für eine kräftige centrale Leitung der Staatsgeschäfte als für eine freie Entwicklung der größten und kleinsten gesellschaftlichen

Gruppen und Verbände im Staate selbst. Die inhaltsschwersten Sätze dieser allerhöchsten Proklamation lauten:

„Es ist Mein entschiedener Wille, daß der Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten zur vollen Geltung gebracht werde. Ein Gesetz, unter dem Schutze der Verfassung stehend, wird der Rechtsstellung der Kirche eine sichere Grundlage verbürgen. In diesem Gesetze und den darauf zu bauenden weiteren Anordnungen wird der Inhalt der Uebereinkunft \*) seinen berechtigten Ausdruck finden.“ Und weiter: „Den Grundsätzen getreu, welche für die katholische Kirche Geltung erhalten sollen, werde Ich darnach streben, der evangelisch-protestantischen Landeskirche auf der Grundlage ihrer Verfassung eine möglichst freie Entwicklung zu gewähren.“ Endlich: „Ich wünsche, daß der gleiche Grundsatz auch auf anderen Gebieten des Staatslebens fruchtbar werde, um alle Theile des Ganzen zu dem Einklange zu vereinen, in welchem die gesetzliche Freiheit ihre segensbringende Kraft bewähren kann.“

Durch ein günstiges Geschick waren somit andere Fragen in den Vordergrund getreten, als welche sonst auf liberalen Programmen vorne an zu stehen pflegen. Die Preß- und Vereinsgesetze, den bekannten Bundesbeschlüssen angepaßt, waren um ihrer milden Handhabung willen in weiteren Kreisen nicht als drückend empfunden worden. \*\*) Es hatte damit keine Eile. An eine Revision der Verfassung, die sich soeben erst wieder glänzend bewährt hatte, dachte vorerst Niemand und selbst mit der 1851 revidirten Gemeindeordnung mochte es noch einstweilen gehen. Es galt einen festen Grund zu einem Selbstgovernment in allen Kreisen zu legen, welchen auch künftige politische Stürme nicht sollten erschüttern können. Man konnte außerhalb Badens vielleicht versucht sein zu glauben, es werde die neue Gesetzgebung eine Reihe doktrinär-liberaler Grundsätze praktisch zu machen und die äußersten Consequenzen zu ziehen versuchen. Nahmen doch einzelne Aussprüche der neuen Gesetze, wie z. B. „das öffentliche Unterrichtswesen wird vom Staate geleitet,“ sogar die Form von Lehrsätzen an. Indessen, wie gesagt, hier war nicht bloß ein Parteisieg, auch begünstigt in kleineren Staaten die erleichterte persönliche Annäherung das Zustandekommen von Compromissen und endlich liegt es gar nicht im südlichen Naturell des Badners, theoretische Grundsätze in der Praxis bis zu den äußersten Consequenzen zu verfolgen.

Die neuen Gesetze, welche nach fast fünfjähriger angestrengter Thätigkeit der gesetzgebenden Gewalten nun als ein Ganzes vor uns liegen,

\*) Concordat mit Rom.

\*\*) Wir kennen z. B. einen Landbezirk von circa 30,000 Einwohnern, in welchem gegen hundert Vereine bestehen und nahezu 2000 Zeitungen gehalten werden.

lassen sich in drei Kategorien bringen. Ein Theil derselben hat alten Schutt weggeräumt und Grundsätze des sogenannten modernen Rechtsstaats zur Geltung gebracht; ein bedeutamerer Theil hat eine umfassende Selbstregierung in so mannichfachen Gruppen und Verbänden in's Leben gerufen, daß wir einen lebensvollen Organismus vor uns sehen, der schon jetzt feste Wurzel geschlagen hat und vielleicht einmal beschnitten aber nicht mehr ausgerottet werden kann, weil er zwanglos an natürliche bestehende Verhältnisse unter weiser Berücksichtigung der Bedeutung der verschiedenen socialpolitischen Potenzen sich anlehnt. Ein dritter Theil der Gesetzgebung endlich bildete eine völlig veränderte Organisation der Behördeninstitute. So wurde also der Boden bereitet, ein neuer Organismus gepflanzt und mit einer neuen Organisation eingehegt.

Unter den Gesetzen, welche im Sinne des modernen Rechtsstaates der Freiheit des Individuums gerecht wurden, hat sich in den weitesten Kreisen die Aufhebung der Zunftverfassung und Einführung der Gewerbefreiheit fühlbar gemacht. Die Zünfte waren längst keine lebensvollen Organismen von socialpolitischer Bedeutung mehr. Die von allen Zunftvorstehern, Gewerbevereinen, Handelskammern, hervorragenden Gewerbetreibenden und von allen Bezirksverwaltungsbeamten vor Abfassung des Gesetzes erhobenen Gutachten sprachen sich fast einhellig für Einführung der Gewerbefreiheit aus.

Ein Gesetz über das Recht des Aufenthalts und der Niederlassung zog der bis dahin kaum beschränkten Befugniß der Polizeibehörden zu Ausweisungen gesetzliche Schranken. Das Recht der Verehelichung wurde von der lästigen Bedingung des Nachweises über den Erwerb eines bestimmten Vermögens befreit. Ein weiteres Gesetz sprach die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten aus. Endlich aber wurde im Polizeistrafrecht eine umfassende Aenderung vollzogen.

Bisher hatten die Bezirkspolizeibehörden ein nur wenig beschränktes Recht, polizeiliche Anordnungen von dauernder Geltung unter Strafdrohung mit allgemeiner Verbindlichkeit für ihren Bezirk zu erlassen. Polizeiliche Verordnungen ergingen außerdem von dem Ministerium des Inneren für das ganze Land und von den Kreisregierungen für die Provinzen. Kaum daß irgend Jemand den Inhalt aller Polizeiverordnungen kannte. Richter in Polizeistrafachen waren in erster Instanz die Orts- und Bezirkspolizeibeamten mit Rekurs an die kollegiale Provinzpolizeibehörde, unter Umständen mit dem Ministerium des Inneren als letzter Instanz. Den Grundsätzen des Rechtsstaates entsprechend wurde die Polizeistrafgewalt den bürgerlichen Gerichten übertragen, ein systematisch geordnetes Polizeistrafgesetzbuch erlassen und hierin die Grenzen des Verord-



... wurde bestimmt,  
... an der Kraft tre-  
... und Codifizir-  
... des neuen Gesetzes  
... welchem weiter  
... welche zwar  
... im gebässigen  
... gegeben, wie  
... unerlässlich ist.  
... Bestimmungen, welche  
... den socialen  
... kann man seine  
... Organismen  
... fest ge-  
... Sie ist die  
... Angelegenhei-  
... Selbstgovern-

... für die  
... Hand-  
... Unabhängigkeit  
... erster Instanz  
... Verantwortlichkeit und  
... erst in den  
... Beziehung von  
... welche wie  
... werden und  
... über Thats-  
... Stimmrecht haben.

... vollstän-  
... und  
... im Gegentheil, die Ge-  
... als die allge-  
...

... Individuen und wenn er erst  
... in der Wüste ist, dann  
... Die vollständige Gleich-  
... in einzelne Rechts-  
... Centralisation groß, welche bei  
... Zweckmäßigkeit, die ja doch nicht

zu entbehren ist, und mit Hilfe der Stellenvergebung und der Protektion sogar das allgemeine Stimmrecht zu leiten im Stande ist. Es ist nicht mehr übermäßig neu, kaum noch geistreich und jedenfalls zu dürftig dies Programm des reinen Rechtsstaates. Bedeutsam ist daher die Reihe neuer Gesetze, welche durch Organisation der modernen Stände einen lebendigen Staatsorganismus recht eigentlich gepflanzt haben.

Wir sagen „Stände,“ aber es denkt hierbei Niemand an Adel, Bürger und Bauer. Wir haben in Baden einen begüterten Adel mit manchen großen Erinnerungen, alten Namen, hervorragenden Talenten, unsere Städte bewohnt ein thätiges, gebildetes Bürgerthum und unsere Bauernschaft mag sich in Wohlstand, Bildung und guter Sitte mit jeder anderen messen; doch das sind vielleicht Kategorien, wenn Jemand geküftet darnach die Bevölkerung einzutheilen, aber Stände sind es keine mehr. Nur ist beim Zusammenbrechen der alten Stände nicht etwa nur ein Haufen Steine übrig geblieben, allenfalls durch Epheuranfen mit dem trügerischen Wille des Lebens überdeckt. Gegenüber der reicheren und feineren Gliederung der modernen Gesellschaft, die aus dem Grabe der alten Stände hervorsproßte, gemahnen uns die früheren Formen an die etwas plumpen und grotesken Pflanzen- und Thiergestalten aus einer andern Schöpfungsperiode, von denen einzelne Exemplare ihre Urentel bis auf unsere Zeit vererbt haben.

Die neue badische Gesetzgebung macht indessen nicht etwa den Versuch, in den gesetzgebenden Versammlungen an die Stelle der Kopfszahlvertretung eine Interessenvertretung einzuführen. Socialpolitische Potenzen von Gewicht machen sich auch bei den Wahlen nach der Kopfszahl genau in dem Maße geltend, in welchem ihr Einfluß auf die Centralleitung ein berechtigter ist. Aber diese Gesetzgebung ermöglicht die unabhängige Selbstverwaltung, wie sie die Familie und die Ortsgemeinde schon besaß, auch anderen socialpolitischen Gruppen und Verbänden.

Die erste Bedingung einer freien Selbstverwaltung war ein ausge dehntes Wahlrecht und da bei der modernen Ständegliederung fast Jedermann mehreren Gruppen und Verbänden angehört, so trat für den Anfang eine Art Uebersättigung mit Wahlen ein. Doch das war nur der Anfang. Die Wahl ist nur die Form der Constituirung. Der Inhalt ist die Thätigkeit der Gewählten. Und dieses Leben hat frisch begonnen. Nur die ultramontane Sekte konnte sich in das neue Leben nicht finden. Wird es dem Klerus, einem Stande der nicht einmal durch die Wärme der gesellschaftlichen Urform, der Familie, belebt ist, vollends bei seiner allzu scholastischen Ausbildung schwer, ein volles sociales Leben zu verstehen, wie wollte gar die Sekte sich im modernen Leben zurechtfinden,

nungsrechts auf diesem Gebiete normirt. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß binnen zwei Jahren alle alten Polizeiverordnungen außer Kraft treten, und hierdurch eine Nöthigung zur gründlichen Revision und Codifizirung aller Polizeiverordnungen nach den Grundsätzen des neuen Gesetzes ausgesprochen. Durch das Institut der Bezirksräthe, von welchem weiter unten die Rede sein wird, ist der Organisation der Polizei, welche zwar seit langer Zeit in Baden nicht wie vielfach anderwärts im gehässigen Lichte erschien, eine enge Verbindung mit dem Bürgerthum gegeben, wie sie für eine ersprießliche Wirksamkeit der Polizeibehörden unerlässlich ist. Das Polizeistrafgesetzbuch enthält freilich auch viele Bestimmungen, welche über die Ideen des reinen Rechtsstaates hinausgehen und den socialen Forderungen an eine gute Polizei gerecht werden, doch kann man seine Bestimmungen nicht unter die gesetzliche Regelung der socialen Organismen rechnen, von welchen unten die Rede sein soll, denn die Polizei setzt gerade da ein, wo der gesellschaftliche Organismus aufhört. Sie ist die supplementäre Organisation der Bevölkerung in denjenigen Angelegenheiten des Zusammenlebens, für welche jeder Keim zu einem Selbstgovernment fehlt.

Zu diesen Gesetzen, welche eine allgemeine Rechtsgleichheit für die Individuen schaffen, kamen noch als Bürgschaften für unparteiische Handhabung dieser Rechtsgleichheit hinzu ein Gesetz über die Unabhängigkeit des Richterstandes, die Einführung von Collegialgerichten erster Instanz für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren, welche wir bis dahin nur erst in den schwurgerichtlichen Verhandlungen hatten, und endlich die Zuziehung von Schöffen bei Aburtheilung geringerer Strafsachen, Schöffen, welche wie die Geschwornen aus den angesehenen Bürgern ausgewählt werden und je zu zweien mit einem rechtsgelehrten Richter als Collegium über That- und Rechtsfrage und über das Strafmaß entscheidendes Stimmrecht haben.

Man muß gestehen, das Alles ist eine ziemlich vollständige Ausführung eines liberalen Programms, eine Art gemäßigten Rechtsstaatsideals; und nirgends ist mit larger, zögernder Hand gegeben, im Gegentheil, die Gesetzgebung ging in allen diesen Dingen weiter und rascher als die allgemeinen Forderungen und Erwartungen.

Aber der reine Rechtsstaat isolirt die Individuen und wenn er erst mit seinen Grundsätzen nicht mehr ein Prediger in der Wüste ist, dann bereitet gerade er die Wege des Polizeistaates. Die vollständige Gleichheit Aller, die Auflösung des gesammten Bürgerthums in einzelne Rechtssubjekte zieht leicht eine administrative Centralisation groß, welche bei vorsichtiger Berücksichtigung politischer Zweckmäßigkeit, die ja doch nicht

zu entbehren ist, und mit Hilfe der Stellenvergebung und der Protection sogar das allgemeine Stimmrecht zu leiten im Stande ist. Es ist nicht mehr übermäßig neu, kaum noch geistreich und jedenfalls zu dürftig dies Programm des reinen Rechtsstaates. Bedeutfam ist daher die Reihe neuer Gesetze, welche durch Organisation der modernen Stände einen lebendigen Staatsorganismus recht eigentlich gepflanzt haben.

Wir sagen „Stände,“ aber es denkt hierbei Niemand an Adel, Bürger und Bauer. Wir haben in Baden einen begüterten Adel mit manchen großen Erinnerungen, alten Namen, hervorragenden Talenten, unsere Städte bewohnt ein thätiges, gebildetes Bürgerthum und unsere Bauernschaft mag sich in Wohlstand, Bildung und guter Sitte mit jeder anderen messen; doch das sind vielleicht Kategorien, wenn Jemand geküftet darnach die Bevölkerung einzutheilen, aber Stände sind es keine mehr. Nur ist beim Zusammenbrechen der alten Stände nicht etwa nur ein Haufen Steine übrig geblieben, allenfalls durch Epheuranlen mit dem trügerischen Wille des Lebens überdeckt. Gegenüber der reicheren und feineren Oblederung der modernen Gesellschaft, die aus dem Grabe der alten Stände hervorsproßte, gemahnen uns die früheren Formen an die etwas plumpen und grotesken Pflanzen- und Thiergestalten aus einer andern Schöpfungsperiode, von denen einzelne Exemplare ihre Urenkel bis auf unsere Zeit vererbt haben.

Die neue badische Gesetzgebung macht indessen nicht etwa den Versuch, in den gesetzgebenden Versammlungen an die Stelle der Kopfszahlvertretung eine Interessensvertretung einzuführen. Socialpolitische Potenzen von Gewicht machen sich auch bei den Wahlen nach der Kopfszahl genau in dem Maße geltend, in welchem ihr Einfluß auf die Centralleitung ein berechtigter ist. Aber diese Gesetzgebung ermöglicht die unabhängige Selbstverwaltung, wie sie die Familie und die Ortsgemeinde schon besaß, auch anderen socialpolitischen Gruppen und Verbänden.

Die erste Bedingung einer freien Selbstverwaltung war ein ausgebehntes Wahlrecht und da bei der modernen Ständegliederung fast Jedermann mehreren Gruppen und Verbänden angehört, so trat für den Anfang eine Art Ueberfättigung mit Wahlen ein. Doch das war nur der Anfang. Die Wahl ist nur die Form der Constituirung. Der Inhalt ist die Thätigkeit der Gewählten. Und dieses Leben hat frisch begonnen. Nur die ultramontane Sekte konnte sich in das neue Leben nicht finden. Wird es dem Klerus, einem Stande der nicht einmal durch die Wärme der gesellschaftlichen Urform, der Familie, belebt ist, vollends bei seiner allzu scholastischen Ausbildung schwer, ein volles sociales Leben zu verstehen, wie wollte gar die Sekte sich im modernen Leben zurechtfinden,

sie, die ihre Hauptstärke in die Karrikatur der socialen Organismen, in die geistlichen Orden setzt?

Betrachten wir die neuen socialpolitischen Schöpfungen im Einzelnen, so steht im Vordergrund die Trennung der Kirche vom Staate, eine „Grenzberichtigung,“ wie sie treffend vom Minister des Inneren genannt wurde. Alle Angelegenheiten der Kirchenverfassung, der Lehre und kirchlichen Erziehung, der Pfründenverwaltung und der Disciplin sind den Kirchen frei überlassen, über die Besetzung der katholischen Kirchenpfründen eine Vereinbarung getroffen, welche bei einer Anzahl Stellen den landesherrlichen Patronat wahr, bei anderen die freie Collation dem Erzbischof überläßt und bei einer dritten Kategorie dem Erzbischof ein Präsentationsrecht einräumt. In der evangelischen Kirche wurde durch die Generalsynode eine neue Kirchenverfassung genehmigt, welche im Wesentlichen auf der Grundlage einer großen Selbständigkeit der Kirchspielsgemeinde aufgebaut ist und das Laienelement in den Diöcesan- und der Generalsynode verstärkt. Die Kirchspielsgemeinde wählt mit allgemeinem Stimmrecht der 25 Jahre alten Gemeindeglieder einen größeren Ausschuß, die „Kirchengemeindeversammlung,“ welche den Wahlkörper für die Wahl der Aeltesten und für eine Pfarrwahl aus drei von dem Oberkirchenrathe mit Zustimmung des Großherzogs präsentirten Bewerbern bildet. Dem aus dem Pfarrer und den Kirchenältesten bestehenden Kirchengemeinderath liegt die Sorge für das sittliche, religiöse und kirchliche Wohl der Gemeinde und die Verwaltung der Angelegenheiten derselben auf Grund der Kirchenverfassung, sowie ferner die kirchliche Armen- und Krankenpflege, die Fürsorge für die Verwahrlosten und die bürgerlich Verstraften, endlich die Verwaltung des Kirchenvermögens ob. Eine auf so sehr praktische Zwecke gerichtete Autonomie der Gemeinden konnte nicht anders als zahlreiche dem kirchlichen Leben halb oder ganz Entfremdete zur Theilnahme am Leben der kirchlichen Gemeinschaft zurückführen und mehr als alles Andere ist eine kirchliche Armenpflege und eine lebhaftere Theilnehmung des Laienelements geeignet, den dogmatischen Zänkereien, welcher Art sie immer sein mögen, ihre für den Bestand der evangelischen Kirche erschütternde Wirkung zu nehmen. Der Laie ist stets versöhnlicher, mehr geneigt, die zarten Glaubensüberzeugungen im Schooß der Familie zu pflegen, als vor der Oeffentlichkeit darüber zu streiten, und er ist der Pflege kirchlicher Zucht und Sitte zugänglicher als den feinen Distinktionen der Theologie. Die Gemeindefirche vereintigt, die Pastoralkirche erzieht Sekten und Indifferente. In der katholischen Kirche konnte begreiflicherweise von keiner Verfassungsänderung die Rede sein. Allein zu dem weltlichen Geschäfte der Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens ist auch hier ein von den

Katholiken der Pfarrei gewählter Ausschuss bestellt, und es sind Beispiele vorgekommen, daß der Pfarrer auch in anderen als reinen Vermögensangelegenheiten das Gewicht dieses Ausschusses mit seiner eigenen Stimme in die Waagschale legte, wohl fühlend, welchen Werth eine verfassungsmäßige Vertretung der Gemeinde hat. Mitten in einem lebendigen Staatsorganismus, wo in allen socialpolitischen Vereinigungen ringsum eine Vertretung aller Angehörigen zur selbständigen Leitung der Gesellschaftsangelegenheiten berufen ist, wird jede bureaukratische oder hierarchische Verfassung als eine Isolirung der Einzelbeamten empfunden.

Neben der völligen Selbständigkeit der Kirchen, dieser eminenten socialpolitischen Potenzen, haben drei kleine Gesetze die Bestimmung, eine organische Harmonie herzustellen und sowohl den Staatsverband als die Familie und das Individuum selbst vor einer Vergewaltigung durch diese nun fast übermächtigen kirchlichen Organismen zu schützen: die Einführung der Nothcivilehe zum Schutze des Individuums, die Feststellung der Unabhängigkeit des Familienvaters in der Bestimmung der religiösen Erziehung seiner Kinder zum Schutze der Familie, und das Gesetz über Amtsmißbrauch der Geistlichen zur Verhütung eines Uebergriffes der Kirchenbeamten in das weltliche Macht- und Rechtsgebiet des Staates.

Eine nothwendige Folge der Trennung der Kirchen vom Staate (um uns dieses gebräuchlichen, wenn auch nicht ganz präcisen Ausdrucks zu bedienen) war die Leitung und Beaufsichtigung des öffentlichen Unterrichtswesens durch den Staat, übrigens mit vollkommener Belassung der Leitung und Beaufsichtigung des religiösen Unterrichts und der Erziehung an die Kirchen. Auch hier aber sind die zunächst Betheiligten, die Eltern, zur Wahl einer Vertretung bei der örtlichen Aufsicht berufen. Die Schulen bleiben konfessionell, und die örtliche Aufsicht wird durch ein Collegium geführt, das aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister, dem Lehrer, einem Vertreter der politischen Gemeindebehörden und mehreren durch die verheiratheten und verwittweten Einwohner der Schulgemeinde gewählten Mitgliedern besteht. Der Vorsitzende wird durch die Oberschulbehörde aus der Mitte des Collegiums ernannt. Die politischen Ortsgemeinden sind in Baden ein so fester socialpolitischer Verband mit so vielseitiger Wirksamkeit, daß die Vertretung ihrer ebenfalls aus allgemeiner Bürgerwahl hervorgegangenen Behörden im Ortsschulrath eine Nothwendigkeit ist. Die Wahl durch die verheiratheten und verwittweten Einwohner aber, also der muthmaßlichen Eltern der Schulkinder, sie seien es nun gestern gewesen oder seien es heute oder morgen, entfernt sich ebensosehr von einer prinzipiell demokratischen allgemeinen Wahl als von einer bureaukratischen Einsetzung. Die Oberaufsicht, welche eine technische sein muß, wird dann allerdings

naturgemäß von berufsmäßig ausgebildeten Behörden, Einzelbeamten im Kreise, und dem kollegialisch-organisirten Oberschulrathe für das ganze Land und, da es sich nur um die weltlichen Unterrichtsgegenstände handelt, ohne Rücksicht auf konfessionelle Unterschiede ausgeübt. Schulzucht und Schulerziehung vorzüglich in den Händen des konfessionellen bürgerlichen Ortsschulraths und technische Leitung der Lehre in den Händen der Staatsbehörden — nur die ultramontane Sekte war nicht im Stande, diese feine Organisation zu begreifen. Aber auch auf den ökonomischen Gebieten allenthalben Sammlung der Vetheiligten und Reorganisation!

Das Gewerbegesetz ruft Handels- und Gewerbetammern hervor, begünstigt gewerbliche Genossenschaften, welche die Erben aller besseren Eigenschaften der Zünfte werden können, die landwirthschaftlichen Bezirksvereine erhalten eine Vereinigung zu Gaudereinen und Vertretung bei der Centralstelle, und daß es sich hierbei um Befriedigung eines socialen Bedürfnisses der Landwirthschaft selbst und nicht nur um anregende Vereine handelte, beweist die laute Forderung und die bereitwillige Gewährung dieser neuen Organisation mitten in einer Zeit, wo man außerhalb Badens die „neue Aera“ (sit venia verbo) als eine rein kirchliche oder politische Angelegenheit zu betrachten geneigt war, während man im Lande selbst das Bedürfnis nach „Selfgovernment in allen Kreisen“ durchaus lebhaft neben den lautesten kirchlichen Streitigkeiten empfand. Sind doch auch für die Anwälte, Notare, Aerzte und Apotheker standesgenossenschaftliche Statuten mit Wahlrecht der Mitglieder und Handhabung der Disciplin innerhalb der Genossenschaft eingeführt und freudig begrüßt worden.

Bis hierher war nur von den ohne räumliche Umgrenzung gleichsam perpenbikular durch die ganze Bevölkerung des Landes sich hinziehenden socialpolitischen Gruppen und Verbänden, charakteristisch in Art und Gewicht, verschieden je nach der numerischen Stärke ihrer Angehörigen, der Art und Größe des von ihnen repräsentirten Besitzes und endlich ihrer geistigen Bedeutsamkeit, die Rede.

Die neue Organisation zieht aber auch Querslinien durch das Land und schafft einen neuen Verband, die Kreisgemeinde. Bei dieser Corporation wie bei der Ortsgemeinde ist nicht wie bei den anderen socialen Organismen eine der drei charakteristischen Machtquellen hervorragend im Vordergrunde. Physische, ökonomische oder geistige Bedeutung, keine von allen dreien kommt der Kreisgemeinde in hervorragendem Maße charakteristisch zu. Die Kreisgemeinde, gleich der Ortsgemeinde und dem Staate, gehört zu den harmonischen socialen Gebilden, zu den allseitigen. In dieser allumfassenden Harmonie liegt das Uebergewicht des Staates über die Kirchen, der Provinzen, Kreise, Gemeinden über alle anderen gesell-

schaftlichen Organismen, ein Uebergewicht, das nicht verletzt und nicht gefährdet, eben weil und so lange es harmonisch ist.

Die Kreisgemeinde ist in Baden eine völlig neue Schöpfung.

Das Großherzogthum zerfällt in elf Kreise. Die Kreisgemeinde hat eine Kreisversammlung, einen von dieser gewählten Kreisauschuß als Exekutionsorgan und der Staat hat in dem Kreishauptmann seinen Vertreter bei der Kreisverwaltung zur Wahrung des Staatsinteresses.

Kreisversammlung und Kreisauschuß besorgen durchaus selbständig und mit vollkommen freier Initiative die Interessenerwaltung des Kreises. Wir hatten bisher nur ein Staatsbudget und Gemeindebudgets, wir werden nun auch Kreisbudgets haben. Dies freilich wäre unter Umständen ein zweifelhafter Gewinn. Allein der Inhalt der Kreisverwaltung: Straßen, Brücken, Kanäle, Sparkassen, Spitäler, Rettungsanstalten, Werkhäuser, Schulanstalten und sonstige gemeinschaftliche und gemeinnützige Anstalten des Kreises, Alles mit korporativen Rechten, dieser Inhalt macht ein Kreisbudget wenn auch für die Steuerpflichtigkeit nicht gerade süß, doch zu einer wahren Wohlthat. Die Kreisgemeinde eröffnet eine Perspektive, nach welcher der Schwerpunkt der eigentlichen Verwaltung in die Kreisbehörden fallen kann.

Die Bildung der Kreisgemeinden und ihrer Organe, der Kreisversammlung und des Kreisauschusses, entspricht nicht nur dem Grundsatz, der in der oben angeführten allerhöchsten Proklamation ausgesprochen ist, ja ist nicht nur die eigentliche Krönung des Gebäudes der Selbstverwaltung, sondern es verwerthet auch das Gesetz hierbei die socialpolitischen Potenzen nach ihrem Gewicht. In der Kreisversammlung haben Virilstimmen die größten Grundbesitzer, und zwar wird dies nach dem im Gesetze angegebenen Maaße meist der Grundadel sein, sodann die größeren Städte; die, wie schon oben erwähnt, äußerst bedeutsamen festen und historisch eingelebten Bürgergemeinden von kleinerem Umfang haben Curiatstimmen, und endlich wird die Kreisversammlung von Abgeordneten der Kreiseingeseffenen besetzt, welche in mittelbarer Wahl durch Wahlmännerkollegien gewählt werden, in welcher letzteren wieder die bedeutenderen Grundbesitzer von 25,000 fl. Steuerkapital und Gewerbebesitzer von 50,000 fl. Steuerkapital Virilstimmen besitzen. Es ist hiermit dem Grundadel in der Regel eine Stellung eingeräumt, welche auf die Dauer leicht wichtiger und doch naturgemäßer werden könnte als die höchst beschränkte Art von Pairie in der ersten Kammer, die mehr ein Ehrenrecht ist, und welche noch überdies von fast allen Seiten wenig Anerkennung und viel Verkennung zur Folge hatte. Die Zahl der Großgrundbesitzer mit Virilstimmen wird ein Siebentel, die Zahl der Gemeindevertreter zwei Siebentel und die Zahl der



aus freier Wahl der Gemeinbeeingeseffenen hervorgehenden Vertreter vier Siebentel der Gesamtzahl betragen. Ein vollkommen genaues Abwägen von Interesse und berechtigtem Einfluß wird wohl nie möglich, und es giebt überhaupt kein organisches Gebilde in der ganzen Natur, in dessen Formen ein Gesetz mathematisch genau ohne Abweichung durchgeführt wäre; ein flüchtiger Blick in's Mikroskop überzeugt uns fattsam hiervon. Bemerkenswerth aber ist, daß hier im neunzehnten Jahrhundert eine Art Wahlsensus oder vielmehr daß Wahlvorrechte eingeführt werden, bei deren Einführung auch nicht der Schatten eines politischen Hintergedankens vorhanden war wie er bei allen Sensuswahlordnungen sonst sich geltend machte. Es ist der Versuch gemacht, wirkliche Potenzen anzuerkennen, statt mit der Brille eines dürren Prinzips sie zu ignoriren.

Der ganze Cyklus von Reorganisationen unternimmt nirgends etwas Künstliches, Gewaltfames, schmiegt sich vielmehr an bestehende Verhältnisse an und erleichtert in allen Kreisen freie Bewegung und Selbstthätigkeit, mit Einem Worte, fördert die organische Bildung der modernen Stände. In solchem Wald und Busch konnte die alte Staatsmaschine, an den altfränkisch zugeschnittenen Park gewöhnt, nicht mehr arbeiten. Es bedurfte der Reorganisation der Behörden.

Wir können hier über die bereits oben erwähnte Umgestaltung der Gerichtsorganisation, die neuen Schulbehörden, auch über die Errichtung eines bisher in Baden unbekanntes Handelsministeriums, die veränderte Einrichtung mehrerer technischen Behörden und ihrer Ressorts kurz hinweg gehen. Das sind keine prinzipiell bedeutenden Dinge, so eingreifend auch in jeder Beziehung das neue Handelsministerium thätig war. Höchst bemerkenswerth aber ist die Neugestaltung der politischen Verwaltung. Auch in diesem Geschäftszweige kann eine allerdings ziemlich umfassende Aenderung der Ressortverhältnisse, als prinzipiell weniger bedeutend, unerwähnt bleiben. Neu und von großer Tragweite ist aber insbesondere die Einführung einer geregelten Verwaltungsrechtspflege mit unabhängigen Verwaltungsgerichten nebst Trennung dieser Rechtspflege, sowohl von der Verwaltung als von der bürgerlichen Rechtspflege und das Hereinziehen des bürgerlichen Elements zur Theilnahme an der Verwaltung, an der Handhabung der Polizei und der Verwaltungsrechtspflege.

Verwaltung, Polizei und Verwaltungsrechtspflege waren bisher gehandhabt in unterster Instanz von Einzelbeamten, Amtsvorständen über Bezirke von 20,000 bis 30,000 Einwohnern, in zweiter Instanz von vier kollegialen Kreisregierungen, in dritter von dem Ministerium des Innern. Nach der neuen Organisation sind die Mittelstellen, die Kreisregierungen, aufgehoben. Den Bezirksbeamten ist aber zur Entscheidung in wichtigeren

Verwaltungsangelegenheiten und als Collegium zur Urtheilsfindung in Verwaltungsstreitigkeiten ein Bezirksrath beigegeben, sechs bis neun Bürger, ausgewählt und ernannt durch das Ministerium des Innern aus den durch Kenntnisse, Tüchtigkeit und Gemeinfinn ausgezeichneten Bewohnern des Amtsbezirks. Es ist das wohl die Perle der neuen Organisation. Wer wenigstens in regelmäßige Berührung mit dieser Einrichtung kommt, der muß den Eindruck empfangen, daß mit jedem Tage neue Keime sich entwickeln und Früchte tragen. Die Amtsbezirke werden in Polizeidistrikte eingetheilt, welchen je ein Mitglied des Bezirksraths vorgesetzt ist. Die einzelnen Bezirksräthe führen die Oberaufsicht über die Polizeiverwaltung in ihren Distrikten, haben das Recht, bringende Anordnungen selbst zu treffen, die Verhaftung schwerer Verbrecher und ihre Ablieferung an die Gerichte zu veranlassen, und die Pflicht bei Tumulten, Aufmärschen oder Zusammenrottungen einzuschreiten, Anführer festnehmen zu lassen, bei Brandfällen die Löschdirektion bis zum Eintreffen des Bezirksbeamten zu übernehmen. Die Ortspolizeibeamten, das polizeiliche Aufsichtspersonal und auch andere Personen, die es angeht, haben den von den Bezirksräthen in ihrer amtlichen Stellung und innerhalb ihrer Zuständigkeit an sie ergangenen Aufforderungen Folge zu leisten. Das Amt eines Bezirksraths ist ein Ehrenamt. Polizei ein Ehrenamt, verwaltet von den angesehensten Bürgern! Gegen fünfhundert freiwillige Polizeibeamten im Großherzogthum Baden! Das heißt doch wohl eine großartige Reorganisation der Polizei. Hier ist dieses Institut endlich aus einer gehässigen Zuchtanstalt in eine lebendige Organisation des Bürgerthums umgewandelt.

In monatlichen Sitzungen treten die Bezirksräthe unter dem Vorsteh des Bezirksbeamten zusammen, um als Collegium sowohl über wichtigere Verwaltungsangelegenheiten zu beschließen, als Recht zu sprechen über Streitigkeiten des öffentlichen Rechts nach öffentlicher mündlicher Verhandlung. Die Organisation einer geregelten Verwaltungsjustiz war eine nothwendige Ergänzung der neuen Einrichtungen. Die selbständig organisirten Corporationen haben ihre Verfassungen, ihre Ansprüche an die eigenen Mitglieder und an Fremde, ihre Konflikte untereinander, und wenn auch ein systematisch kodifizirtes Verwaltungsrecht kaum herzustellen ist, so mag man doch das Verwaltungsrecht in gewissem Sinne ein positives Gesellschaftsrecht nennen. Die socialpolitischen Gruppen und Verbände treten im Staatsleben als Potenzen auf. Die Rechtsfragen des öffentlichen Rechts sind daher socialpolitische Machtfragen. Das Gleichgewicht, die Harmonie in der socialpolitischen Dynamik sowohl innerhalb der Verbände als in ihrem Verhältnisse zu einander und zu den Einzelnen zu erhalten oder herzustellen reicht Gesetz und Verordnung nicht aus, es be-

darf im Einzelfalle eines Rechtspruchs, weniger starr als das Urtheil des Civilrichters und doch mehr richterliches Erkenntniß als die einfache Verfügung des Administrativbeamten nach Regeln der Zweckmäßigkeit.

Ein Verwaltungsgerichtshof für das ganze Land als zweite und letzte Instanz für Berufungen gegen bezirksrätbliche Erkenntnisse giebt der Entwicklung des Verwaltungsrechts eine feste Einheit.

Gegenüber der starken Decentralisation der Verwaltung in den Instituten der Kreisversammlungen und der Bezirksräthe ist endlich durch Aufhebung der Kreisregierungen zugleich eine straffere Centralleitung der Verwaltung beim Ministerium des Innern eingetreten, welches durch vier Landeskommissäre eine fortwährende, eingehende persönliche Aufsicht über die Bezirks- und Kreisverwaltung führt. Die Landeskommissäre, eigentliche Ministerialräthe mit Sitz und Stimme im Collegium, haben die Aufgabe, allenthalben persönlich Einsicht von den Zuständen der ihnen zugetheilten Kreise zu nehmen und fördernd und anregend auf die Bezirks- und Kreisverwaltung einzuwirken, während sie zugleich aus lebendiger Anschauung Bericht im Ministerium erstatten.

Man sagt den parlamentarischen Ministerien nach, daß, wenn sie zur Regierung gelangen, sie die persönlichen Freunde und politischen Anhänger in einflußreiche Stellen bringen. Nun, wer sich des wenigstens äußeren Anlasses erinnert, welcher zu der Ernennung des neuen Ministeriums führte, der wäre in Verlegenheit gewesen, eine Auswahl von Freunden für etwaige disponible Stellen zu treffen. Es blieb Nichts übrig, als eine Masse neuer Stellen zu schaffen, um das ganze Bürgerthum zur Thätigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten zu berufen, denn da war die Zahl der Freunde so groß, die Erscheinung einer dem Ministerium ergebenden Bevölkerung so neu, der Jubel über das oben erwähnte allerhöchste Manifest so allgemein, daß der ultramontane Wig damals das Wort „liberal-servil“ erfand, weil er die neue Erscheinung nicht begriff.

In so umfassender Weise wie in Baden ist das Bürgerthum noch nirgends zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen worden, und Alle sind dem Rufe gefolgt. Das ist eine politische Schule für das Volk von unberechenbarem Werth. Hierlands war bei einem frischen Gemeinde- und Verfassungsleben die allgemeine theoretische Diskussion nie sehr üblich, aber weit mehr noch wird in der neuen Organisation der Einzelne zum thatkräftigen Arbeiten getrieben und es ist allemal besser die Arbeit thun als das Princip diskutieren. Gleichzeitige Reorganisationen auf allen Gebieten in Kirche, Schule, Rechtspflege, Verwaltung und Polizei haben sonst etwas Bedenkliches, neue Formen beengen die Regierten. Hier in Baden hat dagegen gerade die Gleichzeitigkeit der Reorganisatio-

nen ihre Einführung erleichtert. Die Bedeutung des Selbstgovernment's wurde hierdurch der Anschauung und dem Verständniß des Volks näher gebracht, und es wurde unter den neuen bürgerlichen Behörden ein Wett-eifer hervorgerufen, welcher Bürge dafür ist, daß die neuen Einrichtungen Wurzel geschlagen haben.

Inmitten einer solchen Harmonie und eines so überaus lebensvollen Organismus, der Theilnahme und Arbeit Aller an den öffentlichen Angelegenheiten, inmitten eines friedlichen Zusammenwirkens aller Kräfte ist die ultramontane Sekte verloren.

Der Bapner gilt auswärts dafür, daß er von der Eitelkeit heim-gesucht sei, dies Land marschire an der Spitze alles Fortschrittes in Deutschland. Es mag etwas Wahres hieran sein, aber wenn er nun in der neuen Organisation überall selbst Hand anlegt, da kann man es ihm nicht verdenken, wenn er sagt: „So gut wie bei uns geht es jetzt doch in keinem Lande.“

v. Preen.

## Nordfriesische Fragmente.

F ö h r.

Die Insel Föhr bildet gewissermaßen den Mittelpunkt des nordfriesischen Archipels, der sich längs der Westküste des Herzogthums Schleswig hinzieht. Während der Sommerzeit finden regelmäßig Dampfschiffahrten von Husum aus nach den Inseln Föhr und Silt statt; und eine solche Fahrt durch die vielverschlungene Wattensee, auf der Duzende von grünen Eilanden und Halligen schaukeln, ist bei windstillem sonnigem Wetter äußerst interessant. Eine andere Art von Communication bietet sich bei Dagebüll, einem Dorfe, das früher eine Hallig, d. h. ein kleines uneingedeichtes Eiland war, jetzt aber den westlich-ten Punkt des Festlandes ausmacht und in Form einer kleinen Halbinsel in die Wattensee vorspringt. Es liegt der Insel Föhr gerade gegenüber, von der es ein kaum zwei Stunden breiter Sund trennt. Von hier aus geschieht die Ueberfahrt täglich zweimal, auf einer großen Fähre, die Menschen, Vieh, beladene Wagen und andere Lasten befördert. Sie ist jedoch von dem Wasserstande, von Ebbe und Fluth abhängig, die an diesen Klüften sehr merklich, aber täglich zu anderen Stunden und oft in unregelmäßiger Stärke auftreten. Man pflegt mit der abnehmenden Fluth hinüber, mit der rückkehrenden herüber zu fahren. Schon mehrere Stunden vor der Ueberfahrt versammeln sich im Fährhause, das zugleich eine Schenke und nöthigenfalls ein Gasthaus ist, Insulaner und Festländer, Eingeborne und Fremde, und spähen hinaus, ob Wind und Wasser ih-

nen günstig; aber zuweilen müssen die Reisenden tagelang harren, ehe die Ueberfahrt möglich wird. Ich und meine Genossen hatten es besser getroffen. Zur bestimmten Stunde löste der Führmann das Tau und das Boot schoß durch die Wellen. Nach kaum zwei Stunden landeten wir in Wyk, einem Flecken, der den Hauptort der Insel und ihren einzigen Hafen bildet.

Föhr hat eine länglichrunde Gestalt, ist etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen lang und 1 Meile breit, während ihr Umfang  $4\frac{1}{2}$  Meilen, der Flächeninhalt  $1\frac{1}{4}$  Quadratmeilen beträgt. Obgleich an Größe von der Nachbarinsel Silt übertroffen, ist sie doch das bevölkertste Eiland dieses Archipels; sie zählt gegenwärtig etwa 5000 Einwohner; doch ist die Bevölkerung, wie auf allen nordfriesischen Inseln, in stetem Abnehmen begriffen.

Wyk, an der Südostküste der Insel gelegen die hier ziemlich hohe Ufer bildet, gewährt von der See ausgesehen mit der langen Reihe von Häusern und Windmühlen, die sich auf der Höhe hinziehen, den Anblick einer ansehnlichen Stadt, obgleich es nur 600 Bewohner hat. Der Ort ist regelmäßig und freundlich gebaut, die Häuser meist einstöckig und mit Stroh gedeckt, roth oder schwarz angestrichen. Vor den Thüren stehen Linden: eine große Seltenheit auf diesen Inseln, wo die beständig wehenden Westwinde Bäume fast gar nicht aufkommen lassen. Die blanken Fensterscheiben, die saubern Thüren und das reinlich gehaltene Pflaster lassen den Fremden wähen, er sei nach Holland verschlagen. Die Einwohner sind Kaufleute, Krämer, Handwerker, Wattenschiffer und ehemalige Schiffscapitäne, die sich hier zur Ruhe gesetzt haben. Auch wohnen hier die Honoratioren der Insel, nämlich der Land- und Gerichtsvoigt, der Zollverwalter, der Postmeister, der Landesarzt und der Apotheker.

Der Hafen, den zunächst die See selber angelegt, indem sie die Küste durchbrach, hat bei ordinärer Fluthhöhe 10 Fuß Tiefe und gewährt mittleren und kleineren Schiffen eine bequeme Zufluchtsstätte, zumal er einer der wenigen Häfen an der Westküste der Herzogthümer ist.

Seit 1819 besteht zu Wyk ein Seebad, das man zu Ehren einer dänischen Prinzessin Wilhelminen-Bad genannt hat. Bekanntlich sind die ersten deutschen Bäder an der Ostsee errichtet worden, weil hier der Wellenschlag sanfter und die Ufer anmuthiger. Lichtenberg empfahl zur Anlegung von Badeanstalten die Küsten der Nordsee, worauf die erste 1801 auf der Insel Nordene, die zweite 1816 zu Tuxhaven und die dritte 1819 eben zu Wyk auf Föhr errichtet wurde. Man rühmt hier die hohen Ufer, welche den Badenden vor dem Nordwestwinde schützen; den sich sanft abdachenden Meeresgrund, der fest und schliefrei aus dem feinsten weißen Sande besteht; endlich den großen Salzgehalt des Wassers, der bei einem Pfunde 310 Gran beträgt, wogegen sich in dem gleichen Gewichte bei Dobberan nur 130, bei Travemünde sogar nur 108 Gran salziger Bestandtheile finden. Eine besonders heilsame Wirkung wird dem Fluthwasser zugeschrieben, und die Insulaner pflegen mit der rücktretenden Fluth gegen den Wind zu gehen und so ein Luftbad zu nehmen, von dem sie behaupten daß es die Augen stärken solle. Der verstorbene König von Dänemark, Friedrich VII., pflegte das Bad zu Wyk fast in jedem Sommer und in Begleitung der bekannten Gräfin Danner zu besuchen. Er war eine gutmüthige

späßige Natur, in Gestalt und Wesen einem dicken verben Matrosen ähnlich, und bei den Insulanern sehr beliebt, obwohl die Friesen sonst gegen alle Dänen eine mit Verachtung gemischte Abneigung zeigen. Häufig machte er Ausflüge nach den benachbarten Dänen und Halligen, wo er von den Bewohnern mit naiver Treuherzigkeit empfangen wurde. Eine der Dänenbewohnerin zu Kantum auf Silt ergriff ihn bei der Hand und führte ihn in ihre kaum 10 Quadratschuh große Hütte. „Komm nur herein, großer König, sprach sie, und sieh wie wir es haben.“ Eine fast hundertjährige Silterin fragte ihn: „Was dünkt dich, König, ist es Recht daß ich Kopfsteuer zahlen soll, nun ich alt und blind bin und nicht mehr arbeiten kann?“ Eine Halligfrau auf der Hooge bewirthete ihn mit Milch und Speckpfannkuchen, und als der König ihr und ihren Nachbarn, welche kurz vorher durch eine Ueberschwemmung gelitten, ein Geschenk machte, meinte sie bedenklich: „Wenn die Großen in Husum (nämlich die dortigen Beamten des Königs) uns nur das viele Geld lassen werden!“ Bei der Rückkehr nach Föhr nahm ein stämmiger Austersfischer den Monarchen auf den Rücken und trug ihn, durch den Schlid watend, an's Ufer.

Aber das Wider Bad ist kein eigentliches Seebad, da die Insel nur von dem schmutzig gelben Wogen der Wattensee eingeschlossen und die Aussicht überall durch die Küsten der Halligen und andere Inseln beschränkt wird; nirgends erblickt man das freie offene Meer. Daher hat sich die Zahl der Badegäste von Jahr zu Jahr gemindert, die schönen Anlagen verfallen, und die Seebäder auf Silt und Helgoland machen dem hiesigen eine immer stärkere Concurrenz, zumal sie den gleichen Salzgehalt und einen stärkeren Wellenschlag haben.

Die Bewohner Föhr's und die des ganzen Archipels sind in Abstammung und Sprache Friesen, doch herrscht auf jeder Insel eigne Tracht und eigne Mundart. Selbst auf Föhr unterscheiden sich die ländlichen Bewohner der 16 Dörfer, welche die Insel enthält, von denen zu Wyck, die sie Fresen heißen, während sie sich selber Föhringer nennen. Wirklich ist der Flecken Wyck durch Einwanderer von den benachbarten Halligen angelegt worden, die durch die große Sturmfluth von 1634 aus ihrer Heimath vertrieben, sich hier ansiedelten und eine rege Thätigkeit entfalteten. Sie nannten den neuen Ort Wyck, weil sie vor der wilden See hierher zurückgewichen, und sie selber wurden Wycklinge, das ist Flüchtlinge genannt. Außer ihnen haben sich auch noch Dänen und Fritten hier angesiedelt, so daß auf der kleinen Insel nicht weniger als 6 Mundarten gesprochen werden, nämlich: Föhringisch, Friesisch, Hoch- und Plattdeutsch, Hoch- und Plattdänisch.

Wyck ist neben Husum der Ort, wo die Bewohner des ganzen Archipels ihre Ein- und Verkäufe abmachen. An Markttagen strömen sie dort zusammen; in Booten und Rähnen kommen sie angefahren, und bieten in ihrer mannigfaltigen Nationaltracht ein buntes, bewegtes Bild.

Die nördliche Hälfte der Insel ist Marsch- oder niedriges Land, durch einen Deich gegen die Fluthen des Meeres geschützt, der die Insel auf drei Seiten umgiebt. Nur die Südwestküste von Wyck bis fast Uettersum ist uneinge-deicht, weil diese von den Dünen der benachbarten Inseln Silt und Anrum geschützt wird, und wegen der hohen Geestufer die jedoch klastertiefe Risse und

Höhlungen zeigen, das Werk der Stürme und Sturmfluthen. Die säßliche Hälfte der Insel ist Geest- oder altes Land. Die Marsch, welche freilich den überaus fruchtbaren Marschen des Festlandes bei weitem nicht gleichkommt, dient zur Viehweide und Heugewinnung; auch wird daselbst schwarzer Hafer gebaut, wovon etwas Ausfuhr stattfindet. Die Geest erzeugt Gerste und Roggen, aber nicht über den eignen Bedarf.

Der Boden der Insel ist eben und doch auf der Geest nicht ganz flach. Einige kleine Anhöhen gewähren einen Ueberblick der Umgegend und zum Theil auch eine Aussicht auf die Wattensee. Von keinem Punkte aus kann man die ganze Insel übersehen, und da man auf dem Lande, sowie man sich nur vom Ufer entfernt, das Meer gar nicht erblickt, so hat man eine Mannigfaltigkeit von An- und Ausichten, die oft vergessen läßt, daß man sich auf einer Insel befindet. Auf dem freien Felde stehen keine Bäume, nicht einmal lebende Zäune; nur Gräben friedrigen die Wege ein und die Aecker sind nur durch schmale Raine von einander getrennt. Dagegen finden sich in wenigen Dörfern des Osttheils Obstbäume und lebendige Hecken, die jenen ein freundliches Aussehen geben.

Die Dörfer liegen auf der Geest, fast alle an der Grenze der Marsch von Osten nach Westen in geringer Entfernung von einander; eine Lage die für den Betrieb der Wirtschaft sehr vortheilhaft ist. Es giebt auf der Insel kein eigentlich fließendes Wasser, aber viele Brunnen — hier Meerz genannt — die gutes und reichliches Wasser enthalten besonders am Ufer, so daß die Bewohner der Halligen und Festlandsmarschen ihr Trinkwasser oft von Föhre holen, da sie selber nur schmutziges, fast ungenießbares besitzen, und auch dieses nicht selten ihnen ausgeht.

Unter den durchgängig großen Dörfern, die im Gegensatz zu denen auf der Festlandsmarsch nur kleine Gehöfte und eine geschlossene Bauart zeigen, ist das größte und zugleich eines der schönsten im ganzen Herzogthum Schleswig Nieblum, welches in 150 Häusern etwa 500 Bewohner zählt und wie aus einem Obstwalde hervorguckt. Es hat regelmäßige gepflasterte Straßen und freundliche Gebäude, deren Eingang zuweilen ein Portal mit Marmorsäulen bildet. Hier wohnen die invaliden Steuerleute und Capitäne, die jetzt von ihren Ersparnissen und Erinnerungen zehren oder auch Bauern geworden sind. Alles erinnert hier an See und Schiffe. Die Scheunenthore, Hausthüren und Fensterrahmen sind grasgrün, lichtblau oder grellweiß angemalt; ebenso die Geländer der Gärten. Auf den Dächern wehen Windfahnen in Form von Pfeilen, Hänen, Pferden oder Fahrzeugen. Einzelne Häuser tragen sogar die Namen, andere die Gallion des Schiffes über der Hausthüre, z. B. Drachen, Löwen, Seeungeheuer oder geschnitzte und buntbemalte Frauenbilder. Im Flure hängt oft das ganze Schiff mit Segeln und Wimpeln, Masten und Tauen en miniature von der Decke hernieder. Die Zimmer gleichen Schiffskajüten, wo die Betten gleich Schreinen in die Wände eingelassen. Letztere sind mit abwechselnd weißen und bunt bemalten kleinen Steingutplatten mosaikförmig ausgelegt, und von der Decke hängen Straußeneier oder ausgestopfte fremdländische Vögel herab, die in allen Farben schillern. Endlich erblickt man hinter Glasschränken Andenken aus allen fünf Welttheilen: chineesische Bögen, wunderliche Trinkge-

schirre, seltsame Dosen, Krüben und Pfeifen. Manche Zimmer sind sogar elegant ausgestattet, mit Stuhlhüben, seidnen Vorhängen und Mahagonymöbeln, die mit jenen Curiositäten ein sonderbares Gemisch bilden.

Die dicken Besitzer mit ihren rothen Gesichtern und ihrem watschelnden Gange lassen die ehemalige Beschäftigung nicht verkennen, und erscheinen dem Fremden freundlich und zuthunlich.

Die Insel zerfällt in drei Kirchspiele. Ein viertes, im Nordosten gelegen, ist mit seinen Dörfern und Ländereien versunken, als Föhr noch mit Amrum zusammenhing, und es nur ein schmaler Graben vom Festlande trennte. Unter den jetzigen drei Kirchen ist bemerkenswerth die von St. Johannis, die nördlich von Kieblum steht und in welcher zwei Geistliche wirken. Alle Kirchen sind hier allein, außerhalb der Dörfer gelegen. Die St. Johanniskirche wird als die größte und älteste in beiden Herzogthümern betrachtet und soll 5000 Personen fassen. Sie ist in Form eines Kreuzes von Backsteinen erbaut, auf einem Fundament von gehauemem Granit, unter einem Bleidache. Die Tradition berichtet, sie sei von Predigermönchen aus England als die erste in diesen Landen erbaut, und das Material von dort herübergeführt.

An sonstigen Alterthümern finden sich auf Föhr mehrere Grabhügel aus der Heidenzeit und die sogenannte Burg zwischen den Dörfern Goting und Borgsum. Auf der Grenzscheide von Heide und Marsch erhebt sich ein runder Erdwall, in einer Höhe von 44 Fuß sehr steil aufgeworfen. Vor ihm ist ein 18 Fuß breiter Graben und außen um diesen herum wieder ein 6 Fuß hoher Wall errichtet. An der Südseite führt ein bequemer ganz gerade laufender Weg hinauf und in den innern Raum hinein, der 382 Fuß im Durchmesser und 1200 Fuß im Umkreis hält. Dieser innere Raum ist ganz eben und flach, gleich den Wällen mit Gras bewachsen. Mitteninne befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser, da es keinen Abfluß findet, den Boden versumpft hat, so daß er nur in heißer Sommerzeit durchgängig trocken ist. Dieser Wall hat einen der geheiligten Plätze umfriedigt, wo die heidnischen Friesen unter freiem Himmel ein öffentliches Gericht abhielten. Auf Amrum befindet sich ein ähnlicher Erdwall und auf Silt sogar deren zwei. Sie liegen stets in der Mitte der Insel, auf Föhr in der Nähe des Dorfes Goting, des einzigen welches nicht auf um enbigt, weil es die Gerichtsstätte war, das Ding des Gau's (Gauding oder Goting).

Nicht nur die Gerichtsstätte, auch die Gesetze und Institutionen, sogenannte Beliebungen, der alten Friesen haben sich noch erhalten und sie sind theilweise noch heute in Geltung.

Föhr besteht in administrativer und gerichtlicher Beziehung aus drei Kommunen oder Gemeinden: Osterlandsföhr, Wyck und Westerlandföhr; wovon jede ihre besondere und ganz selbständige Communalverfassung hat. Jede Commune wird durch eine gewisse Anzahl von Repräsentanten vertreten, die sie selber erwählt. Diese verwalten alle Gemeindeangelegenheiten und erheben alle Gefälle. Die landesherrlichen Steuern werden nach der Pfluggzahl von der ganzen Gemeinde entrichtet, die dafür solidarisch haftet und die Beiträge nach eines Jeden Vermögen ausschreibt. Diese Steuerverfassung mit der solidarischen Verbindlich-



keit gilt in allen friessischen Gemeinden und scheint mit dem sogenannten Schillingenglischbuche von den Engländern entnommen zu sein.

An der Spitze des Fledens Wyd steht ein Gerichtsvoigt, der zugleich Landvoigt von Osterlandföhr ist und den der Landesherr ohne Zuthun der Gemeinden ernennt. Er bildet mit zwei Besitzern das Gericht für Wyd und mit zwölf Rathmännern das Gericht für Osterlandföhr. Besitzter und Rathmänner werden von den Gemeinden erwählt, von der Regierung bestätigt und vereidigt. Jährlich um Martini wird ein Gericht oder Herbstding abgehalten, welchem der Voigt präsidirt und wobei er das Protokoll führt. Jedoch wird die Entscheidung von den Besitzern resp. Rathmännern allein abgegeben, der Voigt hat keine Stimme und fungirt nur als Rechtsconsulent. Von diesem Gericht appellirt man an das sogenannte Dreihardengericht, und in letzter Instanz an das Appellationsgericht zu Hensburg. Kleinere Streitigkeiten und Polizeivergehen werden von dem Landvoigt allein abgemacht, doch hat er bei jeder Zeugenvernehmung und Eidesleistung zwei Rathmänner zuzuziehen. Ebenso besorgt er die Einleitung aller Prozesse und Untersuchungssachen bis zum mündlichen Verfahren. Indes steht es den Parteien frei, statt des Herbstdings das Urtheil des Landvoigts auch in allen größern Sachen anzurufen, wenn sie sich nämlich über seine Wahl einigen. So haben sich in diesen Gerichten die Volksgerichte der freien deutschen Stämme forterhalten.

An der Spitze von Westerlandföhr steht der sogenannte Vorkvoigt, dem auch zugleich die benachbarte Insel Amrum untergeordnet ist. Er bildet mit acht sogenannten Stock-Männern das Gericht, das immer an einem Dienstag zusammentritt. Doch gilt hier das dänische Recht, in Wyd und Osterlandföhr dagegen das altfriessische.

Diese auffallende Theilung der kleinen Insel ist dennoch historischen Ursprungs. In den ältesten Zeiten, als Föhr mit den übrigen Inseln landfest war, bildete wohl die ganze nordfriessische Landschaft, wie es die gleichartige Besteuerung dieser Gegenden zu beweisen scheint, eine einzige Commune, die aber natürlich in mehre Gerichtsbezirke getheilt war, wo durch Volksgerichte das Recht gepflegt wurde. Nachdem Föhr im dreizehnten Jahrhundert von Silt getrennt ward, wurde das Vork oder die Commune Westerlandföhr zugleich mit der Insel Amrum der dänischen Königin Margarethe für 500 Mark Silber von dem Ritter Niels Rimbeck verkauft, Margarethe verpfändete Weides an den Bischof von Ripen, so daß fortan nur Osterlandföhr dem Herzogthum Schleswig zugeordnet wurde. Schon 1771 wollte die dänische Regierung diese Trennung, welche mancherlei Wirrwar mit sich führte, aufheben und die ganze Insel dem schleswigschen Amte Tondern zuordnen, aber die Amrumer und Westerlandföhringer protestirten hiergegen, weil ihnen unter dänischer Hoheit die Abgaben geringer erschienen. So blieb diese naturwidrige Trennung bestehen bis in das vorige Jahr, wo sie nach Eroberung der Herzogthümer durch Preußen und Oesterreich von selbst fortfiel; aber lange wird es währen, ehe die durch solche Trennung entstandene tiefeingewurzelte Abneigung zwischen Oster- und Westerlandföhringern schwindet.

Wenngleich an Föhr im gewöhnlichen Umgange ein friessischer Dialekt ge-

prochen wird, so ist das Hochdeutsche doch überall Schul-, Kirchen- und öffentliche Geschäftssprache.

Die Fauna und Flora der Insel ist arm; nur See- und Zugvögel werden in großer Anzahl gefangen. Am Strande finden sich schöne Conchylien, mancherlei Steinarten und ein feingefchiefter Meerschamm.

Da Brennholz gar nicht vorhanden, so werden als Feuerungsmaterial Torf, Rasensoden und getrockneter Kuhdünger verwendet. Der Dünger wird aus den Ställen getragen, auf einem freien Plage ausgebreitet und mit den Füßen durchknetet, worauf man ihn an der Sonne trocknen läßt und dann in ziegel- oder scheibensförmige Stücke zerschneidet. Erstere heißen Ditten, letztere Scholen. Beide brennen mit bläulicher Flamme und duften ganz aromatisch. Auf den Halligen liefern die Gemeinden dem Pfarrer alljährlich mehrere Tausende von Ditten und Scholen als Zehnten. — Der Torf ist entweder Land- oder Seetorf. Jener wird in den Marschen gegraben, wo man ihn unter einer 3—7 Fuß tiefen Kleierde, in einer Mächtigkeit von 3—8 Fuß vorfindet. Gräbt man tiefer, so stößt man auf Sanderde und oft auf umgestürzte Bäume, die immer in der Richtung von Südwest nach Nordost liegen. Hieraus will man schließen, daß in diesen Niederungen ehemals große Holzungen vorhanden gewesen, welche durch Ueberschwemmungen zerstört wurden; worauf die ab- und zuströmende Fluth darüber Kleierde gelagert und so allmählig sich wieder festes Land gebildet habe. —

Der See- oder Safftorf wird auf dem Grunde der Wattensee zur Ebbezeit unter dem Schlick gegraben; er muß ein ganzes Jahr liegen und den Salzgehalt ausfrieren, ehe er zum Brennen fähig ist. Aus ihm bereitet man auch das friesische Salz, und es gab früher zahlreiche Salziedereien in den Marschen und auf den Inseln, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts aber sehr vermindert haben.

Die Friesen sind von scharfem Verstande, geborene Redner und Mathematiker. Unter ihnen sind mehrere Autodidakten hervorgegangen, deren Ruf sich weit über die Grenzen der Heimath verbreitete, woselbst sie als Navigationslehrer wirkten und viele ihrer Landsleute zu tüchtigen Steuerleuten und Capitänen ausbildeten. — Rörd Jensen, ein geborner Föhringer, kam eines Tages auf das Stadthaus zu Amsterdam, wo er ein dort hangendes astronomisches Gemälde sah und an demselben auf den ersten Blick einen groben Fehler erkaunte. Man untersuchte seine Bemerkung und fand sie richtig, weshalb ihm ein Ostindienfahrer zur Föhrung angeboten ward; aber er schlug es aus und kehrte nach Föhr zurück, wo er in sternenhellen Nächten sich selber eine Himmelskarte fertigte und darnach seine Schüler in der Sternkunde unterrichtete. — Noch bedeutender war Ol Tükki oder Arjan Teunis, wie ihn die Holländer hießen, gleichfalls von Föhr gebürtig. Er ist der Verfasser des so berühmten gewordenen Vesteckbuchs, das gleichzeitig bei deutschen und dänischen, holländischen und englischen Seefahrern zur Anwendung kam und sich als ein wichtiges Hülfsmittel erwies, um sich auf dem pfablosen Meere zurechtzufinden. Die Stadt Amsterdam belohnte ihn dafür durch ein Jahrgehalt und zog ihn in die vornehmsten Kreise, woselbst er immer in seiner schlichten Seemannskleidung er-

schien. Der berühmteste aller friesschen Mathematiker und Navigationslehrer war jedoch Hans Mowson, von dem der große Kanzelredner Klaus Harms, gleichfalls Autodidakt, in seinem Volksbuche „Gnomon“ eine artige Skizze entwirft. Geboren 1735 zu Fahretoft an der schleswigschen Westküste, begann er schon als Knabe zu zeichnen und zu messen, zu zirkeln und zu rechnen, wobei er seinen Vater, der selber ein wenig Landmesserei trieb, durch scharfsinnige Fragen häufig in Verlegenheit setzte. Einst fand er auf dem Boden des elterlichen Hauses ein Buch, das in einer ihm fremden Sprache geschrieben war, das er aber an den Figuren als ein mathematisches erkannte. Es war der Euklid in holländischer Uebersetzung, die er mit Hilfe einer holländischen Bibel und einer holländischen Bibel verstehen lernte. Wo er ging und stand trug er fortan seinen Euklid mit sich und studirte ihn fleißig; daneben baute er kleine Mühlen und Schiffe, arbeitete in Stahl, Messing, Kupfer und Blei. Darob gerieth der Vater in Unwillen und um dem Sohne die Spielerei, wie er seine Beschäftigung nannte, zu vertreiben, schickte er ihn an den Deich, wo er den ganzen Sommer hindurch Erde karren mußte. Allein auch hier setzte er seine Studien in den Zwischenstunden fort, und selbst in der Nacht beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen und mechanischen Arbeiten; wie er denn schon damals Meßketten, Bouffolen und andere Instrumente anfertigte. Im nächsten Frühjahr ging er als Landmesser nach Dithmarschen, wo er sich viel Geld verdiente, und erhielt nun endlich vom strengen Vater die Erlaubniß, ganz seiner Neigung leben zu dürfen. Des Sommers trieb er die Landmesserei, im Winter studirte er, machte Holzschnitte und Kupferstiche, schliß und polirte Gläser, verfertigte Teleskopen, Sextanten und Oktanten; dazu mancherlei Uhren, beispielsweise eine Seeuhr, eine andere mit einem Glodenspiel, auch eine niedliche Orgel, auf der er einen vierstimmigen Choral spielen lernte. Er bediente sich dabei der Ziffern, da er in seinen Jahren die Noten nicht mehr lernen mochte; die Theorie der Musik dagegen kannte er gründlich. Wie er früh die holländische Sprache gelernt hatte, so lernte er später, wenn er zu den geeigneten Büchern kam, nach und nach das Dänische, Französische, Englische und Lateinische; übersezte auch ein kleines Werk über Astronomie aus dem Lateinischen in's Deutsche. Neben diesen mannigfachen Studien und Arbeiten hat er eine große Anzahl von Seeoffizieren, Technikern und Feldmessern ausgebildet. Im Sommer 1793 besuchte er Kopenhagen und wurde hier auf's Freundschaftlichste von den Gelehrten und hohen Beamten empfangen. In der königlichen Bibliothek sah er zum ersten Mal die Hülfsmittel, die ihm bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen. Sein kleines Hauswesen wurde von seiner vortrefflichen Frau besorgt, er selber blieb ein Bauer in Kleidung und Wesen bis an sein Lebensende. Von seinen Landsleuten geehrt und geliebt, wurde er viel um Rath und Auskunft angegangen. Wenn er sprach, gewöhnlich friessisch oder plattdeutsch, hörten alle schweigend und ehrerbietig zu. Langsam und bedächtig war seine Rede, doch disputirte er gern, und es war seine Weise ruhig anzuhören, mit einer Miene als pflichte er bei; dann aber machte er eine kleine Gegenbemerkung und setzte seinen Gegner unerwartet in die Enge. Eigensinn dagegen war seinem Kopfe so fremd wie Eigensinn seiner Seele. Er starb 1811 an seinem Geburtsorte, 76 Jahre alt.

Seit der Wiederentdeckung Grönlands durch die Engländer und Holländer im siebzehnten Jahrhundert und seit der Auffindung der übrigen Nordpolarländer beteiligten sich die nordfriesischen Insulaner sehr eifrig am Wallfischfange. Sie stellten zu den niederländischen und deutschen Grönlandsflotten ein Contingent von 3—4000 Matrosen, Speckschneidern, Harpunieren, Boots- und Steuerleuten, darunter die meisten von Amrum und Föhr, und nicht wenige von ihnen besoldeten besonders auf Hamburger Schiffen die sehr einträgliche Stellung eines sogenannten Commandeurs. Wenn das Frühjahr herannahte, verließ Alles, was männlichen Geschlechts war, die Inseln und ging auf den Wallfischfang, darunter Knaben von zehn und Greise von achtzig Jahren. Die zurückbleibenden Weiber, Prediger und Beamten begleiteten die Abfahrenden unter Thränen und Segenswünschen bis zu den Schiffen, wo sie feierlichen Abschied von einander nahmen, denn es galt oft eine Trennung für das Leben. „Es ist nicht zu beschreiben,“ sagt ein Geistlicher in seiner Chronik, „wie traurig es läßt, wenn alle Mannespersonen von unserer Insel weggefahren sind. In den ersten Tagen nach ihrer Abreise ist Alles ganz stille, und man sieht fast Niemand auf dem Felde gehen.“ Nicht weniger rührend war die Rückkehr im Herbst; mehrere Wochen vorher wurde nur von ihr gesprochen und die Tage der Nachhausekunft waren allgemeine Festtage. — Ein wahrer Nimrod unter den Wallfischjägern war der Commandeur Matthias Peters von der Insel Föhr. Er hatte während seiner Reisen nicht weniger als 373 Wallfische gefangen, deshalb nannten ihn seine Landsleute nur den „glücklichen Matthias.“ Doch das Jahr 1702 war der Wendepunkt seines Glückes. Er wurde während des spanischen Erbfolgekrieges von einem französischen Kaper aufgebracht und mußte sich durch Zahlung von 8000 Thalern loskaufen. Gleichzeitig fielen auch drei seiner Söhne, die ebenfalls eigene Schiffe führten, Seeräubern in die Hände. Zwei von ihnen wurden im tapferen Widerstande erschossen und der dritte gefangen nach St. Malo gebracht. Der Commandeur Matthias Peters starb im Jahre 1706, und unter seinen Nachkommen waren mehrere Landvoigte auf Föhr und Silt.

Ueberhaupt waren diese Grönlandsfahrten mit großen Verlusten an Schiffen und Menschenleben verbunden, wovon das schreckliche Ereigniß im Jahre 1777 ein schlagendes Beispiel giebt. Damals beteiligten sich noch viele Amrumer und Föhringer am Wallfischfange. Der letzte Winter war ein besonders strenger und anhaltender gewesen. Die Mehrzahl der Grönlandsfahrer hatte sich zu weit in das Eis hineingewagt, womit die Ostküste Grönlands in der Regel weit in die See hinaus bedeckt ist. Stürme hatten nicht bloß die gewöhnlich treibenden Eisschollen und Eisberge, sondern selbst das Grundeis in Bewegung gesetzt, so daß die Schiffe sich plötzlich von unermesslichen Eisfeldern eingeschlossen und fortgerissen sahen; nur einzelne konnten durch später entstandene Oeffnungen wieder entchlüpfen. Dieses Unglück hatte in der Nähe der Insel Jan Mayen eine Flotte von mehreren hundert Schiffen getroffen. Ein aus Nordost kommender, in dieser Gegend des Eismeers regelmäßiger Meeresstrom erfaßte die zusammengedrängten Eismassen und schob sie sammt den im Eise feststehenden Schiffen südwestwärts die Ostküste Grönlands entlang. So trieb die vom Eise

eingeschlossene Flotte während des ganzen Herbstes unaufhaltfam längs der Ostküste Grönlands fort, sich derselben jedoch allmählich nähernd, bis in dem darauf folgenden Winter, als die Vorräthe mehrentheils verzehrt waren, es dem größten Theile der Besatzung gelang, zu Fuße vollends die Küste zu erreichen. Die Schiffbrüchigen trafen jedoch leider eine öde, menschenleere Gegend. Zur Vermehrung ihres Unglücks wurden diese vielen, von allen Mitteln zur Erhaltung ihres Lebens entblößten Menschen sehr bald uneinig und theilten sich in zwei Parteien. Der eine Haufe versuchte durch das bisher unzugängliche Innere der mit ewigem Schnee und Eise angefüllten Halbinsel nach den bewohnten westlichen Gegenden des Landes, an die Ufer der Baffinsbai zu gelangen; allein es ist nie wieder eine Spur von diesen Unglücklichen aufgefunden worden, sie werden alle in den Eisklüssen oder auf den Schneefeldern des Inneren verhungert oder erfroren sein. Der andere Haufe jener Unglücklichen folgte der Küste, von todtten Seethieren lebend, die das Meer im Sommer angespült hatte. Bald unter einem Felsenvorsprunge bald unter einem Schnee- oder Eisberge Schutz suchend, wanderten sie weiter und weiter, zuerst südwärts, dann westwärts und endlich nordwärts, nur selten auf mitleidige Eskimos stoßend, die sie mit Fisch und Thran erquickten, bis sie endlich nach unglaublichen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren in einer dänischen Colonie an der Straße Davis anlangten; von wo diejenigen, welche all' diese Widerwärtigkeiten überlebten, im Spätsommer 1778 endlich wieder nach Europa und in die Heimath zurückkehrten.

Seit dieser furchtbaren Katastrophe und da die Ausbeute an Wallfischen überhaupt geringer wurde, wandten sich die friesschen Insulaner fast alle der weniger gefahrvollen und noch einträglicheren Kauffahrteischiffahrt zu, so daß gegenwärtig nur wenige Amrumer und Föhringer an den Grönlandsfahrten theilnehmen.

Die zu Hause bleibenden ärmeren Insulaner suchen unter Anderen eine Erwerbsquelle im Eier sammeln, Vogelfangen und in der Austerfischerei; doch gewähren alle Drei kaum das liebe Tagesbrod. Von der Austerfischerei sei hier noch Einiges erwähnt.

Die Austerfelder erstrecken sich über die ganze Nordsee, von Ripen bis nach dem Helder. Die schleswigschen Austerbänke liegen in den Wattströmen auf untergegangenen Dörfern und Landstücken, und sollen durch König Knut den Großen angelegt sein, der mehrere Schiffsladungen von England herüberbringen und an der schleswigschen Westküste auswerfen ließ. Vermuthlich ist diese Sage erfunden, um den seltsamen Umstand zu erklären, daß die schleswigschen Austerbänke bisher ein Regal der dänischen Krone bildeten, was bekanntlich weder mit den holländischen noch englischen der Fall ist. Man zählt an der schleswigschen Westküste über 50 Austerbänke; davon liegen 20 östlich von Silt, 14 rings um Föhr und Amrum und 11 zwischen den Halligen; während die übrigen, etwa noch 10, sich bei den jütischen Inseln Fanø, Manø und Römø befinden, aber zum größten Theil alt und ausgestorben daliegen. Die Bänke sind von verschiedener Größe und Güte. Als die vorzüglichste gilt die an der südöstlichen Spitze der Insel Amrum, unweit des kleinen Hafens; die größte dagegen ist die sogenannte Høntjebank zwischen der Ostküste von Silt und dem

Festlande, nämlich  $\frac{1}{2}$  Meile lang und  $\frac{1}{8}$  Meile breit. Sie war von Altersher ein Gegenstand des Streits zwischen Friesen und Dänen. Die Landengen rings um die Ristertiefe und diese selbst waren ohne Widerstand dänisches Eigenthum geworden, die Höntje dagegen verblieb bei Schleswig, und die schleswighen Silter waren stets bereit in den Kampf zu gehen, so oft fremde Fischer es wagten hier nach Aустern zu fischen. Als im Jahre 1652 der Voigt Andreas Thomsen, der zu Ballum saß, Fahrzeuge absandte, um auf der Höntje Aустern zu streichen, wurden diese von den erzürmten Siltern wiederholt in die Flucht geschlagen. Im selben Jahre lieferten sich Silter und Ballumer auf der Aустernbank eine förmliche Schlacht, in welcher Flintenschüsse gewechselt, dänische „Skalder“ und friesische „Ewieneschläge“ in Menge ausgeheilt wurden. Die Ballumer mußten sich mit Verlust zurückziehen und wagten fortan nicht mehr, auf der Höntje zu fischen. Diese reiche Aустernbank hat bis zum Jahre 1830 fast ebenso viele Aустern geliefert, als alle übrigen Bänke an der Westküste Schleswigs zusammen; in diesem strengen Winter aber wurden beinahe alle Aустern der Höntjebank vom Frost vernichtet, und seitdem hat sie sich nur sehr langsam erholt; erst nach 25 Jahren zeigte sie wieder den alten Reichthum.

Man hat sich eine Aустernbank nicht als eine Erhöhung im Meere zu denken; es finden sich vielmehr die Aустernbänke gewöhnlich in den Tiefen und Leien der inneren Wattensee, jedoch auch im offenen Meere, und die besseren in der Regel auf tiefem, sandigem Grunde. — Die Auster dieser Gegenden ist die große wohlschmeckende *Ostrea edulis*, die im Handel unter dem Namen holsteinische oder schleswighische Auster vorkommt. Es giebt freilich einige Varietäten und fast jede Bank liefert für echte Aустernkenner verschieden schmeckende Aустern. Namentlich unterscheidet man die weniger beliebte, mehr auf dem Schlickgrunde sich aufhaltende Pferdeseufsauster von der besseren mit dem krausen Rande. Die Aустern liegen lose auf dem Meeresboden in einer Tiefe von 1—18 Faden, und scheinen am besten gedeihen zu können in einem tiefen, klaren, strömenden Wasser auf sandigem Boden. Manche liegen einzeln, viele sind aber an einander gewachsen. In der Regel sind alte große Aустern mit vielen kleinen jungen Aустern, oft auf beiden Schalen oder Seiten besetzt. Die Aустern sind nämlich sich selbst befruchtende Hermaphroditen und vermehren sich unter günstigen Umständen schnell und zahlreich. Im Juni treten die Eier aus dem Eierstocke. Einige Tage, nachdem die junge Auster aus der Mutterschale hervorgetreten ist, hat sie schon eine eigene Schale, nach einem halben Jahre die Größe eines Thalers, und nach weiteren sechs Monaten, wenn nicht früher, löst sie sich von der Mutterschale los, um ein selbständiges Dasein zu führen. Sie setzt nun Jahresringe ab, kommt aber oft schon im dritten Jahre zum Verkauf und pflügt höchstens zehn Jahre alt zu werden; doch hat man auch Aустern mit fünf und zwanzig Jahresringen und darüber gefunden, wenngleich sehr selten. An den Küsten der Inseln, gewöhnlich 2—3 Fuß unter der jetzigen festen Oberfläche und 10—16 Fuß über dem Meerespiegel, finden sich Aустern- und Muschelager, deren Schalen durchaus übereinstimmend sind mit denen der gegenwärtig hier gefundenen Weichthiere, welche Lager aber nur durch vorgeschichtliche Erdumwälzungen und Erderhebungen erklärt werden können; woher sich die Erzählung

von der Anlegung der hiesigen Austerbänke durch König Ruut als ein Märchen erweist.

Verflemmungen, Sturm und Frost schaden den Bänken, je nach ihrer verschiedenen Lage. Diejenigen, welche mit Ueberanbungen, Meergrasüberwucherung und Muschelanzwuchs bedroht scheinen, sucht man durch fleißiges Befischen zu reinigen; doch bei Stürmen kann's geschehen, daß ganze Bänke auf einmal überschwemmt werden oder unter eine Sandschicht gerathen. Der Frost ist besonders den unter niedrigem Wasser liegenden Bänken schädlich, doch hat die Erfahrung des Winters von 1830 bewiesen, daß selbst 6 Faden oder 36 Fuß tief liegende Bänke noch von der Kälte leiden können. Zuweilen muß der Fang eines ganzen Lagers wieder in's Meer geworfen werden, wenn die betreffende Bank bereits vom Froste gelitten hat. Die Auster zeigt sich dann weich, aufgelöst und ungenießbar.

Das Fangen oder Fischen beginnt Mitte August, so daß die ersten Austern am 19. August in Hamburg eintreffen können; früher dürfen sie dort unter keinen Umständen verkauft werden. Die Austerfischer — Schraper geheißten — müssen starke, abgehärtete Leute sein, da der Austerfang eine schwere Arbeit ist, die mehrentheils in der rauhesten und kältesten Zeit gethan wird. Die Schraper zerfallen in zwei Abtheilungen, eine südliche oder die Amrum-Führinger und eine nördliche oder die Silter Abtheilung. Jede steht unter einem Vorfischer und hat ihre gewissen Bänke, auf welchen sie nur nach Anleitung des Vorfishers Austern fangen darf. Die Silter Abtheilung, obgleich sie die kleinere ist (19 Mann auf 9 Fahrzeugen), pflegt jährlich 1000—1600 Tonnen à 1000 Stück zu fangen; die Amrum-Führinger (36 Mann auf 12 Fahrzeugen) nur etwa halb so viel, weil auf den südlichen Bänken die Ausbeute weit geringer ist. Die Austerboote sind kleine, nicht tiefgehende Fahrzeuge von 2—6 Last Trächtigkeit. Während sie über eine Austerbank hin- und hersegeln, schleppen sie ein eisernes Geräth auf dem Meeresgrunde nach sich, in welchem die Austern gefangen werden. Es besteht aus vier eisernen Stangen, von welchen zwei schräge nach oben zusammenkommen, wie die Schenkel eines gleichschenkligen Dreiecks; die anderen zwei aber wagerecht und zwar parallel laufend die Basis desselben bilden. Die letzteren, messerartig und nach vorn gebogen, streichen die Austern, das heißt, stoßen sie vom Grunde ab und lassen sie in einen aus eisernen Ringen bestehenden Schleppsack fallen, der hinten am Streicheisen befestigt ist. Am oberen Ende des Schleppsacks befindet sich ein runder Knopf, um den ein Tau läuft, an welchem jener, sobald er voll ist, heraufgezogen und in den Schiffsraum ausgeleert wird. Alsdann müssen die Austern von Unrath gereinigt und sortirt werden. Dreijährige Austern gelten für fisch- und essbar; jüngere sind die Fischer verpflichtet wieder in's Meer zu werfen. Das Fischergeld wird stückweise bezahlt, 2½ Thaler preussisch für tausend Stück. In den vier Sommermonaten von Mai bis August darf nicht gefischt werden. Die Bänke erfordern diese Zeit hindurch Ruhe für ihre Fortpflanzung; und die Austern sind auch in den vier Monaten, die in ihrem Namen kein R führen, schlechter als sonst, gleich dem Dorsche weich und flau von Geschmack.

Seit 1819 sind sämtliche Austerbänke an eine Flensburg-Hamburger Gesellschaft für eine jährliche Pachtsumme von 16,000 Bankthalern vergeben. Außerdem mußten die Pächter alljährlich an die Hofhaltung des Königs von Dänemark 80 Tonnen, an den Grafen Schack zu Schackenborg aber 10 Tonnen frei liefern, sich auch verpflichten, die „königliche Residenz Kopenhagen sowohl mit guten als genügsamen Austern zu versorgen;“ Beschränkungen die in Folge der neuesten Ereignisse natürlich fortgefallen sind. Auch die Stadt Hamburg hatte sich einen bestimmten Theil des Fanges und zwar von den besten Bänken vorbehalten. Die übrigen kommen nach Flensburg, wo sie in 800 haltige Tonnen umgepackt und dann versandt werden; die meisten gehen nach Deutschland und Rußland.

Die Bänke werden dem Pächter inventarienmäßig überliefert und jedes zehnte Jahr visitirt, ob sie nicht ruinirt sondern haushälterisch besizt worden; — eine allerdings schwer zu bewachende Aufgabe. Doch liegt die Schonung der Bänke im Interesse der Pächter, und sie beschränken die Ausbeute schon deshalb, um den Preis in einer gewissen Höhe zu erhalten.

Mitpächter und Director der Gesellschaft war bisher der ehemalige Schiffscapitän Jens Bleiden von Silt, ein Mann, der sich auch bei der jüngsten Bewegung der Herzogthümer in patriotischem Sinne hervorgethan hat. Unter seiner Leitung hat die Austerfischerei einen neuen Aufschwung genommen, so daß nicht nur die hohe Pachtsumme mit Leichtigkeit entrichtet und die Austerfischer besser bezahlt werden konnten, sondern der Gesellschaft auch noch ein bedeutender Ueberschuß verblieb.

Sehenswerth sind noch die Bassins bei Husum, in denen die Auster bis zu ihrer Verpackung aufbewahrt und täglich mit frischem Seewasser gespeist werden. Der Transport nach Hamburg geschieht durch Blankeneser Fischer in sogenannten Böns oder Austerbehältern, die 25 Tonnen groß sind.



## Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris.

(Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris von Julius Röniger, Hauptmann im Großh. Hess. 3. Inf.-Regt. Mit einer Karte. Leipzig S. Hirzel 1865.)

Vor noch nicht zwei Jahren, im December 1863, ist in diesen Blättern über den „Wiener Congreß und den zweiten Pariser Frieden“ eingehend berichtet worden; es war die eben damals erschienene „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik“ von Bernharði, welche durch Inhalt und Darstellung die vollgültige Veranlassung dazu gab. Heute liegt wieder ein Werk von nicht geringerem Umfang über denselben Gegenstand vor uns. Der Umstand allein, daß wir mit diesem Jahr in die fünfzigjährige Erinnerung jener Zeit und ihrer Thaten eingetreten sind, würde eine solche Arbeit noch nicht rechtfertigen; wir verlangen von einem Werke, das einen so großen Stoff umfassend zu gestalten unternimmt, daß es etwas mehr als ein bloßes Erinnerungsbuch sei. Das hat auch der Verfasser gefühlt; er spricht es im Vorwort ausdrücklich aus, daß seine Absicht gewesen sei, eine wirkliche Geschichte jener Zeit zu schreiben. Aber haben wir nicht schon genug solcher Geschichten; erscheint eine neue gerechtfertigt, war sie nöthig? Der Verfasser sucht mit Recht hauptsächlich den Werken von Häuffer und Bernharði gegenüber die eigenthümliche Bedeutung seiner Arbeit darzulegen. Er weist darauf hin, daß Häuffer schon durch die Grenzen, die er seinem Buche selbst gezogen, einen bedeutenden Theil des großen Stoffs, welcher das Jahr 1815 bewegte, nämlich Alles, was seit der Schlacht von Belle-Alliance geschehen ist, von der eigentlichen Darstellung ausgeschlossen und nur im Umriß gezeichnet hat. Er weist darauf hin, daß Bernharði mehr für Fachmänner, als für den großen Kreis der gebildeten Leser geschrieben hat, daß der Inhalt seines Werks mehr die aufklärende kritische Betrachtung, als die gleichmäßig ausgeführte Geschichte ist. Es war also wirklich eine Lücke vorhanden. Wie sie der Verfasser auszufüllen versucht hat, wollen wir im Nachfolgenden zeigen; und zwar zunächst im Allgemeinen an der eigenthümlichen Gruppierung und Behandlung, die hier der Stoff gefunden hat, sodann an einer Anzahl politischer und militärischer Punkte, bei welchen uns hier neue Aufklärungen entgegentreten.

Der Verfasser stellt gleich in der „Einleitung“ die Verträge und den Krieg von 1815 unter einen Gesichtspunkt, der an sich nicht neu, aber in dieser Weise noch nicht zum Mittelpunkt der ganzen Darstellung gemacht worden ist; er sagt, daß damit, nachdem im Befreiungskrieg das Joch der Fremdherrschaft zerbrochen war, die Arbeit der Neugestaltung Deutschlands ihren Anfang genommen hat. Es ist das nur derselbe Gedanke, der mehr oder weniger bestimmt ausgesprochen, durch unsere ganze neuere Geschichtschreibung geht; ja noch mehr, es ist das Gefühl, welches jeder gesunden politischen Bewegung unserer Tage zu Grunde liegt: wir stimmen alle darin überein, daß in den Kämpfen jener

großen Zeit für Deutschland ein neues Dasein erobert wurde und daß wir heute noch im Anfang der Arbeit stehen, dieses Dasein aus der Mannichfaltigkeit und Tiefe unseres Lebens auszubauen. Der Standpunkt also ist zumal für ein Volk, welches noch das Gefühl des Lebens in sich trägt, ohne Zweifel berechtigt, so lange er nicht die Erscheinungen der Geschichte nach Gesichtspunkten des Augenblicks zurechtstellt, sondern nur die reale vaterländische Idee bleibt, welche die Ereignisse der Vergangenheit in ihrem tiefen, sittlichen Zusammenhang mit jeder echten Aufgabe der Gegenwart zu erkennen sucht. Aus dieser Idee nun treten sogleich die großen Ziele hervor, nach welchen die Zeit klar und verworren hinstrebte. Wie ein Meer von Verwüstung und Trümmern lagen nach dem Befreiungskrieg auf dem Festland Europas die inneren Ordnungen und die Grenzen der Staaten da. Nach einem Vierteljahrhundert voll umstürzender Bewegung sollte im Welttheil ein neuer Zustand gegründet werden, der nach so viel Krieg und Knechtschaft die Gewähr des Friedens und der Freiheit in sich trüge; es galt in einem neuen Geiste aufzurichten, was seit dem Ausgang des Mittelalters das stets bedrohte, stets sich erneuernde Ziel der Staatenbewegung Europas war: ein gerechtes Gleichgewicht. Es war aber gerade durch Deutschlands fortschreitenden Verfall und endlichen Untergang dieses Gleichgewicht zerstört, es war dadurch das Festland der abwechselnden Uebermacht Frankreichs und Rußlands preisgegeben worden. Jetzt also hing es davon, wie sich Deutschland aus dem Untergang erheben würde, am meisten ab, wie dieses neue Gleichgewicht, an dem die Bestrebungen der Staatsmänner und die Hoffnungen der Völker hingen, sich verwirklichen werde. Es fragte sich: wie sollte die Mittelmacht, welche den Ehrgeiz und Eroberungsdrang der West- und der Ostmacht auseinander hielt, aufgerichtet werden; es galt die doppelte Aufgabe: Deutschland in festen Grenzen nach Außen herzustellen und zugleich im Inneren in neuer Verfassung stark und frei zu gestalten. Diese Aufgabe wäre selbst für ein Volk von weit größerer Anlage zu einheitlicher Staatsgestaltung nicht in einem Zuge zu erreichen gewesen; sie wurde für Deutschland unmöglich, weil es die alte Eifersucht der Stämme, die alte Selbstsucht der Staaten und Stättchen, den alten Zwiespalt der Großen und Kleinen, die alten Verbindungen mit dem Ausland, kurz die ganze Schuld einer vielhundertjährigen Vergangenheit mit in den Befreiungskampf getragen hatte. In drei große Fragen drängte sich von Anfang das Hauptgewicht der Verhandlungen um den neuen Zustand Europas zusammen, in die Gebietsfragen um Polen und Sachsen und in die Frage der deutschen Verfassung. Bei der ersten war das Ausland durch die nicht unberechtigten Ansprüche Rußlands unmittelbar betheiligt, zu den beiden anderen fand es, da sie zwischen den deutschen Staaten in keiner Weise vorbereitet waren, sehr bald die Wege der Einmischung. Die erste wurde zum ausschließlichen Vortheil Rußlands und zum Schaden Deutschlands entschieden; die zweite fand eine vermittelnde Schlichtung, der nur allmählich Frieden und Versöhnung folgte; die dritte führte zu dem Namen eines Bundes, der nicht einmal der Schein und Anfang eines gemeinsamen deutschen Staatsbaues war.

Das erste Buch der Schrift handelt vom „Wiener Congreß und der Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs.“ Das erste Kapitel schildert den

„Rath der Fürsten und Großen, die eitle leichtbewegte Welt der hohen Gesellschaft, die große und schwere Aufgabe, wozu sich die zahlreiche und mannichfaltige Versammlung der Staaten zusammensand.“ Die Schilderung weist nur wenig auf neue Quellen zurück, doch wird auch der Kenner des Gegenstandes manche bisher nicht benutzte Züge und ein im Eindruck der Personen und Verhältnisse lebendiges Gesamtbild darin finden. In gedrängtem Zusammenhang hat der Verfasser die drei eben angedeuteten Hauptfragen aus der Lage Europas hervortreten lassen und die Stellung der Hauptmächte gegeneinander und zu diesen Fragen gezeichnet. Dabei sind die Monarchen und die leitenden Staatsmänner zwar im Ganzen nach dem Bilde entworfen, wie es uns bisher schon durch Perz, Häusser, Gerwinus und besonders durch Bernhardi überliefert war; doch findet der Verfasser nicht in dem Grade wie die anderen die Wege und den Ausgang der Politik durch die Absichten und Pläne der Mächtigen vorherbestimmt. Er deutet die Vorherbestimmung mehr in der allgemeinen Neigung und Charakteranlage derselben an, die dann unter dem Eindruck der Verhältnisse erst nach vielen Schwankungen zu festen Zielen kommt. Kaiser Alexander erscheint in diesem Zusammenhang unbewußt mehr durch die Macht der russischen Staatsüberlieferung und durch seinen Ehrgeiz, als durch seine schönen hochfliegenden Lieblingspläne geleitet. Kaiser Franz und Metternich bringen nicht den fertigen Plan der verderblichen Staatskunst, die sie nachher durch mehr als zwei Jahrzehnte trieben, auf den Congreß mit, allein die harte, kurzfristige Selbstsucht ihrer Natur vermag die schwere Aufgabe ihres Staates in seiner Verbindung mit Deutschland nicht groß zu fassen, sie sinken aus anfangs besseren Gedanken allmählich zum Ergreifen des nächsten Vortheils herab. Dem König Friedrich Wilhelm und den preussischen Staatsmännern fehlt die Voraussicht, die Gewandtheit und die Energie, welche die großen Siege der preussischen Waffen für Preußen hätte verwerthen können; es kommen in ihnen wieder die alten Schwankungen zum Vorschein, welche in der schwierigen Lage des Staats, der stets mit übermächtigen Nachbarn um gleiche Berechtigung ringen muß, begründet sind. Den englischen Staatsmännern fehlt das Verständniß der Dinge auf dem Festlande, dazu haben sie den langen Kampf ihres Volkes nur im kleinen Geiste der Reaction verstanden; statt die Aufrichtung Deutschlands zu einer wirklichen Mittelmacht und namentlich die Stärkung Preußens zu fördern, schwanken sie schwerfällig marktend zwischen den großen Fragen hin und her, um zuletzt am meisten dem Vortheil von Rußland und Frankreich zu dienen. Nur der Vertreter des letzteren Staates, Talleyrand, steuert mit vollkommener Klarheit und Diplomatenkunst auf sein Ziel los, die Gleichberechtigung Frankreichs mit den großen Mächten wieder herzustellen; er erreicht es, um fast zur nämlichen Stunde zu erfahren, daß das Frankreich, für welches er gewirkt hat, nicht mehr besteht. Die Menge der Staaten zweiten und dritten Ranges, der Stände, der Körperschaften, der Einzelnen wird nur nach dem Maasse ihrer Bedeutung kurz berührt. Zuletzt tritt das Bild Stein's hervor, des Mannes, an dem damals die Hoffnungen Deutschlands hingen; sie waren ideal nach der Art des deutschen Volkes, es fehlten dem Manne die Macht und die Stellung, um die Hoffnungen zu verwirklichen.

Es folgen vom zweiten Kapitel an die Verhandlungen des Congresses; we-

sentlich nach der Entwicklung der drei Hauptfragen gezeichnet, die untergeordneten Dinge werden nur gelegentlich erwähnt. Der Verfasser faßt zum Unterschiede von seinen Vorgängern, welche jede der großen Fragen mehr abgeschlossen für sich behandeln, ihre Entwicklung nach dem wirklichen Verlauf der Geschichte zusammen; es stellt sich dadurch dem Leser unmittelbarer vor Augen, wie sie aufeinander wirkten und sich gegenseitig bedingten. Als der erste Wendepunkt dieser gleichlaufenden Entwicklung tritt der Anschluß Preußens an die russische Politik in der polnischen Frage hervor (6. Novbr.), denn es brechen dadurch sogleich die Keime des Zwiespalts, die in den beiden anderen Fragen spielten, hervor. Der Uebergang der Verwaltung Sachsens von Rußland an Preußen (8. Novbr.) wird jetzt nicht der Anlaß zur Entscheidung, sondern nur zum heftigeren offenen Streit. Der Widerstand von Baiern und Württemberg gegen die deutsche Verfassung, der nach dem bereitwilligen Auftreten der kleineren Staaten (16. Novbr.) ohne Schwierigkeit zu brechen war, gewinnt jetzt auf einmal die Macht, den deutschen Ausschuß aufzulösen und die deutsche Sache zum Stillstand zu bringen (16. Novbr.). Der Verfasser betont als die Veranlassung zu dieser unglücklichen Wendung noch schärfer, als es bisher geschehen ist, den persönlichen Entschluß, womit König Friedrich Wilhelm III. auf die Seite Alexander's hinübertrat; aber er findet die Erklärung zu diesem Entschluß am meisten im Mangel an Voraussicht der preussischen Staatsmänner, welche bis dahin völlig versäumt hatten, den schweren Fragen eine feste Richtung zu geben, sowie in der alten Ueberlieferung der deutschen Zerwürfniße, wonach sich der König mit fast größerer Macht zu Rußland, als zu Oesterreich und Deutschland hingezogen fühlen konnte. Es folgt sodann die steigende Entwicklung des Streits bis zum Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und England (3. Januar 1815). Dieses Bündniß tritt hier als das Ergebnis des gesammten Verlaufs hervor, welchem die Dinge seit dem 6. Novbr. gefolgt waren; die Aeußerung Hardenberg's gegen Castlereagh verliert das übertriebene Gewicht, als hätte sie den Vertrag vorzugsweise veranlaßt. Zugleich entwickelt der Verfasser die Ansicht, daß eine Kraft, die Sache bis zur offenen Feindseligkeit gegen Preußen und Rußland zu treiben, dem Bunde seiner Natur nach nicht heizgewohnt hat, er findet, daß nur hauptsächlich seine nachwirkenden Folgen für Deutschland verderblich geworden sind. In diesem Zusammenhang ergibt sich dann auch die folgende Entwicklung natürlicher, wo die Mächte ohne Einwirkung eines äußeren Ereignisses zur Einigung über die Gebietsfragen kommen; während man nach Häuffer's Darstellung den Eindruck erhält, als hätte die viel später eingetretene Flucht Napoleon's von Elba noch dabei mitgewirkt. Die deutsche Verfassungsfrage war neben dem Streit um die Landesvertheilung in den Hintergrund getreten; sie kam mit der Schlichtung dieses Streites wieder auf die Tagesordnung; aber sie erschöpfte sich in fruchtlosen Verhandlungen um die Kaiserfrage, die Bemühungen Stein's und des Bundes der kleineren Staaten vermochten nicht einmal die Erneuerung des deutschen Ausschusses herbeizuführen, die Verfassungsentwürfe von Preußen und Oestreich blieben bloße Entwürfe.

Mit der Entweichung Napoleon's von Elba tritt zwischen das mühsam aufgerichtete Friedenswerk plötzlich die drohende Gestalt eines neuen Umsturzes.

Das bourbonische Königthum in Frankreich bricht kaum zwei Monate, nachdem ihm seine Diplomatie in Wien die gleichberechtigte Stellung in der Reihe der Großmächte erworben, wie ein Kartenhaus zusammen; aber auch sein siegreicher Gegner muß schnell die Folgen früherer Thaten erfahren. Napoleon findet im Inneren seines Reiches den Boden so zerwühlt und zerrüttet, daß er einen starken, einigen Staatsbau nicht mehr tragen kann; er versucht nach Außen vergebens seine Feinde zu trennen und zu versöhnen; kaum zwei Monate nach seinem Einzug in Paris erlebt er am Untergang seines Schwagers Murat das Vorbild seines eigenen Geschicks. In Wien dagegen schließt sich Europa mit unerhörter Einmüthigkeit zuerst zur Aichtserklärung (13. März), dann zum Bündniß (25. März) gegen den alten Dränger zusammen; die Furcht und der Haß gegen ihn treiben die Fürsten und Staatsmänner zu einer fast sich überstürzenden Eile an. Die Gebietsfragen werden schleunig dem völligen Austrag entgegengeführt, dem König von Sachsen wird auf einmal auch von seinen bisherigen Freunden, Metternich und Talleyrand, erklärt, daß sein Widerstand gegen die Theilung nicht mehr geduldet werden könne; die deutsche Verfassung, bisher immer zurückgeschoben, wird in ein paar Wochen (23. Mai bis 9. Juni) zu Stande gebracht: eine bedeutungslose Form, schon von ihren eignen Urhebern als eine eitle Täuschung aller gerechten Hoffnungen des deutschen Volkes erkannt. Inzwischen sind die Heere von allen Seiten nach den Grenzen Frankreichs in Bewegung; Napoleon vermag gegen die ungeheure Uebermacht keine Küftung anzubringen, welche die Hoffnung eines glücklichen Widerstandes giebt; die Verbündeten kommen nach langen Berathungen zu überaus vorsichtigen Kriegsplänen, Napoleon wählt den verwegenen Weg des Angriffs. Die deutschen Staatsmänner aber versäumen auch jetzt noch, wie beim Bündniß vom 25. März, die künftige Sicherung der deutschen Grenze festzustellen, und der Aufstand der Sachsen wirft ein letztes trübes Schlaglicht auf das in Deutschland selbst noch umgehende Zerwürfniß. Den letzteren hat der Verfasser, auf Grund der im Archiv des Generalstabs in Berlin befindlichen Urkunden, zum erstenmal ausführlich und unparteiisch dargestellt. Im letzten Kapitel sehen wir, wie das Kaiserreich, unmittelbar vor dem Kriege, im Schauspiel des Maijeldes noch einmal einen täuschungsvollen Glanz entfaltet; während gleichzeitig der Congreß sein Werk zum Abschluß bringt. Wie diese auf die geschichtliche Wirklichkeit gegründete Gegenüberstellung, so ist auch die zusammenfassende Darstellung und Prüfung der Congreßakte dem Verfasser eigenthümlich. Er fragt, was nach der damaligen Lage zur Lösung der Hauptfragen geschehen konnte und kommt zu einem weit bescheideneren Ergebniß, als es sich in der bisher herrschenden Anschauung darstellte. Doch haben auch nach seiner Meinung die Staatsmänner ihre große Aufgabe höchst unglücklich versäumt. Er findet, daß die Gebietsfragen wegen Polen und Sachsen vielleicht wirklich nicht anders gelöst werden konnten, als sie gelöst worden sind; aber er meint, daß sie nicht durch ein Bündniß von Preußen und Rußland, sondern von Preußen, England und Oesterreich zu dieser Lösung hätten geführt werden müssen. Er giebt zu, daß eine deutsche Verfassung, welche die Macht und die freie, innere Entwicklung zugleich gewährleistet hätte, damals vielleicht wirklich nicht zu erreichen war; aber er zeigt, daß wenigstens die geregelte innere Ent-

widmung ohne allen Zweifel besser gesichert werden konnte, und daß namentlich die preussischen Staatsmänner besser gethan hätten, die Verfassung gar nicht anzunehmen, als so wie sie geworden ist.

Das zweite Buch schildert den „Feldzug von Belle-Alliance.“ Es ist der erhebende Mittelpunkt der Geschichte dieses Jahres. Im zweiten Pariser Frieden trägt dann der Same seine Frucht, der zu Wien ausgestreut wurde. Die Staatsmänner Englands, Lord Wellington und Castlereagh, haben von Wien her, durch den Verlauf des Krieges hindurch mit allen Mitteln den Plan angelegt und verfolgt, das Haus Bourbon wieder einzusetzen; sie haben das Ziel noch vor dem Frieden vollständig erreicht und treten jetzt in die Verhandlungen mit der Forderung ein, daß dem Königsheuse, auf dessen Bestand der Friede Europas beruhe, von dem französischen Volke keine Landabtretung zugemuthet werden dürfe. Der Kaiser von Rußland, der noch unentschieden nach Paris gekommen war, findet sehr schnell, daß derselbe Standpunkt seinen Neigungen und seinem Vortheil entspricht und wetteifert alsbald mit den Engländern, wie er dem besiegten Frankreich den Frieden leicht machen könne. Die deutschen Staatsmänner treten ohne jeden durchdachten Plan in die Friedensverhandlungen ein, gegen einander das alte Mißtrauen im Herzen. Hardenberg zwar verlangt die Herstellung der natürlichen Grenzen Deutschlands, die Zurückgabe der ihm seit 150 Jahren entzogenen Provinzen; Bayern, Würtemberg und die kleineren stimmen bei; doch auf beiden Seiten fehlt von der vorigen Spannung her die Gesinnung des einträchtigen Zusammengehens. Oesterreich bleibt bei Deutschlands Sache mit halbem Herzen zur Seite stehen. Es giebt eine Ansicht in Preußen, welche gleich dem russisch-griechischen Grafen Capodistria geneigt ist, den ruhmvollen Steg in Belgien zu beklagen, weil er die Sache entschieden habe, ehe man die nöthigen Zugeständnisse von England gehabt hätte. Diese Ansicht würde in den Krieg und die Politik die Antriebe und Gedanken der neunziger Jahre zurückgeführt haben und mit demselben Ausgang. Vor des Verfassers Darstellung besteht der Widerspruch nicht, wie ein unvergleichlicher Sieg einen schlechten Frieden verschuldet haben soll; er führt den letzteren auf seine wirklichen Ursachen, auf die besonderen Versäumnisse der deutschen Staatsmänner und auf die uralte Ueberlieferung der deutschen Zerrissenheit und Zwietracht zurück.

Es wird nach dem Vorhergehenden diese Darstellung des Krieges und der Verträge von 1815 in ihrer Eigenthümlichkeit neben Häuffer und Bernhardi, ohne deren Vorgang sie freilich in dieser Weise nicht möglich gewesen wäre, ihre Stelle behaupten. Was diese beiden Werke aus den im Eingang angedeuteten Gründen nur theilweise, was andere Schriften, wie die von Perz und Gervoinus, wegen ihrer besonderen Aufgabe gar nicht leisten konnten, nämlich die Herstellung eines treuen, vollständigen und zusammenhängenden Geschichtsbildes dieses Jahres für den großen Kreis der gebildeten Leser, das ist hier nach dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Geschichtsforschung geboten. Es ist zu hoffen, daß diese Schrift die Wirkung haben wird, die noch vielfach falschen und verworrenen Ansichten, die unter unseren Gebildeten über die Thaten dieses Jahres herrschen, zu berichtigen und aufzuklären; so daß sich davon unter uns endlich

eine deutsche Ueberlieferung feststellt, die sich von jener französischen, in welcher ein Thiers mit den Fabeln von St. Helena und selbst ein Victor Hugo stets den Vorrang vor einem Charras behaupten wird, vor Allem durch Das unterscheidet, was der Ruhm der deutschen Geschichtsauffassung ist: durch die Wahrheit. Es beschränkt sich aber dieses Streben nach Wahrheit in der vorliegenden Schrift nicht auf die allgemeine Auffassung der Dinge; sondern es erstreckt sich auch auf eine Reihe einzelner Punkte, die bisher theils thatsächlich, theils nach ihrer Bedeutung noch nicht gehörig aufgeklärt waren. Obgleich der Verfasser das Werk im Ganzen nicht als eigentliche Quellschrift bezeichnen kann, so haben ihn doch seine Studien in den Archiven von Berlin und Darmstadt, wie die Vergleichung einer Anzahl noch wenig benutzter Regimentsgeschichten befähigt, auch im angedeuteten Sinne Neues zu bringen, was für das Ganze von Bedeutung ist. Es wird von Interesse sein, noch einige Punkte daraus hervorzuheben und mit der nöthigen kritischen Erörterung zu begleiten.

Zunächst eine politische Frage. Es ist schon erwähnt, wie in dieser Darstellung die besondern Versäumnisse der deutschen Staatsmänner zusammenhängend und scharf hervorgehoben sind. Als die erste dieser Versäumnisse deutet der Verfasser jene Richtung des Bündnisses vom 25. März 1815 an, die ausschließlich gegen Napoleon und so wenig gegen Frankreich ging, daß sogar Ludwig XVIII. noch zum Beitritt eingeladen wurde. Und in der That stellen nachher in den Verhandlungen zu Paris während des August und September 1815 die englischen und russischen Staatschriften mit großem Nachdruck den Satz auf, man könne und dürfe nach der Stellung, welche man schon zu Wien gegen Ludwig XVIII. und Frankreich eingenommen habe, eine Gebietsabtretung von letzterem nicht verlangen. Wie schlagend auch W. v. Humboldt diesen Satz widerlegte, er lehrte immer wieder und konnte wiederlehren, weil die Urkunden aus dem März allerdings einen Vorwand dafür gaben. Die Stellung der deutschen Staatsmänner würde also zu Paris eine weit festere gewesen sein, wenn sie zu Wien dem Bündniß in diesem Punkt eine andere Gestalt gegeben hätten; und es fragt sich nur, ob sie dort die Vorausssicht dafür haben konnten? In diesem Zusammenhang nun gewinnt eine Depesche, welche der Verfasser aus dem Archiv des Generalsstabs mittheilt, eine besondere Bedeutung. Es ist dies ein Schreiben von L. v. Gerlach, Paris 19. März Nachmittags 5 1/2 Uhr, worin dieser, wahrscheinlich an den preussischen Staatskanzler, berichtet, die Sache sei für Napoleon so gut wie entschieden. Wie der Lauf der Nachrichten damals eingerichtet war, ist nicht hinreichend bekannt, doch legte nachher der Courier, welcher die Nachricht von Belle-Alliance in's verbündete Hauptquartier brachte, den Weg von Brüssel nach Heidelberg in zwei Tagen zurück. Es scheint also, daß die genannte Nachricht noch vor dem 25. März in Wien sein konnte; mit anderen Worten, daß die preussischen Staatsmänner noch vor dem Abschluß des Bündnisses hinreichend über die Lage unterrichtet sein konnten, um den Sturz Ludwig's XVIII. und einen ernstlichen blutigen Krieg voranzusehen, bei dem es vor allen Dingen galt, die Interessen Deutschlands zum voraus sicher zu stellen und sich in keiner Weise gegen Frankreich und seinen König zu binden. Das eine angeführte Aktenstück genügt freilich

nicht zum Beweis, doch reicht es hin, um eine erneute Untersuchung über diesen Punkt als wünschenswerth erscheinen zu lassen; und das um so mehr, als zu jener Zeit ersichtlich keinerlei Grund in Wien vorlag, welcher die deutschen Staatsmänner veranlassen konnte, den Abschluß des Bündnisses besonders zu beschleunigen. Die Sorglosigkeit und der Mangel an Voraussicht gingen aber in Wien soweit, daß Ludwig XVIII. schon am 27. März durch eine Note der Bevollmächtigten der vier Mächte an Talleyrand, der im Bündniß angebotenen Verabredung gemäß, wirklich zum Beitritt eingeladen wurde. Diese Thatsache ist unseres Wissens hier zum erstenmal mitgetheilt; für die Note, die sich bei Klüber nicht findet, ist das 1863 auf Napoleon's Veranlassung erschienene Werk vom Grafen d'Angeberg: „le congrès de Vienne et les traités de 1815“ angeführt. Freilich wurden dann diese ersten Versäumnisse noch weit durch die Lässigkeit übertroffen, womit die wiederholt wiederkehrenden Gelegenheiten zur Wahrung der deutschen Interessen vorüber gelassen wurden. Während des ganzen April wurde über eine Zusatzklärung zum Vertrag vom 25. März verhandelt; sie war von Talleyrand angeregt und sollte zu Gunsten Ludwig's XVIII. lauten. Am 12. Mai vereinigte man sich darüber, daß keine solche Erklärung erfolgen solle, weder Metternich noch Hardenberg hatten daran gedacht, ihrerseits einen Zusatz wegen der deutschen Grenze zu beantragen, obwohl es längst bekannt war, daß auf Deutschland wieder die Hauptlast des Krieges mit Napoleon fallen werde und daß Ludwig XVIII. völlig machtlos in Gent verweilte. Und zum drittenmal wurde dann die Wahrung der Sache unterlassen, als sie Stein und Gagern gegen Ende Juni in Heidelberg zur Sprache brachten; das vom Verfasser nicht angeführte Aktenstück, worauf diese Mittheilung beruht, ist eine an anderen Stellen citirte Depesche des niederländischen Gesandten v. Gagern an den Baron v. Nagel vom 27. Juni, welche sich in dessen Werk „Mein Antheil an der Politik“ V. 65 findet. Nach solchen Vorgängen war es dann freilich zuletzt nur natürlich, daß sich zu Paris statt eines gemeinsamen Auftretens der deutschen Mächte, welches möglicherweise selbst einen Umschwung in der englischen Politik herbeiführen konnte, das Schauspiel, das einst in schlimmerer Gestalt zu Rastatt und Regensburg gespielt, wiederholte, daß man beim Ausland die Unterstützung der deutschen Ansprüche suchte.

Von kaum geringerer Bedeutung sind eine Anzahl anderer Aktenstücke, die der Verfasser aus dem Archiv des Großen Generalstabs in Berlin ganz neu oder doch vollständiger mittheilt, als sie bisher bekannt geworden sind. Es gehört dahin unter Anderem ein Brief des preuß. Generallieutenants v. Röder über die Stimmung beim niederländischen Heer zu Ende März 1815; die genauere Mittheilung und Besprechung von Sneyenau's beiden Kriegsplänen; die bezeichnende kräftige Aeußerung Blücher's an Knesebeck über die ersten französischen Waffenstillstandsanträge; eine Anzahl neuer Züge über die zuerst von Bernhardi gebrachten Verhandlungen zu Laon und Chénovières; zwei Briefe von Blücher an den Kaiser von Rußland und den König von Preußen über die Nachricht, als hätten Oesterreich und Bayern mit Frankreich einen Waffenstillstand abgeschlossen, während die Verbündeten auf dem Marsch nach Paris waren. Endlich werden hier zum erstenmal die Grundzüge zum Frieden mitgetheilt, welche Snei-



senau Anfang Juli zu Paris als seine Ansicht dem Könige vorlegte; eine Ansicht, welche die anderen Generale theilten und die auch Ansebed zu der seinigen machte. Im Heer verlangte man hiernach Mainz, Thionville, Saarlouis, Luxemburg für Preußen, und hoffte auf dem Wege des Austausches gegen Theile von Elßas und Lothringen auch die alten Stammlände Aushach und Baireuth vielleicht wieder von Bayern zu gewinnen. Es waren gerechte Wünsche nach so großen Opfern und Siegen; allein die preußischen Staatsmänner mußten sie fast vollständig aufgeben, weil sie vorher die Feststellung eines klaren Plans und die Sicherung der Stellung und der etwaigen Forderungen Preußens bei seinen Verbündeten versäumt hatten.

Zu größeren Ergebnissen jedoch als auf dem Gebiet der Politik haben des Verfassers Forschungen auf dem des Krieges geführt. Er leitet die Darstellung im ersten Buch mit einer Schilderung der Heere und der Feldherrn ein, die auf einer umfassenderen Benutzung der Quellen beruht, als sie bei diesem Gegenstand bisher in Anwendung gekommen ist. Napoleon und seine Armee treten hauptsächlich auf Grund von Charras' Berichten, mit welchen neben Thiers auch die Mittheilungen im Archiv des preußischen Generalstabs verglichen sind, in ihrer Größe, doch auch in ihrer eigenthümlichen Schwäche in bestimmten Umrissen hervor; der Kaiser hat nicht mehr die überlegene, rastlose Thatkraft des Geistes, nicht mehr die körperliche Ausdauer, wie sie die furchtbare Größe dieses Krieges erfordert hätte; seine Soldaten sind meistens kriegsgeübte Männer, zugleich vom alten Waffenstolz und vom Verlangen nach Rache getragen, doch geht ein böser Argwohn des Verraths durch ihre Reihen, der beim ersten großen Unglück zerstörend ausbrechen muß. Die englisch-deutsche Armee in ihrer bunten Zusammensetzung macht auf den ersten Blick den Eindruck eines sehr lockeren Verbandes, dessen sich auch Gneisenau und Wellington selbst nicht erwehren konnten; ein näherer Blick in ihre Bestandtheile lehrt jedoch, daß sie besser waren, als es das Ansehen hatte. Namentlich die hannoverschen Heertheile treten hier nach Hüßemann's 1863 erschienenen Geschichte des vierten Infanterieregiments und die belgischen nach der „réponse aux allégations anglaises“, welche General Rénard 1855 veröffentlicht hat, in ihrer Eigenthümlichkeit klar hervor; im Uebrigen ist hauptsächlich Siberne's Geschichte, die in England unbefristnetes Ansehen hat, zu Grunde gelegt. Der Verfasser hätte übrigens noch die lebendige Erzählung in Rénard's Schrift von dem „alten braven belgischen Obersten, der einen Hut gleich den Flügeln einer Windmühle trug und mit seiner tapferen Truppe den ganzen Tag über bei Picton's Division aushält,“ benutzen mögen. Wellington selbst tritt hier auf, wie er in der Geschichte bekannt ist, doch ist das Bild durch manche neue Züge belebt. Blücher und sein Heer erscheinen als die echten Vertreter des Staats, den der Schwung des Geistes der Befreiung und Vergeltung zum zweitenmal aus tiefer Erschöpfung zum unvergleichlichen Siege trägt. Ein neues Zeugniß für diesen Geist sind die Worte aus einem Briefe Müßling's an Ansebed: „Ich fürchte, daß der Gedanke, daß unsere Truppen wieder am meisten bluten müssen, den König schreckt; allein solche Rücksichten können den Untergang der Welt herbeiführen, und die Zeit ist gekommen, wo man sagen mag: „ich lege mein Haupt nicht ruhig nieder bis der Bösewicht

nicht mehr lebt.“ Und wie Blücher zum Kampf mit Napoleon stand, das drückt sich am kühnsten in seinem, vom General v. Peucker dem Verfasser mitgetheilten Worte über den Kaiser aus: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl.“ „Es klingt fast wie Tollheit,“ sagt der Verfasser, „aber es war etwas von der Tollheit des Sehers, welche die Alten eine göttliche nannten, in dem Wort.“

In den Maßregeln, welche Blücher und Wellington gegen den Angriff Napoleon's nahmen, ist immer und mit Recht die übermäßige Ausdehnung der beiden Armeen getadelt worden, doch hat erst Bernharbi mit hinreichender Schärfe die politisch-militärischen Motive hervorgehoben, welche dabei mitwirkten. Der Verfasser stellt noch mit größerer Bestimmtheit, als dieser, die Vermuthung auf, daß schon bei den ersten Verabredungen zu St. Land Wellington's spröde Selbstsucht am meisten die Ursache war (S. 218 und 223), welche es den preussischen Feldherrn unmöglich machte, ihren Kriegsplan einfach und ausschließlich auf das gemeinsame Schlagen mit den Engländern zu gründen, welche mit anderen Worten einen Widerspruch in Blücher's Anordnungen trug, der erst bei Belle-Alliance seine hochherzige Lösung fand. Die Vermuthung wird sich hoffentlich noch durch die Papiere von Blücher und Sneyenau erweisen lassen. Wie dieser Widerspruch bis zum Ende der Schlacht von Ligny fortwirkte, tritt uns in Blücher's Aufstellung und Schlachtenleitung, in seiner Unterredung mit Wellington bei Brye, endlich im Rückzug, den die Armee nahm, entgegen. Der Verfasser beweist mit einer Reihe neuer Aktenstücke, wie Blücher und Sneyenau die einzigen von allen Feldherrn waren, welche die Lage der Dinge klar und richtig ergriffen, zugleich berichtigt er den Irrthum, der sich selbst bei General v. Hofmann noch findet, als hätte es vor der Schlacht von Ligny noch in Blücher's Wahl gestanden, der Schlacht auszuweichen und doch die Verbindung mit den Engländern zu suchen. Von der Zusammenkunft mit Wellington nimmt der Verfasser übrigens an, daß der letztere ein bestimmtes Versprechen der Hülfe nicht gegeben habe. In der Schilderung der Schlacht ist hier zum erstenmal der Versuch gemacht, den entscheidenden Angriff der Franzosen auf die Mitte der Preußen zum zusammenhängenden Bilde zu vervollständigen; und es wird dabei zugleich die übertriebene Vorstellung von dem ungünstigen Einfluß berichtigt, den Henkel's Irrmarsch nach Sambresse gehabt haben soll. Selbst Bernharbi nimmt noch an, daß der General 9 Bataillone dorthin mitnahm; der Verfasser beweist, daß es nur 4 Bataillone, etwa 2000 Mann waren. Weit wichtiger noch ist, daß hier die berühmte Entscheidung Sneyenau's für den Rückzug auf Wavre zum erstenmal vollständig aufgeklärt wird. Die Lage war die, daß für das 1. und 2. Armeecorps der Rückzug auf Tilly und dann auf Wavre, wie ihn nach Reich's und Hofmann's Ueberlieferung Sneyenau angab, eigentlich der natürliche war; während bisher noch Niemand behauptet hat, daß auch das 3. Corps, dessen natürliche Rückzugsstraße über Gembloux nach der Maas lief, schon am Abend des 16. den Befehl zum Rückzug auf Wavre erhalten hätte. Der Verfasser beweist nun durch ein neues Aktenstück, einen Brief des nachmaligen Generals v. Bussow vom 7. März 1845, daß Oberst v. Thile der Zweite wirklich den Befehl erhalten hat, dem General Thielmann zu sagen, daß er unmittelbar oder über Gembloux auf Wavre zurückgehen solle. Sneyenau war also in der Absicht, die ganze Armee

zur Verbindung mit den Engländern zu führen, vollkommen klar; und es ist das Verdienst dieses Entschlusses um so größer, als er ihn ganz allein, und zwar gegen die Meinung der Armee, sagte. Diese nahm den Rückzug auf der Römerstraße gegen die Maas als den natürlichen an; und diese allgemein verbreitete Meinung wurde die Veranlassung, daß Gneisenau's Befehl in der Verwirrung der verlorenen Schlacht nur unvollkommen zur Ausführung kam. Selbst Grolmann hatte so wenig Antheil an jenem großen Entschluß, daß er nicht einmal den General Jagow in Brye, bei dem er bis nach Mitternacht verweilte, zum Rückzug auf Waare veranlaßte; dieser ging vielmehr ebenfalls auf Ombblour zurück, was für ihn noch dazu das gefährlichere war.

Es sei damit genug. Die weitere Darstellung von den „Märschen und Anordnungen zur Entscheidungsschlacht,“ sowie von „Velle-Alliance“ selbst wird man durchaus eigenthümlich finden, auch wo sie auf bereits bekanntem Material beruht. Dabei werden noch eine Anzahl nicht unwichtiger Punkte neu festgestellt; wie z. B., daß Zieten mit etwa 5000 Mann die Entscheidung gab, und nicht mit 2000 wie noch Bernharbi annimmt; sodann die letzten Augenblicke Napoleon's auf dem Schlachtfelde und seine Flucht nach den Aussagen seines Führers Gaster, verglichen mit der Darstellung bei Charras. Schade, daß dabei der Verfasser manche eigenthümlichen Uebersetzungen nicht benutzt hat, so z. B. die für Wellington's Schlachtenführung bezeichnende Erzählung bei Müßling („Aus meinem Leben“) von der Zurückhaltung der Generale Vivian und Vandeleur mit ihren Reiterbrigaden; oder die schöne Aeußerung des preussischen Reiters beim 1. Husarenregiment der deutschen Legion, dem eine Kanonenkugel, als eben Zieten's Bataillone heranrückten, die Schulter wegnahm: „ich habe meine Landsleute gesehen, jetzt sterbe ich gerne.“ (Gesch. des k. hann. Gardehusarenregiments. Verden 1851). Aus dem weiteren Verlauf der Geschichte verdient noch Erwähnung, daß die Darstellung der Verpflegung und des Hospitalwesens bei der preussischen Armee neu ist, wobei wir unter Anderem die bemerkenswerthe Thatsache erfahren, wie widerwillig die niederländischen Behörden waren, den verwundeten preussischen Kriegern, welche das Land gerettet hatten, die Anstalten und Mittel der Heilung zu gewähren. Auch die Schilderung der Heere in ihrer Verbreitung über Frankreich und der damit zusammenhängenden Zustände ist neu; und es finden dabei zugleich die Anklagen ihre Widerlegung, welche zu jener Zeit aus bekannten politischen Beweggründen in Paris auf das preussische Heer gehäuft wurden. Nachdem der Verfasser noch der Opfer und Belohnungen gedacht hat, kommt er mit Blücher's Abschiedsworten zum Schluß. Der traurige Friede wird mit den großen Schauspielen der deutschen Truppenmassen zusammengestellt, die sich noch kurz vor dem Abmarsch aus Frankreich in mehr als einer Heerschau entwickelten; es wird auf die Ursache verwiesen, warum Deutschland von den Thaten seiner Söhne einen so kleinen Preis davon trug, zuletzt heißt es: „Was damals nicht geschehen konnte, ist den Nachfolgern jener Kämpfer als Erbe hinterlassen, das sie einst einlösen sollen.“

Es ist von besonderem Interesse, mit dem Staatensystem, wie es die Verträge von Wien und Paris geschaffen haben, die thatsächlichen Umwandlungen zu vergleichen, welche bis jetzt im Verlauf der ersten fünfzig Jahre damit vor-

gegangen sind. Wir stellen sie hier in der Hauptsache kurz zusammen. Im Jahre 1830 verloren die Bourbonn den Thron von Frankreich, auf welche sie 1815 die englisch-deutsche Staatsweisheit zurückgeführt hatte; im nämlichen Jahre riß sich Belgien von Holland los und Polen empörte sich gegen den Zustand, zu welchem Europa in Wien den Grund gelegt hatte, um in die völli-ge Knechtschaft Rußlands zu sinken. Am 19. April 1839 wurde zu London zwischen den fünf Großmächten der Vertrag geschlossen, welcher den Staat der Niederlande, auf den zu Wien besonders die Staatskunst Englands großes Gewicht gelegt hatte, in zwei Theile schied. Am 9. November 1846 wurde die Einverleibung der Republik Krakau in Oesterreich vertragsmäßig bestätigt. Die Revolution von 1848 entete ohne wesentliche Aenderungen an den früheren Gebietsverhältnissen. Am 2. December 1852 wurde Napoleon III., obwohl das Haus des ersten Napoleons 1815 zu Paris auf ewige Zeiten von der Herrschaft in Frankreich ausgeschlossen war, zum Kaiser von Frankreich erklärt. Der Krimkrieg 1854 bis 1856 brach Rußlands Uebermacht in Europa, doch berührte er die 1815 beschlossenen Gebietsvertheilungen nicht. Am 26. Mai 1857 kam der Vertrag zu Stande, worin unter Frankreichs Vermittelung Preußen den Kanton Neuchâtel an die Schweiz abtrat. Am 11. Juli 1859 waren die Friedenspräliminarien zu Villafranca, am 10. November ward im Frieden von Zürich die Lombardie von Oesterreich an Frankreich und von diesem an Sardinien abgetreten. Am 18. März 1860 wurden Toscana, Modena und Parma mit Sardinien, am 24. März wurden Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt; am 17. December desselben Jahres erschienen die Decrete, welche noch die Marken, Umbrien, Neapel und Sicilien zu Sardinien hinzusetzten; am 17. März 1861 nahm der König des letzteren den Titel „König von Italien“ an. Die Veränderungen sind rings um Deutschland bedeutend gewesen; sie sind in den meisten Fällen der Macht oder auch der Freiheit der angrenzenden Staaten zu gute gekommen. Nur Deutschland hat bis jetzt weder für seine Macht, noch für seine nationale Entwicklung einen bleibenden Gewinn davon getragen; selbst der bescheidene Anfang, der 1864 mit der Erwerbung Schleswig-Holsteins gemacht wurde, ist noch nicht sicher gestellt. Werten uns die Lehren von 1815 etwas helfen oder wird die alte Zerwürfniß, die damals die deutschen Waffen um die Frucht ihres Sieges brachte, auch heute wieder dem hoffnungsvollen Anfang ein trauriges Ende bereiten? Wir wissen es nicht; aber noch mögen wir der Mahnung und des Trostes gedenken, welche der niederbeugende Ausgang von 1815 an uns richtet. Der Verfasser verweist auf die großen Thaten der deutschen Waffen, die erhebend und ermuthigend stehen bleiben; „für das andere genügt die Erfahrung, daß Großes auf Erden niemals zu dauerndem Bestande erwachsen ist, wenn es nicht die Arbeit vieler Geschlechter war.“

## Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Juni.

Von sichtbaren und greifbaren Fortschritten, welche die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit in dem letzten Monat gemacht hätte, haben wir Nichts zu berichten; aber das Eine steht fest als beruhigendes Facit der Geschichte der jüngsten Wochen: die preussische Regierung besteht darauf, die Durchsetzung der Februarforderungen als ein Minimum zu betrachten, als ein Ziel, das nur dann aufgegeben werden kann, wenn die Annexion als Ziel in das Auge gefaßt werden soll. Die preussische Regierung beharrt unerschütterlich auf ihrem Standpunkte, während es den beiden condomini an principieller Klarheit in dem, was sie durchzusetzen wünschen, gebricht. Den beiden condomini sagen wir — denn es drängt sich sehr natürlich der Gedanke auf, das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen in den Herzogthümern in eine gewisse Parallele zu setzen zu dem Verhältnisse des Abgeordnetenhauses zur preussischen Regierung. Das Abgeordnetenhaus ist wie Oesterreich im Mitbesitze der Herzogthümer, im Mitbesitze gewisser wichtiger Regierungsrechte, des Rechtes insbesondere über die finanziellen Hilfsquellen des Landes zu verfügen. Wie Oesterreich in Schleswig-Holstein im Stande ist, durch sein Verhalten je nach seinem Belieben die preussischen Bestrebungen wesentlich zu fördern oder zu hemmen, so konnte auch der Ausspruch des Abgeordnetenhauses für diese Bestrebungen eine wesentliche Unterstützung oder ein großes Hinderniß werden. Herr v. Bismarck mußte es vorziehen, für die Durchsetzung der Februarforderungen, die ja dem wohlverstandenen Interesse Oesterreichs nicht widersprechen würden, wie selbst in der Annexion eine einsichtige und weitblickende Regierung zu Wien keine Gefährdung wirklicher österreichischer Interessen erkennen würde, die freie Zustimmung des Herrn v. Mensdorf zu erlangen, als diese Forderungen gewaltsam dem widerstrebenden Cabinet abzurufen. Ebenso mußte Herr v. Bismarck es vorziehen, für seinen Standpunkt sich auf ein zustimmendes Votum des preussischen Abgeordnetenhauses zu berufen, als im Augenblicke einer schweren auswärtigen Verwickelung das Schauspiel erbitterter parlamentarischer Kämpfe im Innern zu geben. Die eine, wie die andere Verständigung scheiterte indessen vorzugsweise an dem Umstande, daß weder Oesterreich noch das preussische Abgeordnetenhaus bis zu diesem Augenblicke klar, ehrlich und unumwunden ausgesprochen haben, was sie eigentlich wollten, es nicht aussprechen konnten, weil sie es selbst nicht wußten.

Es ist in der That eine seltsame Schickung, daß zwei Factoren, die eine so starke Antipathie gegen einander haben, wie das preussische Abgeordnetenhaus und die österreichische Regierung, als unfreiwillige Verbündete auftreten. Die Herren Twisten und Schulze-Devitzsch haben unter lebhafter Zustimmung der Majorität dem Herrn v. Bismarck aus nichts Anderem einen so lebhaften Vorwurf gemacht, als aus dem österreichischen Bündnisse; sie haben dem Ministerium ihre Unterstützung wesentlich aus dem Grunde verweigert, weil wir durch

dessen Fehler in die österreichische Allianz hineingetrieben seien. Die österreichische Regierung ihrerseits kann nicht mit Liebe auf die parlamentarischen Bestrebungen dieser Körperschaft sehen zu einer Zeit, wo sie durch die wachsende Opposition im Innern mehr und mehr dem Reichsrathe gegenüber in dieselbe Lage versetzt wird, in der sich Herr v. Bismarck dem Landtage gegenüber befindet. Und dennoch sehen wir Herrn v. Schmerling und Herrn Schulze-Delitzsch thatsächlich, wenn auch ohne Verabredung, zur Erreichung desselben Zieles verbündet. Das preussische Abgeordnetenhaus weiß sehr wohl, daß nicht die stumpfen und zerbrechlichen Waffen, die es führt, bisher die Annexion gehindert haben, sondern die eiserne Thatsache des österreichischen Mitbesitzes; die österreichische Politik kann ihre selbstthätigen Bestrebungen nur darum mit dem Schimmer nationaler und liberaler Ideen umkleiden, weil sie sich auf die Zustimmung der Kammermajorität zu berufen vermag. Ja, die gegenseitige Liebe ist zeitweilig bis zu dem Grade gestiegen, daß liberale Correspondenten liberaler Zeitungen in patriotischem Eifer darüber triumphirten, daß Preußen durch die beabsichtigte Mission des Generals von Manteuffel nach Wien zum — Rückzuge vor dem österreichischen Widerstande blase.

Wir wissen jetzt besser, wie es mit dieser Mission sich verhielt. Zwei Richtungen, so wurde gesagt, bekämpften sich innerhalb der preussischen Regierungskreise. Die eine, die Richtung der heiligen Allianz, die eigentliche Cabinetspartei, stelle wie immer das österreichische Bündniß allen anderen Rücksichten voran; sie erblicke in demselben die Garantie gegen die Revolution; sie betrachte nach wie vor die schleswig-holsteinsche Frage mit ungünstigen Augen, weil sie sich mit dem nationalen Kern dieser Frage nicht zu befreunden vermöge, weil sie die durch das Londoner Protokoll gebrachte Lösung als die denkbar beste behandle. Die andere Richtung, die eigentlich ministerielle hingegen, wolle Action, sie wolle eine Erweiterung, eine Machtvergrößerung Preußens, sie stelle das specifisch preussische Interesse über jene vielbesprochene Solidarität der conservativen Interessen. Nach dem Scheitern der letzteren Richtung, welche die Entfernung des Generals von Manteuffel, des Trägers der ersten Richtung aus dem Militärcabinet herbeigeführt, sei dann der endliche Sieg der Cabinetspartei durch die Mission Manteuffel's nach Wien, welche die Ausöhnung mit Oesterreich habe herbeiführen sollen, bezeichnet worden. Thatsächlich richtig ist, daß ein Kampf der beiden Richtungen bestanden hat, daß dieser Kampf durch die Nachgiebigkeit der einen beseitigt worden ist, aber thatsächlich festgestellt ist nicht minder, daß dieses Mal, vielleicht zum ersten Male in der preussischen Geschichte, die Partei der Contre-Revolution der Partei der preussischen Action nachgegeben hat. Es besteht innerhalb der preussischen Regierungskreise kein Zwiespalt mehr darüber, daß Preußen seine Ziele in Schleswig-Holstein durchsetzen muß, wenn es sein kann, unter Zustimmung Oesterreichs, wenn es sein muß, trotz dessen Widerspruch.

Die vielen kleinen Händeleien, die zwischen Preußen und Oesterreich fortbauern, legen den deutlichsten Beweis dafür ab, daß jenes diesem sich nimmermehr fügen will. Der Streit über Verzögerung oder Beschleunigung der Ständeeinberufung, über die Ausweisung des Erbprinzen, über die Sendung des Prinzen

Hohenlohe, die vielen Reibungen zwischen Herrn v. Zedlitz und Herrn v. Halhuber haben an sich eine politische Bedeutung nicht; ihr Gewicht liegt nur darin, daß sie endlich dahin führen müssen, die Beziehungen zwischen den beiden Mächten zu klären. Was Oesterreich aufrichtig will, hat es nie gesagt. Daß es den Prinzen von Augustenburg als einen auf dem Boden des Bundesrechts stehenden Souverän will, ist nur ein Schein, den es annimmt, um seine selbstsüchtigen Zwecke dahinter zu verbergen. Will Preußen die österreichische Regierung zwingen endlich Farbe zu bekennen, so kann es dies nur dadurch thun, daß es das Verhältniß des Mitbestitzes zu einem unerträglichem macht, so Oesterreich endlich zu dem Entschlusse zwingt, dasselbe um jeden Preis zu lösen, entweder dadurch daß es die preußischen Forderungen zugesteht, oder dadurch daß es Bedingungen aufstellt auf welche Preußen nicht eingehen kann, und so den Keim zu offenen Feindseligkeiten legt. Von dem Geiste der Freundschaft und des Wohlwollens getragene Verhandlungen mit Oesterreich führen uns zu keinem Ziel; sie würden den österreichischen Minister nur veranlassen, sich mehr und mehr verschlossen zu zeigen, um uns dadurch zu weiterem Entgegenkommen zu zwingen. Es liegt eine Spannung in der Luft, die nicht mehr zertheilt werden kann; sie muß fort und fort wachsen, bis das Gewitter sich entladet, vielleicht hier und dort zerstörend, aber doch reinigend, klärend, erfrischend.

Preußen hat seine Forderungen aufgestellt, es ist für dieselben mit seiner Ehre engagirt, es darf vor dem Kriege für dieselben, wenn er nöthig wird, nicht zurücksweichen. Oesterreichischer Seits wird officiell gleichfalls gedroht, Oesterreich werde den Krieg nicht scheuen; man möge diese Drohung nicht leicht nehmen. Es mag sein, daß diese Anschauung in hohen Kreisen Oesterreichs herrscht; wir haben sie nicht zu fürchten. Wer mit einem positiven Programm in den Kampf zieht, hat stets einen wesentlichen Vortheil vor dem voraus, dem es an einem solchen Programm fehlt. Und Oesterreich hat sein schleswig-holsteinisches Programm, wenn es je eins besessen hat, vertramt. Mit dem rein negativen Stichwort, man könne den preußischen Ehrgeiz und Hochmuth nicht gewähren lassen, begeistert man keine Armeen, bringt man keine Gelder zur Kriegführung auf. Und dann, Oesterreich ist nicht im Stande, sich ohne ein ernstes und hohes Staatsinteresse in einen Krieg zu stürzen; die verschiedenen Wunden, an denen es leidet, mögen augenblicklich nicht brennen, vernarbt sind sie noch nicht. Eine ernsthafte Erschütterung des Staatskörpers würde es sofort zeigen, daß die ungarische, die italienische, die Finanzfrage noch nicht gelöst sind. Käme es aber auch zu einem Kriege, bei welchem Preußen im Kampfe für die deutschen Interessen die österreichische Macht zu bestehen hätte und Preußen wäre nicht im Stande diesen Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen, ja dann müßten wir bekennen uns geirrt zu haben, als wir Preußen für den Vorkämpfer Deutschlands hielten, als wir eine Regeneration Deutschlands unter preußischer Hegemonie erwarteten; dann mag der Traum Schwarzenberg's vom Siebzig-Millionenreiche sich erfüllen und die Wohlthat des Concordats ausgebreitet werden, so weit die deutsche Zunge klingt. Dann sind unsere Wünsche, unsere Hoffnungen todt. So lange wir aber noch an die Kraft und an die Zukunft Preußens glauben, so lange werden wir auch verlangen, daß gerechte Forderungen

nicht aufgegeben werden, weil ein feindseliger Nachbar sie unter Kriegsdrohungen uns streitig macht.

Die schleswig-holsteinische Frage ist der Punkt, wo die Herstellung der deutschen Einheit praktisch angefaßt werden kann und angefaßt werden muß, wenn wir nicht wiederum auf Jahre hinaus darauf beschränkt werden wollen, zu Gunsten der Einheit Resolutionen zu fassen, zu Frankfurt oder Eisenach unter dem schwarzrothgoldenen Banner zu tagen und mit den Klängen des Arndt'schen Vaterlandes die Luft zu erschütterern. Den Staaten so wenig als den einzelnen Menschen giebt je eine Ewigkeit zurück, was sie von der Minute ausgeschlagen. Die Gelegenheit, das Gute und Rechte zu thun, muß beim Schopfe ergriffen werden oder sie ist für immer versäumt. Alles was seit 1859 in Volksversammlungen und Zeitschriften zu Gunsten der Einheit geschrieben und beschlossen wurde, konnte einen praktischen Erfolg nicht haben; es konnte nur das Ziel haben, die Gesinnung zu stärken und zu nähren, die bei sich darbietender Gelegenheit zur That werden sollte. Welchen Werth haben nun alle jene Agitationen, welchen Werth die dort geweckte Gesinnung, wenn sie die erste Gelegenheit zur That nicht ergreift, sondern höhnisch bei Seite schiebt? Zum ersten Male seit fünfzig Jahren bietet sich eine Conjunction, in welcher Preußen seine Macht vergrößern kann, in welcher es einen Schritt thun kann, um seinem Ziele, die deutsche Macht zu werden, näher zu kommen, und man fragt nach allen andern Dingen, nach der Stimmung in den holsteinischen Kirchspielen, nach dem Pedigree der jüngeren oldenburgischen Linie, nach den Vorschriften der Bundeskriegsverfassung, nur nicht nach dem Einen was Noth thut, nach dem preußisch-deutschen Interesse!

Wer hätte wohl bei dem Zusammentritt des preußischen Abgeordnetenhauses es gehaut, daß es auseinander gehen würde, ohne seine Stimme kräftig für die Forderungen der preußischen und deutschen Wohlfahrt erhoben zu haben, ja ohne nur einen Beschluß zu fassen in Betreff derjenigen Fragen, welche in Europa unter allen jetzt das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen? Zwei Vorlagen wurden dem Hause gemacht, die diese Frage betrafen, die Forderung einer Anleihe für Marinezwecke und die Forderung den Kriegskosten die nachträgliche Genehmigung zu ertheilen. Beide wurden abgelehnt und mit Recht, da beide in der vorgelegten Form zur Zeit und dem gegenwärtigen Ministerium gegenüber unannehmbar waren, aber beide wurden klanglos abgelehnt, ohne daß das Haus seine positiven Ziele aussprach. Es ist bekannt, daß Verhandlungen gepflogen wurden um Resolutionen zu fassen, in denen das Haus seine Ansichten niederlegen wollte, daß indessen diese Verhandlungen an der heisspiellofen, durch Führerlosigkeit hervorgerufenen Zerknirschtheit der Majorität scheiterten. Es liegen in den gehaltenen Reden die handgreiflichsten Beweise dafür vor, daß gerade bei hervorragenden Rednern der Majorität überaus perverse Ansichten Platz gegriffen haben. Wir können uns der Aufgabe nicht entziehen, die wichtigsten der vorgebrachten Argumente kurz zu beleuchten.

Am radikalsten widersprach Herr Waldeck der Aufgabe des Hauses, sich über den vorliegenden Gegenstand überhaupt zu äußern. „Was ist es nun für eine Aufgabe für uns, ich kann wohl sagen politische Kannegießerei zu treiben; über-



lassen wir doch das den Zeitungen, die so lange von der schleswig-holsteinischen Frage gelebt haben und nichts Besseres zu thun wissen, als alle Phasen dieser Frage zu verarbeiten, alle Depeschen, welche hierhin und dahin gewechselt werden. Heute steht es so, morgen so.“

Wenn irgend einer der Conservativen sich so wegwerfend über die „Würde der Presse“ geäußert hätte, welcher Sturm wäre da losgebrochen! Doch da es Herr Waldeck ist, der also spricht, so schweigt man diese Aeußerung todt und fälscht den Kammerbericht, indem man sie ausläßt. Die Aufgabe des Hauses ist nach Waldeck's Auffassung nur die, Gelder zu verweigern; alles Uebrige ist vom Uebel. Er ist — dieser Ruhm ist ihm nicht zu bestreiten — sich nur consequent geblieben; er hat niemals den entferntesten Antheil genommen an der deutschen Bewegung; er wollte vor anderthalb Jahren die Herzogthümer ihrem Schicksal überlassen. Er hielt es für besser, zwei deutsche Provinzen dem Erbfeinde zu lassen, als durch Eintreten für dieselben dem Ministerium entgegenzukommen. Er hat sein politisches Interesse stets auf innere preussische Verhältnisse beschränkt. Der weitaus größte Theil seiner Partei hat früher richtig erkannt, daß auf die inneren Geschicke eines noch unfertigen Staates ein Einfluß nicht zu gewinnen ist, wenn man nicht gleichzeitig darauf Bedacht nimmt, den Staat selbst durch Erweiterung zu vollenden. In der vorliegenden Frage aber hat die Fortschrittspartei, indem sie das Zustandekommen einer Resolution verhinderte, die Indifferenz des Herrn Waldeck gegen die deutsche Frage sich vollständig angeeignet.

Herr Löwe fragt, was denn an der Erwerbung Schleswig-Holsteins gelegen sei; die Einwohnerzahl desselben sei nicht größer als die, welche sich durch die natürliche Steigerung der Bevölkerungszahl in drei Jahren für den preussischen Staat ganz von selbst ergebe. Warum diese 900,000 Menschen annektiren? Wir stehen hier in der That vor einem der tiefsten Räthsel der menschlichen Natur. Was nur der närrische Alte, den wir den großen Friedrich zu nennen pflegen, dabei gehabt haben mag, dreimal einen blutigen Krieg um Schlessien zu führen, den einen sogar sieben Jahre lang! Er hat im Grunde ja damit auch wenig gewonnen, es waren eben auch nur so und so viel Hunderttausende von Menschen, die er seinem Staate einverleibt hat. Ja eine philosophische Auffassung aller Dinge wird zu der unwidersprechlichen Erkenntniß führen, daß alles Land auf Erden nur aus einzelnen Quadratmeilen besteht und die ganze Menschheit nur aus Bewohnern dieser einzelnen Quadratmeilen. Warum da Krieg und Fehde. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an seinen Grundrechten! Hinweg mit der schwarzrothgoldnen Fahne und mit jeder anderen Fahne der Welt, hinter welcher Bewaffnete marschiren und dafür das Delblatt Elishu Burrit's angesteckt! — Haben wir im Gegentheil aber erkannt, daß wir zu einer nationalen Machtstellung, und durch diese zu einer geachteten und menschenwürdigen Stellung unter den übrigen Nationen der Erde nur durch die Einheit gelangen, dann wäre es doch in der That frevelnder Wahnsinn, eine Gelegenheit, an der Herstellung dieser Einheit zu arbeiten, darum außer Augen zu lassen, weil uns plötzlich die Verachtung des einsamen Weisen gegen alle Schätze dieser Welt überfällt.

Man hat den budgetlosen Zustand als Instanz gegen das Abfassen einer Resolution des Hauses wiederholt in das Feld geführt. Wir verkennen nicht das Gewicht dieses Argumentes; möge man von der anderen Seite nicht die Grenzen seiner Tragweite verkennen. Der budgetlose Zustand macht es unrathsam, diesem Ministerium irgend eine Anleihe zu bewilligen; Michaelis ging noch weiter und sagte, er mache es unmöglich, weil ein des Budgetrechts beraubtes Abgeordnetenhaus den Staatsgläubigern keine Garantie zu bieten vermöge. Wir wollen diesen Streit auf sich beruhen lassen, wir räumen gern ein, auf dem Wege theoretischer Erörterung den Argumenten von Michaelis nicht begegnen zu können, aber wir möchten nicht für immer darauf verzichten, im Augenblicke der höchsten Noth des Staats demselben trotz der Budgetlosigkeit durch eine Anleihebewilligung zu Hülfe zu kommen. Indessen wie gesagt, wir lassen diesen Punkt auf sich beruhen; wir selbst sind der Ansicht, daß bei der augenblicklichen Lage der Finanzen und des Staatsschatzes eine Anleihe nicht zu bewilligen war. Wir räumen ferner ein, daß die Kriegskostenvorlage zur Zeit nicht angenommen werden konnte. Was Twetten sagte, es liege kein Interesse vor, diese eine Frage zu regeln, während der ganze Budgetzustand sich in Unsicherheit befinde, hat seine völlige Richtigkeit. Aber wie in aller Welt liegt in diesen Erwägungen eine Veranlassung sich selbst über diese wichtigen Fragen mundtobt zu machen, mit keinem Worte anzudeuten, was man erstrebt und herzustellen wünscht! Ja schlimmer als das; indem die Versammlung bei der Marine-discussion das Amendement Carlowsig ablehnte, sprach sie indirect aus, daß sie die Erwerbung des Kieler Hafens nicht für ein preussisches Interesse, wenigstens nicht für ein so dringendes halte, um jederzeit dafür einzutreten. Indem sie bei der Kriegskostenvorlage das Amendement Michaelis ablehnte, sprach sie aus, daß es kein dringendes Staatsinteresse sei, sich für den engen Anschluß der Herzogthümer an Preußen zu erklären.

Was hätte geschehen müssen ist folgendes. Bei der Marinevorlage hätten die Forderungen der Regierung bewilligt werden sollen, und zwar nicht in dem dürftigen Umfange, wie dies später bei der Budgetdebatte geschah, sondern soweit die Versammlung glaubte, daß durch dieselben die Flotte in der That gefördert werden würde; sie hatte nur die Mittel nicht auf eine aufzunehmende Anleihe anzuweisen, sondern auf die bereitesten Staatsgelber, die Bestände des Staatsschatzes und die Einnahmehüberschüsse. Bei der Verathung über die Kriegskostenvorlage war bei der gebotenen Ablehnung dieser Vorlage ein Ausspruch zu fällen, der den geführten Krieg als einen im Interesse des preussischen und deutschen Volkes geführten, und den Erfolg der Befreiung Schleswig-Holsteins als den vom deutschen und preussischen Volk ersehnten Erfolg anerkannte. Es handelte sich nicht um eine Dechargirung des Ministeriums; eine solche kann selbstrebend erst nach geordneter rechnungsmäßiger Behandlung erfolgen. Es handelte sich nicht darum, den geschehenen Ausgaben nachträglich die Zustimmung zu ertheilen, und so den Mangel einer vorausgehenden Bewilligung zu ersetzen; hierfür ist Zeit genug, wenn im Allgemeinen ein budgetmäßiger Zustand hergestellt wird. Es handelte sich vielmehr darum, die Stellung des Abgeordnetenhauses zu dem geführten Kriege zu kennzeichnen. Wir wollen uns hierüber in der eigensten

Sprache der Herren Kreisrichter ausdrücken. Das Allgemeine Landrecht schreibt vor, daß die „nützliche Verwendung“ demjenigen, welcher sich der Führung fremder Geschäfte unterzogen hat, den gleichen Anspruch auf Ersatz giebt, wie ein erhaltener Auftrag. Das Ministerium hat den dänischen Krieg ohne Auftrag, ja gegen ein ausdrückliches Verbot des Abgeordnetenhauses geführt. Es durfte jetzt einen Ausspruch darüber erwarten, ob letzteres die Resultate des Krieges als nützliche Verwendung anerkennt, ob die Befreiung der Herzogthümer vom dänischen Joche den Interessen des Hauses und des Landes entsprach. Indem das Abgeordnetenhaus einen Ausspruch hierüber verweigerte, desavouirte es den Krieg und dessen Resultate selbst; es that wider seine innerste Ueberzeugung den Ausspruch, daß es ihm gleichgültig gewesen wäre, wenn die Herzogthümer bei Dänemark geblieben wären. „Da die Gelder bereits verwendet sind, brauchen wir sie nicht zu bewilligen,“ sagte Herr Walved; das ist richtig. Aber, wenn nicht dem Ministerium, so war doch das Haus der Welt Rechenschaft darüber schuldig, ob es der Verwendung der Kriegskosten seine Zustimmung zu geben bereit ist, sobald die Anstände gehoben sind, welche sich der Ausübung des Budgetrechts noch entgegenstellen.

Eine Marine sei wünschenswerth für Preußen, meinte Herr Löwe, aber nicht nothwendig; absolut nothwendig sei für einen Staat Nichts als die eigene Existenz. Die Zeit wird bald genug kommen, wo das Bestehen einer Marine eine Existenzfrage für den preussischen Staat wird, wo er ohne Marine eben so wenig seine Selbstständigkeit zu behaupten vermag, als ohne ein Landheer seine Unabhängigkeit gegen die Nachbarn in Ost und West. Der Sieg der Union in Amerika wird Rückwirkungen auf die Beziehungen zu Europa haben, und wenn es zu irgend einem Seekriege kommt, werden nur diejenigen Neutralen erwarten dürfen, daß ihre Rechte respectirt werden, welche ihnen durch eine eigene Flotte Nachdruck geben können. Der Handel der Neutralen, welche nicht seelüchtig dastehen, wird Eingriffe zu erdulden haben, die wohl die Existenz in Frage stellen. Eine Marine selbständig herzustellen übersteige das Maß der preussischen Kraft, wurde weiter gesagt; das falsche Streben nach einer Großmachtstellung habe zur Erweiterung des stehenden Heeres und durch diese zum Verfassungskonflicte geführt. Die Schöpfung einer preussischen Marine berge in ihrem Schooße neue Conflicte. In dieser Argumentation liegt die eine Wahrheit enthalten, daß die Herstellung einer Marine kostspielig werden wird, viel kostspieliger, als manche Schwärmer und Pfennigsammler sich träumen lassen. Es wird namentlich nicht möglich sein, die Ausgaben für die erste Herstellung einer Marine vollständig aus den laufenden Staatseinnahmen ohne Anleihe zu bewerkstelligen. Das wird den Sympathien für die Flotte großen Abbruch thun. Augenblicklich ist die Flotte eine der populärsten Einrichtungen. Sie ist so außerordentlich wehlfeil. Mit einem Blatt Papier und einem Bleistift ruft jeder Deutsche ohne Schwierigkeit einen Flottenplan in das Leben. Linienfahrer und Corvetten, Panzerschiffe und Kanonenböte werden in jedem Augenblicke in beliebiger Anzahl gebaut. Jeder Mensch, der einmal nach Helgoland gefahren ist, ist ein eminenterer Sachverständiger und widmet seine ganze Muße dem vaterländischen Werke, für die Hebung der Flotte zu sorgen. In dem Augenblicke, wo die Marine dem Volke ernste

Opfer auferlegt, wird sie unpopulär werden, grade wie unser auf den trefflichsten Grundlagen errichtetes Heer unpopulär geworden ist durch die Opfer, welche es auferlegt. Die Marine ist kostspielig, darin hat Herr Löwe Recht. Aber wenn sie zu kostspielig wäre, als daß Preußen sie allein herstellen könnte, dann wird es sie auch unter Beihilfe von Hannover und Bückeburg nicht herstellen können. Die Marine ist ein deutsches Interesse, aber es wird nicht befriedigt werden, wenn Preußen sich desselben nicht annimmt. Preußen kann nicht vorgängig die übrigen deutschen Staaten zu Leistungen heranziehen, um mit denselben die Marine zu bauen, sondern es muß die Flotte bauen, um die übrigen deutschen Staaten zu Leistungen heranziehen zu können. Herr Löwe sagt: Ohne Bundesstaat werden wir nie eine Marine haben. Das grade Gegentheil ist das Richtige: Ohne Marine werden wir nie zum Bundesstaat kommen.

Für die preussischen Forderungen in Betreff der Herzogthümer sich zu erklären weigerten sich viele Abgeordnete aus dem Grunde, weil die Regierung die Zustimmung der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zu denselben nicht erlangt habe. Den meisten war es nicht genug, daß Herr von Carlowitz in seiner Resolution eine „Verständigung“ mit der Bevölkerung vorausgesetzt hatte; sie verlangten ausdrücklich, daß diese Verständigung durch „Verträge“ zu erfolgen habe, das heißt offenbar durch völkerrechtliche Verträge zwischen zwei souverainen Staaten, von denen dem einen seine Souverainetät erst noch constituirt werden muß. In dem Herrn Birkow war dies noch nicht weit genug gegangen; er betonte, daß die Herzogthümer die Bedingungen, unter welchen sie sich an Preußen anschließen wollten, „entgegentragen“ müßten. Bis der biedere Deutsche zwischen Elbe und Eider sich entschließt, das bequeme Martyrium, welches er sechzehn Jahre lang unter dänischem Joche getragen und jetzt ein Jahr lang unter dem viel schrecklichern preussischen Joche trägt, mit Opfern zu vertauschen, die er dem deutschen Vaterlande bringt, soll es bei der alten Misere bleiben. Das Selbstbestimmungsrecht der Kantönl über Alles! Das ist die Auffassung, welche selbst Herr Waldeck als eine pseudo-demokratische verurtheilt hatte. Vergeltens suchte sie Herr Franz Dunder mit der Bemerkung zu rechtfertigen, daß es an dem höchsten Richter darüber fehle, was jeder einzelne Stamm dem Gesamtwohle für Opfer zu bringen habe, und daß man sich deshalb genöthigt sehe, eine Verständigung auf dem Wege der Verträge herbeizuführen. Durch den Mangel eines Parlaments kann doch nicht das liberum Veto jedes einzelnen Stammes wiederum in sein Recht eingesetzt werden. Wäre es diesen Herren Ernst mit der Herstellung eines bundesstaatlichen Verhältnisses zwischen Preußen und Schleswig-Holstein, so hätten sie vielleicht die Einberufung eines preussisch-schleswig-holsteinischen Parlaments befürwortet, aber nimmermehr zugeben können, daß eine Ständeversammlung der Herzogthümer zur letzten Instanz darüber eingesetzt wird, was der deutschen Einheit frommt. Besser freilich hätte es einem preussischen Abgeordnetenhaufe angestanden, offen zu erklären: So lange dem deutschen Volke eine gemeinsame Vertretung fehlt, sind wir, die Vertreter des preussischen Abgeordnetenhauses, allein berufen und am besten befähigt, darüber zu entscheiden, welche Opfer der Particularismus der einzelnen Staaten dem Gesamtinteresse zu bringen hat. Wir leben der festen Ueberzeugung, daß, wenn

ein deutsches Parlament zusammentritt, es das, was wir inzwischen angestrebt und angeordnet haben, freudig bewilligen wird. Gerade unter diesen Gesichtspunkten war das Abgeordnetenhaus vor Allem verpflichtet, ein festes Programm für die schleswig-holsteinische Frage aufzustellen.

Anstatt dessen abdicirt das Haus. Es will das Selbstbestimmungsrecht der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung vor allen Dingen geachtet wissen und tritt sein eigenes Selbstbestimmungsrecht mit Füßen. Es will den Schleswig-Holsteinern ihr Recht wahren, gehört zu werden, und läßt seine eigene Stimme nicht hören, die ungehindert erschallen kann. Wer noch so fanatisch der Ansicht hingegeben ist, daß in Fragen der deutschen Einheit jede Sonderouveraineté von der Nordsee bis zum Bodensee ihre freie Zustimmung zu erteilen hat, der wird doch nicht leugnen dürfen, daß der preussischen Volksvertretung durchaus dasselbe Recht zusteht, wie der schleswig-holsteinischen. Wenn es so wesentlich ist, daß letztere ihre „Bedingungen entgegenträgt,“ warum erhebt die erstere nicht ihre Stimme, um auszusprechen, welche Bedingungen sie für die geeigneten hält? „Wir wollen nicht, daß ohne uns Geschichte gemacht wird,“ ruft unter lautester Zustimmung der Versammlung Herr Dunder, und eben diese Versammlung giebt großmüthig das einzige Mittel hin, mittelst dessen sie in den Lauf der Geschichte eingreifen kann; „ich stehe und falle mit dem bundesstaatlichen Princip,“ ruft Herr Löwe und begeistert sich für die ungemessenen Ansprüche des Particularismus.

Kein Zweifel, dieser Versammlung ist vollständig die Anschauung davon verloren gegangen, wie die Geschichte gemacht wird. Träger der Geschichte sind von jeher nur Staaten gewesen. Der Staat ist die öffentliche Macht des Volkes und nur mittelst der Macht greift ein Volk in den Lauf der Geschichte ein. Ein Volk mit einem unfertigen Staatensystem ist ohne Macht; die Geschichte geht über dasselbe hin, sie vernichtet es, wenn die Macht nicht aufstehen kann wider die Macht. Weil Deutschlands Staatensystem so unfertig ist, weil es viele Staaten zählt, die keine Staaten sind, weil Preußen ein Staat ist, welchem Aufgaben gestellt werden, für die seine Machtmittel nicht ausreichen, darum stand Deutschland den weltgeschichtlichen Entwicklungen so ohnmächtig und schwach gegenüber. Diese Schmach wurde 1859 tief empfunden; sie rief die nationale Bewegung hervor, welche die Begründung einer nationalen Macht als ihren ersten Zweck setzte. Und nun ist aus dem Nationalverein eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit für deutsche Grundrechte geworden; nun ruft Herr Löwe aus, der Trieb des deutschen Volks nach Einheit sei doch nur ein begrenzter, ihm zu Liebe werde das Volk niemals seine Cultur, sein Recht und seine Freiheit auf das Spiel setzen. Als ob Cultur, Recht und Freiheit je anders gedeihen könnten, als auf dem festen Grunde und in dem starken Schutze, den eine gesicherte Macht nach innen und außen verleiht.

Am beklagenswerthesten hat sich das Legitimitätsgefühl der Versammlung in Betreff des Kieler Hafens geäußert. Hier sagt der Bericht der Marine-Commission: „Insbesondere aber wurde hervorgehoben, daß die Bewilligung von Gelbern für den Kieler Hafen nicht eher Gegenstand der Beschlußfassung des Preussischen Landtages werden könne, ehe nicht das betreffende Territorium

im Sinne des Art. 2 unserer Verfassung für Preußen gewonnen sei und daß im gegenwärtigen Augenblicke gar keine Berechtigung für die Preussische Landesvertretung existire, für derartige Anlagen auf fremdem Gebiet Verpflichtungen zu übernehmen. Wolle man schon gegenwärtig der Regierung Geld für den Kieler Hafen bewilligen, so begäbe man sich auf eine höchst gefährliche Wahn. Ebenso starke Gründe, wie Preußen jetzt für etwaige Annexirungen in Schleswig-Holstein anführen könne, habe Frankreich bei der Losreißung Savoyens und Nizza's gehabt."

Das heißt denn doch den Sachverhalt auf das stärkste verkennen. Der Besitz von Kiel hat für Preußen keinen anderen Werth, als daß es auf diesem Territorium seiner Pflicht gemäß Anlagen im gesammteutschen Interesse machen kann, und wenn es diese Anlagen schon jetzt beginnen will, wo habsburgische Eifersucht und kleinlicher Neid die Abtretung des Territoriums verhindern, so bedeutet das, daß Preußen sich durch Neid und Eifersucht von seiner Pflichterfüllung nicht abwendig machen lassen will. Ehrgeiz und Herrschsucht sind auf dem Kieler Territorium nicht zu befriedigen, und das Abgeordnetenhaus hat durch sein Votum nicht dem Ehrgeiz und der Herrschsucht entgegengearbeitet, sondern Preußen an Erfüllung einer Pflicht gehindert, wofür ganz Deutschland zu büßen haben wird.

Aber nicht allein in formeller Beziehung hat die Versammlung Partei genommen für die schleswig-holsteinischen Souverainitätsgelüste gegen die Interessen der deutschen Einheit, sondern auch in materieller. Nicht allein einen Vertrag zwischen zwei souverainen Staaten hat sie gewollt anstatt der von Preußen dictirten Modalitäten für die Herstellung Schleswig-Holsteins, sondern sie hat auch durch den Mund einzelner Redner erklärt, die Februarforderungen gingen ihr zu weit. Daß Herr Ewesten Besorgnisse ausgesprochen hat, eine Annexion Schleswig-Holsteins werde der späteren Herstellung eines ganz Deutschland umfassenden Bundesstaates präjudicirlich sein, wollen wir hingehen lassen als die Wiederholung eines weit verbreiteten Vorurtheils. Aber selbst die Februarforderungen gingen zu weit! Anstatt der von Preußen formulirten Bedingungen wurde das schwächliche und unklare Compromiß empfohlen, welches einige Schleswig-Holsteiner mit einigen preussischen Abgeordneten am 26. März abgeschlossen haben. Insbesondere waren es die Herren Dunder und Schulze-Dehnsch, welche den Genuß einer zu großen Dosis deutscher Einheit für gefährlich erklärten. Welches Interesse in aller Welt nur dadurch beschädigt werden kann, wenn in Zukunft die Postbeamten einen Orangetragen tragen!

Den letzten Vorwand für die Ablehnung der beiden Vorlagen endlich hat die schlechte Regierungspolitik gegeben. Das Bündniß mit Oesterreich sei ein Fehler gewesen; wenn man ein Abkommen mit den Herzogthümern treffe, werde man am sichersten den österreichischen Widerstand beseitigen. Der Particularismus sei allein durch die preussischen Annexionsbestrebungen hervorgerufen worden und werde durch ein offenes Eintreten für die Rechte der Herzogthümer am sichersten beseitigt werden. Man hätte mit dem Herzog von Augustenburg, der in den Herzogthümern am meisten preussisch gesinnt sei, auf Grund des Schreibens vom 31. März unterhandeln sollen. Wie es mit der preussischen Gesinnung des

Erbprinzen steht, darüber hat Herr von Bismarck eine in Berliner Kreisen längst bekannte Anekdote zum Besten gegeben, welcher Herr Löwe Nichts anderes entgegenzusetzen wußte, als das *Audiatur et altera pars*. Nun, die *altera pars* hat es vorgezogen zu schweigen, und man wird es uns nicht verübeln dürfen, wenn wir der Anekdote vollen Glauben schenken. Nicht unsere Sache ist es, die auswärtige Politik der preussischen Regierung durch alle Phasen zu verteidigen; wir sind wiederholt in der Lage gewesen, sie anzugreifen zu müssen. Wenn es aber einen Punkt giebt, in welchem sie über jeden Tadel erhaben ist, so ist es der, daß sie es sich völlig versagt, auf zukünftige Dankbarkeit der Schleswig-Holsteiner zu rechnen, sondern preussische Erfolge nicht ohne genügenden Ersatz aus der Hand giebt. Eine politische Versammlung hat mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit zu thun. Wie die Befreiung der Herzogthümer im deutschen Interesse ausgebeutet werden soll, ist die Frage; nicht ob die Befreiung in diesem oder jenem Punkte auf andere Weise hätte erreicht werden können. Der Commissionsbericht will der Regierung die Indemnitätserklärung aus dem Grunde verweigern, weil man wohl mit den erreichten Zielen, aber nicht überall mit den gebrauchten Mitteln einverstanden sei. Das führt consequent dahin, die durch irgend eine Schlacht verursachten Kosten zu verweigern, wenn man meint, daß der Feldherr eine andere taktische Bewegung hätte machen sollen. Es führt aber auch dahin, daß eine Versammlung, die einen so detaillirten Einfluß auf den Lauf der Geschäfte gewinnen will, wie er sich mit den Anforderungen praktischer Politik nicht verträgt, sich zuletzt jedes Einflusses beraubt. Mit wunderbarer Selbstironie hat dies Herr Franz Dunder angedeutet. „So wahr wir im vorigen Jahre durch Verweigerung der Anleihe Düppel und Alsen gestürmt haben, so wahr werden wir durch Verweigerung dieser Anleihe die deutsche Flotte schaffen!“ Das heißt auf gut deutsch: Wenn wir die Regierung zwingen, immer das Gegentheil von dem zu thun, was wir beschließen, wird Preußen gut berathen sein.

Feste und Adressen empfangen die heimkehrenden Abgeordneten, aber durch das Land geht doch das stille Gefühl, daß es seinen Vertretern wohl angestanden hätte, die preussischen Interessen Schleswig-Holstein gegenüber ebenso kräftig zu vertreten, als das Budgetrecht gegenüber dem Ministerium. Wir wollen unser verfassungsmäßiges Recht für das Scheinbild einer gloire nicht opfern, aber wir wollen auch die Consolidirung unserer auswärtigen Verhältnisse nicht unterlassen, ohne welche die Consolidirung unserer Verfassungsstände nicht möglich ist. Herr von Bismarck hat Fehler begangen, allein wir sehen nicht, welcher andere Staatsmann im Augenblicke geeigneter wäre, das von ihm begonnene Werk, die Durchsetzung der Februarforderungen, zu Ende zu führen. Und ein Minister, der sich ein geringeres Ziel setzte, hätte vielleicht von der jetzigen Majorität, sicher nicht von der Zukunft Decharge zu hoffen.

## N o t i z e n.

Die sociale Frage ist bei uns in letzter Zeit in ein neues Stadium eingetreten. Der vierte Stand beginnt sich mit sich selbst zu beschäftigen, er wird nicht mehr bloß benutzt und ausgenutzt, geschoben und geleitet, er hat angefangen selbst zu denken und zu handeln, er beginnt tastend seine Kräfte zu probiren, zu organisiren. Und es ist das gewiß ein Glück; die Stufe des selbstbewußten Handelns steht überall über der des nur blinden instinktiven Treibens und Gährens. Aber dem eigenen Handeln muß das eigene Denken, Kenntniß, Erfahrung, Aufklärung parallel gehen. So viel werth nun hier die praktische Schule der Erfahrung ist, die der Arbeiterstand sich heute in den Streitigkeiten über Lohn-erhöhung, Fabrikordnungen u. s. w. erwirkt, so nothwendig und heilsam diese Schule für Arbeiter und Arbeitgeber ist, für jene um zu lernen, daß unmotivirtes Fordern nicht genügt, für diese um zu lernen, daß die Zeit der rechtlichen wie der faktischen Hdrigkeit vorbei ist, daß der vierte Stand einer ökonomischen und sittlichen Hebung entgegen gehen muß, — so ist diese praktische Schule doch nicht das Einzige und genügt nicht. Allgemeine Belehrung wie die Dinge anderwärts gehen ist nöthig; Literatur und Presse haben ihre Schulbigkeit zu thun, und in dieser Beziehung sind wir noch immer hinter England und Frankreich zurück. Um so mehr muß auf das Gute, was wir besitzen und was noch viel mehr Verbreitung und Einfluß haben sollte, hingewiesen werden.

Wir möchten daher, wie wir gelegentlich schon früher thaten, alle diejenigen, welche sich für diese Fragen interessiren, besonders aber die unmittelbar Beteiligten, die Arbeiter und Arbeitervereine einerseits, die Fabrikanten, Outsbefitzer, Gewerksleute andererseits, auf den sogenannten „Arbeiterfreund,“ die Zeitschrift, welche der Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen herausgibt, dringend aufmerksam machen. Er ist in Deutschland unseres Wissens das einzige allgemeinere, unparteiische Organ für die Interessen des Arbeiterstandes und alles damit Zusammenhängende. Schulze-Dehlißsch's „Jungung der Kunst“ beschränkt sich auf das Associationswesen, die Arbeiterzeitungen tragen meist ein bestimmtes Parteigepräge und sind schon ihrer Natur nach beschränkterer lokaler Natur.

An der Spitze des Centralvereins stehen Männer aller Parteien, aber alle vielfach verdient und erfahren in dem Kampf für die Hebung der unteren Klassen; die Namen Lette, Baumstark, Schulze-Dehlißsch, Huber, Michaelis, Max Wirth, Gneist, Wischers, Brittwitz, Salviati, Schubert, sind wohl ein genügender Beweis dafür. Die unmittelbare Redaktion hat seit 1863 Herr R. Brämer.

Der Arbeiterfreund will keine wissenschaftliche theoretische Zeitschrift sein, er will praktisch wirken, anregen, populär belehren. Sein Hauptverdienst sehen wir in der von ihm angestrebten Sammlung aller hierauf bezüglichen neuen Thatfachen und Erscheinungen, die er theils in Form von resumirenden kurzen Artikeln, theils in Form „kleinerer Mittheilungen“ bringt. Ja, wir möchten wünschen, daß er diese Seite noch mehr ausdehnte und hauptsächlich durch Aus-



züge aus allen englischen, französischen und deutschen Fachzeitschriften und Zeitungen bereicherte. Der Praktiker wie der Theoretiker fragt heute nicht mehr, soll der Lohn steigen, sollen wir das Associationswesen befördern, sollen wir Arbeiterwohnungen bauen? sondern er fragt, wie ist es zu machen, wie geht es da und dort, welche Erfahrungen sind überall über diese neuen Gebilde unseres socialen Lebens gemacht worden? Alles darauf Bezüglüche zu sammeln, zu registriren, mitzutheilen, das ist der Beruf einer Zeitschrift wie die vorliegende. Wenn sie diesen Zweck im Auge hat, dann ist sie auch gleich interessant für den theoretischen Fachmann wie für den praktischen Fabrikanten, für den Arbeiter wie für den Arbeitgeber, für die niedere wie für die höhere Klasse. Parteilose Wiedergabe und populäre Form werden dort anziehen und hier nicht abstoßen. Ein belehrendes Räsonnement in den zusammenfassenden Artikeln muß natürlich hinzukommen.

Daß „der Arbeiterfreund“ in der Hauptsache diese Zwecke verfolgt und richtig im Auge behält, zeigt uns auch wieder das kürzlich erschienene erste Heft von 1865. Es bringt einen Bericht über die Verhandlungen der Association internationale pour le progrès des sciences in Bezug auf den Schulzwang, theilt nach dem Werke von Kries über englische Armenpflege einiges Nähere über diese Verhältnisse in Irland mit und knüpft daran Betrachtungen über deutsche Zustände. Ein kleiner Essay über die Arbeit der Frauen zeigt, wie und in wie weit die Forderungen des Familienlebens mit der modernen industriellen Arbeit der Frauen sich auszugleichen haben, woran der Redakteur einige nicht uninteressante statistische Notizen über weibliche Arbeit in Preußen knüpft. Der Aufsatz über „Aberglauben und Krankenpflege“ und der Bericht über eine öffentliche Besprechung der Wahl- und Schlachtsteuer in Berlin gehören mehr in das Gebiet der populären Aufklärung als in das der Mittheilung interessanter Thatsachen; dagegen bringen die vermischten Notizen noch manches Beherzigenswerthe, auch passende literarische Anzeigen. Wir wünschen der Zeitschrift von Herzen immer weitere Verbeitung; der Samen, den sie ausstreut, wird eine gute Frucht tragen.

# Jacob Grimm.

## Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Die Arbeit an der deutschen Grammatik zieht sich durch Jacob Grimm's beste und reichste Mannesjahre, von seinem zwelunddreißigsten Lebensjahre etwa bis zu seinem fünfundsünfzigsten, und bildet für diese Zeit den festen Hintergrund seiner gesammten Thätigkeit, wie die Geschichte der Poesie oder die Erforschung der Sagen für die Zeit seiner aufstrebenden gährenden Jugend. Der erste und zweite Band sind noch ganz in seiner Casseler Bibliotheksstellung geschrieben. Der dritte machte halbgedruckt die Uebersiedelung nach Göttingen mit. Der vierte ist wenige Tage vor dem hundertjährigen Jubiläum der Universität Göttingen abgeschlossen, wenige Wochen vor dem Ereignisse das Jacob Grimm für immer von Göttingen vertrieb. Die neue Ausgabe des ersten Bandes endlich wurde wieder in Cassel ausgearbeitet, dem stillen Asyl in das sich der Vertriebene zurückzog, und kaum ein halbes Jahr früher beendet, als er von neuem seine Heimath verließ, um in Berlin endlich zur Ruhe zu gelangen.

Eine ungerechte Zurücksetzung im Dienst war die Ursache welche Jacob und Wilhelm Grimm bewog, ihre Anstellung an der Casseler Bibliothek aufzugeben. Der erste Bibliothekar war Anfang 1829 gestorben, und sie durften erwarten, daß Jacob in seine Stelle aufrücken, Wilhelm aber Jacob's Stelle erhalten würde. Sie sahen sich jedoch in ihren Hoffnungen getäuscht und die mehr als zwanzigjährige Dauer ihres Dienstes ebensowenig berücksichtigt wie ihren persönlichen Werth. Jede Aussicht auf künftige Beförderung war ihnen hierdurch benommen und die Hoffnung der steten Nahrungsforgen endlich ledig zu werden mußten sie fahren lassen. Das Verhältniß zu ihrem neuen Vorgesetzten überdies schien kein günstiges und angenehmes werden zu können. Alles dies vereinigte sich, um ihnen eine Veränderung ihrer Lage wünschenswerth zu machen, und bestimmte sie die Gelegenheit welche sich dazu bot nicht unbenutzt zu lassen. Schon im Sommer 1829 waren ihnen ehrenvolle und sehr annehmbare Anträge nach Göttingen gemacht worden. Auf diese gingen sie ein

und traten mit Neujahr 1830 ihre neuen Stellen an: Jacob als Professor und Bibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar, wozu er die außerordentliche Professur bald erhielt.

Allem was sie bis dahin gewünscht, allen Plänen die sie für ihr Leben jemals gehegt, war die Veränderung ihres Aufenthaltes und ihres Berufes entgegen. Wir wissen mit welcher reinen und uneigennütigen Liebe sie an ihrem Geburtslande hingen und aus wie edlen Motiven sie frühere Anerbietungen unbedenklich abgelehnt hatten. Ihr Haus war jetzt eben erst recht behaglich eingerichtet. Wilhelm hatte im Mai 1825 geheirathet, und es gründete sich auf alte unverbrüchliche Uebereinkunft, daß die Brüder mit einander wohnen blieben und alle ihre Habe zusammenwarfen. Ihre Bibliotheksgeschäfte waren nicht anstrengend, einige bureaukratische Quälereien konnte man zur Noth willig dulden. Eine durch die Gewohnheit langer Jahre befestigte Art des Daseins, welche an den höchsten Zwecken des Lebens gemessen ausreichende Befriedigung bot, sollte nun mit einem Male hingegeben und eine andere unbekanntes von zweifelhaftem Werth dafür eingetauscht werden. Die Brüder gehörten zu jenen Naturen welche an alle Einzelheiten ihrer Umgebung, an die blauen Berge in der Ferne wie an das Laub das ihre Fenster überschattet, mit den innersten Kräften ihres Gemüthes sich klammern. Und alles was sie liebtes hatten unter den Menschen, unter Todten wie unter Lebenden, wollte sie in Cassel halten. Ihre Mutter war in Cassel begraben. Und die Geschwister hatten niemals aufgehört sich als Eine Familie zu betrachten, zusammengehörig und verbunden als ob die Mutter noch lebte.

Dagegen nun Göttingen. Freilich Benede war da, ein alter bewährter Freund. Und bald ergaben sich unter den übrigen zu Dahlmann nähere Beziehungen. Aber bis sie recht heimisch wurden, das dauerte lange. „Die hiesige Lebensart will noch nicht recht schmecken, obwohl sie auch erst fünf Wochen lang versucht worden ist,“ schrieb Jacob im Februar 1830; „in Cassel war vom Kurfürsten abgesehn Alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger.“ Ja sogar Neue kam ihn in manchen Augenblicken an: es sei ein dummer Streich gewesen von Cassel wegzugehn, äußerte er einige Monate später. Und noch nach Jahren machte sich ein vielleicht vorübergehendes Mißbehagen in den Worten Luft: es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen und ich möchte manchmal auf und davon.

Es gab manches was diese Mißstimmung erklärt. Die Gegend war mit der Casseler nicht zu vergleichen. In der Bibliothek waren die drei Casseler Amtsstunden zu sechsen erhöht. Auch in den Amtsstunden war man in Cassel ziemlich sein eigener Herr gewesen. Hier gab es Katalog zu schreiben, Aufsicht zu führen, das Ausleihe-Geschäft zu besorgen, lau-

ter geistlose Arbeit, beschwerlich und innerlich nicht fördernd. Dazu die Professur. Jacob Grimm war fünfundvierzig Jahr alt, als er nach Göttingen kam, da lernt sich das Vortragen so leicht nicht mehr. Alle freie Zeit die ihm von der Bibliothek blieb schien durch die Vorbereitung für seine Collegien aufgebraucht werden zu müssen. Und es mag lange gedauert haben bis ihn sichtbare Erfolge für die aufgewandte Mühe entschädigten. Seine ersten Erfahrungen waren wenig erfreulich. Den Zuhörern, schien es ihm, gefiel nur was sie auch bei anderen zu hören bekamen. Und was er für besser hielt, dabei glaubte er sie gleichgültig zu sehen.

Der schwerste Schlag aber drohte Jacob Grimm in der ersten Göttinger Zeit an demjenigen zu treffen, den er wie nichts sonst in der Welt liebte.

Wilhelm fiel in eine schwere Krankheit. Man hielt sein Leben für ernstlich bedroht. Der Gedanke legte sich beängstigend auf Jacob's Seele: wenn er ihn verlieren müßte? wie sollte er es ertragen? würde nicht sein Leben von da ab in beständiger Trauer und Sehnsucht verfließen? Er saß an Wilhelm's Elfsche, auf seinem Stuhle, betrachtete seine Schriften und Bücher. Mit unbeschreiblicher Rührung sah er die beiden ersten Bände der Grammatik auf das sauberste ausgezogen. Es war ihm als wenn er das Buch bloß für den Bruder geschrieben hätte und es gar nicht fertig schreiben könnte, wenn der ihm genommen würde. — Nach Wochen banger Sorge trat Besserung ein und allmählich, doch sehr langsam erholte sich Wilhelm. Noch lange, nachdem er körperlich wiederhergestellt war, blieb sein Geist umbüffert. Aber auch das überwand die Zeit, und Arbeitslust und Arbeitskraft lehrten zurück.

Zugleich gestaltete sich in ihren Amtsverhältnissen Vieles angenehmer. Unter den Zuhörern zeigten sich manche eifrige und strebende. Die Bibliotheksgeschäfte sollten Jacob Grimm ganz erlassen und Wilhelm zum ordentlichen Professor befördert werden. Die Zahl der näher befreundeten Collegien vermehrte sich. Und Jacob Grimm's literarische Production hatte viel besseren Fortgang gehabt, als er anfänglich fürchten mußte. Die Vorlesungen erwiesen sich eher als eine Förderung, denn als eine Hemmung der vielseitigsten Thätigkeit.

Doch wie lange die Befriedigung eines wohlgeordneten Lebens dauern soll, das hängt selten von menschlichem Willen und von menschlichem Werthe ab. Es kommt vor daß die Wandelungen der öffentlichen Dinge unversehens auch die Privatexistenzen ergreifen und beschädigen.

Jenseits des Meeres sank ein Gekrönter in's Grab, und in einem deutschen Lande fuhr der brutale Wille eines Einzelnen in den beschworenen Rechtszustand seines Staates, wie der Blitz in ein wohlgegründetes

Haus. Da zeigten sich die Menschen: schwach und muthlos die Mehrzahl, fest und tapfer wenige. Man sah wie leicht Eide gebrochen werden, und wie schwer gehalten. Die Gewissenhaftigkeit galt als Staatsverbrechen, den Muth der Wahrheit brachte militärische Eskorte über die Grenze. Eine deutsche Universität war plötzlich einiger ihrer edelsten Glieder, mehrere Gelehrte ihrer festen Lebensstellung beraubt, und eine hohe Persönlichkeit gewöhnte sich durch geistreiche Vergleichen zwischen Professoren und Balletmädchen ihre Tischgespräche zu würzen. Die deutsche Nation aber schlug ein neues Blatt in dem Ehrenbuche ihrer Geschichte auf und schrieb darauf: die Göttinger Sieben.

Es war im September 1838 daß Jacob und Wilhelm Grimm nach fast zwölfmonatlicher Trennung in dem Hause ihres Bruders Ludwig zu Cassel sich wieder vereinigten. Denn Wilhelm war nur seines Amtes entsetzt, Jacob auch sofort des Landes verwiesen worden.

Sie hatten Anfangs an einer baldigen Wiederanstellung außerhalb Hannovers nicht gezwifelt. Allein die Aussichten wurden hoffnungsloser und hoffnungsloser, und erwiesen sich schließlich ganz trügerisch.

Erst der Regierungswechsel in Preußen brachte ihnen eine neue ehrenvolle Stellung. Sie wurden 1840 als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Sie hatten manche Vorurtheile gegen Berlin zu überwinden, zum Theil früh eingesogene. Aber es zeigte sich bald daß ihnen nichts mehr den Aufenthalt dort ernstlich verleibete.

Jacob Grimm hat einmal in seiner Jugend ein recht scharfes Wort gegen Akademien fallen lassen: der Begriff der Akademien sei ein nichtiger, weil es ihnen an gemüthlicher Gemeinschaft und Betriebbarkeit mangle. Jetzt wußte er ganz anders davon zu reden und ihre Vorzüge in ein helles und glänzendes Licht zu setzen. Er verglich sie mit den Klöstern, den Hauptstücken der mittelalterlichen Wissenschaft, deren Mauern Mönche aufnahmen, die dort in Geselligkeit ihrer inneren Pflicht ernster und strenger oblagen, als sie außerhalb im Gewühle der Welt gekonnt hätten. So war ja in gewissem Sinne ein Wunsch ihm in Erfüllung gegangen, den er noch vor der Berufung äußerte: hätten wir Protestanten, schrieb er, die Sitte des klösterlichen Lebens ohne anderen Mönchsdienst, so brächte ich darin gerne vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage die sich leicht umspannen lassen geborgen zu.

Von Berlin war er, abgesehen von kurzen Reisen nach Italien und Scandinavien, dauernd nicht mehr abwesend. 1848 entsendete ihn Mühlheim an der Ruhr in's Frankfurter Parlament. Er saß im Centrum der Paulskirche. Parteiversammlungen aber soll er nie besucht haben. Die Grundkräfte seines Gemüthes waren zu innig in einander verschlungen,

um die reine Absonderung dessen zuzulassen was allein in der Politik Leben hat und gestalten kann. Er benützt sprachliche Argumente zur Entscheidung politischer Streitfragen. Seine Ansichten über die ältesten Stammverwandtschaften der Germanen will er zur Richtschnur für Bestrebungen der Gegenwart machen. Etwas von der Poesie die ihn aus unserem alten Recht anwehte möchte er den Grundrechten einhauchen. Die Poesie seines eigenen Lebens, das Andenken der Mutter, die Liebe zu den Blumen, begleitet ihn auf die Tribüne. Zur öffentlichen Rede fehlt ihm eine unentbehrliche Vorbedingung, die Empfindung des Publikums. Alle seine Werke sind im Grunde Monologe, und was dem Leser schon eher zugemuthet werden darf, sich in den Sinn des Autors mit liebevoller Schmiegsamkeit zu versenken, darauf hat der öffentliche Redner vor einer großen aufhorchenden Versammlung keinen Anspruch. Jacob Grimm übersah das, er glaubt bereits genug gesagt zu haben, wenn der Zuhörer meint, seine eigentlichen Gründe sollen noch kommen.

Auch im Gothaer Parlament finden wir Jacob Grimm. Aber in den Jahren der Reaction ging mit seinen politischen Ansichten eine bedeutende Umwandlung vor. Eine briefliche Aeußerung aus dem Jahre 1858, zu welcher die Rede über das Alter eine Parallelstelle liefert, mag davon Zeugniß ablegen. „Wie oft,“ schreibt er, „muß einem das traurige Schicksal unsers Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird. Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden. Je älter ich werde, desto demokratischer geyinnt bin ich. Sätze ich nochmals in einer Nationalversammlung, ich würde viel mehr mit Uhland, Schoder stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu zwingen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt, doch wie klein ist unser Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlands im Hintergrunde steht. In den Wissenschaften ist etwas unvertilgbares, sie werden nach jedem Stillstand neu und desto kräftiger ausschlagen.“

Die letzten Lebensjahre Jacob Grimm's zu schildern, fühlen wir uns nicht berufen. Die Rede über das Alter ist in manchem Betracht eine Selbstschilderung, sie giebt ein treues Abbild der Gemüthsstimmung des Greises. Und das Nachwort Herman Grimm's zur Rede auf Wilhelm (S. 178—187 der vorliegenden „Reden und Abhandlungen“) liefert den Commentar dazu, ein warm empfundenes Porträt im strengen Profil.

Von der Uebersiedelung nach Berlin datiren wir die letzte Epoche in

Jacob Grimm's Leben und in der Entwicklung seines gelehrten Charakters. Drei solcher Perioden kann man unterscheiden. Wir nennen sie die vorgrammatische bis 1819, die grammatische bis 1840 und die nachgrammatische. In der ersten ist die vorwiegende und charakteristische Form der Production neben Stoffsammlungen die von Einem Punkte aus in's Weite sich deh nende Untersuchung. In der zweiten das eine ganze wissenschaftliche Disciplin umfassende Buch. In der dritten die akademische Abhandlung und wieder die weitausgebreitete Untersuchung, wenn auch im Rahmen größerer Werke auftretend. In der ersten sucht er sich inmitten gleichstrebender Genossen seine eigenthümliche Stellung, in der zweiten tritt er aus ihrer Reihe heraus und schafft als ein Unabhängiger und Selbstständiger Neues, in der dritten sucht er die Arbeiten Anderer oder seine eigenen zu überbieten, zusammenzufassen, zu vervollkommen. Die erste Epoche ist die vorbereitende, die zweite die gründende, die dritte die ausbauende. Die späteste wie die früheste Zeit sieht ihn mit dem Bruder zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden: in der mittleren hat er für den ganzen Umfang seiner Thätigkeit keinen Ebenbürtigen. Das Wörterbuch ist das große Erzeugniß der letzten und die Geschichte der deutschen Sprache daneben. Die Märchen und die Sagen sind die bleibenden Erträgnisse der frühesten, während jene ersten Untersuchungen wie vertretene Schuhe bei Seite geworfen wurden. In der mittleren zeigt er sich am glänzendsten, mit der concentrirtesten Kraft begabt und doch am vielseitigsten. Und wieder in ihr ist die Göttinger Zeit mit den unmittelbar vorangehenden Jahren der eigentliche Brennpunkt, in welchem alle zerstreuten Strahlen zum hellsten Lichte zusammengebunden erscheinen. Die Rechtsalterthümer (1828), der Reinhart Fuchs (1834), die Mythologie (1835) fallen hierher. Durch die ganze Epoche aber zieht sich, in Cassel beginnend, in Cassel endigend, die Grammatik.

Wir haben uns bei der Grammatik mit der eingehenden Aufmerksamkeit verweilt welche Jacob Grimm's größte Leistung uns zu verlangen schien. Wir müssen in um so rascherem Schritte an den andern Hauptwerken vorüber eilen und können der Anzahl seiner übrigen größeren oder kleineren Arbeiten auch nicht einen flüchtigen Blick gönnen.

Sie alle verfolgen mit der einzigen Ausnahme des Wörterbuches ein gemeinsames Ziel.

An dem Anfange jeder Nationalgeschichte steht das was man den Naturzustand dieser Nation nennen kann. Das geistige Leben gelangt nicht in einzelnen großen Persönlichkeiten zu seinem reinsten, edelsten, vollkommensten Ausdrucke. Die hervorragendsten Erzeugnisse des Geistes beruhen auf einem Zusammenwirken so vieler Individuen, daß weder der

Antheil der einzelnen festgestellt noch überhaupt Anspruch darauf irgend einem Einzelnen zugestanden werden kann. Die Summe der individuellen Seelen erscheint wie Eine in sich geschlossene Volksseele und jene geistigen Producte wie eine unbewusste Absonderung derselben. Sie werden nicht empfunden als ein selbstgeschaffenes Werk, sondern als heilige unvordentliche Ueberlieferung. Die Sprache, die Religion, die Sage, die Poesie, das Recht, die Sitte tragen gleichmäßig den angegebenen Charakter.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, wie bedeutungsvoll die Unterscheidung zwischen diesen ältesten Zuständen und dem, was man in allgemeiner Entgegensetzung Kultur nennen mag, in Jacob Grimm's wissenschaftlichen Anschauungen sich bewährte. Wir haben gezeigt wie er in der Grammatik den sprachlichen Naturzuständen eine weit ausführlichere und liebevollere Behandlung widmete als den späteren Zeiten, denen nach dem Plane des Werkes gleiche Berücksichtigung gebührte. Seine deutschen Rechtsalterthümer und deutsche Mythologie und Abhandlungen zur Sittenkunde sind hingegen von vorneherein hauptsächlich oder ausschließlich auf die Erforschung des Naturzustandes angelegt. Sein Reinhard Fuchs will Producte der Kultur ihrem Ursprunge nach gleichfalls in jene Epoche des unbewußten Schaffens zurückverweisen. Seine „Geschichte der deutschen Sprache“ sucht von Seiten der Ethnographie und vergleichenden Sprachwissenschaft das Bild der deutschen Urzeit oder Vorzeit zu vervollständigen. Das „deutsche Wörterbuch“ im Gegensatz zu allem was vorgegangen soll lediglich die Zeiten unserer ausgebildetesten Kultur in dem Spiegel der Sprache betrachten.

Die Naturbeschaffenheit des Rechtes unterzog Savigny 1814 einer Betrachtung.

Wie Jacob Grimm die Poesie definiert hatte als das Leben selbst gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, so lehrte Savigny: das Recht hat kein Dasein für sich, sein Wesen vielmehr ist das Leben der Menschen selbst, von einer besonderen Seite angesehen. Recht und Verfassung sind wie Sitte und Sprache nur einzelne Kräfte und Thätigkeiten eines Volkes, in der Natur untrennbar verbunden und nur unserer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinend. Was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Ueberzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches alle Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt. Und insofern gehören die Regeln des Privatrechts selbst zu den Gegenständen des Volksglaubens. Sie sind aus einem klaren Bewußtsein der Zustände und Verhältnisse des Lebens hervorgegangen. Und ihr körperliches Dasein, die Form in der sie festgehalten werden, bedarf der sinnlichen Anschaulichkeit, bedarf des Ernstes



und der Würde welche ihrer inneren Bedeutung entspricht. Das sind die symbolischen Handlungen deren ausgebreiteten Gebrauch wir bei den germanischen Stämmen ebensowohl wie bei den altitalischen überall finden wo Rechtsverhältnisse entstehen oder untergehen sollen. Sie sind die eigentliche Grammatik des Rechtes in seiner ältesten Periode, wo es noch nicht durch die Jurisprudenz, sondern allein durch Sitte und Volksglauben erzeugt wird.

Wir wissen nicht, ob diese Ansichten Savigny's schon zu der Zeit feststanden, als Jacob Grimm in Marburg sein Zuhörer war; auch nicht, ob Jacob Grimm durch den Gang seiner sonstigen Arbeiten dem altdeutschen Recht bisher fern geblieben; und wenn nicht, ob der Gesichtspunkt unter dem er es betrachtete von dem Savigny'schen wesentlich verschieden war: das aber ist unzweifelhaft, daß der Aufsatz den er 1816 über die Poesie im Recht schrieb ganz und gar wie ein Versuch erscheint, Savigny's allgemeine Sätze an dem altdeutschen Rechte zu exemplifiziren.

Erinnern wir uns, welche Bedeutung für Jacob Grimm in seiner ersten Periode dem Begriffe der Poesie beizubringen, so werden wir es begreiflich finden, daß er den Kern von Savigny's Lehre über die Jugendzeit des Rechtes in den Ausdruck fassen konnte: das Recht ist poetisch.

Poesie und Recht, sagt er, sind aus Einem Bette mit einander aufgestanden. Wie das alte Epos besteht das alte Recht aus einer unausscheidlichen Mischung himmlischer und irdischer Stoffe. Die Richter verwalteten Volksgut wie die Sänger deren keinem das Lieb gehörte. Beide hängen mit den Sitten und Festen des Volkes enge zusammen. Beide berühren sich in der Sprache, welche vielen ihrer hauptsächlichsten Begriffe dieselben Worte zutheilt. Die Satzungen des Rechtes bewegten sich ursprünglich in den Formen und dem Stile der Poesie. Und was poetischen Gehalt anlangt, ist es nicht klare und lautere Poesie, wenn zum Beispiel die Bedingungen aufgezählt werden sollen, unter denen das Erbe eines vaterlosen Kindes angegriffen werden darf, und die Gesetze der Friesen eine ihrer Bestimmungen darüber beginnen wie folgt: „Wenn das Kind ist stecknackt oder hauslos und dann die düstere Nacht und der eiskalte Winter über die Jäune scheint: so eilen alle Menschen in ihren Hof und in ihr Haus, und das wilde Thier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüfte, drin sein Leben zu fristen: da weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und jammert, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater der ihm helfen sollte, gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief und in Dunkel ruht, unter Eichenholz und Erde mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt.“ Und so weiter.

Jacob Grimm führt seinen Nachweis ferner an dem Inhalt und den

Symbolen der rechtlichen Bestimmungen selbst und an dem sittlichen Charakter des altdeutschen Rechtes, den er in Schutz nimmt und hoch erhebt. Der Reichthum an Thatsachen welche unter den Gesichtspunkt seines Aufsatzes fallen ist so groß, ja unermeslich, daß er sich überall auf Vorlegung erwählter Beispiele beschränken und auf weitere künftige Ausführung verträsten muß.

Die Ausführung gaben die deutschen Rechtsalterthümer die 1828 erschienen.

Die *Antiquitates iuris Germanici* bildeten ein Object der juristischen Forschung schon im achtzehnten Jahrhunderte. Heineccius, Gruper, Dreyer, Haltaus, Bodmann, Kindlinger nennt Jacob Grimm selbst als seine Vorgänger. Aber wie himmelweit verschieden war der Bienenfleiß ihrer mühseligen Gelehrsamkeit von dem combinatorischen Gestaltungsvermögen Jacob Grimm's. Wie himmelweit verschieden der Sinn in welchem sie ihre weitsechtigen Sammlungen unternahmen von dem Sinne in welchem Jacob Grimm seine Rechtsalterthümer schrieb. Aber ist es nöthig daran zu erinnern, daß Peinlichkeit, Geschmacklosigkeit, Verworrenheit, Aufklärungsbüffel aus der Behandlung einer Wissenschaft verschwanden, sobald Jacob Grimm sich ihrer annahm? Der ganze Umfang des Gebietes war nur aus unzulänglichem Quellenvorrath bearbeitet worden. Werthvolles war nur geleistet, wo man sich auf Herbeischaffung von Material beschränkte oder verständiger Fleiß sich bescheidene Grenzen zog. Vor allem jedoch: Alterthümer und Geschichte flossen zusammen, und weil die Aufgaben beider nicht strenge geschieden waren, so wurde keine von beiden erfüllt.

Mit Unrecht hat man den Rechtsalterthümern vorgeworfen, daß trotz der Versicherung Jacob Grimm's, er gehe überall geschichtlich zu Werke, dennoch eine wirkliche historische Behandlung nicht durchgeführt sei: auf die allmähliche Umbildung der Institutionen werde nicht gehörig geachtet, auf die Ereignisse der politischen Geschichte nicht eingegangen, welche doch einen so wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des öffentlichen Rechtes nahmen. Was wollen solche Einwendungen besagen? Soll Jacob Grimm getabelt werden daß er deutsche Rechtsalterthümer und nicht eine deutsche Rechtsgeschichte geschrieben hat? Oder will man die Berechtigung dieser Scheidung überhaupt bestreiten? Dann müßte wenigstens der Gegenstand der Rechtsalterthümer in die Rechtsgeschichte mit aufgenommen sein. Der Wissenschaft des deutschen Rechtes, wie sie für unsere Zeit Eichhorn begründete, fehlte gänzlich das Bewußtsein des Mangels, welchem Jacob Grimm durch sein Buch abhalf.

Er hat sich seine Aufgabe strenge begrenzt. Er will ausschließlich

das Alte betrachten und das Alte aus sich selbst, höchstens hilfsweise aus dem Jüngeren erklären. Ja er geht in der Beschränkung noch weiter. Er will nur Materialien vorlegen für das sinnliche Element des altdeutschen Rechts. Nur Materialien. Was konnte auch füglich anderes zuerst geschehen, als daß Massen von Thatfachen geordnet und an einander gereiht wurden, wie sie sich gegenseitig am leichtesten erhellen. Denn wie sollte die Entstehung des Körpers erforscht, wie seine Gründe in der menschlichen Natur aufgesucht werden, wenn die Seele des Rechts, die den Körper sich anbildet, nicht gleichmäßig in der Behandlung berücksichtigt wird? Und daß sich Jacob Grimm auf das sinnliche, körperliche Element beschränkte, das lag in der Consequenz des besonderen Charakters seines Rechtsstudiums. Nichts anderes war gemeint mit dem sinnlichen Elemente als was Savigny so bezeichnete, was er selbst früher das Poetische nannte: das Anschauliche und Sichtbare, die Sitten und Gebräuche, die symbolischen Handlungen, die alte reichquellende Sprache des Rechts, kurz das ganze lebendige Spiel in die Sinne fallender Formen, das in der alten Zeit aus dem Ueberschusse der betrachtenden und gestaltenden Geistesthätigkeit des Menschen über die den nächsten Lebensbedürfnissen gewidmeten Verstandesoperationen entspringt.

Dies Alles, sofern es den sämtlichen Rechtsgebieten gemeinsam, stellt die Einleitung zusammen in Einem Bilde. Dann zertheilt sich die Betrachtung, und wir durchwandeln Ständerecht, Familien- und Erbrecht, Sachen- und Obligationenrecht, Strafrecht und Proceß. Wir sehen in das Haus und auf den Markt. „Wir sehen über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde,“ sagte Uhland von dem Buche.

Es folgt aus dem Plane des Werkes von selbst, daß die Verfassung so gut wie außerhalb des Kreises seiner Forschung fiel. Gelegentliche Andeutungen sind mehr um der Füllung der Darstellung, als um ihrer selbst willen eingestreut. Wo von der höchsten Würde im Staate die Rede ist, erfahren wir nichts vom Kaisertum. Wo er vom Adel spricht, läßt er die Entwicklung des Reichsfürsten- und Ritterstandes bei Seite. Wo er den Stand der Freien behandelt, lehnt er die Betrachtung der städtischen Verfassung und des Bürgerthums von sich ab. Doch sind dies spätere Bildungen, für die man in den ältesten Zuständen nicht einmal Keime vorfindet. Aber auch die älteste Verfassung bildet keineswegs einen Vorwurf eigener Untersuchung: die Rechte des Königs, die Rechte der Volksversammlung, die Eintheilung und Gliederung des Volkes werden nur beiläufig berührt, nicht erörtert, weil daran nichts von Poesie hängt.

Das reichste Material für Jacob Grimm's Hauptabsichten boten nicht die offiziellen juristischen Quellen, aus denen man vorzugsweise bis dahin

Aufklärung über das älteste deutsche Recht gesucht hatte. Die symbolischen Handlungen werden darin meist vorausgesetzt und selten in erwünschter Anschaulichkeit beschrieben, da sie im Bewußtsein des ganzen Volkes lebten. Die poetischen Formeln der Rechtsprache gingen verloren in den theils lateinischen, theils von gelehrten und gebildeten Männern angefertigten Aufzeichnungen. Jacob Grimm wendete sich daher an die ungelehrten autonomen Rechtsaufzeichnungen der Bauern, die uns in den sogenannten Weisthümern erhalten sind, an die im Volke umlaufenden und in der Literatur zerstreuten Rechtsprüchwörter und an die Werke der Poesie, in denen beiläufig juristische Handlungen geschildert werden. Was von den letzteren ihm zugänglich war, wird beinahe vollständig ausgenutzt sein, während aus den reichen Aufschlüssen der Fasnachtspiele zum Beispiel ihm noch wenig Vortheil erwuchs.

Die Weistümer dagegen führte recht eigentlich er ein in die juristische Quellenliteratur, obgleich er an Kindlinger eine Art Vorgänger darin hatte. Die Weistümer dürfen die Hauptquelle genannt werden, aus welcher die Rechtsalterthümer sich Belehrung holten. Leider lag Jacob Grimm ein so geringer Theil derselben erst vor, als er das Buch abfaßte, daß er an M. Michelet in Paris (der in seinen *Origines du droit français* die Rechtsalterthümer zum Theil übersezte) mehrere Jahre später schreiben konnte, der reiche und wichtige Inhalt dieser Rechtsdenkmäler sei ihm damals so gut wie gar nicht bekannt gewesen. Und als ihm fast unmittelbar nach Vollendung des Buches eine Fülle neuen Stoffes zufloß, war ihm das für den Augenblick zwar sehr ärgerlich, doch tröstete er sich bald: hätte er das Buch nicht so wie es sei gleich fertig geschrieben, so würde er es nie geschrieben haben. Um den Mangel späterhin leichter ersetzen zu können, unternahm er eine eigene Sammlung der Weistümer, von welcher drei Bände rasch hinter einander, ein vierter kurz vor seinem Tode heranskam, ein fünfter demnächst aus seinem Nachlasse erscheinen wird. Diese Sammlung abzuschließen, die Sammlung der überaus zahlreichen österreichischen Weistümer welche jetzt im Werke ist zu erleben und die Fülle der Ergebnisse die er daraus gezogen haben würde noch dem wissenschaftlichen Publikum vorzulegen war ihm nicht beschieden.

Die Weistümer spielten in den Rechtsalterthümern eine ähnliche Rolle wie schon in seinen frühesten Untersuchungen über Mythologie und Geschichte der Poesie die Volkslieder, Kinderlieder, Märchen und Sagen — eine weit größere als in der Grammatik die Formen und Wörter der heutigen Volksdialekte. Den Zuständen des heutigen Landvolkes Aufschlüsse über die ältesten germanischen Zustände abzugewinnen, dazu hatte, im Einzelnen und im Ganzen allerdings vielfach irrend, Mühsen den Weg gewiesen.

Und Jacob Grimm erklärte es selbst einmal für den charakteristischen Grundsatz seiner Methode, die Volkstradition zur Erläuterung der schriftlichen Denkmäler zu gebrauchen. Die ältesten Weisthümer sind aber nicht älter als das dreizehnte Jahrhundert und die größte Zahl derselben stammt erst aus dem vierzehnten und fünfzehnten. Dennoch läßt Jacob Grimm sie für die ältesten Zustände beweisen und hält ihre Nachrichten mit denen des Tacitus zusammen. In den meisten Fällen gewiß mit Recht, manchmal vielleicht allzuschnell combinierend.

Aber sollte ihn sein allseitiger Combinationsdrang auch irre geführt haben hin und wieder, so beruhten doch darauf zugleich die Anfänge einer vergleichenden Rechtswissenschaft, welche überall in dem Buche hervortreten und zu den Grundabsichten desselben gehören. Einer vergleichenden Rechtswissenschaft nicht in dem Sinne einer von philosophischen Kategorien ausgehenden Systematik, die sich aus den Rechten aller Zeiten und Völker mit empirischem Material zu bereichern und dadurch mit dem Scheine eines empirischen und vorurtheilslosen Verfahrens zu bekleiden sucht: sondern einer vergleichenden Rechtswissenschaft in dem historischen Sinne, in dem wir von vergleichender Grammatik sprechen. Der engere Kreis der germanischen Rechte wurde mit ausdrücklicher, schon 1816 erklärter Bestimmung Savigny's in die Betrachtung mit einbezogen, vielleicht auch hier zuweilen ohne hinlänglich energische Erfassung der genauen Gestalt des Allgemeinen, wie in der Grammatik. Der weitere Kreis der urverwandten Völker und ihrer Rechte wurde gleichfalls durchzogen und verhältnißmäßig reiche Beute heimgebracht, so daß sich altrömischer, griechischer, indischer, keltischer Rechtsbrauch unmittelbar neben germanischen stellte.

Fest angedestelt in dem romantischen Dämmer der alten farbenreichen Institutionen, wie wir Jacob Grimm kennen, darf es uns Wunder nehmen, daß darüber die Gegenwart manchmal zu kurz kam? Die Nothwendigkeit des Lebens, welche Knappheit und straffen Gang der Geschäfte auferlegt, empfand er wenig und trauerte beinahe um die langsame Ausführlichkeit der alten symbolischen Handlungen. Darin gewann es das Aesthetische etwas zu leicht über ihn. Er beklagte die unterbrochene Entwicklung des Heimischen rein aus sich selbst. Hätte das Christenthum, hätte das römische Recht nicht störend eingegriffen, so würden wir, meint er, den wahren Werth der sinnlichen und sittlichen Grundlage des deutschen Rechts erst beurtheilen können. Ein edler demokratischer Zug der Theilnahme für die unteren Volksklassen sogar, welcher durch das ganze Werk sich hinzieht, konnte beitragen, solche Neigungen in ihm zu bestärken. Angesichts des Zustandes heutiger Fabrikarbeiter erhält die alte Hö-

rigkeit und Knechtschaft von ihm ein gewisses Lob. Angesichts unserer Gefängnisse erscheinen ihm die alten verstümmelnden Leibesstrafen beinahe milde. Jener Mangel an entschieden modernem Rechtsbewußtsein, den die historische Schule von Mösler geerbt hat, tritt wieder hervor. Doch hierüber mag man denken wie man wolle, darin wenigstens kann man ihm nicht Unrecht geben, daß die geistige Verbumpfung und Beschränktheit unserer Bauern wesentlich dem römischen Rechte zur Last fällt, das sie von allen öffentlichen Geschäften ausschloß. Und die Vorwürfe welche er der Praxis macht, sie habe den vaterländischen Stoff zu verachten angefangen, die fremden Formen aber nicht vollständig begreifen können und sei dadurch in Erschlaffung und nüchternes Gesetzgeben gerathen, — diese Vorwürfe sind gewiß wohl begründet. In den Irrthum derer aber ist Jacob Grimm trotzdem nie gefallen, welche nationaldeutsches und römisches Recht als Volkrecht und Juristenrecht einander entgegensetzen und dieses um jenes Willen aus dem deutschen Rechtsleben wo möglich hinaus verweisen möchten. Es erschien ihm das als ein ungeheurer und fast so unerträglicher Purismus, wie wenn ein Engländer den Gedanken durchführen wollte, daß es noch möglich sei, die romanischen Wörter aus dem Englischen zu drängen und klos die Wörter deutschen Ursprungs zu behalten.

Die leitenden Gesichtspunkte wirkten in den Rechtsalterthümern auf die Art der Darstellung ein. Wir begegnen keinen scharfen juristischen Begriffen, aber der lebendigsten Anschauung von den Sachen. Der Ausdruck weicht von dem Hergebrachten durchaus ab. An die Stelle kahler Kategorien sind einleuchtende sinnliche Bezeichnungen getreten. Während die Rechtswissenschaft sonst auf den prüfenden Verstand wirkt, strenge Unterscheidungen liebt, durch Reihen von Erwägungen hindurch zu genau begrenzten Resultaten gelangt und die Befriedigung einer wahren Gymnastik des Geistes zu gewähren versteht: nimmt sie unter Jacob Grimm's Händen ganz die Phantasie gefangen und veranschaulicht ihr wie durch Bruchstücke eines Gedichtes das innere Seelenleben des Geistes, aus welchem es geflossen, des Geistes des deutschen Volkes.

Die Wirkung der Rechtsalterthümer im Publikum war lange nicht so groß, als dieses sorgfältig und behutsam ausgeführte Werk verdient hätte. Eichhorn recensirte es in den Göttinger Gelehrten Anzeigen. Aber im Grunde hob er nichts daran hervor, als den Vortheil, welchen dem Verfasser die Beherrschung der alten Sprache gewährte, einen Vortheil den er mit Recht höher anschlug als die genaueste Einsicht in heutige Rechtsverhältnisse wie sie die Praxis an die Hand giebt. „Merkwürdig ist mir, schrieb bald darnach Jacob Grimm an Lachmann, daß Männer wie Eichhorn nicht mehr darüber und dawider zu sagen wissen: ein Beweis wie

dies Fach noch bestellt ist und woher sich auch das Lob erklärt, das mir die Germanisten halb wider Willen ertheilen. Tadeln will ich mein Buch schon selbst am schärfsten, dadurch daß ich bei einer Umarbeitung wenig bestehen lassen werde.“ Zu der Umarbeitung kam es nicht und so wie das Buch damals abgefaßt wurde, muß es seine Bestimmung noch heute zu erfüllen suchen.

Es hat im Allgemeinen geringe Nachfolge gefunden. Die Erforschung des sinnlichen Elementes im Recht hat fast keine namhaften Fortschritte gemacht. Die Weisthümer beginnt man als Rechtsquellen erst seit wenigen Jahren gehörig auszunutzen. In Bezug auf die Vergleichung sämtlicher germanischer Rechte war bis vor kurzem der einzige Wilba zu nennen, obgleich allerdings die nordischen und angelsächsischen Rechte eigene Gesamtdarstellungen erhielten. Die Vergleichung außerhalb der engeren germanischen Verwandtschaft feiert unseres Wissens gänzlich. Und auch die Berücksichtigung der alten Sprache bei Erforschung der alten Rechtsverhältnisse ist lange nicht so durchgedrungen wie sie sollte. Zwar sind gewisse Nester haarsträubender und willkürlicher Ethymologien bis auf wenige glücklich ausgenommen. Aber die, man sollte meinen, selbstverständliche Einsicht hat sich noch nicht Bahn brechen können, daß in das alte Recht keine Begriffe hineingetragen werden dürfen, wofür der alten Sprache die Worte fehlen.

Jacob Grimm hoffte durch die Rechtsalterthümer nicht allein die Aufmerksamkeit der Juristen, sondern auch anderer Alterthumsforscher zu gewinnen, die ihre Bemühungen der Sprache, der Poesie und der Geschichte unserer Vorfahren zugewendet haben. Das ist ihm wohl gelungen. Doch war der Impuls auch für diese nicht mächtig genug, um sie zur Racheiferung zu reizen. Die Philologen und Alterthumsforscher waren nach der üblichen strengen Arbeitstheilung unserer Wissenschaft gar zaghaft, auf das rechtliche Gebiet sich zu wagen. Und leider schienen einige Versuche die dennoch gemacht wurden jene schädliche und irrige Trennung zu bestätigen.

Für Jacob Grimm selbst waren die Rechtsalterthümer, abgesehen von dem was er gelegentlich in der Grammatik nach der gleichen Richtung hin leistete, der erste Schritt zur Erfüllung der Forderung die er einst an die deutsche Geschichtschreibung stellte: sie müsse das deutsche Leben uns wieder lebendig machen und es nach allen Seiten hin gründlich erforschen. Und überall wies der nun durchmessene Kreis von Gegenständen auf einen noch weiteren. Die großen jährlichen Feste beim Wechsel der Jahreszeiten würdigte er als Gerichts- und Volksversammlungen, der Blick schweifte

unwillkürlich auf ihre religiöse Bedeutung hinüber. Viele rechtliche Symbole waren zugleich Symbole des Cultus. Viele rechtliche Satzungen beruhten auf religiösem Grunde. Und ferner: der Unterschied der Stände prägte in ihrer Tracht sich aus, die Lehre vom Eigenthum und dessen Erwerbung leitete auf die agrarischen Verhältnisse. So war es begreiflich daß bei Ausarbeitung der Rechtsalterthümer der Wunsch sich einstellte, dem er in der Vorrede Worte lieh, diese Anfänge zu verfolgen und in besonderen Werken oder Abhandlungen zu verarbeiten was er zur Geschichte des heidnischen Glaubens, der Feste, Trachten, Bauart und Ackerbestellung der Deutschen gesammelt hatte.

Von allen diesen Vorzügen kam nur der erste zur Ausführung. Jacob Grimm's „deutsche Mythologie“ behandelte den heidnischen Glauben unserer heidnischen Vorfahren. Sie erschien 1835 und in zweiter stark vermehrter Ausgabe 1844

Zusammenhängende Nachrichten über die Religion der alten Deutschen sind nicht auf uns gekommen. Aus den spärlichen Notizen der römischen und griechischen Schriftsteller und der mittelalterlichen Quellschriften lassen sich nur mangelhafte Vorstellungen schöpfen. Aber heidnische Ueberbleibsel im heutigen Volksglauben treten hinzu. Und die hinlänglich bekannte Religion unserer skandinavischen Stammverwandten zeigt uns oftmals die wohlerhaltenen Statuen, wo uns in Deutschland nur verstreute Göttermaßen geblieben sind. Schon Johann Georg Eckhart hat durch verständiges Rechnen mit den gegebenen Factoren Einiges glücklich gefunden. Nach ihm aber wollte höchstens fruchtlose und unkritische Gelehrsamkeit auf diesem Boden sich anbauen. Die rohanfassende, blind zerstörende Kritik suchte auch das wenige Feststehende niederzureißen. Die Echtheit der Quellen, aus denen unsere Kenntniß der skandinavischen Religion stammt, wurde ein viel behandeltes und vielbestrittenes Thema. Manche Einsichten gewann man unterdessen wie zufällig. Rüks, der hervorragendste Vertreter der hyperkritischen Richtung in unserem Jahrhundert, bemerkte doch, daß das Heidenthum als Aberglaube im deutschen Christenthum fortbauere und daß die Befehrer die christlichen Lehren an die heidnischen Vorstellungen anschniegten. Was vor Rüks Görres und Ranke für die deutsche Mythologie thaten, ist nicht verschieden von dem was ihre mythologischen Bestrebungen überhaupt bedeuteten. Und wie Jacob Grimm von den unleugbaren Reizen ihrer Betrachtungsweise sich beirren ließ, welche sich mit Ergebnissen schmeichelte wo sie kaum noch die Anfänge einer Untersuchung aufweisen konnte, haben wir bereits gesehen. Als dann mit Kreuzer's großem Werke das in den Orient einmündende Mythologisirren seinen Zenith erreichte, und Voß den Kampf gegen dasselbe eröffnete,



wurde Mythologie und ihre Methode ein Gegenstand erneuerten Nachdenkens und ernster Prüfung für Jacob Grimm. Ueber Voss und Creuzer wird in dem Briefwechsel mit Bachmann stark hin und her verhandelt. Bachmann stellt sich ganz auf Vossens Seite, Jacob Grimm will seinen Ansichten nur theilweise Berechtigung zugestehen. Das Wahrnehmen derselben unerborgten märchenhaften Züge in dem Volksglauben aller Gegenden ist ihm ein Hauptgrund wider die Vossische Manier. Er verachtet ihm zu sehr alles Nichtgriechische, das an sich ebenso schön und gut sei. Wie Jacob Grimm es bei eigenen mythologischen Arbeiten zu halten gedachte, zeigt, so unbestimmt sie klingt, eine Aeußerung aus dem Sommer 1820. Mit der Zeit müssen die Mythen auch ordentlich wie die Sprachformen gestellt und untersucht werden, sagt er. Dann werde größere Freude dabei sein. Und an den Volksfagen und Märchen sei doch mancherlei Lehrreiches haften geblieben. Er wollte, so viel sieht man, einen dem besonnenen grammatischen analogen Weg einschlagen, und den Volksüberlieferungen war dabei eine Rolle zugebracht. Darin liegt eine Umkehr und das Aufgeben der früheren Tendenzen. Das bestätigt er bald noch deutlicher, indem er schreibt: In den historischen Wissenschaften wechseln zwei Richtungen ab, die sich gegenseitig steuern, die Neigung: streng zu beobachten mit der andern: frei zusammen zu verbinden. Jede gewährt ihren Vortheil und jede leidet an den Unvollkommenheiten aller menschlichen Arbeiten. In der Mythologie mag es die rechte Stunde sein, wieder auf Beschränkung zu bringen.

Inzwischen wuchs fort und fort Kanne'sches und Creuzer'sches Unkraut im altdeutschen Weizen. Eine Schrift von der Hagen's aus dem Jahre 1819, welche unter anderen lieblichen Dingen auch mit der heiligen Allianz und ihrem zu erwartenden Segen sich zu schaffen machte, deutete die Nibelungensage reinmythisch aus, und erkannte darin mit Kanne'schem Tief- oder Schieffinn, der hier nur aus dem Pantheistischen in's Christliche übersezt erschien, — die Schöpfung und den Sündenfall. Dunkle Erinnerung der „Offenbarung“ wurde überall gesucht, und natürlich gefunden. Der gehörnte Siegfried soll aus einem Siegfried mit Hörnern, dieser aus einem Siegfried in Stiergestalt entstanden sein. Und dessen Mord soll mit anderen Stiermorden verschiedener Religionen den ersten Brudermord bedeuten, der auf den Sündenfall folgte. Der Berg Atlas und König Attila, der Himalaja und unser Himmel müssen sich identifiziren, unschuldige altdeutsche Interjectionen mit zweifelhaften ägyptischen Mythen und Symbolen des Brahmanismus combiniren lassen. Kurz die Mythendeutung erscheint auf einer solchen Höhe, daß zu den lustigen Regionen derjenigen, welche gleichzeitig in den Nibelungen einen chemischen

oder astronomischen oder moralischen Inhalt zu finden glaubten, nur noch Ein Schritt war.

Mit mehr Gelehrsamkeit und mehr Methode wandelte Franz Joseph Mone in Kreuzer's Spuren. Die Sagen von Ortnit, Tristan, den Nibelungen wurden unter seiner Berührung zu dünnen Nebelstreifen verflüchtigt, welche an dem mythologischen Himmel sich hinzogen. In Phrygien, Persien, Aegypten zündete er die Fackeln an, womit er das germanische Heidenthum erhellen wollte. Und seine etymologische Kunst stand leider noch nicht höher als um die Nibelungen von Nebelungen abzustammen zu lassen.

Doch erwarb sich Mone Anfangs der zwanziger Jahre das Verdienst einer ersten zusammenfassenden Bearbeitung sowohl der skandinavischen als der altdeutschen Religion in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (1822 und 1823), welche aber was ihren Inhalt anlangt keinen sonderlichen Fortschritt gegen seine früheren Schriften bekundete. Er zeigt eine merkwürdige Geschicklichkeit, sich selbst alle Thüren zu verriegeln, durch welche man zu großen Resultaten gelangen konnte. Die methodischen Grundsätze, die er sich bildet, durch einen Schein von verständiger Consequenz oft bestechend, eskamotiren ihm zuweilen die einfache Wahrheit, die er schon in der Hand hält.

Er spricht die Absicht aus, den altdeutschen Glauben geschichtlich zu verfolgen. Er sucht die Zeiträume, welche durch die Einschnitte der Völkerwanderung wie der Bekehrung gebildet werden, zu scheiden. Er will die Religionen der verschiedenen deutschen Stämme einer besonderen Behandlung unterziehen. Die Vergleichung soll erst eintreten, wenn die Glieder der Vergleichung für sich feststehen. Das war gewiß sehr loblich und verständig, aber bei weitem verfrüht. Und seine Resultate zeigen, daß er sich den Blick für die Einheit und das Gemeinsame dadurch verdunkelte.

Mone behandelt die deutsche Mythologie wie er etwa die griechische hätte behandeln können. Da durfte er das Material als bekannt voraussetzen und brauchte nur beizubringen was ihm zur Beurtheilung und Erklärung zu Gebote stand. Durch ein solches Verfahren würden Götter und Heroen an dem Glanze ihrer Erscheinung nichts eingebüßt haben. Den deutschen Göttern dagegen mußte der Glanz und die Fülle, die individuelle Bestimmtheit der Erscheinung in dem Bewußtsein des Publikums erst verliehen werden. Für Mone aber hatte die einzelne Thatsache geringen Werth. Worauf es ihm allein ankam, das waren gewisse allgemeine Anschauungen des Göttlichen, welche er den Thatsachen nicht abnahm, sondern unterschob. Er sucht allerwärts System. Die Glaubens-

lehren über Schöpfung, Leben und Ende der Welt, deren skandinavische Gestalt er im wesentlichen auch für die deutsche hält, sind ihm deshalb besonders wichtig. Ein Princip des Dualismus und daneben ein durchgehendes Princip göttlicher Dreieit will er gefunden haben. Und in der Annahme von Mysterien erreicht seine entstellende und willkürlich deutende Auffassung ihren Gipfel. Trotzdem muß man anerkennen, daß durch Mone die Sammlung, Sichtung und Aufklärung des Stoffes um einige Schritte vorwärts gebracht wurde, und daß Jacob Grimm für die Mythologie an ihm einen ungleich bedeutenderen Vorgänger hatte, als etwa an Rablos für die Grammatik.

Die Hauptsache, das ist klar, mußte dennoch Jacob Grimm selbst thun. Von unten auf fängt er an, ganze Lasten neuen Quellenmaterials werden herbeigeführt. Märchen und Sagen liegen ihm bereit. Dazu fügt er eine ausgebreitete Sammlung von Aberglauben, einheimischem und fremdem, altem und neuem, von letzterem bei 1200 Nummern. Die wichtigsten Stammtafeln der Angelsachsen, in welchen Götter als Ahnherren irischer Könige auftreten, stellte er in ihren verschiedenen Fassungen auf ähnliche Weise neben einander. Es war wie ein Urkundenbuch das er sich gestaltete.

Wahrscheinlich hatte die Mythologie seit seinen ersten Arbeiten der Mythenvergleichung nicht aufgehört ein Augenmerk der Lectüre für ihn zu bilden. Unter den früheren Leistungen lag wenigstens in „Irmenstraße und Irmen säule“ ein guter Grund. Die Einleitung zu den irischen Elfenmärchen (1826) war eine weitere Vorarbeit zu seiner deutschen Mythologie. Der Entschluß, die letztere zu schreiben, stammt aus dem Jahre 1832. Er habe etwas über deutsche Mythologie vor, kündigt er Lachmann den 18. Juli 1832 an, „diesmal aber im Gegensatz zur nordischen und diese ausschließend.“ Diesmal, das heißt abweichend von der Grammatik und den Rechtsalterthümern, wo das Nordische gleichberechtigt mit herangezogen war. Den 6. März 1833 „trägt er sich mit der Mythologie stark herum.“ Den 17. Januar 1834 muß er die angefangene Syntax liegen lassen, „um die noch ganz ungeschriebene Mythologie zu schreiben, deren Druck anfangen soll.“ Und schon Ende Juli desselben Jahres übersendet er Lachmann die ersten Aushängebogen, im October 1835 den Schluß mit den Worten: Ich bin zufrieden, wenn das Buch einiges Gute und Neue enthält, was angewachsen ist und weiter fortwachsen kann. Meine Beharrlichkeit einen vorgenommenen Stoff durchzuarbeiten, mag einige Vortheile, aber auch Gefahr bringen. Es geht zwar nicht leicht etwas verloren, aber ungehöriges kann auch herbeigewängt worden sein. Das Ganze übersehe ich gewöhnlich erst am Schluß, und wie die Dinge

jetzt stehen scheint es mir wenigstens nicht zur Unzeit, daß ich hervorgetreten bin: *ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.*

Jacob Grimm's Beharrlichkeit wurde durch einen schönen Erfolg gekrönt, und die Nachtheile welche er fürchtete trugen eher zur Vermehrung der Wirkung bei. Der Eindruck des Buches war sehr groß. Es war als ob die alten Götter noch einmal von ihrem früheren Reiche Besitz ergreifen wollten. Der einäugige Woban, der Rothbart Donar, Frau Holba und Frau Berchta, Schwanjungfrauen und Waldfrauen, Nixen, Kobolbe, Elfen, Zwerge und Riesen, alle kamen wie eine abenteuerliche Maskenschaar gezogen. Aber es war vorbei mit der alten Herrlichkeit. Nach wie vor wurden sie kaum mehr als Gespenster gebuldet. Nur in den Studirstuben der Gelehrten und im Gefolge des Pegasus konnten sie momentan noch einen anderen Beruf erfüllen, aber einen verschiedenen in beiden Fällen. Der erste Gelehrte, den sie mit ihrem Zauber umspannen, nachdem Jacob Grimm sie heraufbeschworen, war Johann Wilhelm Wolf. Und ihn berückten sie so völlig, daß er für alle anderweitige Thätigkeit verloren, der altdeutschen Mythologie ausschließlich lebte. Dagegen der Dichter bei dem sie zuerst sich einfanden und der ihnen Gastfreundschaft heuchelte, hatte mit ihnen seinen Scherz. Mondbeglänzte Zaubernacht allein ist die Decoration, in der sie auftreten; tückisch läßt Heine plötzlich das helle Tageslicht auf sie fallen, und sie erblaffen und versinken.

Die phantastischen Erscheinungen trieben nicht lange ihr Wesen. Die Einbildungskraft der Gelehrten ist jetzt weniger beherrscht von ihnen, sie sind in ihre Grabhügel zurückgekehrt, und Jacob Grimm's Mythologie liefert die Denksteine darauf.

Diesem Buche pflegt man, halb befangen noch in jenem ersten Eindruck, unter allen Werken Jacob Grimm's den obersten Platz einzuräumen und ihm ein unbedingtes Lob zu erthellen. Man wird uns gestatten müssen, darin etwas anderer Meinung zu sein.

Die Mythologie, sagt man, sei eine freie Schöpfung des poetischen Geistes, darum könne nur das Talent poetischen Nachempfindens und Anempfindens darin zu Resultaten gelangen. In der Grammatik und den Rechtsalterthümern sei der feine poetische Tastsinn Jacob Grimm's nur nebenbei zur Geltung gekommen, in der Mythologie sei er das eigentliche und berechtigte Organ der wissenschaftlichen Forschung. Das läßt sich hören, wo es sich um Erklärung der Mythen, um Erfassung ihres ursprünglichen Gehaltes handelt. Aber ausdrücklich lehnt Jacob Grimm es ab, hierauf einzugehen, wie er es mit Recht ablehnt, ein System in der deutschen Mythologie zu suchen und aufzustellen. Er polemisirt gegen die philosophische, physische, astronomische Deutung, und nicht minder gegen die

historische, welche in den alten Gottheiten nur vergötterte Menschen sehen will: sie stören ihm das poetische Wohlgefallen an den mythischen Gestalten. Er meint daß sittliche und andere menschliche Motive hinzukommen müssen, um etwas entstehen zu lassen, was im Geiste der Menschen lebendig sei. Diese Ansicht spricht er aus, aber ist wenig bemüht, in den einzelnen Fällen die verschiedenen Elemente der Mythenbildung nun, wie man erwartet, thatsächlich aufzuweisen. Und wo er dennoch gelegentlich nach der Bedeutung forscht, begnügt er sich mit sehr allgemeinen Vorstellungen und zeigt die unverkennbare Neigung, das bloß Geistige für das Ursprüngliche und die Naturbedeutung für das Secundäre zu halten. Der Urbegriff Woban's zum Beispiel scheint ihm der des weisen, allmächtigen, alldurchdringenden Wesens, und daneben erst habe das Bild des wilden, ungestümen, heftigen sich hervorgedrängt. Der Glaube überhaupt entspringt nach seiner Ansicht in der geheimnißreichen Fülle übersinnlicher Ideen, welche die Stoffe der Natur sich unterwirft.

Hoch über den Dingen zu schweben, wo das Einzelne zu kleinen Punkten einschwindet fast, ist nicht Jacob Grimm's Sache: Er hält sich in der Nähe, wo die Linien sichtbar aus einander fließen, alle Glieder deutlich gesondert erscheinen und in seinem Geiste sich ordnen. Die Einfachheit dieser Ordnung, die großen Züge, in denen seine Darstellung sich vollendet, die reizende Unbekümmertheit ihres bequemen Ganges, der bedeutende Eindruck, den sie mit den leichtesten Mitteln hervorbringt, indem sie den aufmerksamen Leser in Spannung und leise anschwellende Bewegung versetzt: dies alles bekundet wie sehr Grimm ein Künstler ist. Und die Fähigkeit wohlgegliederter, natürlich abgewickelter Darstellung hat gewiß die Bewunderung für die „deutsche Mythologie“ zum nicht geringen Theile mit angefaßt.

Die Einleitung entrollt ein großes Bild, wie das Christenthum sich ausbreitet über Europa und wie das Heidenthum allmählich, Schritt vor Schritt weichend, seiner siegreichen Macht unterliegt. Der verschiedene Charakter beider Religionen wird gegenüber gestellt in den Umriffen. Die Mittel der Befehrung erfahren wir, und wodurch sie erleichtert, wodurch sie erschwert wurde, was sie zerstörte, was vor ihr sich rettete und was sie schonte. Das Verhältniß des Erhaltenen zu dem Verlorenen, der nordischen Religion zu der deutschen, giebt uns eine Ahnung dessen, was im Buche selbst unser wartet und eine Andeutung der Methode durch die es entstand. Die göttliche Welt, die der Mensch außer sich hinaussetzt, bildet den Höhepunkt, welchem die Untersuchung zustrebt. Und sie senkt sich allmählich dann wieder herab, indem sie die bescheidensten Moose auffammelt, mit denen jene Idealwelt das Leben geschmückt hat.

Eigenschaften die wir schon kennen, bezeichnen die Untersuchung: die analogische Betrachtung des geistigen Inhalts der Nation mit seiner Form, der Sprache; die Verwerthung der Wörter zur Aufklärung der Sachen.

Durch Auseinandersetzungen über die allgemeine Benennung der Gottheit, über Opfer, Tempel und Priester bahnt sich Jacob Grimm den Weg zur Beantwortung der Frage, welche damals noch aufgeworfen werden mußte und die er unbedenklich bejahen konnte: ob es einen deutschen Odterhimmel gegeben habe? Er entwickelt das des näheren und führt den Beweis, geleitet dann nach der Reihe die Gottheiten und niedrigeren mythischen Wesen an uns vorüber. Er wendet sich darauf zur Natur und schildert ihre mythische Gestalt und Verehrung, welche von der stillen Größe der Elemente ausgeht und deren unmittelbarer Gewalt über das menschliche Gemüth, von dem Glauben an die Lebendigkeit und Persönlichkeit aller Thiere und Pflanzen, von der Erhabenheit des Himmels und seiner Gestirne, von den großen Wechselzuständen des gesammten Naturlebens in Tag und Nacht, in Sommer und Winter.

Ueber das Alles brausen die großen Geschicke der Welt hin, ihre Zerstörung durch Wasser am Anfange der Geschichte, ihre Zerstörung durch Feuer am Ende der Geschichte.

Dahinter steigen die Schicksale des einzelnen Menschenlebens in den mannichfaltigen Bildern auf, die der mythenerschaffende Geist davon entworfen hat. Die Seelen blühen als Blumen aus Gräbern empor, entweichen als Vögel aus dem Munde der Sterbenden, werden von einem räthselhaften Fährmann über einen breiten Strom in's Todtenreich übergesetzt. Ober der Tod kommt als Bote der Gottheit und führt ihr die scheidende Seele zu. Ober die Abgeschiedenen irren als Gespenster ruhelos umher oder rauschen unter des wilden Jägers Führung im wüthenden Heere durch die Nacht. Und die großen geliebten Männer auf der Höhe des Lebens, Karl der Große, Friedrich Barbarossa, unterliegen dem Tod nicht, sondern werden in Berge entrückt und versinken in schweren Schlaf.

Der hellen Menschenwelt stellt das dunkle Gebiet ihres Widersachers sich entgegen: Mephisto und sein Anhang, Hexen, Zauberer, bössartige Krankheiten, die ganze Summe des Uebels der Welt und die Mittel dem einbrechenden zu wehren oder Glück und Heil sich zu sichern und den Mächten welche das Leben regieren vorwizig in die Karten zu spielen.

So ist das Buch. Die Vorrede giebt einen Gesamtbegriff desselben. Dazu werden einige Linien über das Germanische hinausgehender Vergleichung gezogen, welche jetzt längst durch andere ersetzt sind, nachdem die Entwicklung des indischen Glaubens sich bergestalt enthüllt hat, daß das Wesen aller Religion daran studirt werden muß. Wir sehen fer-

ner den Abstand zwischen Jacob Grimm's Arbeit und den Bestrebungen seiner Vorgänger, wie er selbst ihn auffaßt. Und in das Verhältniß der Resultate seiner Forschung zu dem gegebenen Stoffe eröffnet er uns Einblicke.

Dieses Verhältniß ist nicht überall fest gegründet, nicht überall klar und bestimmt. Wie viel kann man wissen von der altdeutschen Mythologie? Daß Jacob Grimm diese Haupt- und Grundfrage auf welche Alles ankam nicht so resignirt beantwortete, wie man nach unserer Ansicht muß, — daß plötzlich ein unermesslicher Reichthum gesehen wurde, wo man bis dahin nur dürftige Armuth gekannt hatte, — auch darauf beruht, wie uns scheint, die berausende Wirkung von Jacob Grimm's deutscher Mythologie zum Theil. Die nüchterne Prüfung der Quellen, die trodene Aufstellung dessen was sicher erforschbar, die sorgfältige Abtrennung des Zweifelhaften, die vollständige Aufzählung alles dessen was uns entgeht, wenn wir die breite Fülle der nordischen Religionslehre vergleichen, — würde kein so lebendiges, anregendes, poetisches Buch gegeben haben. Es weist uns aber der Stoff selbst auf die Schranken und Grenzen fort und fort hin. Bald zeigt sich daß uns nur die Götter, ihre Namen, Wirkungsweise, Attribute glaubhaft, aber doch vielfach lüdenhaft, überliefert oder erschließbar sind. Ferner in den großen Festen an der Wende der Jahreszeiten finden wir eine unzweifelhafte Erbschaft des Heidenthums. Und die allgemeinsten Züge des Cultus lassen sich erkennen. Aber die Göttergeschichten fehlen gänzlich. Wir sehen die göttlichen Gestalten nur ruhend, nicht in Action, nur einzeln, nicht gegen und mit einander wirkend.

Jacob Grimm hat theoretisch den Satz gefunden schon in seiner ersten Periode, durch welche wir diese scheinbare Lücke unserer Kenntniß auszufüllen in den Stand gesetzt werden: in dem Epos ist Mythisches und Historisches, göttliche und menschliche Geschichte in eins gewachsen. Wenn es gelingt beide Theile zu sondern, so erwächst der Mythologie der reichste und reinste Gewinn. Der erste der das ernsthaft versuchte war Lachmann. Er analysirte die Nibelungendichtung in diesem Sinne, 1829, in demselben Jahre in welchem Wilhelm Grimm's „deutsche Heldensage“ den Grund legte zu einer Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksepos.

Jacob Grimm stimmte Lachmann's Verfahren durchaus bei, und schrieb ihm, als er jene Untersuchung erhielt: „Ihre Abhandlung liefert eine scharfsinnige Deutung des epischen Elements, indem Sie das Historische und das Göttliche von den beiden entgegengesetzten Punkten her auseischeiden; und ich wüßte nicht wie man anders verfahren sollte, der Weg ist der einzig richtige.“ Gleichwohl hat er selbst ihn nicht eingeschlagen.

Er nahm weder die Resultate der Lachmann'schen Nibelungenforschung in die Mythologie auf, noch unterzog er die übrigen nationalepischen Stoffe einer ähnlichen Analyse: höchstens daß er den einen oder den anderen Punkt obenhin berührte. Aber erst wenn an den Sagen von Gudrun, Ortnit und Wolfsdietrich, Drendel, Luarin, Ette die Analyse vollzogen sein wird, wie sie zum Theil schon begonnen hat, erst dann werden wir die werthvollsten Reste unserer Urbäterreligion eigentlich kennen und der griechischen Mythologie etwas zu vergleichen, den Schein römischer Mythenarmuth und Poesielosigkeit, den schon die nordische Religion widerlegt, in unserm Alterthume zerstückt haben.

Wenn dergestalt Grimm's Mythologie von der einen Seite weniger Thatsachen aufweist als sie aufweisen konnte, so bietet sie auf der andern Seite mehr als die strenge Kritik in ihren Bereich zulassen durfte.

Wir wollen nur in Kürze andeuten was wir meinen. Eine Reihe von Quellen sind als mythische Fundgruben betrachtet und benutzt, deren Anrecht auf diese Bedeutung mindestens sehr zweifelhaft ist. Bei den Märchen fällt alle Brauchbarkeit für die Mythologie durch die schon in unserem ersten Artikel berührte Entdeckung des fremden Ursprungs hinweg. Auch in die Sagen hat viel Auswärtiges ohne Zweifel sich eingeschlichen, und nur die äußerste Vorsicht wird ihnen sicheren Gewinn entlocken können. Die Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts gleichfalls wird die mythische Ausbeute, die sie Jacob Grimm zu gewähren schien, der künftigen Forschung wohl verweigern: und Personificationen des Ideals oder der Poesie werden nicht mehr für Nachklänge Woban's oder der nordischen Saga gelten können. Wie vieles endlich christlicher Mythologie zugewiesen werden müsse von dem was Jacob Grimm als deutsch und heidnisch in Anspruch nahm, das hat sich schon wiederholt bei neueren Untersuchungen gezeigt und wird vielleicht noch in mehreren Fällen sich ergeben.

Nur selten geschieht es, daß großen Männern Genossen oder Schüler an die Seite treten, welche ihre Leistungen gerade dort corrigiren wo sie der Correctur dringend bedürfen, und gerade dort fortsetzen wo das Ende gelassen ist, an welches geknüpft werden kann. Weit öfter tritt das Umgekehrte ein, und das Schicksal der deutschen Mythologie ist dafür ein Beleg. Gerade die Schwächen des Buches erwiesen sich als das Fortzeugende und zur Nachseiferung Anspornende. Märchen und Sagen scheinen jetzt plötzlich überaus wichtig, nicht als Aeußerungen des Volksgemüthes bloß und als echte Poesie, sondern als Fußspuren enteilter Götter, deren Form man behutsam abzeichnen und mit der äußersten Sorgfalt untersuchen müsse. Endlose Sammlungen von Märchen und Sagen be-



gannen. Auch wurden werthvolle Funde alter verbliebener Götterdienste bei solchen Gelegenheiten wirklich gemacht. Aber allzuviel Ueberflüssiges lief meist mit unter. Unzählige Variationen ein und derselben Geschichte wurden unermüßlich immer von neuem aufgeschrieben und veröffentlicht. Und mehr als dies: dem Mangel belebter Mythen, den man richtig empfand, sollten die Märchen und Sagen abhelfen. Wo ein Jäger zur Vertheidigung einem Löwen die Faust in den Rachen stößt, da erinnerte man sich des nordischen Kriegsgottes Tyr, der dem Fenriswolfe die Hand zum Pfand in den Rachen legt. Wo streng behütete Frauen entführt werden, konnte kein Zweifel sein, daß hinter dem Entführer der Gott Freyr, hinter der Entführten das schöne Riesenmädchen Gerda sich berge. Wo irgend Riesen getödtet werden, witterte man den Donnergott. Was rothe Farbe trägt in der Welt, wurde gleichfalls dringend verdächtig in geheimnißvollem Zusammenhange mit dem rothbärtigen Donnerer zu stehen. Und der Esel, welcher auf zwiefachem Wege Gold speit, mußte natürlich von Woban dem Spender des Reichthums abstammen, obwohl er ursprünglich eine harmlose italienische Novellenfigur ist.

In den letzten Jahren ist der Eifer der kühnen Entdecker etwas erkaltet, und die vordringliche Freude hat einer gewissen Ernüchterung Platz gemacht. Daß die deutsche Mythologie auf eine falsche Bahn gerathen sei, darf heute ohne Scheu behauptet werden. Und zu bebauern bleibt nur daß man hinzufügen muß: Jacob Grimm hat die Bahn gewiesen.

Ein ähnlicher Irrthum wie in der mythologischen Würdigung der deutschen Poesie des Mittelalters beherrschte Jacob Grimm auch in der Beurtheilung der Gedichte von Reinhart Fuchs.

Das Buch, welches diesen Titel führt und ein Jahr vor der Mythologie erschien (1834), war Jacob Grimm unter allen seinen Werken das liebste, und dessen Abfassung hatte ihm das reinste Vergnügen gewährt. Er nahm damit einen längst gehegten Plan wieder auf, den er einst in Gemeinschaft mit Wilhelm auszuführen beabsichtigte, und im Jahre 1812 bereits ankündigte. Damals war sein Absehen auf eine Sammlung aller Gedichte dieses Kreises gerichtet. Jetzt hatten Andere einen Theil der Arbeit ihm vorweggenommen: Meon gab den französischen roman du renard heraus, Mone den lateinischen Reinardus. Der letztere wurde der eigentliche Anstoß zu Jacob Grimm's Buch. Denn Mone stellte, eine unglückliche Hypothese Eckhart's erneuernd, die Ansicht auf: es seien hinter den Haupt- und sogar den Nebenpersonen der Fabel, dem Reinhart, Sefgrimm u. s. w. historische Personen des neunten Jahrhunderts versteckt, und das Ganze eine Satire auf Zustände und Ereignisse jener Zeit. Das

ließ Allem was Jacob Grimm über dieses Thema seit jeher gedacht hatte, durchaus entgegen. Der Mone'sche Reinardus machte daher in ihm (so schrieb er an Lachmann den 1. August 1832) die alte Lust wieder rege, was er zu dieser Thierfabel gesammelt habe in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Dann am 5. September 1832 setzte er dem Freunde den Grundgedanken auseinander den er in dem Buche durchzuführen wollte. Und am 19. December 1833 unterzeichnete er bereits die Vorrede.

Der Haupttheil des Buches, Editionen mittelhochdeutscher, mittelniederländischer und lateinischer Gedichte, bewies was Jacob Grimm selbst unverhohlen aussprach, daß nach der Seite der Texteskritik hin weder seine besondere Freude ging noch seine besondere Befähigung lag. Texte herauszugeben, schreibt er einmal, dazu werde ich wohl wenig taugen, ich bin entweder zu leicht zufrieden mit den Lesarten, die ich finde, oder habe zu wenig Respect daber.

In den literarhistorischen Abhandlungen der sehr ausgedehnten Einleitung zeigte sich, wie ebenfalls Jacob Grimm selbst fühlte und aussprach, nicht die ganze Schärfe und Eindringlichkeit der Betrachtung, welche etwa Lachmann an solche Objecte gewendet haben würde. Der Grundgedanke und wesentlichste Gesichtspunkt der Einleitung aber, um dessen Sicherstellung es Jacob Grimm vor Allem zu thun war, stammte seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Bedeutung nach aus Grimm's erster Epoche, und trägt unverkennbar den Stempel ihres Geistes. Eine Schöpfung bewußter Kunstthätigkeit wurde als ein Product der bewußtlos schaffenden Naturkraft des Geistes angesehen, und grauer unbordenklicher Ueberlieferung zugeschrieben, was vor den Augen der bezeugten Geschichte in seiner Entstehung und Ausbildung offen lag.

Die ältesten Gedichte vom Wolf und Fuchs sind nicht älter als das zehnte Jahrhundert. Sie sind von Klostergeistlichen verfaßt und stammen aus Flandern und Lothringen. Ihre Nachahmung und Erweiterung, die Ausbreitung der poetischen Gattung welche sie begründeten, erstreckt sich während des Mittelalters von dort aus nicht weiter als auf Nordfrankreich. Eine einzige Thierfabel wird bei Gothen und Baiern schon in viel älterer Zeit erzählt, aber grade bei ihr ist die Entlehnung aus griechischer Fabel nicht nur möglich, sondern wenn man die Chronologie ihres Auftretens verfolgt und ihrer Umwandlung nachgeht, aus mehr als einem Grunde höchst wahrscheinlich. Der alte skandinavische Norden, sonst der treueste Hüter der alten Schätze gemeinsamer nationaler Poesie, weiß nichts von Reinhart und Isegrim. Das neuere Skandinavien theilt seine Thiermärchen mit den gar nicht verwandten Völkern der Lappen, Finnen und Esthen.

Der feindliche Gegensatz zwischen Fuchs und Wolf war in griechischen Fabeln schon gegeben, von denen sich lateinische Bearbeitungen früh im Mittelalter verbreiteten. Ihn ergriffen die Verfasser jener mittelalterlichen Gedichte und bildeten ihn mit großem Behagen weiter aus. In der ältesten Behandlung desselben tragen die Thiere noch keine Namen, dann erhält wenigstens der Wolf den bedeutungsvollen, seiner Natur angemessenen Namen Iffengrimm und den übrigen werden beliebige Menschennamen zuge-theilt. Der Wolf ist ursprünglich der eigentliche Held der Fabel, in ihm parodiren die Mönche ihren eignen Stand.

Zu dem aus äsopischen Stoffen mit einem Zufaze von allegorischer Satire componirten Grundstocke flossen indische Thierfabeln, mit andern novellistischen Producten in die abendländische Literatur einströmend, hinzu. Die geschulte Gewandtheit der lateinischen Klosterdichter, die geschickte Kunstübung der nordfranzösischen Poeten verlieh der Dichtung jenen reizenden epischen Ueberfluß, welcher in Jacob Grimm's Augen ihr einen so hohen Vorrang vor der äsopischen Fabel verlieh, und welchem ihre Einführung aus der französischen in die deutsche und niederländische National-literatur verbannt wird.

Für Jacob Grimm aber knüpfte sich an jenen Vorrang der epischen Kunstvollendung die Idee eines Vorranges von Alterthümlichkeit und Ursprünglichkeit. An bestimmte Erfindung soll nicht dabei zu denken sein. Seit unvordenklicher Zeit soll ein Kreis von Sagen, der sich um Fuchs und Wolf als seinen Mittelpunkt drehle, bestanden und ein echtes Epos ausgemacht haben. Die Uebereinstimmung indischer, griechischer und deutscher Fabeln soll auf der Urverwandtschaft dieser Völker beruhen. Gedanken, Handlungen, Sprache der Menschen soll die Vorzeit den Thieren geliehen haben, weil sie wirklichen Glauben an so etwas nährte. Sehr schön suchte Jacob Grimm schon 1812 den Grund dazu in der menschlichen Seele auf, ohne uns dadurch die Behauptung selbst, die er aufstellt, im mindesten wahrscheinlich machen zu können. „Es ist doch immer, schrieb er, ein ganz eigenes räthselhaftes Ding um das Treiben der Thierwelt. Vielleicht gibt es wenige einfache, sinnende Menschen, die nicht manchmal an dem gleichsam menschlichen Denken, Thun und Recht der anderen Geschöpfe, die sie umgeben, nicht gezweifelt, und sie zu verderben oder zu schädigen für etwas sträfliches gehalten hätten. Es ist als brauchten wir nur von der Wurzel die dazu gehört genossen zu haben, um was die Vögel allen anderen unhörbar unter einander ja von unseren eigenen Schicksalen redeten, auf einmal deutlich zu vernehmen.“ Sehr schön weiß Jacob Grimm auch den Eindruck zu analysiren den das Thiergebicht auf uns macht, den Reiz hervorzuheben den die seltsame Mischung menschlicher und

thierischer Geltung, menschlicher und thierischer Sinnesart ausübt, und das fortschreitende Detail und die menschliche Gemüthlichkeit zu preisen, wodurch die Fabel vom Reinhart Fuchs die Königin aller übrigen wird, wie er sagt, und sich weit erhebt über die manchmal gründliche, gewöhnlich allzu kurze äsopische Erzählung oder gar des Phädrus „dürre Dürftigkeit und Magerkeit, worauf kein einziges Auge von Poesie schwimmt.“ Aber selbst auf diesem allgemeinsten Standpunkte entbehrt Jacob Grimm ganz und gar des Gefühls für die durchgehende Ironie der Stimmung, mit welcher die Dichter der Reinhartfabeln ihren Gebilden gegenüber stehen. Eines Gefühls das ohne Zweifel seine Untersuchung von vornherein wie eine geheime Bitterung auf andere und wie wir überzeugt sind richtigere Fährten geleitet haben würde.

Beinahe anderthalb Jahrzehende nach dem „Reinhart Fuchs,“ 1848, erschien Jacob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache,“ ganz unverwandt dem Gegenstande nach, aber durch ein ähnliches Ueberwiegen des romantischen Geistes charakterisirt. Der Erfolg des Werkes war ein ungemein rascher und großer. Jacob Grimm selbst hing an dem Buche wie an dem Reinhart und der Mythologie: hatte er doch so vieles darin zur Sprache bringen können, worüber es ihm vergnüglich war zu denken und zu reden; war es doch so angelegt daß er sich in freiem Fluge niederlassen konnte wo es ihm beliebte.

Die Aufgabe des Buches begrenzte er sich nicht scharf, wenn er seine Absicht erklärte, tiefer als bis dahin geschehen war die Geschichte aller germanischen Völker aus dem Quells der unserer Sprache zu tränken. Es war eine Sammlung von Abhandlungen, ohne sichtbaren Plan, ohne anderes Band und andere Gemeinsamkeit als die wie zufällig von einem zum anderen überleitenden Gedanken: so daß man den Inhalt desselben am richtigsten bezeichnen möchte als einen Nachtrag solcher Untersuchungen und Betrachtungen, wie sie in der Grammatik theils noch nicht angestellt werden konnten nach dem damaligen Stande der Wissenschaft, theils vorläufig zur Seite liegen bleiben mußten um der Größe der damals gesetzten Aufgabe willen.

Abgesehen von der Anzahl feiner und sinniger Bemerkungen, Vergleichen und Winke, welche durch das Werk hin sich fanden, war dessen wichtigste Leistung wohl der Versuch, diejenigen germanischen Sprachen zu charakterisiren, von welchen uns zusammenhängende Schriftdenkmäler nicht erhalten sind: die Sprache der Langobarden, der salischen Franken, der Vandalen, und so weiter.

Fast alles andere entsprang mehr aus Bedürfnissen der Forschung

und gelehrten Thätigkeit, welche er innerlich hegte, als daß er in eine allgemein gefühlte Lücke der Wissenschaft mit dem Buche hineingetreten wäre. Gewisse Lieblingsgedanken wollte er mit größerem Nachdrucke aussprechen, als er bis dahin gekonnt hatte. Mit gewissen kräftiger gewordenen Richtungen seiner Wissenschaft und der verwandten wollte er sich auseinandersetzen.

Wie die Bodmer'schen Ausgaben, um die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, eine Reihe von Männern zur Nachahmung anregten, wie deren Leistungen in den achtziger Jahren den Romantikern willkommenes Material boten, wie die Anregung der Romantiker im Anfange unseres Jahrhunderts auf Jacob Grimm wirkte: so hatten Jacob Grimm's eigene Fundamentalwerke wieder auf Jüngere und Gleichaltrige erweckende Kraft geübt. Neue Mitarbeiter stellten sich ein, aus denen allmählich eine ganze Schule sich bildete. Die ältesten etwa Schmeller und Graff, der eigenthümlichste und selbständigste Zeuß. Seine Werke wurden neugründend für die Fächer die sie behandelten, wie die Werke der Benecke, Bachmann, Grimm. Er wurde 1837 den ältesten germanischen Völkerverhältnissen was Wilhelm Grimm der Heldensage war. Er wurde 1853 den keltischen Sprachen was Jacob Grimm den germanischen war. Wie Jacob Grimm auf ihn gewirkt hatte, so wirkte er auf Jacob Grimm zurück: die alte germanische Ethnographie trat in den Kreis seines Interesses und er legte seine Ansichten darüber in der Geschichte der deutschen Sprache nieder. Aber kaum einzelne wirkliche Förderungen wird man dabei entdecken, welche, sollte man meinen, nicht ausbleiben konnten, als die Arbeiten des Vorgängers durch diesen reichen Geist hindurchgingen. Wenigstens den einzigen wesentlichen Fortschritt, der über Zeuß hinaus zu machen blieb, die strenge Quellenkritik, die Verfolgung der überlieferten Nachrichten bis auf ihren ersten Ursprung und die Abwägung ihres verschiedenen Werthes, hat er nicht gemacht.

Andererseits waren die vergleichenden Sprachstudien zu einer hohen selbständigen, aber durch Jacob Grimm's eigene Leistungen auf germanischem Gebiete nicht wenig beeinflussten Blüthe gelangt. William Jones war der erste der auf den Zusammenhang vieler europäischen mit der indischen Sprache hinwies. Was er und andere Engländer darüber und über Indien im Allgemeinen erforscht hatten, das drängte Friedrich Schlegel 1808 in wenige kurze und klare, sehr ansprechende Kapitel. Die Methode der Vergleichung war aber noch in einem gar kindlichen Zustande, aus welchem erst Franz Bopp 1816 sie herauszuheben begann. Daß auf grammatischem Gebiete der Beweis der alten Zusammengehörigkeit geführt werden müsse, das war Schlegel und Humboldt schon nicht entgangen. Bopp aber,

Grimm's Landsmann, führte ihn wirklich. Dem Grammatiker Vopp gesellte sich zu Anfang der dreißiger Jahre ein kühner, geistreicher, glänzender Etymolog in August Friedrich Pott. Dessen „etymologische Forschungen“ waren eine Saat die bald üppig ins Kraut schoß. Noch war die große Unsicherheit, die in vielem blieb, für Manche ein unwiderstehlicher Reiz. Immer wieder ziehen die dunkelsten Partien unseres Lebens und unserer Geschichte mit ihrem Räthselwesen die fragende Seele an.

Jacob Grimm schrieb 1819: „Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichen fortschreiten: so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unserer Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen.“ In der That sah man bald daß durch Etymologie noch etwas weit Höheres zu erreichen sei, als die Befriedigung an der gelungenen Combination und an der Aufstellung der ursprünglichen Bedeutung. Wörter bedeuten Sachen. Wo ein Volk das Wort hat, hat es auch die Sache. Wenn alle europäischen und arischen Völker den ganzen Hausstand des Hirten und Jägers mit denselben Worten benennen, so erlaubt uns dies einen Schluß auf die Culturstufe, auf der sie sich befanden. Wie man Landschaften entworfen hat aus den früheren Bildungsepochen unserer Erde, so konnte man nun daran denken, wie eine Idylle das Leben der indoeuropäischen Urbäter zu schildern. Man hatte den Eindruck, als wenn plötzlich die ältesten ägyptischen Mumien von Leben durchströmt würden, sich erheben und zu reden anfangen von dem was sie Jahrtausende vor Christo gethan und gesehen.

Auch mit dieser Wissenschaft nun setzte sich Jacob Grimm auseinander. Er revidirte seine grammatischen Ansichten, modificirte sie theils aus Eigenem, theils mit Rücksicht auf die Sprachvergleichung. Er behandelte die allgemeinen Zusammenhänge. Er machte darauf aufmerksam, was man seit Rask vernachlässigt hatte, daß zwischen den slavischen und germanischen Sprachen noch ein näheres Verhältniß obwalte, als zwischen den germanischen und den übrigen indoeuropäischen. Er brachte viel Schönes und Neues über die gemeinschaftlichen Züge der Urverwandtschaft bei. Und vielleicht hat durch nichts das Buch so tief gewirkt, als gerade durch diese Seite seines Inhaltes.

Um jede Wissenschaft lagert sich bald ein gewisser Dunstkreis, gebildet aus den Schriften der Männer die für die Hauptpfleger dieser Wissenschaft gelten, aus welchem die mittlere Begabung und die dumpfschreitende Gewöhnlichkeit keinen herausführenden Pfad kennt. Für den

Trotz von Jacob Grimm's Fachgenossen war die große Einheit der indoeuropäischen Sprachen ein unentdecktes Land, das Grimm's Geschichte der deutschen Sprache für sie neu entdecken mußte. Und andererseits wurde hier dem Historiker das kulturhistorische Material der Sprachvergleiche sowohl wie die sprachlichen Beleuchtungen der Geschichte zum ersten Male energisch zugeführt. Mythisirende Rechtshistoriker konnten sich nun das Vergnügen machen, in ethnographischen Abschnitten auch mit Grimm's Namen und mit seinen geistreichen aber zum Theil sehr unsicheren Erklärungen alter deutscher Völkernamen zu prunken. Universal- und Nationalgeschichtschreiber brauchten nun nicht mehr nach den entlegenen Fundorten von Programmen und indischen Fachzeitschriften zu pilgern, sondern konnten aus der Geschichte der deutschen Sprache viel bequemer die Gelehrsamkeit ihrer obligaten Einleitungsparagrafen über das indogermanische Urvolk sich holen. Deutsche Grammatiker wußten nun in allgemeinen Vorbemerkungen von tief sinnigen Vocalparallelismen im Ablaut und der Declination zu sagen. Und so fanden in dem Buche Viele etwas das ihnen überraschende Perspektiven eröffnete. Der Beifall war natürlich, und er war, wenn man es beim Lichte besieht, gerechtfertigt. Nur darf man das Werk nicht unter dem Gesichtspunkte der übrigen Grimm'schen Leistungen betrachten: es war durchaus keine grundlegende, neue Gebiete der Forschung erschließende Arbeit; es war ein zusammenfassendes, man möchte fast sagen ein popularisirendes Werk.

Gewiß aber lag es nicht eigentlich in Jacob Grimm's Absicht, ein solches zu liefern. Er hatte seine besonderen Motive, verfolgte ein ferneres ihm eigenthümliches Ziel, das als der Kern seines Werkes dem Leser sich unschwer enthüllte. Dieser Kern aber — es ist zu bekannt, als daß wir einen Vorwurf befürchten müßten, indem wir es aussprechen — war ein Irrthum. Ein edler, ein patriotischer Irrthum. Aber ein Irrthum. Er glaubte die germanische Geschichte um einige Jahrhunderte über ihren Anfang hinaus verlängern zu können, indem er die Einerleiheit der thrakischen Stämme der Geten und Dacier mit den Gothen und Dänen zu erweisen suchte, sogar in weiterer Combination noch die asiatischen Massageten und Daken mit hineinzog. Daß ihm dieser Nachweis mißlungen, darüber herrscht wohl unter den competenten Beurtheilern nunmehr Eine Stimme. Aber die Geschichte der deutschen Sprache kommt von den verschiedensten Seiten immer wieder auf den Gedanken zurück, und in der Vorrede gesteht er es offen ein, daß derselbe die Veranlassung zu dem Buche gab. Es ist geschrieben, um eine unglaubliche Hypothese auf allen erdenkbaren Wegen glaublich zu machen.

Eine Geschichte der deutschen Sprache im eigentlichen Sinne lieferte

Jacob Grimm damit also nicht. Das war viel eher seine Grammatik. Aber auch in einem anderen Sinne noch konnte eine Geschichte der deutschen Sprache gefaßt werden, und auch in diesem Sinne wollte sie Jacob Grimm unternehmen. Er wünschte die Regel der neuhochdeutschen, das heißt der ganz in unsere Gegenwart gerückten deutschen Sprache vollständig und überall auf die Geschichte gestützt hinzustellen. Eine solche Geschichte der deutschen Sprache kann nicht wohl von vornherein in Jacob Grimm's Gesichtskreis gelegen haben. Aber sie trat in denselben ohne Zweifel auf Veranlassung des deutschen Wörterbuches, welchem vom Beginne der fünfziger Jahre an Jacob Grimm's beste Kräfte gewidmet wurden.

Unter allen Grimm'schen Arbeiten ist das Wörterbuch jetzt wahrscheinlich die bekannteste und in den weitesten Kreisen verbreitet. Deshalb glauben wir uns etwas kürzer darüber fassen zu dürfen. Wir müßten Jacob Grimm's eigene Vorrede ausziehen, wollten wir die Einrichtung und den Plan desselben beschreiben. Dort ist auch erzählt, wie der Entschluß dazu ganz auf äußerer Veranlassung beruhte, wie der Plan nicht in ihm von selbst gekemt war, sondern an ihn herangebracht wurde: ohne die Göttinger Vertreibung hätten wir das deutsche Wörterbuch nicht bekommen. Es war die Form in welcher am würdigsten für die äußere Lebensstellung der Brüder gesorgt werden konnte, die von einer deutschen Regierung zerstört, von keiner der übrigen noch wieder aufgebaut worden war.

In einem am 24. August 1838 begonnenen, am 31. August geschlossenen Briefe schreibt Jacob Grimm darüber ausführlich an Lachmann. Der Plan des deutschen Wörterbuches sei ihm anfangs sehr störend vorgekommen, er trete so vielen anderen Arbeiten dazwischen. Aber er werde ihm jetzt lieber. Wir haben, sagt er, den ernststen Willen und Lust dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt so viel nur möglich weiter gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stärke und Unabhängigkeit gewähren und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, so entsage ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte.

Es ist anziehend zu sehen, wie das Bild des Werkes, wenn es vollendet wäre, damals, wo der erste Gedanke daran erst aufsprökte, vor Jacob Grimm's Geiste sich darstellte: was es wirken sollte, wie es ein Maßstab werden würde, die Sprachkraft jedes einzelnen Schriftstellers daran zu messen.

Alle Wörter des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts sollen aufgenommen werden. Es sind jetzt schon, fährt er fort, Ausdrücke



und Bedeutungen außer Gebrauch, die noch bei Lessing und Wieland galten, geschweige frühere. Aber, ich meine, alle Wörter von Schönheit und Kraft seit Luther's Zeit dürfen zur rechten Stunde wieder hervorgeholt und neu angewandt werden. Das soll als Erfolg und Wirkung des Wörterbuchs bedacht werden, daß die Schriftsteller daraus den Reichthum der vollkommenen anwendbaren Sprache ersehen und lernen. Viele neuere Schriftsteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Lessing nicht) erscheinen mir in gewissem Betracht und abgesehen von ihren neuen Erfindungen, wortarm und unserer Sprache nicht recht mächtig. Das gilt auch von einem gedankenreichen Autor wie Jean Paul, der sich so ziemlich mit den gewöhnlichen Wörtern behilft. Neubadene Ausdrücke, wie bei Schiller, Voss, Klopstock in Menge, sind weit mehr Zusammensetzungen und Ableitungen als seltene Simplicia oder seltene Bedeutungen. So wird sich auch bei den Schlegel und Tieck kaum viel darbieten was nicht schon die Conversation hätte. Ist einmal der übrige Wortstoff beisammen, so könnte man sogar noch Upland, Rüdert, Platen durchlaufen und würde aus ihnen wenig zuzusetzen haben. Aber das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert liefern ungeheuer viel: sogar ungenießbare Autoren, die nie wieder gelesen werden, wie Lohenstein, können sehr gute Wörter haben und brauchbare Redensarten, worauf hauptsächlich zu achten ist. Luther und Fischart sollen für's sechszehnte Jahrhundert die Hauptautoren sein, bei dem letzteren müsse man scheiden zwischen dem was er der Sprache zumuthe und dem in ihr bereits vorhandenen, worüber er auch mächtig herrsche. Aus Dialekten solle nur aufgenommen werden was ein Schriftsteller gebrauche, zum Beispiel aus dem Schlesiſchen was Opitz und Logau haben. Doch aber nicht alle Hans Sächsiſchen Provinzialismen. Von obſcönen Wörtern werde nur zulässig sein, was die Schriftsteller im Affect nicht einmal entbehren können, Alles dessen ein guter Komiker bedürfte.

Es folgen die Grundzüge der Einrichtung, wie es dann wirklich ist gehalten worden. Zusammenfassend schließt er: Das Werk soll in sich begreifen Alles was die hochdeutsche Sprache vermag, nach der Ausprägung die ihr in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftsteller widerfahren ist.

Am 20. September 1838 erweitert er den Plan in einigen Punkten. Erläuterungen aus der älteren Sprache, Etymologien und parallele Redensarten sollen aufgenommen werden, aber ohne sich pedantisch zu binden: das Publikum erwarte dergleichen und sei empfänglich dafür.

Wir begreifen vollkommen das Störende und Fremdartige, das für Jacob Grimm aus dem ganzen Unternehmen anfangs sich vorstrecken mochte. Was er nachträglich hinzunimmt und wie eine zierende Schleife

der Hauptsache nur umhängt, später aber noch weiter ausdehnt auf indo-europäische Sprachvergleichung überhaupt: das wird zuweilen die eigentliche Quelle des Vergnügens bei dieser Arbeit für ihn geworden sein.

Das Wörterbuch ist streng genommen keine wissenschaftliche Form. Wissenschaft ist nothwendig System, nach gedankemäßiger Ordnung gegliedertes Ganze. Im Wörterbuch wird die zufällige Reihenfolge des Alphabetes zum Eintheilungsprincipe des Stoffes gemacht. Und ein praktischer Zweck, der Wissenschaft ebenso fremd, wie Jacob Grimm's Werken bisher stets, ist davon beinahe unablässlich. Wenn er in der Grammatik den Werthsatz zergliederte, so kam es auf die großen Massen an, deren Anhäufung die Regeln ergibt. Ob ein einzelnes Beispiel fehlte, das nachgetragen werden konnte, wen kümmerte das? was verschlug es für die obersten Endzwecke seiner Erörterungen? Für das Wörterbuch ist Vollständigkeit ein Haupterforderniß. Um sie zu erreichen kann Genialität, kann Originalität, kann Geist und Gelehrsamkeit entbehrt werden. Die Vollständigkeit zu erreichen, ist Handlangerarbeit, und solche mußten Jacob und Wilhelm Grimm sich jetzt zumuthen, wollten sie nicht bei einem Haupterfordernisse ihres Werkes dem Tadel eine Blöße bieten.

Die Persönlichkeit des Autors, sich hindurcharbeitend durch die Sachen, Licht schaffend mit Arztleben rechts und links durch den Wald, war das belebende Element das alle bisherigen Bücher Jacob Grimm's durchdrang. Den Gang den er nehmen wollte schuf er sich selbst. Die Fragen die er beantworten wollte stellte er sich selbst. Die Gesetze, denen er sich fügen wollte, schrieb er sich selbst vor. Jetzt dagegen gebunden allwärts an Regeln, Vorgänger, Bedürfnisse des Publikums und so weiter.

Zwar wenn er verglich was vor ihm geleistet war mit dem was er zuversichtlich leisten würde, so war ja deutlich daß er Vieles geben konnte was allen seinen Vorgängern gefehlt hatte. Aber ob ihm auch nichts fehlte, was von diesen Vorgängern mancher wenigstens besaß? Er schreibt einmal schön an M. Adolphe Regnier über die deutschen Gelehrten im Gegensatz zu den französischen und macht die Anwendung davon auf sich selbst. „Unsere Art zu studiren und im Publikum aufzutreten,“ sagt er, „weicht von der französischen ohne Zweifel oft zu unserem Nachtheile ab, hängt aber zusammen mit unserer politischen Zerstückung und Ohnmacht. Wir freuen uns still des Einzelnen und Kleinen, pflegen nicht auf die Wirkung zu achten noch sie zum Ziel zu nehmen, die unsere Werke in der Welt hervorbringen können, und meinen, es sei genug was man über einen Gegenstand wisse und herausgebracht habe, Alles herzlich herzugeben. Meinen Untersuchungen sollte man den Ernst und die Lust ansehen, aus der sie entsprungen sind, ich dachte nicht daran, den Lesern den Weg leicht-

ter zu machen als er mir geworden ist; ich habe überhaupt nur in mir den Trieb zu lernen, nicht den zu lehren, und darüber daß ich Andere hin und wieder etwas lehrte, lernte, ich selbst unverhältnißmäßig mehr hinzu.“ Fern sei es von uns diese Art der deutschen Gelehrten zu tadeln, auf die wir vielmehr stolz zu sein alle Ursache haben. Aber war sie die angemessenste für das Wörterbuch? Konnten mit dieser Art der Forschung und Darstellung die Forderungen des Publikums befriedigt werden, das Hinweisung auf das Sprachrichtige, Regel und Vorschrift verlangte? War es nicht nothwendig in diesem Falle wenigstens auf die Wirkung zu achten und den Bedürfnissen des Publikums möglichst nachzukommen?

Durch eine lange Reihe von Vorgängern war der Begriff des Wörterbuchs in der gemeinen Meinung ziemlich festgesetzt. Jacob Grimm hat die meisten in seiner Vorrede kurz charakterisirt. Die beiden merkwürdigsten Pläne aber waren nicht zur Ausführung gekommen.

J. G. Schart faßte die Absicht eines großen etymologischen Wörterbuchs, das alle gebräuchlicheren Wörter der deutschen Sprache enthalten, deren lautliche Gestalt durch die verschiedenen Jahrhunderte verfolgen, alle deutschen Dialekte und übrigen germanischen Sprachen vergleichen, wo es nöthig wäre auch das Keltische, Griechische, Lateinische herbeiziehen sollte. Dunkle Wörter der alten Gesetze, kündigte er an, würden darin berücksichtigt, Personen- und Ortsnamen erklärt, auf Entlehnungen aus dem Lateinischen, Griechischen und Slavischen geachtet, über Geschichte, Religion und Recht unserer Vorfahren Vieles eingeschaltet und mannichfaltiges Licht verbreitet werden.

Einen ganz anderen, aber sehr verständigen Plan entwarf Friedrich Nicolai, schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, noch ehe Samuel Johnson's englisches Wörterbuch erschien, aber mit demselben sehr wesentlich zusammentreffend. Auch an diesen Plan wurde nicht einmal Hand angelegt, obgleich er vor Adelung sich sehr ausgezeichnet haben würde. Nicolai wollte kein Wörterbuch um die Sprache zu bestimmen und festzustellen nach Art des französischen Dictionnaire de l'Académie. Er wollte vielmehr aus allen deutschen Schriftstellern selbst herausziehen, welche Wörter sie gebraucht und in welcher Verbindung und zu welchem Zweck sie dieselben gebraucht hätten. Etwa zwanzig kundige Männer sollten diese Auszüge machen, in zehn Jahren würden sie damit fertig sein und ein einzelner Gelehrter dann das Ganze bearbeiten. Unterschiede des Werthes zwischen den einzelnen Schriftstellern sollten festgehalten und danach der Grad der Benutzung geregelt werden. Keine Bevorzugung einer einzelnen Periode wie bei Adelung. Klopstock, Wieland, Goethe gelten als

die Meister der poetischen Sprache, welche darin Epoche machen. Es wird ferner zwischen alten und neuen Schriftstellern unterschieden. Welcher Gebrauch von den alten gemacht werden sollte, erhellt allerdings nicht. Aber die neuen beginnen für Nicolai ganz richtig mit Christian Wolff, durch dessen Philosophie und die darauf gebaute Theologie unsere Prosa zuerst umgebildet worden sei. Eigenthümliche Gesichtspunkte waren klug gefunden, zum Beispiele daß er Sturz stark benutzen wollte, nicht weil er ein so hervorragender, nur weil er einer der ersten Schriftsteller gewesen sei, der nicht als Gelehrter schrieb, sondern als Weltmann, und daher für die Conversationsprache außerordentlich belehrend sei. Bemerkenswert ist noch, daß Nicolai sein Wörterbuch nach den „Primitivwörtern“ ordnen wollte.

Wie nahe verwandt diese Nicolai'schen Ideen waren mit den Zielen des Grimm'schen Wörterbuchs, liegt vor Augen. Und wie groß übrigens auch der Abstand noch sein mag, ein absolut neues Ziel, das ist klar, blieb hier den Grimm nicht mehr zu stecken. Dies aber gerade verleiht allen anderen Grimm'schen Hauptwerken den unvergänglichen Werth: wie Vieles im Einzelnen anders gestaltet werden mag in der weiteren Entwicklung der Wissenschaft, wie Vieles die fortgesetzte Forschung als verfehlt ansehen wird; der Anstoß den sie gegeben, die neuen Ziele die sie gewiesen sind ewig, weil sie aus dem Wachsthum der Wissenschaft nicht mehr hinweggenommen werden können, weil jeder neue Sproß den sie treibt von ihnen etwas in sich tragen muß.

Auch dem Wörterbuche glauben wir die Ewigkeit prophezeien zu dürfen, aber in einem ganz anderen Sinne und aus ganz anderen Gründen. Das Wörterbuch wurde mit so großartigen Mitteln unternommen, obgleich keine Regierung und keine wissenschaftliche Staatsanstalt daran den geringsten Theil gehabt hat und es, wenn wir das Schlagwort gebrauchen dürfen, rein aus der Initiative des deutschen Volkes hervorgegangen ist, — es wurde mit so allseitiger Unterstützung, so großartigem Zusammenwirken gepflegt, nach einem so vortrefflichen und vollständigen Plane entworfen, daß man in alle Zukunft voraussichtlich nie daran denken wird, die Fundamente die hier gelegt sind noch einmal neu zu legen, daß man alles Neue und Zuwachsende in diesen Bau einheimen, nicht einen andern dafür eigens aufführen wird. Die nähere Erforschung der Geschichte des Stils in den letzten drei Jahrhunderten mag manchen übersehenen Autor hervorziehen, manchen begünstigten zurückdrängen und dadurch manche neue Erkenntniß für das Wörterbuch liefern. Die künftige Sprachvergleichung mag manche Grimm'sche Etymologie durch eine andere ersetzen. Der bloße nachsammelnde Fleiß selbst mag Unzähliges noch bei-

fügen, erneuerte Durcharbeitung des Geleisteten nicht Weniges zu berichtigen finden. Aber das Alles kann und wird in den von den Grimm gegründeten Räumen abgelagert werden. Nur wird man sie etwas wohnlicher machen müssen vielleicht. Auch das Grimm'sche Wörterbuch wie alle seine Vorgänger will ausdrücklich dem ganzen Volke dienen. Die Grimm'sche Methode aber, wie er selbst sie beschreibt, ist nicht für das Volk. Wer nicht historisch betrachten will, wer Auskunft und Aufklärung sucht, Entscheidung im Zweifel über das Sprachrichtige, wo sein Sprachbewußtsein schwankt: der wird das im „deutschen Wörterbuch“ entweder gar nicht oder nicht so leicht und bequem finden wie er es wünschen muß. Die Enttäuschung, welche der ersten enthusiastischen Aufnahme des Wörterbuchs vielfach gefolgt sein soll, läßt sich ohne Zweifel größtentheils auf den Mangel der Lehrhaftigkeit zurückführen.

Und sonderbar: hart neben diesem Mangel steht sein gerades Gegenheil. Jacob Grimm der nicht die Wahl des Sprechenden oder Schreibenden leiten will, wo der Sprachgebrauch nicht hinlänglich festgestellt oder mundartlich gefärbt ist, — Jacob Grimm der Rablos und andere Sprachmeisterer einst, mit Recht, des Terrorismus beschuldigte, — Jacob Grimm der überall historisch verfahren und die Unverletzlichkeit der Geschichte anerkennen wollte: Jacob Grimm wird selbst zum Sprachmeisterer und verlegt selbst die Geschichte, indem er in einzelnen Fällen die letzten Jahrhunderte unserer Schriftsprache und was sie geschaffen negiren und gleichsam austreichen will. Jacob Grimm der in politischer Beziehung allen Restaurationsgelüsten sich so fern gehalten hatte, wird selbst ein Restaurator und will Formen, welche seit dem Mittelalter aus unserer Sprache verschwunden sind, wieder einführen und durchsetzen. Auch darin werden die Fortsetzer und künftigen Bearbeiter des Wörterbuchs das Grimm'sche Vorbild verlassen müssen.

Das erste Heft des deutschen Wörterbuchs kam 1852 heraus. Mit unermüdblichem Bienenfleiß und jugendlicher Beharrlichkeit, allerdings viel zu langsam für die Ungebuld des Publikums, förderten die Verfasser ihr großes Unternehmen. Aber schon am 16. December 1859 wurde von dem Greifenpaare, das zur Ehre der Nation so rüstig schaffte, der Jüngere hinweggerissen. Und am 20. September 1863 folgte Jacob dem Bruder im Tode nach. Das Wörterbuch war bis zu dem Worte „Frucht“ gediehen. Fremde Hände müssen den Bau zu seinem Giebel führen, aber die beiden seit Jacob's Tode erschienenen Lieferungen geben uns die beruhigende Zuversicht, daß die rechten dazu gefunden worden sind.

Wir nehmen hier Abschied von Jacob Grimm. Ein so reiches viel-

gestaltiges Leben läßt sich nicht in zwei Journalartikel drängen. Wir sind zufrieden, wenn man unser Versprechen einigermaßen gelöst findet und einerseits die nächsten Bedingungen anschaulich wurden aus denen Jacob Grimm's Eigenthümlichkeiten sich historisch erklären, andererseits die Schranken sich gezeigt haben durch welche seine Individualität begrenzt war. Eine Betrachtung allgemeinerer Art sei uns zum Schlusse noch gestattet.

In jeder nationalen Entwicklung folgt im Laufe der Geschichte auf die Periode der Objectivität, des mangelnden Selbstbewußtseins, die Periode der Subjectivität, des errungenen Selbstbewußtseins. Aber das ist keine Errungenschaft welche mit Einem Male zufällt, sondern auf unzähligen Stufen steigen die Nationen dazu empor. Welcher Abstand von dem ersten deutschen lyrischen Gedichte bis zu Goethe's Selbstbiographie. Und wie viele Vermittelungen liegen dazwischen. Aber nicht blos der individuelle Geist schaut sich selbst an, auch das Bewußtsein über den allgemeinen Geist der Nation erlebt eine Steigerung. Wie niedrig erscheint die nationale Selbsterkenntniß bei dem Weissenburger Mönche des neunten Jahrhunderts, der die Vorzüge der Franken aufzählt, um sie den Römern entgegenzustellen, wenn man daneben die Ausbildung hält, welche die Erfindung des Göttinger Professors aus dem vorigen Jahrhundert erlangt hat, durch welche über die Volkskräfte von Jahr zu Jahr in Zahlen Buch geführt wird.

Es wäre eine interessante Aufgabe zu untersuchen, in welchem Verlaufe, unter welchen historischen Antrieben und Begünstigungen die Selbsterkenntniß der Nationen im neueren Europa sich entwickelt hat. Auch die Wissenschaft der Sprache spielt ihre Rolle dabei. Aber wie die Erscheinungen zusammenhängen, ist in den wenigsten Fällen klar. Woher zum Beispiel die Intensität der angelsächsischen Sprachstudien bei den Engländern seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und insbesondere von der Zeit der Revolution ab länger als ein halbes Jahrhundert? Erzbischof Parker beginnt um 1560 angelsächsische Manuscripte zu sammeln, acht Jahrzehende später gründet ein Privatmann, Sir Henry Spelman, eine angelsächsische Professur in Cambridge, und die Wheloc, Somner, Wharton, Twaites, Pictes, Eye überbieten einander in der Zeit von Milton bis Pope, um das einmal angefaßte Interesse nicht erkalten zu lassen. Worin aber liegt der tiefere Grund der sie bestimmt? Und im Beginne unseres Jahrhunderts woher die in ihren Anfängen keinesweges zusammenhängenden Sprachstudien bei Deutschen, Dänen, Franzosen, Slaven? Welche Kraft setzt gleichzeitig die Grimm, Rast, Raynouard, Dobrowsky und Kopitar in Bewegung?

Hierüber könnte uns nur eine umfassendere Erwägung der Geschichte

der europäischen Wissenschaft Aufklärung bringen, als sie von irgend Jemand bisher noch versucht wurde. Es müßten die Zusammenhänge dargelegt werden, die zwischen dem sprachbetrachtenden Geiste und allen übrigen Vorstellungskreisen der menschlichen Seele obwalten, es müßte gezeigt werden, welche geistigen Dispositionen ihn hemmen und welche ihn fördern. Die Nothwendigkeit derartiger Forschungen wird von unserer Geschichtswissenschaft überall noch kaum empfunden.

Jacob Grimm überragt die neben ihm genannten Grammatiker bei weitem. Er steht so hoch über ihnen, wie die deutsche Romantik am Anfange unseres Jahrhunderts die analogen Regungen anderer Nationen an Tiefe übertrifft. Da unzweifelhaft die Beschaffenheit der Sprache mit zu demjenigen gehört was man als den Zustand einer bestimmten Zeit begreift, so dürfen wir sagen: Jacob Grimm erfährt das Ganze wo die Andern nur den Theil. Denn die Sprache nicht blos, der gesammte Urzustand unseres Volkes ist der Gegenstand seiner Forschung. Und indem er die Grundlagen unserer Nationalität zu erschließen begann, nahm er auf eigenthümliche und bedeutungsvolle Weise Theil an der großen Arbeit nationaler Selbsterkenntniß, welche nicht anders gedacht werden kann als auf geschichtlichem Wege.

Bis zur Lösung gebracht ist die Aufgabe jedoch nicht, die Jacob Grimm sich stellte. Nicht einmal alle Gebiete des geistigen Lebens jener Urzeit konnte er der Reihe nach erschöpfend behandeln. Und was die Art der Behandlung anlangt, so dürfen wir, nachdem seine unsterblichen Leistungen vorliegen, um einen Schritt weiter gehen als er, und jene geistigen Richtungen, die er jede für sich in besondere Darstellungen brachte, nun zugleich und auf einmal in Angriff nehmen. Wir dürfen versuchen, in der Sprache, der Poesie, dem Rechte, der Religion, der Sitte den gemeinsamen durchwaltenden Drang der Seele bloß zu legen, die Bedingungen hinzuzufinden, die ihn geboren, überhaupt die älteste Geschichte unseres Volkes zu ergründen, wie es sich abzweigt aus dem europäischen Urvolke, auf welchem Wege es sich verbreitet, wie es sich gliedert in Stämme und Völkerschaften, wie es in den Gang der großen Begebenheiten eingreift und aus der altgemeinsamen Erbschaft und den neuen Verhältnissen seine geistige Welt sich erschafft. Und die Schicksale dieser Welt müssen wir verfolgen bis auf den Punkt wo andere überherrschende Mächte der Geschichte sie brechen, zerstören und ablösen, wo das objective Dasein unseres Volkes sein Ende erreicht und das moderne Bewußtsein von ihm Besitz ergreift.

Wenn es aber in jener älteren Periode erlaubt und, wollen wir hinter Jacob Grimm nicht zurückbleiben, nothwendig ist, die verschiednenen

Richtungen der Geistesthätigkeit in eins zu zwingen: muß nicht die Zeit der ausgebildeteren Cultur in ihrer allmählichen Vollenbung derselben Behandlung unterliegen? Muß nicht auch hier das gesammte Geistesleben in Betracht gezogen werden und die Aufgabe der Philologie sich gestalten als die Erforschung des Ganges, in welchem die menschlichen Gedanken sich aufsteigend entwickeln? Nichts anderes aber ist die Aufgabe der Geschichte. Und in der That, der menschliche Geist ist nur einer, wie könnte es zwei Wissenschaften vom menschlichen Geiste geben? So erkennen wir in Jacob Grimm ein Vorbild, in welchem sich erfüllt hat was wir anstreben müssen, die möglichste Aufhebung der Arbeitstheilung zwischen Philologie und Geschichte.

Als im Herbst 1846 in Frankfurt am Main deutsche Historiker, Juristen und Philologen zu der ersten Versammlung der Germanisten sich trafen, da machte Uhland den Vorschlag, zum Präsidenten den Mann zu erwählen, „in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden deutscher Geschichtswissenschaft zusammenlaufen, von dessen Hand mehrere dieser Fäden zuerst ausgelaufen sind, namentlich der Goldfaden der Poesie, den er selbst in derjenigen Wissenschaft, die man sonst als eine trockene zu betrachten pflegt, im deutschen Rechte, gesponnen hat.“ Lauter Zuruf und stürmischer Beifall stellte Jacob Grimm an die Spitze der Versammlung. Möge dieser Vorgang für uns ein Präcedens sein, und das Andenken dieses Mannes als großes Muster an der Spitze der vereinigten deutschen Geschichte, Philologie und Jurisprudenz leuchtend einhererschreiten. Zwar wie weit des Einzelnen Kräfte reichen sollen, kann ihm unmöglich vorgeschrieben werden. Aber zu hindern daß sie falschen Zielen nachjagen und sich abnutzen an unwürdigen Gegenständen, während die würdigsten unbeachtet zur Seite liegen, dazu kann die in Jacob Grimm Person gewordene Idee, wenn sie die Führung übernimmt, allerdings mitwirken.

Es eröffnet sich uns aber aus derartigen Betrachtungen ein neuer Gesichtspunkt für die Beurtheilung Jacob Grimm's. Einen noch höheren Maasstab gewinnen wir als wir bisher angelegt. Die Frage können wir noch aufwerfen: wie weit hat Jacob Grimm die höchsten Forderungen erfüllt, welche an die Geschichtswissenschaft gestellt werden müssen? Aber man entschließt sich schwer, einen Maasstab anzulegen der noch keine constante Größe ist. Wenn nicht Alles trägt, so stehen auf keinem Gebiete der Geisteswissenschaft so bedeutende Veränderungen nahe bevor, wie in der philosophischen Betrachtung der Geschichte. Daß die empirischen Gesetze des geschichtlichen Lebens aufgesucht und aus dem Wesen des Menschen wie aus den Naturbedingungen in die er hineintritt begriffen werden müssen: diese Uebergangung bringt immer bestimmter und lauter hervor.



Und die Discussionen, welche sich daran knüpfen, dürften in nicht ferner Zeit den Vordergrund aller historischen und philosophischen Studien einnehmen.

Sehen wir uns aber um, welche Hoffnungen wir hegen dürfen für die unmittelbare oder mittelbare Betheiligung der deutschen Philologie an so folgenreichen Erörterungen: so ergreift uns Scham und Zaghaftigkeit, und es wird uns zu Muthe, als wenn ein Traum uns auf die glänzende Höhe erfüllter Wünsche und des allervollkommensten Glückes getragen hätte und im plötzlichen Erwachen die Phantasiegemälde versänken und die schärfsten Contraste einer aussichtslosen Wirklichkeit uns unbarmherzig in's Auge drängen.

Wie ferne erblicken wir die überwiegende Mehrzahl der Fachgenossen von einem Streben, welches dem Ideale auf das wir hindeuten sich zu nähern suchte. Ein kleines Inferno ließe sich bevölkern mit denjenigen, die nach unserer Ueberzeugung ihre Kräfte nutzlos verschwenden und zur Ehre der Wissenschaft nichts beitragen, so viel sie selbst auch Ehre vor der Welt dabei gewinnen mögen. Wir widerstehen der Versuchung nicht, uns die verschiedenen Gruppen etwas genauer auszumalen, denen wir begegnen würden, falls die mittelalterlichen Anschauungen über das künftige Leben sich erneuern könnten. Da wären Menschen, verurtheilt auf den Köpfen zu gehen, weil sie in unverbesserlicher Halsstarrigkeit darauf bestanden, alle Dinge verkehrt anzusehen. Da wären die leichtsinnigen Bierschreiber, welche uner schöpflische Stöße der Bücher auffressen müßten, die sie im Leben auf das geduldige Papier hingehubelt. Da wären die Popularitätshascher und säßen sich verdammt, einer Heerde von des göttlichen Cumäos Pflegebefohlenen den Parzival zu erklären. Da wären gewisse Mythologen, welche die Verstiegenheit ihrer Combinationen durch stets mißlingende Anstrengungen büßen müßten, den Glaeberg zu besteigen. Da wären die Feinde aller ernstlichen und entschlossenen Kritik, die Einheitshirten des altdeutschen Volksepos, und würden zur Hälfte von einem großen Teufel, der Hagens von Tronje Gestalt trägt, in Pech zu einem dicken Brei abgefotten, weraus die andere Hälfte die Knochen erlesen und ordnen müßte, die sich dann wieder belebten, um mit jenen die Rollen zu tauschen, und so fort in regelmäßiger Abwechslung.

Auch zu einem Purgatorio der altdeutschen Philologie wäre hinlänglicher Stoff vorhanden. Und zuletzt könnten wir die kleine Gruppe von Männern beschreiben, welche im Paradiese zum Lohne für beharrlichen Ernst und willige Hingebung in Jacob Grimm's Gesellschaft den strahlenden Glanz der Wahrheit ohne Hülle schauen dürfen. Er selbst aber, wenn wir unsere infernalischen Erlebnisse ihm erzählten, würde vielleicht

lächeln und zu unserem Berichte den Kopf schütteln: „Wozu Qual und Strafe,“ würde er sagen, „wozu Spott oder Streit? Was kümmerts euch, wenn euer Nachbar Disteln auf seinem Acker baut? wozu ihm Vorstellungen machen, auf die er doch nicht hört? wozu ihn durch Stachelreden reizen, die seinen trotzigigen Eigenwillen nur vermehren? Laßt ihn ruhig seine Ernte halten, und immerhin ernsthaft seine Schätze auf die Tenne bringen und in die Scheuern sammeln. Wenn er sie zur Mühle trägt oder gar Brot daraus backen will, wird sich ja zeigen was er daran hat. Sucht ihr nur die Wahrheit in treuer und selbstvergessener Arbeit, ohne rechts und links zu blicken, dem Großen in Verehrung nachzueifern, aber ohne blinde Anbetung: die gesundene Wahrheit wird sich früher oder später schon selbst Recht schaffen. Die falschen Größen, welche dem eigenen Dünkel und der Leichtgläubigkeit des Publikums ihre Geltung verdanken, der Pabst und die Cardinäle, welche die Halbmisserei und die Thorheit über sich gesetzt haben, sind nicht aus stärkerem Stoffe geformt, als die Riesen des altskandinavischen Glaubens: steigt das volle Licht der Wahrheit über ihnen empor, so müssen sie erstarren zu taubem Gestein.“

Wien im Mai.

Wilhelm Scherer.

## Einige Briefe Alexanders von Humboldt aus den Jahren 1791—1813.

Während Alexanders von Humboldt Lebensgeschichte seit dem Beginn seiner großen Reise in hellem Lichte liegt, und in ihrer letzten Hälfte der Erinnerung der Mitwelt noch nicht entrückt ist, deckt seine Jugend bereits dichtes Dunkel; und doch ist es der jüngeren Generation vor allem anziehend sowohl wie lehrreich, gerade den Entwicklungsgang hervorragender Männer zu beobachten. Humboldt selbst hat es verschmäht, Klendcks von ihm selbst noch mit Wohlwollen aufgenommener Biographie Mittheilungen über diese schon so fern liegende Zeit seines überreichen Lebens hinzuzufügen, während ihn die erneuten Auflagen zu anderen Beiträgen veranlaßten.

Wir finden daher in diesem Buche über Humboldt's Aufenthalt in Hamburg, der vom Herbst 1790 bis zum Frühjahr 1791 währte, nur das was sich aus einem Briefe von Forster entnehmen ließ. Mit diesem

hatte Humboldt eben eine Reise nach England gemacht; am 27. Juli 1790 empfahl ihn Forster an Johannes von Müller mit folgenden Worten (Schriften 8, 122):

Je Vous écris pour Vous présenter Mr. de Humboldt le cadet, mon compagnon de voyage, un jeune homme rempli de connoissances et d'une rare maturité de jugement. Il est versé dans presque tous les genres de littérature, mais sa carrière particulière est celle des finances et de l'économie politique. Vous lui trouverez là-dessus, si Vous avez le temps de lui donner quelques moments d'entretien, les véritables principes, affermis par une riche moisson d'observations et par une suite de travaux assidus. L'étude des fabriques et des manufactures fait une partie de ses connoissances; il y a fait des progrès considérables. Ajoutez à cela, que tout cet édifice de connoissances pratiques ou immédiatement applicables aux besoins des états modernes, est appuyé sur un excellent fond de littérature grecque et romaine et de philosophie, dont il a cueilli les fleurs sans en négliger les parties les plus austères. En un mot, je crois pouvoir me justifier auprès de Vous, en Vous adressant un homme qui mérite de Vous connoître. Il va à Hambourg, et de là il retournera à Berlin.

Diese glänzende Charakteristik, welche von Klendke nicht erwähnt und wohl wenig bekannt ist, habe ich weder übergehen noch auch abkürzen mögen: sie bildet ein schönes Seitenstück zu der Schilderung des älteren Bruders in den von Schönborn bekannt gemachten Briefen Friedrichs von Senz an Garbe.

Am 26. December desselben Jahres schrieb Forster an Jacobi:

„Der jüngere Humboldt ist bei Büsch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, morfondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt postterliche Briefe voll Raune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit.“

Da Christian Stolberg Amtmann in Tremsbüttel war, halbweges zwischen Hamburg und Lübeck, konnte von einem häufigen Verkehr nicht die Rede sein, und über den Kreis, in welchem Humboldt eigentlich lebte, erfahren wir also gar nichts. Unter diesen Umständen schien es mir gerechtfertigt, die folgenden Briefe an meinen Vater mitzutheilen; sie enthalten nicht nur viele Namen seiner damaligen Freunde, welche vielleicht zu neuen Mittheilungen führen können, sondern sie zeigen auch die Wärme und Lebhaftigkeit, womit Humboldt das Andenken jener so kurzen Zeit

und die freundschaftlichen Beziehungen, die damals entstanden waren, noch lange festhielt. Zugleich fehlt auch nicht die possierliche Laune, deren Forster gedenkt; und die anspruchsfreieste Liebenswürdigkeit läßt völlig vergessen, welches bedeutende Uebergewicht doch schon damals Humboldt seinen Genossen gegenüber empfinden mußte.

Der erste „Etschburg, heute“ datirte Brief wird im April 1791 geschrieben sein; der nächste vom 7. Mai erwiebert eine Antwort vom 26. April. In den folgenden Briefen schildert Humboldt selbst die außerordentliche Thätigkeit, welche er in Freiberg und darauf in seiner amtlichen Beschäftigung entwickelte; es wird auch seinem Andenken nicht schaden, daß wir den jungen Schriftsteller bemüht finden, eine Recension seiner Abhandlungen zu veranlassen.

Mit dem Jahre 1793 endigte diese Correspondenz; 1807 brachte Moriz Robert, Rahel's Bruder, eine warme Empfehlung, die noch einmal an die alten Zeiten erinnerte.

Der viel jüngere Freund (geb. 1773, gest. 1824) war, als Humboldt die Handels-Akademie besuchte, im Hause seines Verwandten J. G. Büsch als dessen Amanuensis beschäftigt, und besuchte vermuthlich die Vorlesungen im akademischen Gymnasium, um sich zum theologischen Studium vorzubereiten; alle seine Vorfahren, von denen man noch Kunde hatte, waren Pastoren gewesen. In Göttingen zogen ihn aber, vorzüglich durch Lichtenberg, die Naturwissenschaften übermächtig an; 1793 erhielt er von Caspar Voght die Aufforderung, ihn auf einer wissenschaftlichen Reise durch England zu begleiten. Voght, der in jenem Briefe gleichfalls erwähnt wird, war ein reicher Hamburger Kaufmann, Compagnon von G. H. Sieveking; er zog sich um diese Zeit von den Geschäften zurück, um sich ganz den philantropischen und landwirthschaftlichen Bestrebungen zu widmen, welche seinen Namen auch bekannt gemacht haben. Der König von Dänemark erhob ihn in den Adelsstand. Wattenbach hatte, aus England heimgekehrt, sich der Kaufmannschaft gewidmet, ein Entschluß, der Lichtenberg's volle Billigung fand. Er schrieb ihm am 29. August 1796: „Nur dann, wenn mehr Köpfe von dem Gehalt des Ihrigen sich der Handlung widmen, kann der Kaufmann für uns werden, was er seit jeher für alle blühenden Staaten gewesen ist. Es freut mich unendlich, daß ich doch wenigstens zuweilen sehe, was sonst unerhört war, nämlich daß gute Köpfe sich nicht eigentlich einer der 4 Facultäten widmen, um da zu versauern. Ihr Entschluß macht Ihnen die größte Ehre. Ich habe 2 Tugens, einen von 10 und einen von 6 Jahren. Ich werde in ihren Köpfen mit Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte und Sprachen aufräumen und aufräumen lassen, aber eigentlich studiren, ich meine predigen, Prozesse

führen und Recepte schreiben lernen sollen sie nicht, es müßte denn der selten Fall eintreten, daß sie ohne Schläge nicht davon abzubringen wären."

Auf diesen Wechsel des Berufes bezieht sich der Anfang von Humboldt's Brief. Im Jahre 1813 führten Geschäfte Wattenbach nach Paris, wo auch Alexander von Humboldt sich damals aufhielt; am 7. September begegneten sie sich auf der Straße, aber ihn in seiner Wohnung zu finden, war nicht leicht. „Humboldt nicht zu Hause, geht alle Morgen früh aus, schläft wenig," heißt es am 19. September. Und in einem Briefe vom 1. October: „Humboldt ist nicht wieder aufzufinden, er scheint sich zu verbergen, da alle Leute klagen, daß sie ihn nie zu Hause treffen können, wo er wirklich auch nicht ist. Es ist mir indessen lieb, daß ich ihn vorläufig auf der Straße gefunden habe." Endlich aber am 20. October: „Ich fand endlich Humboldt zu Hause und ganz in seiner alten Manier." Er übernahm damals auch mit großer Liebenswürdigkeit die Besorgung eines Auftrages, den das letzte Billet berührt; ich habe es mitgetheilt als Beweis seiner unverminderten Anhänglichkeit an die Hamburger Freunde. Die darin ausgesprochene Behauptung ist richtig, die Uebersendung der Pflanzenliste war durch Reimarus nur vermittelt worden.

So mögen denn diese mit liebevoller Sorgfalt aufbewahrten Schriftstücke jetzt in die Oeffentlichkeit treten, als ein kleiner Beitrag zur Charakteristik Humboldt's und zur Aufhellung seiner noch zu wenig bekannten Jünglingsjahre.

W. Wattenbach.

Heidelberg, den 30. Juni 1865.

## I.

(April 1791.)

Erfchburg, heute.

Das ist eine Briefstellerei! Erst an Böhlingk, nun an Sie, lieber Wattenbach.

Böhlingk wird Ihnen sagen, daß ich nun doch mit van der Leyen zusammenreise. Außer dem Punschlüssel sehe ich daß der tugendhafte auch 18 Louisd'or bei sich hat. Schulden drücken, also will ich mein Gewissen entladen. Hier sind die 3 £ zurück. Geben Sie sie Büsch und Böhlingk.

Ich habe so viel Gold, daß ich mir Nase, Mund und Ohren vergolden lassen kann.

Grüßen Sie Spelter und unseren lieben Kranken. Ist das nicht Exactitüde!!

Humboldt.

Denken Sie ja nicht daß mich das Gold an van der Lehen gebunden hat. Das merke ich jetzt erst in seiner Börse.

## II.

(Berlin, d. 7. Mai 1791.)

Ich habe seit mehreren Tagen einen dicken Batten, wahrscheinlich aus Erkältung. Ein Flußstieber quält mich dabei — das ist der einzige Grund warum ich so lange an niemand geschrieben. Sagen Sie das an Mab. Büsch, den Professor und Ebeling! Ich denke man wird mich entschuldigen. Man weiß ja wohl daß ich sonst weder ungefällig noch unheilnehmend bin.

Für Ihren Brief vom 26sten herzlichsten Dank, lieber Wattenbach! Sie haben mir recht viel Freude damit gemacht. Schreiben Sie mir ja, so oft Sie wollen und können, vorzüglich von sich selbst und Ihrer Lage, Ihrer Bildung. Ich antworte gewiß schnell und ausführlich. Sie wissen ja wohl, daß ich Sie liebe. Das ist alles was Menschen an Menschen geben können.

Machen Sie daß meine Bücher bald geschickt werden, sie mögen kosten, was es wolle. Ich brauche sie. Die Ausfuhrliste schicken Sie auf der Post.

Mein Bruder ist wieder hier und ich bin im Ganzen recht froh!

Grüßen Sie Maclean, Spelter und Hülsenbel, vor allen unsern guten, guten Böhmling!

Ihr

Humboldt.

Berlin, den 7. Mai 1791.

## III.

(Freiberg, d. 18. Febr. 1792.)

Wenn nicht die wenigen Briefe, die ich in meiner jetzigen Lage zu schreiben im Stande bin, alle mit Entschuldigungen anfangen, so würde ich auch Ihnen, mein guter, lieber Wattenbach, gern welche machen. Aber so bin ich des ewigen Klagens über Zeitmangel wirklich müde. Unendlich leid thut es mir in der That, daß ich Ihnen auf Ihren so vertraulichen und liebevollen Brief vom 14ten Nov. noch immer nicht antwortete. Aber wenn Sie meine Lage kennen, so würden Sie und Hülsenbel und alle meine Freunde mich entschuldigen. Denken Sie nur daß ich in den 9 Monathen die ich hier war, gut ein 150 Meilen zu Fuß und Wagen durch Böhmen, Thüringen, Mansfeldt zc. gereiset, daß ich regelmäßig alle Tage von 6—12 Uhr anfuhr (wobei das auf die Grube gehen oft 1—2 Stun-

den dauert und im Schnee sehr beschwerlich ist), daß ich ein 5—6 Kollegia auf den Nachmittag zusammengebrängt habe — und sprechen Sie mir dann selbst mein Urtheil. Es war noch keine Zeit meines Lebens, in der ich so beschäftigt war, als hier. Meine Gesundheit hat sehr gelitten, ob ich gleich nicht einmal krank war. Dennoch bin ich im Ganzen sehr froh. Ich treibe ein Metier, das man um es zu lieben, nur leidenschaftlich treiben kann, ich habe an Kenntnissen unendlich gewonnen und ich arbeitete nie mit der Leichtigkeit als jetzt.

Doch immer und immer von mir! Sie waren krank, armer Mensch! Ich wußte es durch Maclean. Ich habe Sie herzlich bedauert. Das Kranksein ist kein Unglück, aber die Einsförmigkeit des Lebens, das Beklagtwerden von andern ist unerträglich. Pepin und Meyer aus Embden haben der Akademie durch ihren Tod wohl keinen Dienst erwiesen. Sprechen Sie doch mal davon, daß der hiesige Berghauptmann v. Heynitz vielleicht seinen Sohn zu Büsch schicken würde. Der Vater munkelt davon, ich zweifle aber doch daß es geschieht. Indeß reden Sie immer davon. Madame wird viel Freude über die bloße Hoffnung haben. Was Sie mir von Gisele und Flobel erzählten, hat mich unendlich amüfirt. Bitten Sie doch Guille um seine Adresse nach Amsterdam. — Ich bin Ihnen glaub' ich Geld schuldig, weiß aber nicht wie viel. Auch das Geld für Arendt muß ich schicken. Ich thue beides von Berlin aus, wo ich in 8 Tagen sein werde, weil von hier das Porto so theuer ist. — Böhlingks Brief hat mir viel Freude gemacht. Ich liebe den Menschen unendlich. Er ist gewiß nicht so kalt, als er sich zu sein zwingt. Ich halte ihn für überaus gut und rein. Wo ist denn Kosh? Sie müssen mir eine ganze Liste und historiam der Schicksale aller Academ. schreiben. Sagen Sie mir doch etwas über sich, Ihre jezige Art zu studiren, Ihre Aussichten. Sie wissen wie innigen Antheil ich daran nehme. Ich bin so von aller Correspondenz durch meine Schuld abgerissen, daß ich seit 6 Monathen keine Zeile von Forster sahe!\*) Wo ist denn Speker in der Schweiz? An Hülsenbel schäme ich mich zu schreiben. Wofür muß der Mensch mich halten? Er schreibt mir einen überaus freundschaftlichen, herzlichen Brief, bittet mich um einen sehr geringfügigen Dienst — und ich, ich antworte auf dies alles nicht. Indeß habe ich doch theils selbst, theils durch meinen Bruder für den H. Christ. Mund Schritte gethan, aber durch die Nach-

\*) Schon am 6. Aug. 1791 schreibt Forster an Jacobi: „Alexander Humboldt ist in Freiberg und fängt an mir abzusterven. Wilhelm ist längst todt für mich; er herrathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bebauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu.“

Idiosyncrasie des Kammergerichtsraths Klein nichts seitdem von der Lage der Sachen gehört. Suchen Sie dies alles bei dem guten Hülsenbel gut zu machen. Sie halten mich beide ja wohl für keinen ungefälligen Menschen, am wenigsten gegen Freunde, denen ich so manchen frohen Augenblick als Ihnen beiden verdanke. Von Berlin aus schreibe ich gleich an Hülsenbel.

Nun eine kleine Bitte. Wollten Sie wohl beiliegendes Stück an Brodhagen geben, ihm einige Schmeicheleien an den Hals werfen und ihm zu verstehen geben, daß ich eine Rezension davon in den Zeitungen wünschte. Sie wissen das schon zu machen, ohne mir (meiner hohen Person) etwas zu vergeben. Zum Schriftstellerischen Handwerk gehört Räuten, darum halte ich etwas auf Rezensionen. Brodhagen fan die Veranlassung davon nehmen, daß das Journal gleichsam von neuem anfängt, da es ehemals H. Köhler allein, jetzt aber seit diesem Januar mit H. Hofmann zusammen herausgiebt.

Ich habe schrecklich unter den Drufflern gelebt. Denken Sie nur theils schon gedruckt, theils noch ungedruckt

fürs botanische Magazin:

1. Ueber die Bewegung der Staubfäden der *Parnassia palustris*.
2. Ueber eine zwiefache Prolifikation der *Cardamine pratensis*.
3. Diss. de plantis subterraneis Fribergensibus.

für Grens Journal der Physik:

Versuche über die grüne Farbe unterirdischer Vegetabilien.

für Crells Annalen:

Tafel über die Wärme-leitende Kraft der Körper nach Materschen Formeln berechnet.

So viel entdeckt und beobachtet! Nos poma natamus.

Grüßen Sie alles!!

Humboldt.

Freiberg, den 18. Febr. 1792.

An H. v. H.

in

Jägerstrasse.

Berlin.

Lesen Sie doch allenfalls in meinen Aufsätzen meine Theorie der Verbrennung und meine Versuche über die Zerlegung des Kochsalzes. Beide sind neu.

#### IV.

(Berlin, d. 28. Juni 1792.)

Ich bin in schrecklicher Verwirrung, lieber Wattenbach, aber gesund. Seit 4 Monaten reise ich in Königl. Geschäften vom Sächsischen Erz-



gebirge, Mansfeld und Berlin hin und her. Morgen geh ich wieder nach Baireuth ab, wo mir die Untersuchung des Bergbaus im ganzen Fichtelgebirge aufgetragen ist. Die Briefe von Maclean, Gifete habe ich 2 Monate später erhalten. Sie liefen nach Freiberg, wie ich zum zweiten Mal in Böhmen war, und als ich das zweite Mal in Freiberg war, waren die Briefe nach Berlin geschickt! Darum konnte ich nicht antworten. Es wird mir ja wohl von Euch allen verziehen. Ich werde auch Jedermann antworten, so bald ich mich nur etwas verpuffet habe.

Hier das Geld für Arendt zc. Grüßen Sie alles, besonders Maclean.

Es soll mir geschrieben werden

An den Bergassessor

v. H.

abzugeben beim                                    in  
Legationsrath v. Humboldt.                    Erfurth.

Mein Bruder schickt mir die Briefe nach.

Leben Sie herzlich wohl, guter Wattenbach.

Verzeihung!

Berlin, den 28. Juni  
1792.

Humboldt.

V.

(Berlin, den 9. Febr. 1793.)

Liebster Wattenbach!

Seit undenklicher Zeit hör' ich nicht von Ihnen. Das thut mir leid. Denn Sie wissen daß ich Sie liebe und wir haben doch bisweilen recht frohe Stunden mit einander verlebt. Ich bin in einer Lage wo alle meine Freunde Recht haben mit mir unzufrieden zu sein. Gott weiß wie es mit meiner Zeit geht. Seit dem Junius habe ich wieder ein 600 Meilen zurück gelegt, war nirgends lange an einem Ort. Zerstückelte Briefe schreibt man ungern, darüber harrt man immer, verschleßt, und so verläuft eine Woche nach der andern. Doch bald wird es besser, mein Guter! Ich bin seit 14 Tagen in Berlin zurück, bleibe bis in den April ruhig hier, lasse hier meine längst angekündigte Flora cryptog. Fribergensis drucken und begeben mich im April aufs Fränkische Fichtelgebirge, denn ich bin Oberbergmeister der Fränkischen Fürstenthümer geworden. Den Sommer war ich in Schwaben, Baiern, Tirol, Wien, Mähren, Schlesien, und zuletzt komme ich wegen der Steinsalzwerke aus Pohlen. So ist der Mensch ein wanderndes Geschöpf, aber froh sieht er sich immer wieder nach denen um, die ihm einst nahe verbunden waren, erinnert sich dankbar der Freuden des geselligen Umgangs.

Was machen Sie, mein Lieber? Wohnen Sie noch unter dem Dache wie ehemals, sind noch ein schreibendes Werkzeug? Werden Sie bald auf die Universität gehen? \*) Wohin, vielleicht nach Jena in unserer Nähe, denn ich wohne in Naila, einer Bergstadt zwischen Saalfeld und Eger. Was macht Böhlingk und besonders Maclean, an den ich Sie bitte beliegendes Zettelchen zu geben? Wenn ich Sie doch alle einmal wieder sehen könnte. Aber diesen Winter ist das unmöglich.

Grüßen Sie Büschens, ihn und sie so freundlich als Sie können, entschuldigen Sie mich bei Reimarus und Gieseke, denen ich gewiß Briefe schuldig bin. Sagen Sie ihnen ich wäre in Pohlen gewesen, das halten die Leute für so barbarisch, daß sie dort keine Post vermuthen. Dahm lebt hier wie immer, das heißt schläfrig still und gutmüthig.

Schreiben Sie mir bald, Lieber, von allem was auf unserer Akademie vorgeht, besonders wo Böhlingk ist. Es interessirt mich sehr, auch von Specker und seinen Aussichten. Ich umarme Sie.

Humboldt.

Ich habe noch eine platte Bitte an Sie. Man quält mich um Hamburger Porter, das heißt englisches in Hamburg gekauft. Thun Sie mir doch die Liebe und schicken Sie mir mit der Post ein 3 Bout. Porter zur Probe, recht guter. Geben Sie nur Crummy's oder wie hieß die Kneipe am Hafen, in die ich immer mit Dashwood lief, die Adresse und Geld, dann haben Sie wenig Beschwerde davon. Ich lege 5 Rthlr. bei, ich weiß wohl daß 3 Bout. nicht so viel kosten — aber heben Sie das andere auf, oder vielleicht bin ich Ihnen selbst noch schuldig. Nehmen Sie die platte Bitte nicht übel.

Meine Adresse ist

An Herrn Oberbergmeister v. H.

in

Berlin, den 9ten Febr.

Berlin.

## VI.

(Berlin, d. 10. April 1807.)

Liebster Wattenbach — Zu einer Zeit wo Sie predigen und ich ein buchhaltender Geschäftsmann werden wollte, waren wir uns sehr nahe. Sie haben meine Rolle, ich nicht die Ihrige übernommen, aber trotz dieses Wechsels, trotz meiner langen Abwesenheit, haben Sie mich gewiß nicht vergessen. Ich wenigstens erinnere mich gern an unsere jugendlichen Freunden, an den inneren Kranz des Hauses und an die lebenswürdige Heiter-

\*) Er studirte damals in Göttingen.

leit Ihres edelen Charakters. In diesen Gefinnungen, in dieser Zuversicht, darf ich Ihnen wohl einen jungen Mann empfehlen, dem ich sehr wohl will und der der Bruder eines überaus geistreichen Frauenzimmers ist. Ueberbringer dieser Zeilen ist Herr Moriz Robert. Er ist selbst sehr gescheut und gebildet, und Sie lieben mich genug, um ihn freundlich aufzunehmen. Ich habe es nicht gewagt ihn auch an Herrn von Voigt zu empfehlen. Sie werden selbst beurtheilen ob Sie einst Gelegenheit haben, ihn vorzustellen.

Der arme Donah \*) bewirthet uneingeladene Kaiser und Könige auf seinen Gütern. Gil sah ich in Barcellona, sehr interessant aber melancholisch und von zerrütteter Gesundheit. Ueber Dashwood hörte ich gerne von Ihnen etwas. Mir ist er seit 15 Jahren verschollen. Sein Bruder war mit mir in Westindien. Maclean in Danzig ist reich, fleißig, arbeitssam und immer gleich edel.

Ich lebe der Hoffnung Sie noch einmal zu umarmen.

Mit inniger Freundschaft

Ihr

Berlin, d. 10. April 1807.

Humboldt.

## VII.

(Paris, d. 4. Nov. 1813.)

Ich habe schlechte Ehre, mein lieber, mit Ihrer Liste eingelegt. Sie kann unmöglich von Reimarus sein, sondern ist von irgend jemand aus etnem botanischen Buche zufällig abgeschrieben. Sie enthält lauter Pflanzen die man hier, in Kew und in Schönbrunn nie in Saamen hat. Vielleicht sind die 3 angestrichenen zu haben, doch fand ich sie noch nicht im botanischen Garten, wo ich gestern deshalb selbst war. Vielleicht finden Sie 3 oder 4 bei Nollette (Rue du Faub. St. Jacques) oder bei Cels (Grand Mont-Rouge). Morgen erhalten Sie Ihr Billet. Mit alter Liebe, theurer Wattenbach

Ihr

Donnerstags.

A. Humboldt.

(Stempel vom 4. Nov. 1813.)

\*) Graf Alexander Dohna, Schleiermacher's Jüngerling, welcher auch die Akademie in Hamburg besucht hatte.

## Der Aufstand der Sachsen in Lüttich.

(2. Mai 1815.)

Neben den ruhmvollen Thaten deutscher Waffen, welche sich heute mit der Kraft einer fünfzigjährigen Erinnerung vor uns erneuern, steht ein Ereigniß, das keinen Anlaß zur Festesfreude, doch Anlaß genug zu ernster vaterländischer Betrachtung giebt. Ich meine den unglücklichen Ausgang, welchen die lang umstrittene Frage über das Loos Sachsens beim sächsischen Heere nahm. Die deutsche Geschichtschreibung hat diesem Theil der Frage bis jetzt noch nicht die gründliche und unbefangene Würdigung gewährt, die er verdient. Die älteren Werke gehen flüchtig darüber hinweg; Gervinus hält ein kurzes bitteres Gericht darüber, das vorzugsweise auf einer einseitigen Quelle beruht; Berg berührt den Vorgang wiederholt, doch hatte er keine Veranlassung, sich mit der vollständigen Aufklärung desselben zu befassen. Auch Häuffer scheint nach seinem Urtheil und nach seiner Darstellung die Thatfachen nur unvollständig zu kennen. Von besonderen Schriften über den Vorfall verdient nur die sogenannte „Actenmäßige Darstellung“ des sächsischen Generals v. Zeysswitz, die Hauptquelle von Gervinus, Erwähnung: sie theilt manches wichtige Material mit und beobachtet im Ton im Ganzen die auch dem Gegner schuldirge Rücksicht; doch war der Verfasser, der persönlich bedeutenden Antheil an jenem Ereigniß hatte, noch 1850 zu sehr von seinen bitteren Erinnerungen und seinem ausschließlich sächsischen Standpunkt beherrscht, um zu einer geschichtlichen Darstellung befähigt zu sein. Gleichwohl verdient das Ereigniß eine solche Darstellung: zuerst um der Wahrheit, sodann um der uralten und eben in unsern Tagen wieder erneuten Bedeutung der Gegensätze willen, die damals, wie in vielen schweren Stunden der deutschen Geschichte, aufeinandergetroffen sind. Die Darstellung beruht auf der Vergleichung der bedeutenderen hierher gehörigen Schriften und auf den Akten im Archiv des Generalstabs in Berlin.

Wir müssen uns zunächst der allgemeinen Verhältnisse erinnern, unter denen die Bewegung im sächsischen Heer entstand. Im Frühjahr 1813 war an Sachsen eine große Aufgabe herangetreten; das Land schien bestimmt, eine Entscheidung in die Waagschale zu werfen, die weit über das Verhältniß seiner Größe hinausging. Gerade auf der Grenze zwischen der preussisch-russischen Macht auf der einen und derjenigen Napoleon's auf der anderen Seite gelegen, mußte sein Bestiz beim bevorstehenden Zusammenstoß für jeden der beiden Theile von hoher Wichtigkeit sein. Die mittlere Elbe vom Erzgebirge bis Magdeburg hinab, mit der festen Punkten Dresden, Wittenberg und Torgau, gab eine treffliche Stütze für die Bewegung großer Heere, die Fruchtbarkeit und Volksmenge war vorzüglich zur Ernährung derselben geeignet; das Heer, in den französischen Kriegen geschult, verstärkte die Macht dessen, dem es sich anschloß, um 15,000 M., und weit wichtiger noch war der Eindruck, den es weithin auf die Gemüther in Deutschland hervorbringen mußte, je nachdem dieses Land mit reichlich 2 Mill. Einwohnern, d. h. mit mehr als dem dritten Theil der damaligen Volkszahl

Preußens, auf die eine oder die andere Seite hinübertrat. Das Volk, wenn auch nicht vom gewaltigen Aufschwung des preußischen ergriffen, war doch ohne allen Zweifel für die Sache Deutschlands und hätte freudig seine Mannschaft und seine Habe dafür eingesetzt; aber der König und der Hof hatten nicht Deutschland, nicht ihr eignes Volk, sondern nur ihren vermeintlichen Vortheil im Sinn. Friedrich August hatte sich vor dem Einrücken der preußisch-russischen Heere zuerst nach Regensburg geflüchtet; dann harrete er in Prag der Ereignisse, die seine Rückkehr zu Napoleon oder seinen Uebertritt zu den Verbündeten entscheiden sollten. Es ist uns noch ganz neuerdings durch die Denkwürdigkeiten seines damaligen Ministers, des Grafen Senfft, bestätigt: wie er mit Oestreich eine Politik der Neutralität zu befolgen dachte, welche doch bei der Lage und Kleinheit seines Landes völlig unmöglich war; wie er dabei von seinem Land und Volke nie anders als von seinem Hauseigenthum dachte und sprach; wie er endlich durch die Schlacht bei Lützen schnell wieder zu seiner alten Neigung, zum Dienste Napoleon's, bekehrt wurde. \*) Die Bemühungen der verbündeten Herrscher und ihrer Generale, das Bündniß Sachsens zu gewinnen, waren fruchtlos geblieben; ein Versuch des Generals Thielmann, die sächsische Besatzung von Torgau zur Erklärung für die Verbündeten zu bewegen und dadurch den König mit fortzureißen, war mißlungen, der General war geflohen und in russische Dienste getreten. Friedrich August brachte dem Unterdrücker Deutschlands eine Machtverstärkung von unberechenbarer Bedeutung zu; das Land, die Festungen, der Fluß waren zu dessen Verfügung; 15,000 Sachsen, die nach dem Vorgang Preußens für die gute Sache leicht auf 30,000 vermehrt werden konnten, mußten wieder unter französischen Fahnen kämpfen. Es war bei dem Gleichgewicht der Kräfte, wie es im Frühjahr 1813 bestand, sehr möglich, daß bei einem frühzeitigen entgegengesetzten Entschluß Sachsens die Verbündeten den Feldzug nicht verloren; es ist gewiß, daß in diesem Falle die Gesamtentscheidung des Kriegs einen weniger langen und verzweifelten Kampf gekostet hätte. Der König indessen hielt bei Napoleon bis zum letzten Augenblick aus. Selbst als sein Heer am Morgen des 18. October die Erlaubniß von ihm erbat, die französischen Reihen zu verlassen, wies er es durch den Befehlshaber, General v. Jeschau, einfach auf seine bisherige Pflicht hin, ohne die geringste Sorge für seine verzweifelte Lage zu zeigen. Am Nachmittag ging dann der größte Theil dieses Heeres mitten in der Schlacht zu den Verbündeten über; die Führer sprachen dabei die Meinung aus, daß sie ihrem König, der in der Gewalt Napoleon's keinen freien Entschluß habe, das Land zu retten hofften. Am 19. fiel mit der Einnahme von Leipzig Friedrich August, nur von wenigen Soldaten umgeben, in die Hände der Sieger; auch in den letzten Stunden noch war er von der Größe Napoleon's völlig geblendet; mitten unter dem furchtbaren Zusammensturz napoleonischer Macht glaubte er noch an die Möglichkeit, daß jener zurückkehre.

\*) Es ist auch heute noch von Interesse von dem Eifer zu lesen, welchen der sächsische Hof für Napoleon's Gewalttherrschaft bewies. Eine Denkschrift, die im Decbr. 1814 auf dem Wiener Congreß in Umlauf kam, giebt bedeutame Aufschlüsse darüber. Sie findet sich abgedruckt in Klüber, Acten des Wiener Congresses. VII. 235—280.

Die Verbündeten unterschieden zwischen dem König von Sachsen und dem sächsischen Volke. Der erstere wurde einfach nach dem Recht des Krieges und der Eroberung behandelt; er kam als Gefangener nach Friedrichsfelde bei Berlin, um dort sein Schicksal zu erwarten. Das Land wurde an die Centralverwaltung unter dem Minister von Stein überwiesen und erhielt den russischen Generallieutenant Fürsten Nepnin zum Generalgouverneur. Es entsprach mit rühmlicher Anstrengung der Aufforderung, sich am Kriege gegen Napoleon zu betheiligen; es brachte an Mannschaft und Kriegsmitteln auf, was bei den erschöpften Kräften möglich war. Der größere Theil des Heeres nahm noch im Frühjahr 1814 am Feldzug in Belgien Theil, es war unter den Befehl des jetzt in russischen Diensten befindlichen Generallieutenants von Thielmann gestellt und dem aus norddeutschen Contingenten neu zusammengesetzten dritten deutschen Armee Corps unter dem Herzog v. Weimar zugetheilt. Es kam der erste Pariser Friede (30. Mai 1814); doch brachte er so wenig über das Schicksal von Sachsen, als über die anderen aus der Herrschaft Napoleon's an die Centralverwaltung übergegangenen deutschen Länder, eine Entscheidung. Sie war dem Congreß vorbehalten, der sich zu Anfang August in Wien versammeln sollte, indess erst zu Ende September allmählich zusammentam. Die Ungewißheit und die Verzögerung hatte namentlich in der sächsischen Sache sehr schlimme Folgen. Es konnte nicht verborgen bleiben, daß über das Schicksal des Landes zwischen den verbündeten Mächten keine Uebereinstimmung bestand. Preußen sollte gemäß den Verträgen von Kalisch, Reichenbach und Teplitz in dem Bestand wieder hergestellt werden, den es vor dem Kriege von 1806 gehabt. Verfügbar waren zu diesem Zweck die deutschen Rheinlande, Sachsen und Polen; auf das letztere aber machte Rußland fast ausschließlich Anspruch; es blieb also Sachsen um so mehr der Hauptentschädigungsgegenstand, als die Rheinlande lange nicht dafür ausreichten und überdies vom Hauptkörper zu weit entfernt lagen. Hiernach bildete sich bei den preussischen Staatsmännern und Generalen schon frühe die Ansicht: es müsse ganz Sachsen mit Preußen vereinigt werden; dadurch werde zugleich die bisherige Eigenthümlichkeit des Volks mit seinen Rechten, seinen Freiheiten, seiner besonderen Verwaltung am besten gewahrt; der König, soweit er sein Recht nicht verwirkt habe, könne anderweitig entschädigt werden. Wie die Lage der Dinge zur Zeit der Verhandlungen in Paris war, ist es wahrscheinlich daß Fürst Hartenberg, wenn er mit dieser Forderung rechtzeitig hervortrat, die vorläufige Zustimmung der Verbündeten dafür gewonnen hätte. Sobald aber dieser Zeitpunkt unbenutzt vorübergegangen war, erhoben sich die Hoffnungen der sächsischen Hofpartei. Es schien noch möglich, daß das Land für den König gerettet werde; man konnte die Absichten Preußens wissen, man konnte voraussehen, daß sie von Rußland, damit dieses Polen desto leichter erwerben könne, unterstützt werden würden; man durfte aber annehmen, daß zuerst Frankreich, sodann auch Oestreich und die deutschen Mittelstaaten nicht günstig für die preussischen Ansprüche gestimmt sein würden und daß selbst in England am Hofe und im Staate eine Partei dagegen sei. Unter diesen Umständen kam es vor Allem darauf an, daß aus dem Lande selbst möglichst viele Kundgebungen für die Rückkehr des Königs hervorgingen; und es schien die Stimmung des Volks,

das sich aus der Ungewißheit nach der endlichen Feststellung seines Schicksals sehnte, dieser Absicht zu Hülfe zu kommen. Der König ließ im Juli zur Mittheilung an die verbündeten Mächte eine Staatschrift zur Rechtfertigung seines Benehmens und zur Vertheidigung seiner Ansprüche abfassen; zugleich kam in der Hauptstadt eine lang andauernde Bewegung für ihn zu Stande, die sich in Eingaben und Deputationen der höheren Behörden und der Einwohner bald an den Kaiser Alexander, bald an den Fürsten Nepnin, bald auch an den König selbst äußerte. Der weitaus größte Theil des Volks blieb zwar ruhig und es ist gewiß, daß es im Ganzen, sofern das Land nur ungetheilt blieb, mindestens ebenso gern den Anschluß an Preußen, als die Rückkehr seines Königs gesehen hätte; und wo der Blick etwas weiter reichte, wie in Leipzig und andern selbständigen Städten, war man ohne Zweifel mehr für das erstere. Doch nahm die Bewegung für Friedrich August um so mehr einen größeren Schein an, als sich in Dresden eine Menge Unzufriedener, darunter auch französische Kriegsgefangene, anhielten, die vielerlei aufregende Reden führten. Diese Zustände pflanzten sich auch über das Heer fort, das mit der Heimath in beständiger Verbindung geblieben war, und in dem sich ohnedem eben um jene Zeit manche Veranlassungen zu Zorn und Unzufriedenheit zutrugen. Der Hof suchte auch von dorthier eine Kundgebung für den König zu gewinnen; die Stimmung der Truppen, die allgemeinen Zustände von Land und Volk thaten das ihrige dazu. So brachen die Unruhen in verschiedenen Zeichen hervor; sie erschienen zuerst unbedeutend, dann steigerten sie sich unter fortwährender Einwirkung der ungünstigen allgemeinen Zustände bis zur Meuterei und zur dauernden Auflösung von Ordnung und Zucht.

Der sächsische Heertheil hatte nach dem Feldzug in Belgien in und um Koblenz Quartiere erhalten; Generalleutnant v. Thielmann war in der Stadt, General v. Kleist, der jetzt das dritte deutsche Armeecorps befehligte, in Aachen. In Koblenz nahm die Bewegung ihren Anfang. In einem Artikel des „Rheinischen Merkur“ unter der Ueberschrift „Sachsens Pflicht und Recht“ war der König von Sachsen heftig angegriffen und unter Anderem beschuldigt worden, er habe im Mai 1813 die Verhandlungen zwischen Oestreich, Rußland und Preußen gegen das Versprechen der Erwerbung Brandenburgs an Napoleon verrathen; die Phantasie und der patriotische Zorn hatten Öhrres, wie es ihm öfter geschah, über die nüchterne Auffassung der Wirklichkeit fortgerissen. Die sächsischen Offiziere, ohnedem schon durch die Gerüchte aus der Heimath und den lauten Kampf um das Schicksal ihres Staates aufgeregt, waren voll Erbitterung über das Blatt, und der Hauptmann v. Dziembowski von der Garde vergaß sich so weit, daß er den Redacteur mit Soldaten in seiner Wohnung überfiel und unter grober persönlicher Beleidigung auf die Wache brachte. Generalleutnant v. Thielmann konnte eine solche Gewaltthat in seinem Hauptquartier nicht dulden; er schickte den Offizier zur Strafe von der Armee weg ins Depot zurück und setzte die sächsischen Generale durch ein besonderes Schreiben vom 31. Juli zur vertraulichen Mittheilung an die Offiziere davon in Kenntniß. Das war in der Ordnung und die Strafe war gelinde genug, allein das Schreiben ging über den nothwendigen Inhalt hinaus. Es enthielt eine spottende Anspielung auf die

Anhänglichkeit des Hauptmanns Dziembowski an das Königshaus, die mit den Gnabenbezeugungen zusammenhänge, welche dessen Vater wegen seiner Religionsveränderung empfangen habe; es schrieb dessen Handlungsweise einer „Zerrüttung der Verstandesträfte“ zu, wie dies „aus der in Torgau bewiesenen zügellosen Anhänglichkeit an die Franzosen fast unwiderrufflich hervorgehe;“ es mißbilligte den Ausfall des Dr. Görres und nahm mit Recht die Pressfreiheit in Schutz; allein es sagte zugleich, daß die verbündeten Souveräne die Handlungsweise des Königs von Sachsen nicht anders als Görres beurtheilt hätten, und erklärte zuletzt feierlich, daß jeder Sachse des Eides gegen seinen König entbunden sei, was doch thatsächlich nicht der Fall war. Das warf neue Entfremdung und Erbitterung in die Gemüther, und sie wurde zur nämlichen Zeit noch durch einen andern Vorfall gesteigert. Am 3. August nämlich, dem Geburtstag Friedrich Wilhelms III., brachte Generallieutenant Thielmann beim Festmahl den Toast aus, es möge recht bald das ganze nördliche Deutschland unter dem Scepter des Königs vereinigt sein. Von den anwesenden sächsischen Offizieren nahmen die meisten diesen Wunsch übel auf, viele stießen nicht mit an, einige gossen sogar die Gläser aus.

Bald nach diesen Vorfällen, in den ersten Tagen des August wurden die Sachsen, weil der Kurfürst von Hessen seine Truppen ohne alle Vollmacht auf den Friedensfuß gesetzt hatte, in die Gegend von Marburg verlegt; hier kam es zu einer offenen Kundgebung der sächsischen Offiziere für die Sache des gefangenen Königs. Der Schritt war schon länger besprochen und verhandelt, wobei besonders der älteste Offizier des Corps, Generallieutenant v. Lecoq, und der Chef des Generalstabes, Oberst v. Beschwitz, einen thätigen Eifer bewiesen hatten. In Dresden war, freilich ohne besonderen Erfolg, von einigen dort zurückgebliebenen Offizieren etwas Ähnliches geschehen; die Hofpartei spanu ihre Fäden hin und her; namentlich der Bruder des Königs, Prinz Maximilian, der damals in Prag lebte, hatte die Offiziere wissen lassen, es seien ihm Adressen zu Gunsten des gefangenen Königs aus dem sächsischen Volke gekommen, er hoffe auf die mächtige Verwendung des Kaisers von Oestreich, doch bedürfe er ähnlicher Zeugnisse für die Gesinnungen der Armee. Dazu forderten die Aeußerungen des Generallieutenants v. Thielmann von der Vereinigung mit Preußen und der aufgehobenen Eidspflicht den Entschluß noch entschiedener heraus.\*) Am 31. August liefen von allen Regimentern Adressen der Offiziere beim Generallieutenant Lecoq ein, welche in verschiedener Form die Versicherung der fortwährenden Eidestreue für den König und zugleich die Bitte um Zurückführung desselben in sein Land enthielten; nur das 1. leichte Infanterieregiment, die drei Cavallerieregimenter und die Sappancompagnie beschränkten sich auf den Ausdruck ihrer Anhänglichkeit für Friedrich August. Generallieutenant Lecoq überreichte die Adressen am

\*) Ich lasse die Sendung des östreichischen Hauptmanns v. Langenau als unaußgeklärt und wenig bedeutend ganz bei Seite. Bei Berg (IV. 80) spielt sie wohl eine zu große Rolle, General Beschwitz dagegen (S. 187) stellt jeden Zusammenhang derselben mit den Adressen bestimmt in Abrede; die Darstellung des letzteren ist übrigens auch hier sehr befangen und nicht einmal mit den von ihm selbst mitgetheilten Aktenstücken im Einklang.



1. September dem Generallieutenant Thielmann mit dem Ersuchen, sie durch Vermittelung des Generals Kleist an die verbündeten Souveräne nach Wien zu befördern. Thielmann gab einen Tag Bedenkzeit zur Abänderung, Lecocq bestand auf Einsendung. Sie geschah; im Begleitschreiben mißbilligte Thielmann den Schritt und beantragte, daß Generallieutenant Lecocq und Oberst Jesschwitz von der Armee entfernt würden. Das Corps wurde inzwischen von dem wieder auf den Kriegesfuß gesetzten kurhessischen Heertheil abgelöst und traf am 15. September wieder in Koblenz ein. Hier versammelte Generallieutenant Thielmann die Commandeure der Brigaden und Regimenter, um ihnen die Antwort des Generals v. Kleist auf ihren Schritt mitzutheilen; zu gleicher Mittheilung an die übrigen Offiziere hatte dieser den Generalmajor v. Müßling gesendet. Die Vermittelung des aus sächsischen vorlängst in russische Dienste übergetretenen Obersten v. Aster hatte unterdessen beim Generallieutenant v. Thielmann, die näheren Aufklärungen des sächsischen Generals v. Brause und Oberlieutenants v. Lindemann hatten beim General v. Kleist die erste strengere Auffassung gemildert. Die sächsischen Offiziere hatten in den Adressen zum Theil ausgeführt, wie die Armee mit ihrem Uebergang bei Leipzig nicht ihren König verlassen, sondern nur ihn und das Land vom Joch des Feindes habe befreien wollen; sie wurden dagegen auf das einfache Verhältniß hingewiesen: daß sie damals gegen den ausgesprochenen Willen ihres Königs die deutsche Sache erwähnt hätten, daß sie dem Ruf der verbündeten Monarchen folgend für diese Sache 1814 aufs neue ins Feld gegangen wären, daß sie jetzt noch unter der Hoheit dieser Monarchen stünden und darum nicht ohne Widerspruch und Ungehorsam von unbedingter Gebundenheit an den König von Sachsen reden könnten, welcher Gesan gener der Verbündeten sei. Generallieutenant Thielmann verlangte namentlich von den Commandeuren die Abänderung der Adressen und die Unterzeichnung eines Reverses, wonach sie sich zu unbedingtem Gehorsam gegen die verbündeten Souveräne verpflichteten; dann solle von weiteren Maßregeln, abgesehen werden. So geschah es. Die Commandeure erklärten „durch Namensunterschrift bei ihrer Ehre,“ daß sie bis zur Entscheidung über das Schicksal Sachsens die hohen allirten Mächte als die einzigen Souveräne anerkannten, als hätten sie ihnen den feierlichsten Eid geleistet, und daß sie in ihrer Pflichterfüllung keine andere Autorität anerkennen würden, als den ihnen jedesmal vorgesetzten General und Chef des dritten deutschen Armeecorps. Die Adressen wurden so abgefaßt, daß sie jetzt nur zwei Punkte aussprachen: die fortdauernde Verehrung und Anhänglichkeit für den König, sowie die Ueberzeugung, daß die Pflichten gegen denselben als Regenten noch nicht für immer aufgehoben seien, sondern nur als unterbrochen betrachtet werden könnten. In dieser Form wurden die Adressen am 16. September eingereicht und an die Monarchen nach Wien befördert. Der Generallieutenant v. Thielmann berichtete über diese Wendung an den General Kleist und an den Fürsten Nepnin und sprach zugleich den Wunsch aus, man möge, um die Gemüther zu beruhigen, die zuerst von ihm beantragte Entfernung des Generallieutenants Lecocq und des Obersten Jesschwitz unterlassen. Fürst Nepnin hatte schon dem einen Torgau, dem andern Wittenberg zum Aufenthalt bestimmt, auch war von ihm eine scharfe Mißbilligung unterwegs, die der Kaiser Alexander

den sächsischen Offizieren aussprechen ließ. Doch wurde nach Thielmann's Antrag verfahren und die Aufregung schien sich zu legen. Die Anhänglichkeit an den König war in der That keine unbedingte, da acht Monate später, als die Sache zur Wahl gestellt wurde, die Hälfte der Offiziere sich für den preussischen Dienst entschied. Doch erzählt Generalmajor v. Müßling, daß zur Zeit der Adresse von den Andersdenkenden keiner sich klar auszusprechen wagte, daß sie eingeschüchtern waren, als ob ihnen ein Dolch gedroht hätte wenn sie sich nicht für die Wiedereinsetzung des Königs erklärten.

Die Erklärung der Commandeure von der unbedingten Verpflichtung gegen die verbündeten Mächte entsprach ohne Zweifel genau der wirklichen Lage des sächsischen Heertheils. Sie mußte auch genügen, so lange diese Mächte einig blieben. Wie aber, wenn sie uneinig wurden; wem hatten die Sachsen dann zu gehorchen? Das war die Schwierigkeit und die Gefahr, welche Thielmann völlig verkannte, wenn er in seinem Bericht an Kleist vom 16. Septbr. sagte, daß die sächsischen Truppen nach jener Erklärung allein von den Befehlen des Königs von Preußen abhängig seien. Es war offenbar dem über die Sachsen gefesteten General ein ungewöhnlicher Grad von Mäßigung und Besonnenheit sowie ein hohes Ansehen der Unparteilichkeit nöthig, um der schwierigen Lage völlig gewachsen zu sein. Beides ging dem General Thielmann ab; es wäre besser gewesen, wenn man einen anderen an seine Stelle berufen konnte; ein schlimmerer Fehler aber war es, daß der „schwache General Lecocq und der intrigante Oberst v. Heschwitz,“ wie Stein die beiden bezeichnete, bleiben durften; ein nachdrückliches Auftreten gegen sie würte den sächsischen Offizieren einen anderen Einrud von dem ernstern Willen der verbündeten Mächte gegeben haben. Stein, der die Sache sehr ernst nahm, hatte außerdem noch die Verlegung des Corps verlangt. Doch scheint auch er an eine bleibende Beschwichtigung geglaubt zu haben; die Sache verlor ihre drohende Gestalt und wurde durch die drängenden Geschäfte, die zum Congreß riefen, in den Hintergrund geschoben. Als aber dort die Uneinigkeit der Mächte herverbrach, war es als ginge ein böses Verhängniß auf; die klaren Grenzen von Treue, Ehre, Gehorsam verwirrten sich, geheime Umtriebe, Furcht und Selbstsucht wuchsen auf zum Verderben.

Im Oktober wurde auf Stein's Betrieb die Uebergabe der Verwaltung Sachsens an Preußen eingeleitet; am 8. November wurde sie vollzogen, der Minister v. d. Neck und neben ihm der Generalmajor v. Gaudi für die militärischen Angelegenheiten, lösten den Fürsten Nepnin ab. Die Maßregel konnte um so eher als ein zuverlässiger Vorläufer der Einverleibung Sachsens in Preußen angesehen werden, als Lord Castlereagh in einer Note an den Fürsten Hardenberg vom 11. und Fürst Metternich in einer solchen vom 22. October ihre bedingte Einwilligung erklärt hatten; überdies stellte Fürst Nepnin in einem Rundschreiben an die Beamten wie in seiner Abschiedskrete die Sache im nämlichen Sinne dar. Die Kunde der Vorgänge kam nach Koblenz; namentlich erhielt General Thielmann durch die Rückkehr des Adjutanten, den er wegen der Adresse an den Kaiser Alexander geschickt hatte, schon zu Ende October solche Mittheilungen aus Wien, daß er den sächsischen Offizieren auf der Parade sagte: „Meine Herren, Ihr Schicksal ist entschieden, Sachsen wird mit Preußen ver-

einigt.“ Bald indessen lauteten die Nachrichten wieder anders. Es war in Wien Streit über Polen ausgebrochen; der Kaiser Alexander verlangte den größeren Theil des Landes für Rußland; Oestreich, England, Preußen widerstrebten zuerst; dann am 6. Novbr. trat das letztere durch einen unerwarteten Entschluß seines Königs auf Rußlands Seite. Von da ab wurde die Spannung und zuletzt die Feindschaft vor aller Welt schnell offenbar; England und Oestreich traten von ihrer Zusage wegen der Erwerbung Sachsens durch Preußen zurück, am 3. Januar 1815 schlossen sie mit Frankreich gegen die beiden anderen Mächte ein geheimes Bündniß. Die Vorgänge wurden bekannt genug, um den sächsischen Hof und seine Partei im Lande und bei der Armee wieder zu ermutigen. General Lecocq veranstaltete am Geburtstag des Königs Friedrich August, 23. Dezbr. 1814, in sämtlichen Quartieren seiner Brigade eine Feier, welche den Wunsch nach Wiedereinsetzung des Königs in höchst auffallender Weise zur Schau brachte. Thielmann berichtete darüber nach Dresden und Lecocq wurde von der dortigen Regierung „zu einem anderen ehrenvollen Wirkungskreis“ von der Armee abgerufen. Er nahm gegen Ende Januar in bewegten Worten von der Grenadiergarde öffentlich Abschied und erinnerte sie namentlich an treues Ausdauern bei den Gefinnungen, die er am 23. Dezbr. ausgesprochen habe. Bald nach seinem Abgang, zu Anfang Februar, wurde der sächsische Heertheil in die Gegend von Köln verlegt.

Inzwischen hatten sich in Wien die Dinge zum Frieden gewendet. Im Ernste konnte in der That keiner der streitenden Theile den Krieg wollen; die Verantwortung war zu groß, die Herrscher, welche eben mit der letzten Anstrengung ihrer Völker die Gewalt Herrschaft Napoleon's gestürzt hatten, durften nicht gegen einander die Waffen erheben. Schon am 6. Januar kam die Verständigung über Polen zu Stande; Rußland setzte im Wesentlichen seine Ansprüche durch. Dafür mußte Preußen von seinen eignen Forderungen zurückweichen; statt ganz Sachsen erhielt es dem Gebiet nach etwa die Hälfte, der Einwohnerzahl nach weniger; im Uebrigen wurde der Staat in den Rheinlanden entschädigt. Am 10. Februar kam der Vertrag darüber zu Stande; Preußen hatte dabei die Gewähr der Großmächte für seinen Antheil an Sachsen, einerlei ob König Friedrich August in die Theilung einwilligen werde oder nicht, verlangt und erhalten. Die Nachricht davon kam nach Köln; nicht lange, so wurde auch General Thielmann in Kenntniß gesetzt, König Friedrich Wilhelm III. habe den Grundsatz angenommen, daß jeder Offizier entweder den preussischen oder den sächsischen Dienst frei wählen dürfe, daß dagegen die Mannschaft der Bestimmung ihres Heimathsortes folgen solle. Der General erließ hierauf voreilig, ohne daß ihm über den Zeitpunkt des Vollzugs der Theilung etwas zugegangen war, am 22. Febr. die Weisung an die sächsischen Commandeure, ihre Offiziere zur Wahl über ihren künftigen Dienst zu veranlassen und das Ergebnis einzusenden. Oberst v. Beschwitz und der Commandeur der Reiterbrigade, Oberst v. Lepser, mahnten die Offiziere von jeder solchen Erklärung ab; sie sei unerlaubt, sagten sie, so lange nicht die Einwilligung des Königs von Sachsen oder ein öffentlicher Ausspruch der verbündeten Mächte vorliege. Es ging daher vom Generalkstab und der Cavallerie keine Erklärung ein; auch General v. Ruffel, Commandeur der ersten Infanteriebrigade, hielt die

Sache zurück. Nur General v. Brause, der an der Spitze der leichten Infanteriebrigade stand, brachte Thielmann's Weisung sofort zum Vollzug, und es erklärten sich schon am 23. Februar die meisten Offiziere dieser Truppe, und — mit einer Ausnahme — alle Stabsoffiziere für den preussischen Dienst. Nicht minder gab eine Anzahl Offiziere dem General v. Mülling den nämlichen Wunsch zu erkennen, doch mit der Bitte, daß dies noch geheim gehalten werde. Die Erklärung der leichten Infanterie indessen konnte kein Geheimniß bleiben; sie steigerte die Erbitterung der Offiziere, die dem Hof anhängen, und bald trieben neue Ereignisse von außen den bösen Samen zur Reife.

Am 26. Febr. hatte Napoleon Elba verlassen, am 1. März war er in Cannes gelandet. Von da an brachte fast jeder Tag eine neue Kunde von seinem Siegeszug; am Abend des 20. März war er in Paris. Es ging eine gewaltige Aufregung durch Europa; die Mächte in Wien erklärten am 13. März den Kaiser in die Acht und schlossen am 25. ein großes Bündniß zu seinem Sturz; allenthalben, am meisten in Deutschland, wurde zum neuen Kampf gegen den alten Dränger gerüstet. In dieser Lage schien es nothwendig, die sächsische Sache zu Ende zu bringen. Der König war auf Oestreich's Betrieb am 22. Febr. aus der Gefangenschaft in Friedrichsfelde entlassen und am 4. März nach Preßburg gekommen; man dachte hier leichter die Einwilligung zur Theilung von ihm zu erlangen. Am 8. März reisten zu diesem Zwecke Vertreter der Mächte, welche sich bisher am meisten der Sache des Königs angenommen hatten, Metternich, Wellington und Talleyrand, nach Preßburg. Sie richteten nichts aus; der König verweigerte jede Anerkennung der von den Mächten beschlossenen Theilung. Die Gesandten kehrten am 11. März nach Wien zurück; dort waren kurz vorher neue Nachrichten über die Fortschritte Napoleon's eingetroffen, die Ereignisse drängten. Die Mächte vereinigten sich also am 12. März zu der Erklärung: daß die Ausführung der Beschlüsse über Sachsen von der Einwilligung des Königs nicht abhängen dürfe, daß vielmehr die Theilung vollzogen werden und Preußen ohne Verzug in den Besitz der ihm zufallenden Gebietstheile treten solle, und daß die dem König verbleibenden Landestheile einstweilen unter preussischer Verwaltung zu bleiben hätten. Von dieser Erklärung wurde der König durch die Bevollmächtigten der fünf Mächte in einer Note, welche am 31. März der sächsische Geschäftsträger Graf Schulenburg nach Preßburg brachte, unterrichtet, und zwar mit dem Zusatz, daß er erst dann in den Besitz der ihm zuerkannten Staatshälfte treten könne, wenn er zuvor seine übrigen Unterthanen ihrer Pflichten entlassen habe und dem Gegenbündniß gegen Napoleon beigetreten sei. Dagegen wurde die Veröffentlichung des Sachverhalts, obwohl sie in der Sitzung vom 12. März mittelbar beschlossen war, versäumt. Dadurch war es möglich, daß die Hoffnungen und die Einflüsse der Hofpartei sowohl im Lande als im Heere fortwirken konnten. Von Seiten des letzteren hatte Oberst v. Beschwitz, mit Genehmigung des Generals v. Kleist, in einem Schreiben vom 20. März beim König angefragt, wie es sich für den wahrscheinlichen Fall, daß der Krieg wieder ausbreche, zu verhalten habe. Generallieutenant v. Beschau gab darauf im Auftrag des Königs unterm 29. März die zweideutige Antwort, das Schicksal Sachsens sei noch unbestimmt, Sr. Maj. sei überzeugt, daß die

Armee nichts gegen die Pflicht thun würde die sie ihm schuldig sei, doch mißbillige er keineswegs, daß sie an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehme und den Anordnungen Folge leiste, welche zu diesem Zwecke von Seiten der Befehlshaber der verbündeten Armeen an sie ergehen würden. Inzwischen wurden die Mahnungen auch der dem König bisher besonders befreundeten Mächte immer dringender, und er erklärte sich am 6. April in einer Note an die verbündeten Mächte unter Bedingungen zur Zustimmung bereit. Hierauf folgte unterm 14. April das Verlangen unbedingter Zustimmung; der König zögerte auf's neue; am 27. April wurde ihm ein letzter Termin von fünf Tagen gesetzt, und jetzt endlich gab er nach. Er kam am 2. Mai auf Einladung des Kaisers von Oestreich nach dem Schlosse Laxenburg bei Wien, am 3. wurden die Verhandlungen eröffnet, am 18. kamen die Staatsverträge mit Oestreich, Rußland und Preußen über die Theilung zu Stande; am 22. fand die Entlassung der Unterthanen von ihrer Pflicht statt. Aber noch am 28. April hatte der General v. Zeschau an den Obersten v. Jessowitz geschrieben, daß die Lage Sachsens im Wesentlichen noch unverändert sei, und am 2. Mai hatte die selbstsüchtige Staatskunst, welche die Soldaten beständig im Zweifel über ihre Pflicht ließ, ihre Früchte getragen.

Zu Anfang April kam der sächsische Heertheil nach Aachen, dann nach Plättich und Umgegend. Gleichzeitig schieden die Generale Kleist und Thielmann aus ihrem bisherigen Verhältniß zu demselben aus. Der erstere erhielt den Befehl über das eben in der Bildung begriffene norddeutsche Bundescorps, die Sachsen sahen ihn ungern scheiden, er hatte ihr Vertrauen gewonnen; der andere trat eben damals aus russischen in preußische Dienste über und wurde an die Spitze des dritten preußischen Armeecorps gestellt. An Kleist's Stelle übernahm am 1. April, vorläufig bis zur Ankunft Blücher's, Gneisenau den Oberbefehl über die Armee des Niederrheins; den Befehl über die Sachsen erhielt General v. Kyffel, der mit General v. Brause kurz vorher aus sächsischen in preußische Dienste übergetreten war. Der Uebertritt und die preußische Uniform an ihrem neuen Befehlshaber erregte bei den Anhängern des Königs Anstoß; sie baten, man möge einen sächsischen General an ihre Spitze stellen, allein es war ein solcher nicht da; Blücher schlug nachher den Oberst v. Leyser zu der Stelle vor, doch die Entscheidung blieb aus. Unter dem Eindruck der Ereignisse und Nachrichten von außen nahm jetzt die böse Stimmung unter den Sachsen und die Spannung zwischen ihnen und den Preußen überhand. Unter der Partei des Königs im Offiziercorps wurde das Wort ausgegeben, jedes Eingehen in die Theilung sei Verrath an der sächsischen Sache und Nichtachtung des dem König geleisteten Eides; dieselbe Gestinnung suchte man unter der Mannschafft zu verbreiten. Bei der Cavallerie und Artillerie, welche in abgeordneten Cantonirungen lagen, bewiesen die Obersten v. Leyser und v. Raabe, trotz ihrer entschiedenen Anhänglichkeit an den König, einen richtigen militärischen Takt, die Mannschafft wurde in den Streit nicht hineingezogen und die Offiziere hielten ihr Ansehn aufrecht. Bei der Infanterie dagegen, und namentlich bei den drei Bataillonen der Grenadiergarde wiesen die nachfolgenden Ereignisse deutlich genug auf die Mittel zurück, die hier in Bewegung gesetzt wurden; es war da unter

den Offizieren derselbe Geist, wie im Cabinet des Königs, und es soll namentlich im ersten Gardebataillon selbst Geld unter die Soldaten vertheilt worden sein. Die Aufregung empfing auch sonst neue Nahrung. Bewohner von Huy forderten das erste Gardebataillon beim Durchmarsch auf, zu Napoleon überzugehen, während die preussische Brigade v. Krafft in dem Orte lag; der Moniteur sprach von der Achtung Napoleons für Friedrich August, von der alten Anhänglichkeit der Sachsen an Frankreich, von ihrem Haß gegen Preußen. Der Verdacht zwar, der durch diese Sprache des kaiserlich französischen Hof- und Staatsblattes geweckt werden mochte, war der Mehrzahl der Sachsen gegenüber nicht gegründet; die Offiziere gaben, als eine gehässige Nachrede gegen sie aufgebracht wurde, ihr Ehrenwort, daß sie mit einem Kameraden, der sich für Napoleon erkläre, nicht dienen würden. Wie feindlich aber in der Infanterie der Geist gegen Preußen war, das erwies sich in diesen Tagen auch durch fremde Zeugnisse. Der holländische Commandant von Maastricht, Generallieutenant Villars, schrieb zu Anfang Mai an den preussischen Generallieutenant v. Holzendorf, es sei eine Gesinnung der Auflehnung unter den Sachsen, sie müßten strenge überwacht werden; und der Baron v. Goër, Commandant eines Milizbataillons in Forêt, warnte den General v. Müßling, daß keine Preußen Quartier im Städtchen erhielten, so lange Sachsen da cantonnirten. Die Preußen ihrerseits blieben gegen die offenbare Vereiztheit der Sachsen nicht unempfindlich; sie hatten die gerechte Sache für sich und konnten das Treiben bei diesen nicht anders verstehen, als ob Hoffnungen und Neigungen für Frankreich und selbst geheime Einflüsse von dort im Spiele wären. Die Gemüther kamen von beiden Seiten auf den Punkt, wo man nur die gehässigen Beweggründe an einander sieht und die thörichten Ausschreitungen einzelner Unsinziger als Maßstab für das Ganze nimmt. Doch waren viele unter den preussischen Offizieren, welche die schwierige Lage ihrer sächsischen Kameraden richtig würdigten, und namentlich suchten die meisten Commandeure alle Rücksichten des Anstandes und der Schonung zu beobachten. Blücher selbst, der am 19. April in Lüttich ankam, hoffte das Vertrauen am besten zu gewinnen, indem er Vertrauen bewiese; er nahm ausschließlich sächsische Truppen in sein Hauptquartier, es waren die Grenadiergarde und das zweite Linienregiment, zusammen sechs Bataillone.

Inzwischen war die Theilung des sächsischen Heertheils vorbereitet worden. Friedrich Wilhelm III. hatte am 19. und 21. März zu Wien die Cabinetsordres dafür erlassen; doch ließ zugleich der Fürst Hardenberg durch ein Schreiben vom 24. März den General Sneydenau wissen, daß die offizielle Besitzergreifung Sachsens erst gleichzeitig mit der Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen in den Rest seiner Staaten geschehen solle. Es wurden daher, ohne Veröffentlichung der Sache, zunächst die Listen zusammengestellt. Die Klage des Obersten v. Beschwitz, als sei dabei kein sächsisch bleibender Offizier zugezogen worden, ist ungegründet; er selbst, als Chef des Generalstabs, reichte eine Uebersicht ein, wonach der Grenzlinie zufolge 7968 Unteroffiziere und Soldaten bei Sachsen bleiben, 6807 an Preußen kommen sollten; um förmlichen Rath und Mitwirkung aber konnte man bei Offizieren nicht anhalten, welche der ganzen Maßregel Feind waren. Am 30. April brachte General v. Grolmann von Wien eine Cabinets-

ordre des Königs von Preußen vom 22. April, wonach unverzüglich die „militärischen Vorkehrungen“ ausgeführt werden sollten, um „die sächsischen Truppen in den Stand zu setzen, daß sie sogleich nach Publication der Theilungsverträge zu ihrer neuen Bestimmung abrücken, um an dem Kriege gegen den allgemeinen Feind Theil nehmen zu können.“ Es sollten hiernach diese Truppen in zwei Brigaden aus allen Waffengattungen vertheilt werden; zur ersten Brigade sollten diejenigen Regimenter, Schwabronen, Batterien kommen, deren Mannschaft in der Mehrzahl den demnächst an Preußen fallenden Provinzen angehöre, zur zweiten Brigade die anderen. Die erste Brigade sollte einem preussischen Armeecorps zugetheilt werden, die zweite ihren eigenen Stab und ihre eigne Verpflegung behalten. Den Offizieren war der Uebertritt von der einen zur anderen Brigade freigegeben, auch die Entlassung aus dem Dienst sollte keinem, der sie wünsche, verweigert werden. Blücher gab hiernach unterm 1. Mai seine Anordnungen. Er ging dabei über den Wortlaut der Ordre, indem er ihren Sinn vollzog, einen Schritt hinaus. Wenn nämlich die neue Formation wirklich so geschehen sollte, daß die Truppen nach Vollziehung der Theilungsverträge zu ihrer neuen Bestimmung abrücken konnten, so durften nicht die Regimenter nur nach der Zugehörigkeit der Mehrzahl ihrer Mannschaften der ersten oder zweiten Brigade zugewiesen werden; sondern es mußten alle Körper bis zu den Compagnien herab neu zusammengesetzt werden, weil in jeder Compagnie, Schwadron und Batterie die Mannschaft aus den für Sachsen und Preußen bestimmten Theilen gemischt war. Hiernach sollte die erste Brigade folgende Truppentheile zählen: 1. und 3. Linien-, 2. leichtes Infanterieregiment, 1., 2. und preussische Jägercompagnie; Husarenregiment, 1. und 2. Schwadron des Ulanenregiments, 23 Stabsdragoner; reitende Batterie Nr. 1., zwölfpfündige Batterie Nr. 2., 14 sechspfündige batterie Nr. 1. und 2.; 24 Sappeure; Fuhrwesen. Der zweiten Brigade waren zugetheilt: das Garderegiment, das 1. Linien-, das 2. leichte Regiment, die 3. und 4. Jägercompagnie; das Kürassierregiment, die 3. und 4. Schwadron des Ulanenregiments, 57 Stabsdragoner; die reitende batterie Nr. 2., die zwölfpfündige batterie Nr. 1., 14 sechspfündige batterie Nr. 3. und 2.; 67 Sappeure; Fuhrwesen. Die genannten Truppentheile der ersten Brigade hatten an diejenigen der zweiten die Mannschaften aus den zu Sachsen bestimmten Landestheilen abzugeben und ebenso umgekehrt. Die Formation der ersten Brigade sollte in der Gegend von Sittich, die der zweiten bei Berviers geschehen; zum Commandeur war für die erstere der preussische Generalmajor v. Steinmetz, für die letztere der sächsische Oberst v. Peyer bestimmt; bis zum 5. und 6. Mai sollte alles ausgeführt sein. Beide Brigaden wollte Blücher wie bisher unter seinem Ober-Commando behalten, und es sollte bei der ersten Brigade hinsichtlich des Feldzeichens und des Eides vor Ratifikation des Vertrags keine Veränderung stattfinden.

Diese Maßregel ist vom General v. Reischwitz, und nach ihm auch von Gervinus und anderen, als die Veranlassung zu allem folgenden Unglück dargestellt worden; gleich als hätte Preußen weder Recht noch Grund dazu gehabt, und als hätte man den Sachsen zugemuthet, daß sie die ihrem König geschworene

Pflicht brechen sollten. In Wahrheit aber waren Recht und Grund dazu ebenso gewiß vorhanden, als den Sachsen nichts Unrechtes zugemuthet wurde. Preußen hatte seinen Antheil von Sachsen nach dem Recht der Eroberung davongetragen; die verbündeten Mächte hatten ihm diesen Antheil am 10. Febr. auch für den Fall zugesprochen, daß der König Friedrich August nicht einwillige; sie hatten am 12. März diese Erklärung ausdrücklich wiederholt, und zwar mit dem Zusatz, daß „ohne Verzug“ die sächsischen Landestheile nach der beschlossenen Theilung getrennt werden sollten und daß der König von Preußen von den ihm zugewiesenen „für immer Besitz nehmen werde.“ Hiernach durfte die preussische Cabinetserdre vom 22. April mit vollem Recht einstweilen, bis die Ratifikation der Traktate vollzogen sei, die nöthigen Vorkehrungen zur Theilung anordnen; denn die Ratifikation mußte erfolgen, sei es unter endlicher Einwilligung des Königs, sei es ohne diese durch die Mächte. Und die Zeit drängte. Oder sollte der König von Preußen die Sicherstellung des theuer erkaufnen Staatsgebiets in dem Augenblick vertagen, wo man vor einem neuen ungewissen Kriege stand? Weit berechtigter wäre doch wohl die Frage: warum der König von Sachsen seine Einwilligung in dem Augenblick, wo man vor dem Krieg gegen den gemeinsamen Feind stand, so unverantwortlich verzögerte? Wenn er von einem möglichen Umschwung der Dinge, sei es durch Napoleon, sei es durch eine Sinnesänderung der Verbündeten, die Wiedereinsetzung in sein Land hoffen konnte; so lag doch für Preußen Grund genug vor, sich gegen jede solche Wendung bei Zeiten sicherzustellen. Ueberdies war am 18. April in der Sitzung der verbündeten Mächte zu Wien beschloffen worden, daß das Contingent, welches nach der Theilung dem König von Sachsen noch bleibe, zur Armee des Herzogs von Wellington stoßen sollte. Dies wurde später abgeändert, das königlich sächsische Contingent wurde der östreichisch-süddeutschen Armee zugetheilt; allein im einen, wie im anderen Falle mußte es von dem an Preußen fallenden Heertheil ausgeschieden sein, um zu seiner Bestimmung abgehen zu können. Es erscheint also jene Maßregel der Theilung überhaupt nicht als ein willkürlicher Entschluß Preußens, den dieses auch hätte unterlassen können, sondern als eine nothwendige Folge der Beschlüsse der sämmtlichen verbündeten Mächte.

In diesem Zusammenhang war auch die Theilung, wie sie Blücher angeordnet hatte, nämlich die Trennung der Mannschaften nach preussischen und sächsischen Gebietstheilen durchaus nothwendig; eine bloße Vertheilung der bestehenden Regimenter unter die beiden Brigaden, wie sie nach des Obersten v. Beschwitz Erzählung die sächsischen Commandeure vom General v. Sneysenau erbeten haben, wäre eine völlig nutzlose Maßregel gewesen. Es ist diese Erzählung an der hierher gehörigen Stelle überhaupt verworren und voll Widerspruch. Die vom Fürst Blücher angeordnete Theilung wurde hiernach schnell unter der Mannschaft bekannt und das kann nur mittelbar oder unmittelbar durch die Offiziere geschehen sein; dann aber, als die Soldaten sich mit wildem Geschrei gegen die Theilung zusammenrotteten, sollen die Offiziere wieder alles zur Beruhigung gethan haben; es scheint also: diese wollten ein wenig Aufleh-



nung um die Theilung zu hintertreiben, dann, als sie die Folgen sahen, sängen sie an über ihr eignes Werk zu erschrecken. Ferner scheint es einmal, als wären die Vorstellungen der Commandeure bei Gneisenau auf Hinausschiebung der Theilung überhaupt, dann als wären sie nur gegen die befohlene Art der Theilung gerichtet gewesen. Und über alledem magt der Verfasser die Behauptung, der Aufstand sei eben durch diese Art der Theilung „gewaltsam herbeigeführt“ worden; hätte man nur die Regimenter im Ganzen und nicht auch die Mannschaft in denselben theilen wollen, er wäre vermieden worden. Hienach liegt der Schluß sehr nahe, als hätten es die Commandeure, unter denen der Oberst v. Beschwitz selbst war, in der Hand gehabt, noch in der letzten Stunde, je nachdem ihre Vorstellungen bei Gneisenau Eingang fanden oder nicht, das Unheil zurückzuhalten oder ihm den Lauf zu lassen. Wir wollen diesen Schluß nicht ziehen, nicht die schwere Beschuldigung weiter erörtern, die der Verfasser hier, wie es kaum ein Feind konnte, gegen sich und seine Gefannungs-genossen unwillkürlich andeutet. Wir folgen der Annahme, die in der Natur der Sache liegt: daß selbst denjenigen Offizieren, die am meisten bei der Aufreizung der Mannschaft theilhaftig waren, die Bewegung über den Kopf wuchs, daß nicht ein einziger die Absicht hatte Meuterei zu stiften. Aber es kann nach jener unerhörten Beschuldigung und nach so vielen Wiederholungen, die sie gefunden, nicht deutlich genug gesagt werden: wer es in Wahrheit war, der den Aufstand herbeigeführt hat. Das war zuerst der König und sein Hof in Preßburg, welche in selbstsüchtiger Verblendung die höheren Offiziere und durch sie den ganzen Heertheil bis zu den Soldaten herab über die Lage und über ihre Pflicht täuschten; und das waren sodann auch die Offiziere, welche in ihrer an sich ehrenwerthen Anhänglichkeit an ihres Königs Sache das geweihte Gesetz der militärischen Ordnung und den klaren Gehorsam vergaßen, den sie den verbündeten Mächten gelobt hatten. Wie die Mannschaft einmal voreingenommen war, mußten ihr die Anordnungen Blücher's als die verhaßte Theilung selbst erscheinen; aber die Offiziere, wenn sie sich nicht vorher der Macht über ihre Soldaten begeben hatten, mußten im Stande sein sie zu beruhigen. Sie hatten zwei Worte dafür, die vollkommen genügt hätten; sie konnten den Soldaten sagen: es verlangt Niemand, daß Ihr Eurer Pflicht gegen den König untreu werdet, denn Eid und Feldzeichen bleiben wie sie sind; die befohlene Anordnung aber müssen wir vollziehen, sie ist der Wille des Feldherrn der Verbündeten, es wäre Ungehorsam und Thorheit zugleich, sich ihr zu widersetzen. Daß solche Vorstellungen gefruchtet hätten, beruht nicht auf müßiger Annahme, sondern auf einer Thatsache, die zugleich die schwerste Anklage gegen die Urheber der Vorgänge in Lüttich enthält: Die sächsische Reiterei und Artillerie, obwohl von Offizieren geführt, die ihrem König nicht weniger anhängen als jene in Lüttich, vollzogen die befohlene Theilung in Ruhe und Ordnung.

Wir kommen zu dem unglücklichen Ereigniß selbst. General Gneisenau hatte auf den 2. Mai Abends 6 Uhr die Commandeure zu sich beschieden, um den Vollzug jener Anordnungen des Feldmarschalls vom vorigen Tag mit ihnen zu besprechen. Sie fanden den General nicht zu Hause und warteten seiner

Rückkehr, als sich plötzlich ein dumpfer, stets wachsender Lärm vernehmen ließ. Er kam von der nahe gelegenen Wohnung Blücher's; eine verworrene Masse von Soldaten, meistens vom Grenadiergardebataillon, strömte dort zusammen und erhob tobend den Ruf: „Vivat unser König Friedrich August, wir lassen uns nicht theilen.“ Die Commandeure eilten hinaus um Ruhe zu stiften. Es blieb lange vergebens; man vernahm den Ruf „preussische Spitzbuben,“ nach General v. Kyffel ward mit einem Stein geworfen. Halb durch Zureden, halb durch den Ruf, es werde Alarm geschlagen, gelang es endlich die Masse auseinander zu bringen; sie räumte unter wildem Geschrei den Platz. Sofort wurden wirklich die sämmtlichen sechs Bataillone auf ihren Aufstellungsplätzen versammelt; allein die commandirenden Offiziere, statt ernste Vorsichtsmaaßregeln zu nehmen, begnügten sich mit Zureden; nach einiger Zeit ließ man die Mannschaft wieder auseinandergehen. Der Feldmarschall seinerseits hatte befohlen, das Gardebataillon solle nach Hny abrücken; Oberst v. Püel war abgegangen, um statt dessen das dort stehende zweite Bataillon des pommerischen Infanterieregiments und zwei Schwadronen Königin Dragoner herbeizuholen. General Sneysenau war inzwischen zurückgekehrt; die sächsischen Commandeure empfangen von ihm die Weisungen über die Theilung. Warum ihre Vorstellungen überhaupt nicht erfüllt werden konnten, ist oben hinreichend ausgeführt, die eben geschehene Ausbreitung sprach nicht zu ihren Gunsten; und wie wenig eine Nachgiebigkeit in diesem Augenblick noch gesuchet haben würde, das zeigte das Aergere, was gleich darauf geschah. Als die Dunkelheit eingebrochen war, wälzte sich eine neue Soldatenmasse, diesmal den beiden Grenadierbataillonen des Garderegiments angehörig, vor das Quartier des Feldmarschalls. Die tobenden Hochrufe für den König, das Geschrei: „wir lassen uns nicht theilen,“ wiederholen sich. Die Thore der Wohnung müssen vor der herandrängenden Masse geschlossen werden; General v. Müßling eilt auf einem Seitenweg nach der Wache, Hauptmann v. Geibler vom dritten Grenadierbataillon kommt ihm bereits mit einer Abtheilung entgegen; die Masse weicht vor ihren Landesleuten zurück; Hauptmann v. Geibler erreicht die Wohnung des Fürsten und stellt sich zu ihrem Schutze am Thore auf. Er versucht die Menge zu beschwichtigen; die Nächsten scheinen bereit zu hören, die andern setzen Geschrei und Toben fort. Preussische Offiziere, General Müßling voran, wollen jetzt mit gezogenem Säbel die Masse zurüdtreiben, aber sie steigern nur ihre Wuth. Die Worte: „Sächsische Hunde, preussische Spitzbuben“ fliegen hin und her; die Offiziere retten sich unter dem Schutze der Wache mit Noth in die Wohnung des Feldmarschalls; ein Steinregen fliegt in dessen Fenster. Blücher in heftigem Jorn will selbst unter die tobende Menge treten; mit Mühe bewegen ihn endlich Sneysenau, Müßling, Grolmann, daß er durch einen Seitenausgang das Haus verläßt und sich nach dem nahe gelegenen Dörfchen Drey begiebt. Hauptmann v. Geibler hat inzwischen durch Widerstand und Zureden die Menge vom Eindringen in die Wohnung zurückgehalten; endlich muß er dem Verlangen nachgeben, daß sie durchsucht werde, ob keine sächsischen Kameraden darin gefangen seien. Ein Theil des lärmenden Hausens dringt herein und ergießt sich in die Räume; bald überzeugen sie die eigenen Augen und die Versicherungen der Kameraden

von der Wache, daß ihr Verdacht keinen Grund hat; sie eilen wieder hinaus, auf kurze Zeit wiederholt sich das oft gehörte Schreien; endlich räumt die halb trumene Masse allmählig den Platz.

Die sächsische Wache, etwa 100 Mann, hatte ihre Schuldigkeit gethan; sie bewahrte auch in der Nacht ihre gute Haltung. Die Masse der Garde dagegen verhartete in dem Zustande der Zuchtlosigkeit; fortgesetzte Unordnungen und Widerseßlichkeiten auch gegen ihre eigenen Offiziere bewiesen, daß hier nicht eine einmalige Berirrung vorlag, daß vielmehr der Geist des Gehorsams und die Ordnung des Dienstes durch lang dauernde Einwirkung bei ihnen völlig unterwühlt war. Der Feldmarschall gab noch in der Nacht den Befehl, daß die sächsische Garnison bis 10 Uhr Morgens den 3. Mai Lüttich räumen und daß an ihrer Stelle preussische Truppen in die Stadt rücken sollten; dabei waren Marschrichtung und Quartiere für die sächsische Infanterie so gewählt, daß die einzelnen Regimenter und zum Theil selbst die Bataillone durch preussische Truppen getrennt blieben. Es mußte dem schon früher gegebenen Befehl gemäß zuerst das Gardegrenadierbataillon nach Huy aufbrechen. Die Mannschaft wurde mit Mühe allmählig zusammengebracht, um 1 Uhr Nachts stand das Bataillon unter Waffen; aber die Soldaten verweigerten den Abmarsch mit der Erklärung, sie würden vor den Thoren von den Preußen in Empfang genommen und entwaffnet werden. Oberst v. Jezschwiz war zugegen; er selbst mit dem Bataillonscommandeur, Major v. Kömer, und den übrigen Offizieren wendeten lange Zeit ihr Ansehn in Vorstellungen und Bitten vergeblich auf; erst als Oberst v. Jezschwiz versprach, er werde das Schicksal der Soldaten theilen, konnte das Bataillon aus der Stadt geführt werden. Vor den Thoren kam es am Feldmarschall vorüber, der gerade von Drey zurückkehrte; die Offiziere commandirten die Ehrenbezeugung, ein Soldat gab das entgegengesetzte Commando „Gewehr über,“ und so marschirte das Bataillon vorüber, es rückte am Abend in der Gegend von Huy in die Quartiere. Am Morgen wurden die beiden Grenadierbataillone und das zweite Linienregiment zum Abmarsch aufgestellt; ihr Marsch sollte auf Beroiers und Mastricht gehen, also der Richtung, die das Gardebataillon erhalten, entgegengesetzt. Die Soldaten aber hatten in der Nacht die Verabredung getroffen, sie wollten sich nicht trennen lassen. Die Widerseßlichkeit fing beim zweiten Grenadierbataillon an und pflanzte sich schnell über das dritte fort. Alle Vorstellungen der Offiziere waren umsonst, die Mannschaft verweigerte den Gehorsam und rief laut, daß sie sich nur dorthin führen lasse, wo ihre Fahne sei; beim zweiten Bataillon wurden der Commandeur, Major v. Bünau, und sämtliche Offiziere bis auf vier, weil sie sich für den preussischen Dienst erkärt hatten, weggejagt; auch die übrigen Offiziere sahen das Vertrauen und den Gehorsam, die sie sich in so vielen Feldzügen ehrenvoll erhalten hatten, völlig zerstört. Es stand eine preussische Brigade vor der Stadt zum Einrücken bereit; man konnte durch sie die Meuterer mit Gewalt zum Gehorsam zurückführen, aber wer durfte, zumal in diesem Augenblick vor dem Kriege gegen den gemeinsamen Feind, in einem Lande von getheilter Stimmung, die Verantwortung für einen Kampf von Deutschen gegen Deutsche auf sich nehmen? Oberst v. Jezschwiz eilte zum General v. Grolmann und stellte ihm die Verhältnisse

vor; der General erlaubte, daß die Grenadiere ihrem ersten Bataillon in der Richtung auf Huy folgten. Auch jetzt noch gab es beim Abmarsch Unordnung und Widersetzlichkeit, es fielen Mißhandlungen von Offizieren vor, es sollen Vivats für Napoleon gehört worden sein; unterwegs kam es zu neuer Auflehnung, die Soldaten verlangten sofort die Vereinigung mit dem Gardebataillon, nur mit Noth brachte sie Oberflieutenant v. Anger am Abend in die Quartiere. Das zweite Linienregiment war in ziemlicher Ordnung ausmarschirt; vor der Stadt machte es plötzlich Halt; es hatte sich die Nachricht von der Widersetzlichkeit der Grenadiere verbreitet und die Soldaten erklärten jetzt: sie wollten keine schlechten Kameraden sein und ihre Grenadiere nicht verlassen. Der Commandeur, Oberst v. Seidenitz, und mit ihm die Offiziere erschöpften sich vergebens in Vorstellungen, Oberst v. Jeschwitz wurde herbeigerufen; doch erst spät gelang es, die Soldaten zum Marsch nach Herbe in die angewiesene Rantonnirung zu bewegen.

Blücher hatte in seinem Tagesbefehl vom 3. Mai in ernsten Worten zu den „Soldaten der sächsischen Garnison von Lüttich“ gesprochen: „Unter Euch ist eine Horde Meutemacher, die das Vertrauen verlegt hat das ich in Euch setzte, indem ich ohne eine andere Wache als die aus Eurer Mitte mein Hauptquartier unter Euch aufschlug. Diese Horde Meuterer hat sich, alles militärischen Ehrgefühls vergessend, an meiner Wohnung verzerrt, ich kann mit Sicherheit nicht mehr unter Euch mich befinden. Ihr werdet daher sogleich Lüttich verlassen. Was zur Untersuchung des verübten Frevels geschehen soll, werdet Ihr ferner erfahren. Denjenigen Offizieren, die sich rühmliche Mühe um die Stillung des Aufruhrs gegeben haben, verbleibt der Dank Ihres Feldherrn.“ Die Maßregeln, welche der Fürst ergriff, sind in drei Berichten an den König vom 4. Mai zusammengefaßt. Nach Erzählung der Ereignisse heißt es, derselbe Geist sei durch die ganze Infanterie verbreitet, auf ein Vivat für den König folge gewöhnlich ein solches für Napoleon. Er werde das Gardebataillon entwaffnen lassen und als unwürdig, in diesem Kriege zu dienen, zurückschicken; bei den Grenadierbataillonen seien todeswürdige Verbrechen vorgefallen, er werde die Räubersführer ermitteln und einige davon erschießen lassen, die übrige Mannschaft ebenfalls zurückschicken. Die Theilung werde er jetzt innerhalb der Regimenter so vollziehen lassen, daß unter demselben Commandeur ungefähr 1/2 Bataillone preussisch werdender und 1/2 Bataillone sächsisch bleibender Truppen vereinigt seien. Der König von Sachsen habe durch seine Verzögerung der Ratifikation Theil an den unglücklichen Vorfällen; aber wenn die Ratifikation auch jetzt eintreffe, so könne die Reuformation doch nur beim fünften und sechsten preussischen Armeecorps geschehen, denn der Abscheu bei den vier ersten Corps sei zu groß, mit ihnen könnten die Sachsen nicht in diesen Feldzug gehen. Hierauf hatte auch die Theilung nicht mehr die zuerst beabsichtigte Bedeutung; daß sogleich eine preussische und eine sächsische Brigade daraus hervorgehe, die unmittelbar danach zu ihrer Bestimmung abrücken könnten; es konnte hierin den Vorstellungen des Obersten v. Jeschwitz nachgegeben werden. Blücher ordnete an, daß sie in jeder Waffengattung für sich geschehe; die Zusammensetzung der Brigaden solle vorerst unterbleiben; bei der Infanterie solle Oberst von

Bezschwieg, bei der Reiterei Oberst v. Leyser den Befehl behalten. Der erstere verfügte die Ausführung so, daß in jedem Bataillon zwei preussische und zwei sächsische Compagnien gebildet werden sollten. Zugleich befahl Blücher für diese Waffengattung, daß die Regimenter in Divouals zusammenrückten sollten; nur diejenigen, bei welchen die Theilung mit Ruhe und Ordnung vollzogen sei, sollten in Kantonnirungen abrücken. Die Raakregeln gegen die Garde wurden schleunig zur Ausführung gebracht.

Das Grenadierregiment wurde aufgelöst; die drei Bataillone empfangen außerdem nach dem Grade, wie sie bei dem Aufstande theilhaftig waren, besondere Strafe. Das Gardegrenadierbataillon, unter Commando des Major v. Römer, mußte am 4. Mai nach Namür marschiren; dort rückte es in der Frühe des 5. aus, wurde von preussischen Truppen umringt und entwaffnet. Die Mannschaft wurde als Gefangene abgeführt; die Offiziere behielten ihre Degen und die Wahl, ob sie der Mannschaft folgen oder in Namür zurückbleiben wollten; sie zogen das erstere vor, um das Schicksal ihrer Soldaten zu theilen und etwaigen ferneren Unordnungen vorzubeugen. Uebrigens ergaben sich die Soldaten ohne weitere Widersegligkeit in ihr Schicksal. Die Fahne des Bataillons, welche zugleich die des Regiments war, wurde unter Aufsicht des Generalmajors v. Birch I. verbrannt, nachdem Generalleutenant v. Borstell die Vollziehung dieses Befehls verweigert hatte. Das zweite und dritte Grenadierbataillon rückten ebenfalls am 5. in der Frühe zur Entwaffnung aus; es war zwischen Huy und Lüttich, das zweite Bataillon bei Logent, das dritte bei Kalaur. Auch hier war seit dem vorhergehenden Tage die Ruhe hergestellt; die Offiziere hatten die Soldaten ermahnt, und diese zeigten sich fügsam. Vom dritten Bataillon wurde die Mannschaft, welche am 2. Mai auf Wache gestanden, herausgezogen und marschirte mit ihren Waffen und militärischen Ehren nach Lüttich; eben dahin gingen auch die Offiziere der beiden Bataillone ab. Die Soldaten wurden nach der Entwaffnung aufgefordert, die Häufelsführer zu bezeichnen; als keine Angabe erfolgte, begann die Abzählung des zehnten Mannes, um dem Standrecht überwiesen zu werden. Dies wirkte. Bei der ersten Compagnie des dritten Bataillons traf das Loos gleich anfangs einen ganz jungen Mann, da riefen die Soldaten laut, dieser sei unschuldig; um so wahrscheinlicher waren die andern schuldig. Es wurden im zweiten Bataillon vier, im dritten drei Anstifter genannt; es waren dieselben, welche vorher schon durch die weggetriebenen Offiziere von verschiedenen Seiten dem General v. Müffling bezeichnet worden waren. Nach einer kurzen Untersuchung wurden sie erschossen. Die Mannschaft der sächsischen Bataillone war tief erschüttert, viele weinten laut und fluchten den Verführern. Die entwaffneten Soldaten wurden unter preussischer Bedeckung nach St. Trand und Löwen abgeführt; es war die Absicht, sie nach Antwerpen und von da zu Schiff nach Stettin zu bringen, doch Wellington, der den Aufstand noch härter als die Preußen selbst beurtheilte, lehnte die Mitwirkung ab. Sie wurden daher über Turnhout und Herzogenbusch nach Wesel und von da nach Magdeburg gebracht. Zu Ende Juni erfolgte die Theilung und die Abgabe der sächsisch bleibenden Soldaten und Offiziere. Die letzteren kamen theils mit der Mannschaft theils unmittelbar von

Lüttich aus nach Sachsen zurück; ihr mehrfach gedünkelter Wunsch am Kriege Theil zu nehmen hatte ihnen nicht erfüllt werden können.

Auch die übrige sächsische Infanterie traf das harte Schicksal vom Kriege ausgeschlossen zu werden. Es wurde ihr durch Tagesbefehl des Fürsten Blücher vom 6. Mai die Abnung, welche an der Garde vollzogen war, bekannt gemacht; doch war damit der Geist der Auflehnung nicht niedergeschlagen. Oberst v. Zejschwitz, obwohl er selbst die zuletzt verfügte Theilung innerhalb der Regimenter nur als eine Formationsänderung bezeichnete, vermochte trotz wiederholter Befehle die Maafregel nicht durchzusetzen; die Berichte der meisten Commandeure sprachen geradezu aus, daß sie für die Erhaltung der Ordnung nicht stehen könnten, so lange nicht die Einwilligung des Königs von Sachsen zur Trennung eingetroffen sei. Die Mannschaft war mit Mühe auf die Bivouacplätze gebracht worden; sowie die Theilung versucht wurde, begannen die alten Unordnungen und Widersegligkeiten: die Mehrzahl der Offiziere des ersten leichten Regiments, welche sich für den preussischen Dienst erklärt hatten, mußten das Regiment verlassen; die Soldaten strömten in Schaaren in die Kantonnements zurück, statt zu bivouaciren; man vernahm Hochrufe für Napoleon und den Wunsch: „wenn er doch jetzt die Preußen angriffe;“ die Erbitterung gegen die letzteren kannte keine Grenzen. Blücher sah sich genöthigt, die Infanterie in die Gegend von Arefeld zurückzuverlegen, wo sie am 14. Mai eintraf; und als auch hier die Ausschreitungen nicht aufhören wollten, befahl der Feldmarschall den weiteren Rückmarsch in zwei Colonnen, wovon die eine nach Paderborn, die andere nach Korbach im Waldeck'schen gewiesen wurde. Noch fehlte es auch in den nächsten Wochen nicht an Aergernissen: da endlich kam die Nachricht von der Einwilligung des Königs von Sachsen und dem Abschluß des Vertrags vom 18. Mai. Am 14. Juni wurde die Theilung der Mannschaft durch den preussischen Generalmajor v. Lobenthal und den sächsischen Generalleutnant v. Lecocq vollzogen: die sächsisch gebliebene Mannschaft wurde nach Sachsen geführt und stieß später, nachdem sie neu formirt war, zur Armee des Oberrheins; die preussisch gewordene wurde ihrer bisherigen Pflicht entlassen und marschirte nach der Elbe und Saale, wo das 22. Regiment aus ihr errichtet und der Ueberschuß unter andere Regimenter vertheilt wurde. Die Wachmannschaft vom dritten Grenadierbataillon marschirte unter Hauptmann v. Geibler in allen Ehren von Lüttich nach Osnabrück zurück, wo die Trennung erfolgte; der Hauptmann selbst mit einem Theil ging nach Sachsen zurück, der andere Theil wurde unter das zweite preussische Garderegiment aufgenommen.

Anderß war das Geschick der Artillerie und der Reiterei, und es liegt darin, wie oben gesagt ist, der Beweis, daß weder in der von Blücher zuerst angeordneten Theilung, noch in der Auffassung der sächsischen Soldaten an sich der Ursprung jenes unglücklichen Aufstandes lag. Bei beiden Waffen wurde die Trennung am 7. und 8. Mai ohne Störung vollzogen; und wenn die Fußartillerie dennoch vom Antheil am Feldzug ausgeschlossen blieb, so lag dies an ihrem Commandeur und nicht an den Soldaten. Sie war zuerst mit der Infanterie dem Befehl des Obersten v. Zejschwitz untergeben und mit dieser nach Arefeld marschirt. Dort erhielt der Commandeur dieser Waffe, Oberst v. Kabe,

eine Weisung des Generals Bülow v. Dennewitz, sofort zur Vereinigung mit dessen Armeecorps, dem vierten der Armee des Niederrheins, aufzubrechen. Oberst v. Rabe leistete dem Befehle Folge und zeigte dies dem General Bülow unterm 21. Mai an, erlaubte sich aber seiner Meldung den folgenden höchst ungeeigneten Schluß zu geben: „Ob eine Artillerie sich mit derselben Zuversicht schlagen dürfte, wenn sie für fremden Ruhm sich und übrigens an eine Truppe attachirt wird die sie nicht kennt, und der auch die vaterländische Pflicht, die Fahnen und Geschütze mit möglichster Tapferkeit zu vertheidigen, nimmermehr nahe gelegt werden kann, überlasse ich Ew. Excellenz Ermessen.“ Blächer und Bülow konnten nach allen bisherigen Vorgängen hierin nur den Wunsch erkennen, daß die sächsische Fußartillerie neben den Preußen nicht fechten wolle; Oberst v. Rabe wurde über sein Benehmen von Bülow zurechtgewiesen und erhielt den Befehl mit seiner Artillerie nach Süllich zu gehen. Die reitende Artillerie dagegen verblieb bei der Keiterei und stieß mit dieser zum dritten preussischen Armeecorps unter General Thielmann. Es traf diese Truppe am 19. Juni, nach dem Gefecht bei Wavre, in der Gegend von Achtenhode bei diesem Corps ein und machte den letzten Theil des Feldzugs ehrenvoll mit; namentlich das Husarenregiment unter Oberst v. Czetteritz, das nach Blächer's erster Anordnung für den preussischen Dienst zusammengestellt wurde, fand noch Gelegenheit, sich vorthheilhaft hervorzuthun.

Bis hierher haben wir nur die Gegensätze in Auffassung und Stimmung kennen gelernt, welche bei den Preußen und Sachsen hart aufeinandertrafen; und es bleibt wohl das Gefühl, daß mit dem klaren Recht und dem Geseß des Dienstes, welches unzweifelhaft auf Seite der ersteren war, der Treue, welche im Unglück und der Verirrung der letzteren ergreifend mitwirkt, noch nicht menschlich genug gethan sei. Es wäre aber falsch und ungerecht, wenn man die Geschichte jenes unglücklichen Ereignisses so verstehen wollte, als hätte unter dem harten Kampf jener Gegensätze die menschliche Anerkennung der schweren Lage der Sachsen keine Stätte gefunden; es forderte vielmehr die Bewegung auch auf preussischer Seite ihr Opfer. Das Auftreten des Generals v. Borstell zu Gunsten der unglücklichen Sachsen und sein Scheitern gehört noch zur Geschichte des Aufstandes; es trägt einen Zug der Versöhnung in das Bild und mildert seine herben Schatten.

Generallieutenant v. Borstell führte zur Zeit des Aufstandes den Befehl über das zweite preussische Armeecorps und hatte, wie wir wissen, sein Hauptquartier zu Namür. Reichthum, Bildung und Familienverbindung hatten ihn frühe in die Stellung eines Flügeladjutanten des Königs gebracht; 1813 hatte er, erst 40 Jahre alt, eine Brigade in Bülow's Armeecorps erhalten, mit der Bestimmung des Königs, daß er oft zu selbständigen Aufgaben verwendet werde. Er hatte sie mit Ehren geführt und galt in der Armee mit Recht für einen tüchtigen General; doch hatte er nicht den weiten Gesichtskreis und die schnelle Auffassung für verwickelte Verhältnisse. Auch war er kein angenehmer Untergebener; 1814 war er gegen Bülow's Befehl beim dritten deutschen Armeecorps in Flandern zurückgeblieben und die Untersuchung war nur auf Bülow's Wunsch durch den König niedergeschlagen worden. Eben im flandrischen Feldzug hatte

er an der Seite der Sachsen gekämpft, hatte sie kennen und schätzen gelernt und auch nach den Vorfällen, die seit dem Sommer geschehen waren, seine gute Meinung von ihnen nicht geändert. Er sah die Ursache der Bewegung, die unter ihnen war, einzig in der Treue gegen ihren König und in ihrer unglücklichen Lage, und schrieb ihre feindselige Stimmung gegen Preußen hauptsächlich dem Benehmen des Generals Thielmann zu. Vom Aufstand selbst und seiner Veranlassung wurde er zuerst durch ein Schreiben des Generals v. Grolmann vom 3. Mai nur unvollständig unterrichtet, und die Meldung des Generalmajors v. Krafft aus Huy, welche die bevorstehende Ankunft des sächsischen Gardebataillons anzeigte, gab auch keine weitere Aufklärung. Das Bataillon traf gegen 8 Uhr Abends in Namür ein; der General empfing es mit vieler Theilnahme, berief am nächsten Morgen die Stabsoffiziere und Compagniecommandanten zu sich, versicherte sie seines innigen Antheils an ihrem Schicksal, forderte sie zu einer Eingabe über ihre Lage und ihre Wünsche auf und versprach, sie nach Kräften zu unterstützen. Zugleich erließ er einen Tagesbefehl an das Gardebataillon, der über dessen Vergehen kurz wegging und die anerkennende Erwartung ansprach, es werde die gute Haltung, die es jetzt angenommen, bewahren und so die Verirrung vergessen machen. Hiervon erstattete der General Meldung an Blücher; zugleich schrieb er an Sneydenau, mit dem er sonst persönlich gespannt war, im Sinne seiner allzumilden Auffassung, wobei er durch einen Offizier über den „Gegenstand des Unmuths“ näher unterrichtet zu sein wünschte. Inzwischen war die Eingabe der sächsischen Offiziere eingelaufen; sie suchte im Eingang, indem sie den Aufstand verurtheilte, das Widerstreben gegen die „provisorische Theilung“ mit der mangelnden Bestätigung von Seiten des Königs und der festgewurzelten Anhänglichkeit an den alten kameradschaftlichen Verband zu entschuldigen und sprach zuletzt die Bitte aus, man möge im bevorstehenden Feldzug, woran Alle Theil zu nehmen wünschten, den sächsischen Heertheil in sich beisammen lassen und unter den Befehl eines sächsischen Generals stellen, der sich für das Verbleiben im sächsischen Dienst erklärt habe. Zugleich verbürgten sich die Offiziere für die gute Haltung ihrer Truppen und ihren Eifer gegen den gemeinsamen Feind. General v. Borstell berichtete sofort, unter Beischluß der Eingabe, an den Feldmarschall; er verwendete sich lebhaft für die Wünsche der Offiziere, namentlich für ihre Bitte um Wiedervereinigung der drei Gardebataillone, da sie vom besten Willen für den gemeinsamen Krieg befeelt seien; doch ward es ihm zweifelhaft, ob er auch die Verhältnisse hinreichend kenne, er schloß sein Schreiben mit den Worten: „ich habe wohl Unrecht, allein ich bin ein Mensch.“ Unmittelbar danach wurde er über die große Verschiedenheit zwischen seinem und des Feldherrn Standpunkt aufgeklärt. Ein Nachsatz zu dem Bericht enthält die Worte: „In diesem Augenblick erhalte ich Ew. Durchlaucht Befehle von heute durch den Courier, Rittmeister v. Massow, nach welchen ich nächst dem auf die Bewegungen des Feindes Bezug habenden Befehle das sächsische Gardegrenadierbataillon mit Tagesanbruch entwaffnen und seine Fahne verbrennen lassen soll. Ich werde Ew. Durchlaucht Befehle genau vollführen lassen.“ So ging das Schreiben am Abend des 5. Mai nach Lüttich ab.

Die Bewegungen des Feindes, wovon im Nachsatz die Rede ist, sollten nach



Mittheilungen von Wellington und Bieten dem rechten Flügel des zweiten Corps gelten; auf sie will General v. Borstell seine Aeußerung, er werde Blücher's Befehle ausrichten, bezogen haben; und allerdings war diese Aeußerung, soweit sie dem angeordneten Verfahren gegen die Sachsen galt, mit dem übrigen Inhalt des Berichts im Widerspruch. Blücher dagegen verstand sie ganz natürlich als ein Zurüdtreten von den Anschauungen, welche der Bericht geltend machte; er glaubte seine Befehle vollzogen und erließ am 6. Mai den schon angeführten Tagesbefehl an die Armee, welcher ausdrücklich auch bekannt machte, daß die Fahne verbrannt worden sei. General v. Borstell mußte die bitteren Folgen einer Uebereilung tragen, die in dem Mitgefühl des Menschen und des Soldaten ihren Ursprung hatte. Er mochte doch schon in der Stunde, wo er jenen Zusatz zum Bericht an Blücher schrieb, den unlösbaren Zwiespalt empfunden haben, der zwischen seiner gegen die Sachsen übernommenen Ehrenpflicht und der Pflicht des Gehorsams gegen die Befehle des Felbherrn entstanden war. Er zog es vor, die erstere zu erfüllen und für die letztere ein Opfer zu werden. Am frühen Morgen des 6. Mai ließ er das Bataillon nach Löwen aufbrechen; Generalmajor v. Pirch I. mit einem Theil seiner Brigade begleitete es. An der Straße wurde Halt gemacht, General v. Pirch I. ließ nach einem Tagesbefehl Borstell's die vom Feldmarschall befohlene Auflösung des Garderegiments verkündigen und die Entwaffnung vollziehen; die Fahne dagegen wurde durch einen Offizier, zwei Unterofficiere und einen Grenadier dem General v. Borstell zur Aufbewahrung überbracht. Der Bataillonscommandeur, Major v. Römer, reiste mit Genehmigung des Generals nach Lüttich, um dort eine Wilderung der über das Regiment verhängten Strafe zu erwirken. Er kehrte ohne Erfolg zurück und brachte eben jenen gedruckten Tagesbefehl Blücher's mit, worin dieser der Armee den Vollzug des Urtheils verkündigt. Im Begriff zu seinem Bataillon abzugehen, bat er den General v. Borstell mit Thränen in den Augen um Schutz für die Fahne und erhielt das Versprechen: „so lange ich sie zu schützen vermag, gebe ich Ihnen mein Wort, lasse ich sie nicht verbrennen.“ Vorher schon, gleich nach dem Vollzug der Entwaffnung, war der Bericht an Blücher abgegangen, worin das Verfahren, einschließlic der Aufbewahrung der Fahne, gemeldet und um die Erhaltung der letzteren gebeten war. Nach seinem Tagesbefehle konnte Blücher darauf nicht mehr eingehen, selbst wenn er gewollt hätte. Schon am 7. lief eine strenge Zurechtweisung von ihm in Namür ein mit der wiederholten Weisung, daß die Verbrennung der Fahne jetzt inmitten eines preussischen Bataillons zu vollziehen sei. Borstell vollbrachte einen Tag voll von inneren Zweifeln und Kämpfen; dann entschied er sich, seinem Worte treu zu bleiben; am 8. Mai wiederholte er seine Weigerung. Der Felbherr durfte sich das nicht bieten lassen, und Blücher war auch nicht der Mann dazu. Noch am nämlichen Tage erging der Befehl an General v. Borstell: er habe das Commando über das zweite Armeecorps an den Generalmajor v. Pirch I. abzugeben und sich zur Untersuchung nach Berlin zu verfügen. Vergebens bat Borstell unterm 10. Mai, man möge ihn beim Corps lassen, bis die Entscheidung des Königs eingehe; der Sache sei genug gethan, die Fahne durch den General v. Pirch I. verbrannt worden. Blücher konnte und wollte dem Ansehen des Ober-

befehls nichts vergeben, am wenigsten unmittelbar vor dem Ausbruch eines Krieges; er bestand auf seiner ersten Verfügung.

Blücher berichtete den Vorfall an den König: „Ew. Majestät,“ heißt es am Schluß, „werden hieraus sehen, wie der Generalleutenant v. Borstell von unangemessenen Auffassungen und Aeußerungen zum Ungehorsam und zu offener Widersetzlichkeit fortgeschritten ist.“ Der König ordnete ein Kriegsgericht an und verfügte, daß General v. Borstell bis zur Entscheidung seinen Aufenthalt in der Festung Magdeburg zu nehmen habe. Dieser verfaßte eine besondere Vertheidigungsschrift, die im Ganzen würdig gehalten, doch in einem wesentlichen Punkte nicht glücklich war. Er konnte seine Rechtfertigung einzig auf die reine und natürliche Empfindung stützen, welche ihn zu seiner Uebereilung veranlaßt hatte, er konnte auch sagen, daß nach seiner Ansicht die Verbrennung der Fahne zu hart, daß sie sogar ein politisch-militärischer Fehler gewesen sei; aber er mußte sich zuletzt immer vor der unabweißlichen Strenge des Militärgesetzes beugen, die er im Widerstreit der Pflichten und Ueberzeugungen verletzt hatte. Er that auch so, doch nicht so unzweideutig, wie er gefollt hätte; er machte vielmehr in einer besonderen Abhandlung: „was ist eine Fahne?“ eine künstlich gesteigerte Auffassung geltend, wonach der Feldherr überhaupt nicht das Recht gehabt habe, die Verbrennung der Fahne zu befehlen, so daß also seine, des Generals, Weigerung gleichsam auf einem höheren Rechte beruht hätte. So sehr hat gerade der tüchtige Mann das Bedürfniß, daß sein Handeln im folgerichtigen Zusammenhang bestimmter Grundsätze erscheine, so ungerne mag er Zweifel und Schwankungen zugestehen. Das Kriegsgericht würdigte die Handlungsweise des Generals unbefangener und richtiger. Es trat am 25. August 1815 in Rennes in der Bretagne zusammen. Den Vorsitz führte der General der Infanterie Graf Tauenzien von Wittenberg; Mitglieder waren die Generalleutenants v. Oppen und v. Röder, die Generalmajore v. Pirch II., v. Horn, v. Holzendorf, v. Lobenthal, die Obersten v. Briesen, v. Luck und v. Werder; der Brigadecommandeur Neumann trug das Ergebniß der Untersuchung und das Gutachten vor. Der Antrag lautete auf ein Jahr Festungsstrafe; die Generalleutenants stimmten für drei, die Generalmajore für sechs, die Obersten für acht Monate; der Spruch des Gerichts ergab hiernach sechs Monate als Mittel. Einstimmig empfahl das Gericht den General der Gnade des Königs, weil er die härteste Strafe, die Enthebung vom Commando zur Zeit des Krieges, erduldet habe. Der König scheint lange geschwankt zu haben; er bestätigte das Urtheil unterm 8. November. Gegen Ende des Jahres kam Blücher durch Magdeburg. Er besuchte den General v. Borstell und führte mit theilnehmenden Worten Veröhnung und Vertrauen zurück; dann hat er beim König, und dieser erließ unterm 1. Januar 1816 den Rest der Strafe. Die Milderung der Haft war dabei das Geringste, größer war die Rückkehr der alten Gesinnung beim König und beim Feldherrn; doch hatte General v. Borstell selbst schon früher, in gleichem Sinne wie das Kriegsgericht, in einem Briefe an den König die härteste Folge genannt, die ihn im schweren Streit der Pflichten getroffen hatte: er habe, schrieb er im bitteren Schmerz, eine ruhmvolle Schlacht nicht mitmachen dürfen, das könne ihm weder der Feldherr, noch selbst der König wiedergeben.

So forderte auch in der preussischen Armee der Aufstand der Sachsen sein Opfer. Man fühlte sich darüber noch einmal aufgefordert, das Verfahren des preussischen Feldherrn und die Schuld der Sachsen zu prüfen. Es kann noch dieser ganzen Darstellung an der letzteren kein Zweifel sein; es kann ebensowenig ein Zweifel sein, daß die Infanterie bei ihrer fortbauenden Widerseßlichkeit von der Nähe des Kriegsschauplatzes entfernt, daß auch die Fußartillerie vom Antheil am Kriege ausgeschlossen werden mußte. Hatten die Verhandlungen in Wien zur Trennung des sächsischen Heertheils geführt, so wäre die Bewilligung, daß er für den bevorstehenden Krieg zusammenbleibe, nachdem der Aufruhr diese Forderung erhoben, eine vor den Heeresgesetzen aller Zeiten unverantwortliche Schwäche gewesen. Aber war die Entwaffnung und Auflösung des Garderegiments, war der kurze Prozeß gegen die Räubersführer, war das Verbrennen der Fahne nothwendig? Gegen die beiden ersten Punkte, scheint uns, kann nur der Zweifel haben, der zwischen dem Zustand des Krieges und des Friedens nicht unterscheidet. War Friede, so konnte man dem Regiment vielleicht die Fahne und andere Ehren entziehen, und für das Weitere das Ergebnis der Untersuchung abwarten. Es war aber der Krieg vor der Thür; man stand dicht an der feindlichen Grenze in einem Lande, dessen Gesinnung mindestens als getheilt galt; jeder Tag brachte Zeichen, daß der Feind im Lande noch viele Anhänger zähle, brachte Kunde, wie er jenseits der Grenze auf den Abfall und die Zwietracht unter den Verbündeten rechne. Da wäre freilich das Vergessen aller alten Zwietracht das Beste gewesen; aber, wo sie so hervorbrach wie hier, da blieb schnelle unerbittliche Strenge das einzig Heilsame, das einzig Rettende für das Ganze wie für den Theil. Im Geiste dieser Strenge war die Auflösung des Regiments, war das blutige Gericht, das auch nur wirklich Schuldige traf; aber war es auch das Verbrennen der Fahne? Wir vermögen diese Frage nicht zu bejahen. Es lag in dieser Handlung nichts, was den nothwendigen Schrecken, die ernste Furcht vor dem Heeresgesetz in die Gemüther tragen konnte; - es lag nur darin, was verletzen und verbittern mußte. Es wäre größer gewesen, die Fahne aufzubewahren und nach vollzogener Theilung dem König von Sachsen zu übergeben. Wem dieser Rath zuzuschreiben war, kann heute schwerlich mehr ausgemacht werden; aber wir möchten seinen Ursprung weit eher in der Umgebung Blücher's suchen, als in diesem selbst. Er konnte wohl in einer Aufwallung seiner starken Natur auch zur Uebereilung und Härte fortgerissen werden; aber alles Menschliche und Gerechte fand doch schnell wieder eine Stimme in ihm; er war unerbittlicher Soldat, wo es das Gesetz des Krieges verlangte, aber er war nicht der Mann, noch für das bloße Gefühl der Gewalt Befriedigung zu bedürfen.

Was die Schuld der Sachsen angeht, so hat das summarische Verfahren, wie es die Umstände nöthig machten, die Fäden zerschnitten, woran sie sich bestimmter als in dieser Darstellung gesehen bis in die Quellen hätte verfolgen lassen. Eine eigentliche Untersuchung hat nicht stattgefunden. Bezüglich der Mannschaft muß es uns genug sein, daß die Anführer durch die Stimme von Offizieren, durch die Stimme ihrer Kameraden und zum Theil durch die eigene Stimme als schuldig bezeichnet waren. Bei der Menge der Soldaten war aus der

Ergebenheit und Treue für ihren König, aus der Abneigung, dem Mißtrauen und Haß gegen Preußen jener räthselvolle Wahn entstanden, wie er sich in verschiedener Gestalt öfter unter den Waffen erzeugt, wie er stets unser tiefes Mißgefühl in Anspruch nimmt, aber auch stets zu seiner Heilung eine ernste Bückung erfordert. Von den Offizieren haben diejenigen, welche diesen Wahn aufstachelten, eine größere Verantwortung. Es hat keiner genannt werden können; aber daß bei den Offizieren der Infanterie wenigstens Einzelne schlimmer als aus bloßer Unbesonnenheit gehandelt haben, das beweist schon das ganz andere Benehmen der Mannschaft bei der Reiterei und der Artillerie. Außerdem haben wir das Zeugniß glaubwürdiger preussischer Offiziere. Oberst von Pfuel meldete an Generalmajor v. Mülling, das Benehmen mancher sächsischer Offiziere sei weit schlechter als das der Soldaten, Oberlieutenant v. Kable schrieb, die Offiziere hätten lange Zeit ernste Maßregeln gegen die Unordnungen nicht einmal versucht; ein Dritter erzählt, er habe Offiziere weinen sehen über die Schmach, die dem sächsischen Namen geschehe, es seien aber auch andere gewesen, die sich hätten todt lachen wollen. Ueber die Offiziere aber hinweg wurde Blücher durch sein empörtes Gefühl richtig zur letzten Quelle des Unheils geleitet. Er schrieb schon am 6. Mai an den König von Sachsen und machte ihm mit scharfen Worten geradezu den Vorwurf, daß die Rebellion von Friedriessfelde und Preßburg aus organisiert worden sei. Er habe in 56jährigem Dienstleben das Glück gehabt nur das Blut seiner Feinde zu vergießen; jetzt wäre er zum ersten Mal genöthigt gewesen, Hinrichtungen in der eigenen Armee vorzunehmen. Daran sei der König Schuld, denn „vor dem Unwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als dasselbe betrachtet werden.“ Dem 73jährigen Greise sei es nur um die Wahrheit zu thun; „so haben Ew. Majestät dies Schreiben aufzunehmen.“ Der König hat nichts geantwortet.

Es sind fünfzig Jahre seit der Theilung Sachsens und dem unglücklichen Aufstand seines Heeres verfloßen. Die Zeit hat den bitteren Streit jener Tage längst geschlichtet; sie hat die Gemüther versöhnt; sie hat auch ein Urtheil gesprochen, das eine unwiderlegliche Sprache in Thatfachen redet. Vieles sollte in Preußen anders sein, als es ist; aber dennoch: wenn heute in jenen ehemals sächsischen Landestheilen, deren Einverleibung damals so vieles Widerstreben und einen so trantigen Zusammenstoß hervorrief, Umfrage gehalten würde: ob sie bei Preußen bleiben oder zu Sachsen zurückkehren wollten? — das einstimmige Ja für Preußen von allen Hunderttausenden im Volke und im Heer könnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Zwei Dinge haben darin ihre unwiderstehliche Macht bewiesen: zuerst die wachsende Geltung, womit die starke und umfassende Gemeinschaft eines großen Staates die Lebensfähigkeit und das Dasein aller seiner Glieder trägt und erhält; sodann die fortschreitende Macht der nationalen Idee, das bewußte und unbewußte Streben nach dem deutschen Staate, der nicht anders als durch den größten der vorhandenen deutschen Staaten verwirklicht werden kann. In diesen zwei Dingen lag damals das höhere Recht gegen alle die alten Rechte der besonderen Gemeinschaften von Staat und Heer. Ob auch unter den mancherlei Gewändern dieser Rechte das schöne Gewand der Treue erschien, und ob auch menschlicher Weise an jenem höheren Rechte Härte

und Gewalt ihren Theil hatten: der Zug der Geschichte hat für Dieses entschieden. Auch heute noch stehen sich die besonderen Rechte und das höhere Recht gegenüber, und auch heute wird die Geschichte für das letztere entscheiden.

## Aus einem Pariser Tagebuch.

Juni 1865.

Wie der von Paris Heimlehrende in der Regel mit der Frage empfangen wird: was sagen die Franzosen über Napoleon, wie ist die Stimmung über das Kaiserreich? so begegne ich hier fast überall der Frage: was spricht man in Deutschland von unserem Kaiser? In diesen Fragen drückt sich ein Doppeltes aus. Einmal die Bedeutung welche das Kaiserthum für Frankreich und für die Welt hat. Dann aber zugleich der Zweifel der sich an diese Institution hängt, ein Gefühl der Unsicherheit das sich sofort mit diesem Namen verbindet.

Mein Aufenthalt in Paris überzeugt mich täglich mehr, daß das Kaiserthum keine Zukunft zu hoffen hat. Die Offenheit, mit welcher man dies überall kann aussprechen hören, überrascht mich. Ohne Sympathien, ohne Antipathien bin ich gekommen; aber einzig die Gewohnheit, sollte man denken, mußte Wunde geklopft haben, welche nicht wieder so schnell zerreißen. Ich bedachte nicht daß Gewohnheit der allerschlimmste Titel ist für eine französische Regierung.

Seltam, wie bei uns in Deutschland in den letzten Jahren das Urtheil über den Kaiser umgeschlagen hat. Zum Theil ist es die natürliche Wirkung einer Reaction. Es ist noch nicht so lange her, so lebte das Bild Louis Napoleon's in der Phantastie des deutschen Bürgers als eine Art von Caricatur, halb lächerlich, halb abschreckend. Und wenn auch das eine Attribut, das der Lächerlichkeit, aus den Zügen des Bildes mehr und mehr sich verloren hat, so blieb doch immer eine Gestalt, die uns feindselig aufregte, zurück. Man sah in ihm den Fortsetzer des Werks seines Oheims; es galt als Dogma, daß er sich eines schönen Morgens mit seinen rothhofsigen Schaaren auf den Rhein stürzen werde, er war der Erbfeind, und es gehörte eine Zeit lang zum guten Ton ihn auf alle Weise mit Haß und Verachtung zu überschütten. Als eine politische Partei sich dieser an sich leicht begreiflichen Antipathie bemächtigte und daraus Keflame für die Verträge von 1815 machte, trat die Wendung ein. Man bemerkte, daß in demselben Augenblick, da der Krieg in Italien zum Krieg mit Deutschland sich erweitern sollte, der Kaiser mit Oesterreich Friede schloß. Die Politiker welche unermülich gewesen waren zu beweisen daß Napoleon's eigentliche Kriegszwecke am Rhein, nicht am Po lagen, sahen sich getäuscht; selbst die giftige Saat der Zwietracht, welche halb darauf unter den Staaten des deutschen Bundes aufging, vermochte ihn nicht zur Einmischung zu verlocken. Vielleicht war es nur das zunehmende Alter das sich bei Napoleon geltend machte, aber man glaubte bald in seinem persönlichen Charakter Seiten zu finden, welche bisher unentdeckt waren, man wollte einen besonderen Zug hausväterlichen Sin-

nes, einer gutmüthigen Bonhommie in ihm entdecken. Ja gerade gegen Deutschland sollte er, wenn man diesen Stimmen glaubte, ein gewisses gemüthliches Wohlwollen bewahren, wie er denn gern seines Jugendaufenthalts in diesem Lande zu gedenken und das Gedächtniß daran durch kleine verbindliche Handlungen aufzufrischen schien. Dazu kam dann endlich seine Haltung während des Herzogthümerstreits. L. Napoleon war der Erste gewesen, der das Londoner Protokoll für ein todttes Blatt Papier erklärte; nachträglich erkannte er das Recht der deutschen Bevölkerung in diesem Nationalitätsstreit an, er besürwortete darum die Entscheidung der Bevölkerung selbst zu überlassen, und diese wohlwollende Haltung war um so auffallender, je mehr sie mit dem Benehmen Englands contrastirte, und je einsamer der Kaiser in Frankreich selbst mit dieser freieren Auffassung der Frage stand. Er hatte den Muth gehabt, wider den Strom der allgemeinen Meinung seines Landes zu schwimmen, und Deutschland zeigte sich nicht unerkennlich. Es fehlte eine Zeit lang nicht viel, so sammelten sich die Sympathien, welche Preußen und Oesterreich in Deutschland verloren, auf dem Haupte des „Erbfeinds!“ in Zeitungsartikeln wurde unsern deutschen Großmächten die Politik des Kaisers als ein leuchtendes Vorbild vorgehalten, bis die entschiedene Wendung der preussischen Politik dem bedenklichen Uebermaß ein Ziel setzte.

Aber der Umschwung war unzweifelhaft, und sofern denn doch noch ein altes Mißtrauen sich in die neuen Sympathien mischte, gewann die Persönlichkeit einen eigenen Reiz, ähnlich etwa dem gemischten Charakter eines dramatischen Helden, dessen zweifelhafte Moralität, dessen unberechenbare geheimnißvolle Natur dem sympathischen Antheil keinen Abbruch thun mit welchem wir sein Geschick verfolgen.

Was bedeutete dieser Umschwung in unserem Urtheil? War es die Wiedergutmachung eines Unrechts, das der Deutsche nie allzulang auf seinem Gewissen duldet, oder war es Unreife der politischen Bildung, welche — unsicher im eigenen Hause — auch eines festen Maßstabs für die Beurtheilung fremder Erscheinungen entbehrt, und im Stande ist an gutmüthige Motive zu glauben, wo vielleicht nur politische Berechnung gewaltet hat?

Ueberall erregt es Verwunderung wenn ich erzähle, wie mild man neuerdings in Deutschland über den Kaiser zu denken pflegt. Diese Milde harmonirt wenig mit dem Urtheil das ich hier weitaus vorherrschend und meist rücksichtslos ausgesprochen finde. Es war ein einziger Moment, da der Kaiser wirklich populär war. Es war damals als er mit dem Ruf: Frei bis zur Adria! in den italienischen Krieg zog. Aber schon an dem Tage als das Heer nach dem Frieden von Villafranca seinen Siegeseinzug hielt, war der Enthusiasmus verschwunden.

So viele Jahre auch bereits das Kaiserreich zählt, — seit langer Zeit hat Frankreich keine Regierung von solcher Dauer gesehen — und so außerordentliche Verdienste es namentlich um die materielle Entwicklung des Landes hat, so wenig ist es ihm gelungen, feste Wurzeln im französischen Volk zu schlagen.

Es ist der Nation ein fremdes, sie duldet es, aber es besteht kein solidaarisches Bündniß zwischen beiden; sie duldet es, weil sie weiß daß es keine Zukunft hat, und über nichts finde ich solche Einstimmigkeit der Meinung als über die Ansichtlosigkeit der Dynastie. Es sind Anekdoten hier verbreitet, Gespräche die der Kaiser mit dem kaiserlichen Prinzen führte, und welche, wenn authentisch, beweisen würden, daß der Kaiser dieser allgemeinen Ueberzeugung näher steht als mit dem Glauben an den Stern seines Hauses verträglich ist.

Es liegt ein Etwas in der Luft, das unausgesprochen die Stimmung Aller beherrscht. Dieses Etwas sagt, daß das Kaiserthum seinen Zenith überschritten hat. Sein Name besigt den Zauber nicht mehr den es bei seiner Restauration wenigstens auf die große Menge ausübte. Was ihm den größten Vortheil leistete war die Energie mit der es Frankreich rasch wieder eine gebietende Stellung eroberte. Jetzt fühlt man den Einfluß des Kaisers in der auswärtigen Politik schwinden, und was das Charakteristische ist, man unterhält sich mit unverbolener Schadenfreude von Schlappen, welche doch nicht bloß die des Kaisers sondern die Frankreichs sind. Nichts hat dem Kaiser mehr geschadet als das mexikanische Unternehmen: es werden Wetten angestellt, Festeisen verabrebet auf den Tag da die französische Armee zum Rückzug gezwungen wird. So sehr gewöhnt man sich daran das Schicksal des Kaiserthums von dem der Nation zu trennen.

Noch zittert der bedeutende Eindruck nach, den das Buch über Cäsar's Leben, aber nicht im Sinne des Verfassers, hervorgebracht hat. Gänzlich verunglückt ist der Gedanke, mit diesem Buch Propaganda zu machen für die imperialistische Idee, das Gegentheil war der Erfolg. Die literarische Kritik ersetzte mit einem Mal den Mangel der Pressfreiheit, und ihre Wirkung war um so schneidender, als sie zugleich mit dem pikanten Reiz, den immer die historische Parallele, die Anspielung, die verdeckte Fechtart ausübt, ausgestattet war. Rogeard's Pamphlet bezeichnete nur die äußerste derbste Spitze einer Polemik, welche ganz natürlich und vom Kaiser selbst herausgefordert war. Niemals bisher hatte man das Wesen des Imperialismus so eindringend nach allen Seiten beleuchten können, als jetzt da der kaiserliche Schriftsteller selbst die Discussion darüber eröffnet hatte. Er hatte selbst der Opposition schärfere Waffen in die Hand gegeben als diese je besaßen. Und dies geschah zu einer Zeit, da überhaupt ein Wiedererwachen des öffentlichen Geistes zu bemerken war. Die letzten Wahlen zum gesetzgebenden Körper beweisen daß auch das Land der offiziellen Bevormundung müde zu werden beginnt, und im Palais Bourbon selbst ist seit einiger Zeit ein anderer Geist zu spüren. Die Mehrheit beginnt spröde zu werden. Es ist als ob sie fühlte, daß die Zügel des Staats nicht mehr in so sicherer Hand ruhen als bisher und nichts kann dem Kaiserthum gefährlicher sein als wenn dieses Gefühl wächst und sich allgemein verbreitet. Der Kaiser weiß es. Eben darum ist ihm für immer unmöglich durch liberale Zugeständnisse den Thron zu besfestigen. Die Frage: was ist gefährlicher, die Freiheit geben oder die Freiheit verweigern? ist die eigentliche Schicksalsfrage für das Kaiserthum.

Der Kaiser ist in Algerien, die Zügel der Regierung sind in den zarten Händen der Kaiserin Eugenie. Niemand wird klug daraus was die lange Reise des Kaisers eigentlich bedeutet. Die Meisten vermuthen einen dynastischen Zweck. Er wolle, sagt man, für den Fall einer plötzlichen Katastrophe, prophylaktisch das Volk an die Regentschaft gewöhnen. Ist dies die Absicht, so kann der Kaiser mit der Probe zufrieden sein. Die Staatsmaschine arbeitet ruhig und sicher fort, sie hat offenbar keine Ahnung welche Probe eben mit ihr angestellt wird. Nirgends eine Klüde. Außer der verdoppelten Strenge gegen die auswärtige Presse, womit im Grunde doch nur die unschuldige deutsche und englische Bevölkerung und wir armen Touristen gestraft werden, ist Alles wie zuvor. Daß heute sogar die fliegenden Blätter confiscirt worden sind und überhaupt kein deutsches Blatt ausgegeben wurde als der preussische Staatsanzeiger, dünchte uns gar zu hart. *Pronex garde à vous!* Die Gefahren drohen euch nicht von dieser Seite, sie sitzen euch näher als ihr glaubt.

Das war ein jähres Miston in dem harmlosen Frieden der weiblichen Regentschaft, dieser Glanz, mit welchem plötzlich der Zwiespalt in der kaiserlichen Familie ausbrach und an die große Glocke gehängt wurde. Im ersten Augenblick, als die scharfe Klage gegen den Prinzen im *Moniteur* erschien, waren Viele, selbst Politiker, im Ungewissen, ob nicht eine Komödie, ein verabredetes Spiel vorliege, wie man früher wiederholt ähnliche Vorgänge erklärt hat. Aber diesmal war doch ein solcher Zweifel nicht lange möglich. Gerade im jetzigen Augenblick wäre das Spiel gar zu bedenklich gewesen. Auch war die Exekution die an dem Prinzen vollzogen wurde drastisch genug. Die Thatsache, daß innerhalb der kaiserlichen Familie Alles eher herrsche als Friede und Eintracht, lag offen vor aller Welt dar. Es wird zwar behauptet, die Kaiserin selbst habe zuvor Kenntniß von der Rede gehabt, welche Prinz Napoleon in Ajaccio hielt, sie habe jedoch deren gefährlichen Inhalt gar nicht gemerkt, bis dann das gewaltige Aufsehen welches das revolutionäre Manifest machte auch sie aufklärte. Indessen *notire ich* dieses Gerücht nur als einen Beweis was man der schönen Gemahlin des Kaisers zuzutrauen geneigt ist.

Daran ist übrigens nicht zu denken, daß der Prinz durch seine Streiche sich bei der demokratischen Partei irgend welchen Kredit verschafft hätte. Seine Persönlichkeit macht dies durchaus unmöglich. Auch die Art wie er in der Audienz bei der Kaiserin die ihm gewordene Zurechtweisung hinnahm, wird als eine wenig würdige geschildert. Am folgenden Tag sah man ihn in Begleitung zweier Frauenzimmer zu *Asnières*, wo er sich vom Volk acclamiren ließ. Einer solchen Persönlichkeit wird keine Partei die Zukunft anvertrauen wollen. Auch wenn es also zuweilen dem Kaiser bequem sein mochte, daß die fortgeschrittene Demokratie einen Vertreter in seinem Hause zählt, wäre es doch eitle Mühe hierauf eine Combination für die Zukunft der Dynastie zu gründen.

Diese Vorgänge in den höchsten Kreisen sind gewissen Möglichkeiten gegenüber um so unangenehmer, je kleiner die Zahl der ergebenen Anhänger der Dynastie ist. Es ist den Imperialisten trotz aller Bemühungen nicht gelungen mehr zu sein als eine Coterie die augenblicklich obenauf schwimmt. Sie bilden eine Gesellschaft neben der Gesellschaft. Ihr Trachten ist, die Stellung deren sie



sich erfreuen, möglichst rasch und möglichst ergiebig auszunutzen. Sie wissen daß die nächste Katastrophe sie eben so schnell wieder verwehen und in's Nichts zurückwerfen wird, als sie aus demselben emporgeschwollen sind.

Die Zahl der Intimsten hat sich in den letzten Zeiten auffallend rasch vermindert, und jedesmal ist das Publikum geneigt in dem Hingang eines Getreuen des Kaiserreichs ein Unglückszeichen, ein memento mori für das System zu erblicken. Dem Herzog von Morny, dessen auserlesene Gemäldesammlung gegenwärtig in den Prachtsälen seiner Wohnung neben dem Palast Bourbon zum Verkauf ausgestellt ist, ist in diesen Tagen der Marschall Magnan nachgefolgt. Gestern bewegte sich der prunkvolle Leichenzug des Generals, welcher zuerst an die imperialistische Conspiration sich verkaufte, über die Boulevards. Aber der Pomp, welchen das Kaiserreich bei solchen Gelegenheiten entwickelt, hat eine zweischneidige Wirkung. So oft einer der Helden des 2. Dezember hingehet, wird auch das Andenken an das damals Geschehene wieder lebendig. An der Vergangenheit des Einzelnen schärft sich das Bewußtsein von der Immoralität des ganzen Systems, tiefer gräbt sich das Gefühl von der Unwürdigkeit der Gegenwart, mit Begierde lassen sich die Jüngeren wieder und wieder von dem Heroismus und der Schmach jener Tage, von den Barrikadenscenen und den Wegschleppungen über das Meer erzählen, und eine Fülle von Anekdoten schwirrt in solchen Tagen durch die Luft, deren aller Refrain ist: das französische Volk verzeiht nicht was in den Dezembertagen des Jahres 1851 geschehen ist!

Aber was dann? Vergebens suche ich auf diese Frage Antwort.

Es ist Zeit diesem Carneval ein Ende zu machen, äußerte ein bekanntes Mitglied des gesetzgebenden Körpers. All' der gewaltige Apparat, wirft ein anderer ein, der seit Jahren das Studium des Kaisers bildet, die Demolirungen, über welche der Pariser Philister allmählich recht ärgerlich wird, die Neubauten, welche Paris zu einer Stadt des Luxus, der permanenten Ausstellung für die Fremden, unwohnlich dem Einheimischen, machen, die unterirdischen Egouts, welche den Unrath ab-, und heimliche Regimenter dem Stadthaus und anderen wichtigen Punkten zuzuführen bestimmt sind, — all' diese colossalen Zurüstungen, berechnet auf Einen Zweck, meinte er, werden im entscheidenden Augenblick versagen. Jedermann spricht von dem sicheren Ende des *αιων οδτος*, aber wie man sich den *αιων μελλον* denke, hat mir Niemand vertraut. Und ich weiß warum. Weil Niemand mehr sagen kann als er selbst weiß.

Hier ruht die eigentliche Stärke des gegenwärtigen Regime, dies ist das Geheimniß seiner Dauer und Macht. Es muß ertragen werden weil man nichts anderes an die Stelle zu setzen weiß. Vollständig ist es L. Napoleon gelungen die alten Parteien zu zerstören: neue haben sich kaum zu bilden begonnen. Die Ueberreste der Legitimisten, von einem Theil der Geistlichkeit unterstützt, haben wenig zu bedeuten, auch der Anhang der Orleans scheint allmählich dünn gefäßt zu sein, wenn man erwägt, daß das Wochenblatt Courrier du Dimanche — übrigens eines der besten hiesigen Blätter — seine einzige publicistische Vertretung ist. Das Journal des Débats ist zwar noch immer bereit die persönlichen

Größen des alten Regime unter seinen Schutz zu nehmen, wie z. B. Guizot in seinem Kampf gegen den kirchlichen Liberalismus immer auf die Freundschaft des Herrn v. Sach zählen kann, aber die Politik dieses Blatts hat wenig mehr mit jenen Männern der Vergangenheit zu thun, in der auswärtigen und in der Handelspolitik hat es ganz in die durch L. Napoleon eröffneten Bahnen eingeleitet. Die übrige Presse, sofern sie nicht zu den Mundstücken der Regierung gehört, vertritt die verschiedenen zum Theil stark von einander abweichenden Schattirungen der demokratischen Meinung: der Avenir national das Organ der reinen Demokratie, basirt auf die Grundsätze von 1789, der Temps nach Vertiefung des freiheitlichen Princips im Sinne germanischer Institutionen ringend, der vielgelesene Siecle das Blatt des liberalen Philisterriums und des Arbeiterstandes, die Opinion nationale nach Außen chauvinistisch, nach Innen ein confuses Gemisch von imperialistischen, Saint-Simonistischen und Convents-Ideen, die Presse endlich, das Organ der Launen E. v. Girardin's, des Freundes des rothen Prinzen. Wem gehört die Zukunft? Der Krieg, der bei jeder wichtigen Frage gerade innerhalb der demokratischen Blätter geführt wird, beweist, wie wenig eine durchschlagende öffentliche Meinung über die Zukunft sich gebildet hat. Der Sieg gehört der Demokratie, darüber sind sie alle einig, aber was Demokratie sei, dies ist eben die Frage, die vom Temps und von der Opinion in sehr entgegengesetzter Weise beantwortet wird.

Die politische Agitation der Franzosen macht im Allgemeinen den Eindruck, daß sie die Ziele wollen ohne die Mittel, daß sie meinen in fertige Resultate hineinspringen zu können, mit Verschmähung der ausdauernden zähen Arbeit, welche die Resultate erst zu dauernden macht. Die trügerische Vorpiegelung L. Napoleon's, daß man mit der Freiheit ein beliebiges Gebäude „krönen,“ sie als Schmuß einfach darauf kleben könne, ist recht im Sinne dieses französischen Wahns. Daß die Freiheit nicht etwas ist, was man einführen, dekretiren kann, daß man sie vielmehr erarbeiten müsse durch die Erweckung der persönlichen Initiative, durch die Verbreitung der allgemeinen Bildung, durch die Anspornung des Geistes der Association, durch die Belebung der abgestorbenen Glieder der Gemeinde und der Provinz, diese Gedanken vertritt mit vollem Bewußtsein nur der Temps, aber seine Wirksamkeit ist eine beschränkte, keine eigentlich populäre und nur sehr langsam vermag sie gegen die festgewurzelten nationalen Vorurtheile Terrain zu gewinnen.

Ich bin hier auf einige begeisterte Republikaner gestoßen, rein und idealistisch wie nur je eine deutsche Jünglingsseele geschwärmt hat, und dabei so hartköpfig doctrinär wie nur je ein deutscher Professor gewesen ist. Sie glauben an die Zukunft ihres Ideals, die Republik wird allen Mängeln dieses Jammerthals ein Ende machen, und, was das Charakteristische ist, es ist gleich die ganze Menschheit, die sie mit ihren Träumen umfassen. Die Welt scheint ihnen reif das allgemeine Menschheitsideal zu verwirklichen, und mitleidig lächelnd sehen sie auf das Ringen unfertiger Völker herab, vor ihrer Betheiligung an solchen Zukunftsplänen vor Allem das eigene Haus unter Dach und Fach zu bringen. Es ist mir im Gespräch mit diesen Idealisten als ob die Rollen beider Völker sich unmerklich vertauscht hätten. Das praktische, realistische Volk ver-

loren in die Wahngebilde goldener unfruchtbarer Spekulationen, das Volk der Denker versteinert in engherzigem Egoismus. Denn dies ist was sie uns vorwerfen, und ich wollte sie hätten Recht. Fast wehmüthig klagte mir einer dieser Freunde: „ich habe Deutschland geliebt wie man nur sein eigenes Land liebt, ich habe Schiller und Göthe auswendig gelernt und mich an ihnen begeistert. Aber ich kenne die Deutschen nicht mehr, ihr seid andere geworden; Vorkämpfer der Humanität seid ihr abgefallen von eurer menschheitlichen Mission, ihr waret das gerechteste Volk und wollet nun euer Werk mit Ungerechtigkeit beginnen.“

Ja wohl, wir sind gerecht gewesen gegen Alle, nur gegen uns selber nicht.

Freilich, nicht allgemein ist jener optimistische Blick in die Zukunft. Ich habe Franzosen gesprochen, die mit ernster Besorgniß an das Problem denken in einer kommenden Katastrophe die Freiheit zu retten, Franzosen, die sich über die bedenkliche Phase in welche ihre Staatsentwicklung getreten ist keine Illusion machen, welche die Ungewißheit der Zukunft als ein nationales Unglück empfinden und selbst geneigt sind ihrem Volke die Fähigkeit zur Freiheit abzuspochen.

Es ist nicht leicht ein solches definitives Urtheil zu fällen. Wohl erinnern die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse frappant an die Zustände sinkender Völker im Alterthum, die Parallelen drängen sich hier in der Hauptstadt Schritt auf Schritt mit Macht auf, und ein Volk in welchem die Sucht, ein rothes Bändchen im Knopfloch zu tragen, so allverbreitet ist und tiefgewurzelt, ist sicher kein Volk von Republikanern zu nennen. Aber was diesem Volk doch vor Allem eigen ist, ist seine wunderbare Elasticität, die gesunde Kraft seiner Naturelemente, in welche es unterzutauchen vermag wie in ein Bad der Wiebergeburt. Ein Volk, welches neben beispielloser Verkommenheit doch wieder eine so unverwundliche natürliche Begabung zeigt den verdorbenen gesellschaftlichen Zuständen zum Trost doch so viel Glauben an das Ideal, eine solche Begeisterung für die Wissenschaft in sich bewahrt, ein Volk das mitten in den wildesten Barrikadenscenen zugleich der edelsten Ritterlichkeit, der rührendsten Aufopferung fähig ist, ein Volk endlich das durch das stärkste Gemeinbewußtsein zusammengehalten ist, so daß jedem seiner Bürger das stolze Wort an der Stirne geschrieben steht: ich bin Franzose — wer möchte aussprechen, daß der Cäsarismus das letzte, definitive Wort seiner Zukunft ist?

Aber Ein Gedanke allerdings hat sich mir aufgedrängt. Unter den Gründen, mit welchen man die Errichtung des deutschen Staats zu bekämpfen sucht, figurirt auch derjenige, daß unsere Nachbarn, Frankreich insbesondere, es nicht dulden und daß so zu den inneren Kämpfen der auswärtige Krieg sich gesellen würde. Dieser Einwand wird mir immer unstichhaltiger, wie ich das französische Volk kennen lerne. Je mehr es sich mit der Lösung des Freiheitsproblems beschäftigt, um so mehr wird es mit Nothwendigkeit von seiner Richtung auf die auswärtige Politik abgezogen werden. Seine eigene Aufgabe, mit Ernst erfaßt, erlaubt ihm nicht die Aufgabe anderer Völker zu durchkreuzen. Indem es

sein eigenes Recht sucht, vermag es uns nicht zu hindern, zu thun was unser Recht ist.

Ich finde, der Gedanke, daß Frankreich deswegen die Freiheit fehlt, weil die freiheitsliebenden Parteien bisher eine falsche auswärtige Politik getrieben haben, gewinnt an Boden. Vor mir liegt ein Heft der Revue moderne, in welche sich vor Kurzem die Revue Germanique verwandelt hat. Ich finde darin einen trefflichen Artikel von L. Joly über „die liberale Partei und ihre auswärtige Politik.“ Wenige Sätze daraus werden genügen seine Tendenz zu charakterisiren.

„Für ein Volk, welches frei werden will, ist das schlimmste Temperament das des Soldaten. Eine kriegerische Nation wird zwar auf die Eroberung verzichten können, aber sie kann nicht auf den Krieg verzichten, und um seine Aufregungen zu kosten, wird ihr Alles zum Vorwand dienen: Verträge zu zerreißen, Grenzen zu erlangen, Nationen zu befreien; sie denkt nicht daran, daß die Verwirklichung eines einzigen dieser Projekte die unbestimmte Vertagung seiner liberalen Hoffnungen bedeutet.“

„Wenn es wahr ist, wie man es alle Tage versichert, daß Frankreich gehalten ist mit seinen Waffen den unterdrückten Nationalitäten beizustehen und ihnen nebst ihrer Befreiung die Resultate der Revolution von 1789, die Grundsätze der Unabhängigkeit zu bringen, so darf man überzeugt sein, weder die jetzige noch die kommende Generation wird sich rühmen können endlich den Grund zur französischen Freiheit gelegt zu haben.“

„Für die absoluten Regierungen ist die Ausdehnung nach außen durch den Krieg die Nothwendigkeit der Lage. Für die freien Völker dagegen, glücklich und zufrieden, weil sie frei sind, ist der Krieg stets nur eine fürchterliche Nothwendigkeit, zu der sie sich nur entschließen können um ihre Interessen zu vertheidigen oder ihre Ehre zu wahren. Ein Volk, das frei ist oder frei sein will, kann also nicht ohne Inconsequenz eine auswärtige Politik annehmen, deren letztes Wort nothwendig der Krieg ist.“ \*)

Ich weiß, diese Grundsätze sind nicht nach dem Geschmack der Menge, sie streiten wider die tiefsten Vorurtheile der französischen Nation, es wird lange Zeit dauern, bis nur die ernstern politischen Denker sich mit ihnen befreunden. Aber gesetzt, es wäre dem französischen Volke unmöglich so seine Natur zu ändern, nun dann müßte die Tantalusqual, seine innere Aufgabe nicht lösen zu können, zugleich eine fortdauernde Quelle seiner Schwäche sein, und, umhergetrieben im ruhelosen Wirbel seiner Bestrebungen, wäre es dann überhaupt im Stande die Einigung Deutschlands zu verhindern?

„Deutschland, Deutschland über Alles!“ Noch klingen mir die heimathlichen Lieder von Vaterland, Rheinwein und Liebe im Ohr, wie sie hier auf fremdem Boden aus Hunderten von deutschen Kehlen erschollen, und noch ist frisch in mir der Aerger, den ich jedesmal empfinde, wenn als unser National-

\*) Revue moderne 1. April 1865 S. 6.

gesang Arndt's Vaterlandslied nach der unglücklichen Reichardt'schen Melodie angestimmt wird und die Menge, die brausend einstimmen soll, Schiffbruch leidet an der unvolksthümlichen Weise.

Ich habe das deutsche Turnfest mitgefeiert. Zufällig traf meine Anwesenheit mit diesem Ereigniß zusammen. Aber es erschien mir fast als eine Art patriotische Pflicht die Festfreude meiner Landsleute, der Deutschen in der Diaspora, zu theilen.

Und eigenthümliche Gedanken mußte das Fest erwecken. Die herrliche Waldwiese des Prè Catelan in der Mitte des Boulogner Holzes, sonst das Rendezvous der feinen Pariser Welt, umgewandelt zum deutschen Turnplatz mit Kest und Barren und Klettergerüst! Die Wüste des alten Jahn umgeben von deutschen und französischen Fahnen, und das Bild der Germania als Wacht am Rhein herabschauend auf eine brüderlich gesellte halb deutsche, halb französische Menge! Die Musik der Jäger von Vincennes einfallend in die Weise deutscher Vaterlandslieder, und ein Commers mit allen Regeln des deutschen Comment in denselben Lokale, in welchem sonst die übermüthige Pariser Jugend mit „diesen kleinen Damen“ den Cancan tanzt!

Die Hindernisse, mit welchen das Fest zu kämpfen hatte, waren nicht unbedeutend, aber sie wurden glänzend besiegt durch die unverwundliche Fähigkeit der Deutschen schöne Feste zu feiern. Auch in den seltenen Fällen, wo der Pariser seinen Spott nicht verhalten konnte, war doch die Anerkennung durchzufühlen die wir ihm abnöthigten. Unsere schönsten wie unsere bedenklichsten Eigenschaften, wir zeigen sie, wenn wir unsere Feste feiern.

Es war vorauszusehen, daß das Fest eine stark politische Färbung haben werde. Sind dies überhaupt die Gelegenheiten, wo bei uns der Mund vom Vaterland überfließt, so ist da wo Angehörige verschiedener Nationen zusammen sind — auch die Schweiz und Amerika waren vertreten — doppelter Anlaß zu politischem Meinungsaustrausch; unter der deutschen Colonie in Paris bilden überdies die Flüchtlinge noch immer ein ziemliches und tonangebendes Contingent, und aus London hatte man sich noch zur besonderen Decoration der festlichen Tage Gottfried Kinkel verschrieben.

Dieser war eingeladen worden den Mitgliedern des Turnvereins einen Vortrag über Land und Leute in Amerika zu halten und entledigte sich dieser zeitgemäßen Aufgabe in sehr anziehender Weise. Die lebendige Frische, mit welcher er Selbstgesehenes erzählte, spottete der grauen Haare welche seine Schläfen decken. Weniger anziehend war der absonderliche Cultus welchen die Jugend mit dem Volkshelden trieb, und auch die Art wie Kinkel sich von den jungen Leuten fetiren ließ, konnte keinen angenehmen Eindruck machen.

Was dann die eigentlichen Festreden und Loaste betrifft, so waren sie die gewöhnlichen. Einzelne Taktlosigkeiten pflegen ja auch bei uns mitunterzulaufen. Aber vielleicht wurde das Gefühl für das Ungehörige geschärft durch den Gedanken daß man sich nicht unter sich, sondern im fremden Lande und vor fremden Zeugen befinde.

Eine Rede von Ludwig Simon aus Trier war angekündigt worden, ein Name, der nicht geringe Erwartung rege machte. erinnerte er doch an jene

kurze denkwürdige Zeit, da eine gemeinsame offizielle Tribüne für ganz Deutschland aufgerichtet war, und Ludwig Simon war einer der am öftesten genannten, der gefeiertsten, eine Zierde seiner Partei gewesen. Nun, wer nach solchen Erinnerungen seine Erwartung gestimmt hatte, mußte über den Redner im Elysée Montmartre nicht wenig enttäuscht sein. Nichts von dem Schwung und leidenschaftlichen Feuer, das ihm ehemals nachgerühmt wurde. Wagt schlich sich die Rede hin, als zweifle sie selbst an der Güte ihrer Sache, und wirklich, wenn schon in formeller Beziehung die Gabe der Rede sich mäßig erwies, so war auch der Inhalt bedenklich genug, doppelt bei diesem Anlaß. Er versuchte eine Parallele zwischen Frankreich und Deutschland. Ganz in der Ordnung. Er wollte zeigen was wir von Frankreich lernen könnten. Ein vortreffliches und gewiß dankbares Thema. Aber wie führte er es aus! Zuerst zeigte er daß Frankreich als Frucht seiner Revolutionen zwar blutwenig Freiheit, aber um so mehr Gleichheit errungen habe, und nun galt seine Lobrede der demokratischen Gleichheit in Frankreich, gegen welche er unsere Zustände hielt, nicht wie sie sind, sondern wie sie ihm in Erinnerung waren in ihrer ganzen vormärzlichen Enge und Beschränktheit. Das gab freilich für die Menge zu lachen. Aber selbst anwesende Franzosen waren peinlich berührt. Auch behaupteten sie, daß Simon über die französischen Zustände positiv Unrichtiges vorgebracht habe, z. B. über das Verhältniß von Militär und Civil. Er wußte nicht daß vorkommende Excesse hier geflissentlich verschwiegen werden, und er hütete sich von den Verhältnissen der französischen Militärgerichtsbarkeit zu reden, und von den systematischen Bestrebungen Louis Napoleon's, durch das Mittel des Postlaufs einen eigenen militärischen Stand heranzuziehen. Unser landsmännischer Stolz auf das gelungene Fest war nach Anhörung dieser Rede um mehrere Grade gesunken.

Zum Glück wußte die Rede, welche ein anderer Flüchtling, Bamberger aus Mainz, am folgenden Abend in der Rue Cadet unmittelbar nach dem Vortrage Kinkel's hielt, diesen ungünstigen Eindruck zu verwischen. Sie war das bedeutendste Moment des Festes. Hier sprach Einer, dessen demokratische Gesinnung doch sicher gleichfalls Niemand anzweifeln wird, aber zugleich ein scharfer feiner Kopf, dem sich in der Fremde der Blick dafür was dem Vaterlande fehlt geschärft hat. Auch er sprach von den Beziehungen deutschen und französischen Geistes, aber anstatt nach einer schiefen Parallele zu haschen, pries er vor Allem das Verdienst der Männer in Frankreich, welche das gegenseitige Verständniß beider Völker zu fördern bemüht sind. Auch er zeigte was wir von der großen Nation lernen können, aber er hatte ein anderes Ziel im Auge als eine zweifelhafte imperialistische Gleichheit; bald mit schneidender Ironie, bald mit prophetischem Pathos wies er auf das Eine, was uns noth thut: die Einheit, und nichts als die Einheit. Es ging durch seine Rede ein Zug, der an Heinrich von Treitschke erinnerte, und schwerlich war die Uebereinstimmung eine zufällige.

Bei einem deutschen Feste pflegt Pinz und Kunz mit gleichem Wohlwollen beklatscht zu werden. Aus dem Beifall der Simon wie Bamberger zu Theil wurde hätte Niemand entnommen, daß aus beiden eine diametral entgegengesetzte politische Anschauung redete. Welche von beiden mag in der deutschen Colonie

in Paris die vorherrschende sein? Ich wage kein Urtheil. Bekanntlich ist es nicht die Regel daß man von der Fremde aus die heimischen Zustände am richtigsten beurtheilt. Aber davon habe ich mich überzeugt daß Bamberger im Namen vieler gesprochen hat, welchen in dem großen Leben dieser Stadt die Uebel unserer Kleinstaateri erst recht zum Bewußtsein gekommen sind, und mit Vergnügen sehe ich bei Manchen der hiesigen Deutschen Treitschke's Aufsätze auf dem Tische liegen.

Auf die theilnehmenden Franzosen hat das Fest einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Einen günstigen, muß ich voraus sagen, sowohl der turnerische Theil als das geräuschvolle Redebankett. Ueber Unzukümmliches sahen sie leichter hinweg als wir. Die Bethätigung körperlicher Tüchtigkeit verbunden mit der Aeußerung patriotischer Gefühle ist ihnen ein neues Schauspiel. Mit einer gewissen Andacht sah man sie in die fremdartigen Gebräuche sich vertiefen, und mit stummer Bewunderung folgten sie dem Gang des Commerces. Die kühne freie Sprache der Reden imponirte ihnen, und mehr noch, sie erregte ihren Neid. Bitterer empfanden sie in diesem Augenblick die Gebundenheit ihrer Zustände. Solche Reden waren vielleicht lange nicht in Paris gehört worden. Uns wurde erlaubt, was ihnen versagt ist, uns wurde ein Vorzug eingeräumt, und in später Stunde als die Zungen noch freier sich lösten, waren mehrere Franzosen nur mit Mühe abzubringen diesen Betrachtungen ungestümen Ausdruck zu geben.

Neid?! Gewiß, es ist immer ein erfreuendes Gefühl, von einem anderen Volke beneidet zu werden, und uns wird diese Freude so selten zu Theil. Aber es waren doch andere Gedanken unter welchen ich an jenem Abend vom Elysée Montmartre in meine Wohnung schlich. Freilich euch verbietet man solche Feste, und mit gutem Grund. Denn wer weiß was ihr erhitzt durch so freie Reden am Ende beginnen würdet! Ihr wäret wohl gar im Stande unter dem Klang eurer Nationallieder vor die Tuilerien zu ziehen, ihr würdet euch hier ohne Zweifel sehr respektwidrig aufführen, und wer weiß welches Unglück geschehen könnte! Sehet, von unseren Festen ist solches nicht zu fürchten. Mit vollem Vertrauen eröffnete man uns im Bankettsaale eine freie Tribüne. Gewaltig rauscht der Strom der Reden hin, bis sein Brausen im unvermeidlichen Lärm des Abends von selbst erstickt, und nachdem Jeder gehörig gesungen, gejubelet und getrunken, begleitet ihn das erhebende Bewußtsein ein tüchtiger Patriot zu sein in seine Wohnung, wo er am anderen Morgen — eine Stunde länger als sonst im Bette liegt.

Und dies unschuldige Vergnügen sollten uns die Regierungen mißgönnen?

Auf nahe an hunderttausend wird gegenwärtig die Anzahl der in Paris lebenden Deutschen geschätzt, gewiß ein beträchtlicher Bruchtheil auch für die ungeheure Weltstadt. Doch ist es am wenigsten auf dieses numerische Verhältniß zurückzuführen, wenn in der neueren Zeit so viel vom Hereinbrechen deutschen Geschmacks in Literatur und Kunst, und selbst in die Gesellschaft die Rede ist. Die Thatsache selbst muß wohl richtig sein, denn der alte richtige Pariser klagt

empfindlich darüber. Allein unsere Landsleute gehören in ihrer weit überwiegenden Anzahl den niederen Ständen an und sind zu sehr auf ihre geschäftlichen Sphären beschränkt, als daß ihre Anzahl in jenen Dingen von Gewicht sein könnte. Am ehesten dürfte damit die siegreiche Eroberung zusammenhängen, welche das Bier in der französischen Hauptstadt vollendet hat. Nicht nur die zahllosen Vierteln, sondern auch die Cafés der Boulevards wissen davon zu erzählen, wie dieses völkerverbindende Getränk sich eingebürgert hat und auch dem Pariser zum Bedürfnis geworden ist.

Womit die Pariser gegenwärtig einen wahren Cultus treiben, das ist die deutsche Musik. Man darf nicht etwa von einer augenblicklichen Laune, von einer Modefache reden. Es handelt sich vielmehr von einer systematischen Aneignung, es ist den Franzosen Ernst mit unseren Mozart und Beethoven. Man versteht die Werke unserer klassischen Meister und man weiß sie in vollendeter Weise wiederzugeben.

Ich las irgendwo eine Anekdote, die in eine frühere Zeit fällt. Bei einem Concert im Saale Erard sollte u. A. ein Trio von Beethoven und dann ein Trio von Pixis aufgeführt werden. Unglücklicherweise hatte man auf dem gedruckten Concertprogramm die Namen beider Componisten verwechselt, so daß das Trio von Beethoven unter dem Namen von Pixis, das von Pixis unter dem Namen Beethoven's lief. Die Folge war daß man Beethoven's Werk lautlos und gleichgültig anhörte, das von Pixis mit Beifall überschüttete. Man hatte den Namen, nicht das Tonwerk beklatscht. Ich zweifelte fast ob heutzutage hier in einer gebildeten Gesellschaft dasselbe möglich wäre. Gleich am ersten Abend meines hiesigen Aufenthalts hörte ich ein Concert, welches das Conservatoire in der großen Oper veranstaltete — ein glücklicher Ausnahmefall, da sonst die berühmten Concerte dieser Anstalt bekanntlich in einem kleinen und nicht leicht zugänglichen Saale sind. Ein auserlesenes Programm, fast ausschließlich deutsche Musik, die Ausführung so, wie sie eben nur dem Conservatoire möglich ist. Aber was mich ganz besonders frappirte, war das gebiegene Verständniß, welches aus dem Beifall des dichtgedrängten Auditoriums sprach.

„Veräumen Sie ja nicht die Zauberflöte im Theatre Lyrique zu hören,“ sagte gestern ein Landsmann zu mir. „Sie haben nie eine solche Aufführung in Deutschland gehört. Aber beeilen Sie sich, in acht Tagen wird das Theater geschlossen. Heute ist die fünfzigste Aufführung der Oper in dieser Saison, aber der Zubrang ist noch immer enorm.“

Ich fand nicht übertrieben, was mein Freund gesagt hatte. Eine vollendetere Ausführung sämtlicher Nummern, eine geschmackvollere Wiebergabe dieser einfachen Melodien, eine trefflichere Besetzung sämtlicher 18 Rollen, ist nicht wohl zu denken, und ich zweifle ob wir in Deutschland gegenwärtig eine Königin der Nacht wie Madame Miolan-Carvalho besitzen. Der Enthusiasmus der Zuhörer war unbeschreiblich, jedes Eckchen und Winkelchen des Theaters besetzt, und es war Sommerhitze und die fünfzigste Vorstellung!

Für die jetzige Generation ist die Zauberflöte eine Novität. Sie wurde im Jahr 1801 unter dem Titel: die Geheimnisse der Isis zum erstenmal in



Paris aufgeführt, damals in der Oper. Aber man war übel mit Mozart umgegangen. Aus einer komischen Oper, die abwechselnd gesungen und gesprochen wird, hatte man eine große Oper mit Recitativen und Balleten gemacht. Die Rolle der Königin der Nacht war arg zugeschnitten, aus dem berühmten Duett von Pamina und Papageno hatte man ein Terzett gemacht, ganze Nummern waren entfernt und durch solche aus anderen Mozart'schen Opern ersetzt worden. Trotz dieses vandalischen Verfahrens war der Erfolg des Werks sehr bedeutend, ungleich durchschlagender als 8 Jahre zuvor der Erfolg von Figaro's Hochzeit gewesen war, fünfundzwanzig Jahre blieb es auf dem Repertorium und erlebte 130 Aufführungen. \*)

Mit ganz anderer Pietät als damals hat im letzten Winter das Theatre lyrique die Oper wieder aufgenommen. Zwar am Text sind einige Veränderungen vorgenommen worden, solche die man auch in Deutschland nachahmen dürfte. Auch die Kostümierung ist nicht so geschmacklos lächerlich, wie die Tradition es vorschreibt. Aber an der Partitur ist keine Note verändert, und die Gewissenhaftigkeit mit welcher Mozart und nur Mozart wiedergegeben wird, ohne daß selbstgefällige Sänger und Sängerinnen von dem Ihrigen dazuthun, ist geradezu musterhaft. Und diese Reproduktion des Theatre lyrique ist nur ein Ring in der Kette von Aufführungen deutscher Opern, welche dieses Theater neben der neueren französischen Schule ganz besonders cultivirt. Es hat damit angefangen, den ganzen Weber in Paris einzuführen, dessen Freischütz im Jahr 1824 so unbarmherzig ausgepiffen worden war. Dann folgte Gluck, und auch dieses Wagner gelang, dann Mozart's Figaro, Entführung, Così fan tutte und nun die Zauberflöte. Da der Don Juan die Domäne der italienischen Oper ist, wo jedoch seit längerer Zeit kein genügendes Ensemble für ihn vorhanden ist, so bleiben nur noch Titus und Idomeneo übrig, um auch den ganzen Mozart in dem hübschen Theater am Chateletplatze einzubürgern.

Mit vollem Recht hat Bamberger in seiner Rede des Verdienstes der Männer in Frankreich gedacht, welche es sich zur besonderen Aufgabe machen die Schätze deutscher Wissenschaft und Literatur ihren Landesleuten zuzuführen und zum besseren gegenseitigen Verständniß beider Völker beizutragen. Er nannte die Namen Laine, Laboulaye, Renan, Meffger, Dollfus. Er hätte noch andere nennen können. Im Grund ist die ganze neuere französische Wissenschaft inficirt mit Elementen die über den Rhein herübergekommen sind.

Ich habe nie in das Urtheil einstimmen können, daß die heutige französische Wissenschaft, verglichen mit den Zeiten des Königthums, im Niedergang sich befinde und daß das Kaiserthum eine förmliche Verödung in der wissenschaftlichen Welt hervorgebracht habe. Ich wüßte keine Disciplin die heute weniger und mit geringerem Erfolg cultivirt würde, als vor 30 Jahren. Wohl aber sind manche seitdem erst entstanden oder auf wissenschaftliche Höhe gebracht worden.

\*) G. Bertrand, Mozart en France in der Revue moderne vom 1. Mai 1865 S. 348.

Gewiß läßt sich von Abnahme und Entartung der poetischen Production reden, nicht aber der wissenschaftlichen. Jene Lobredner des alten Regime meinen auch im Grund etwas ganz anderes wenn sie über den Verfall der Wissenschaft klagen. Richtig ist nämlich daß die französische Wissenschaft nicht mehr den exklusiven nationalen Charakter hat wie ehemals, aber ich wüßte nicht welchen Verlust sie damit erlitten hätte. Sie ist freier, kühner, unbefangener geworden, strenger gegen sich selbst, gerechter gegen das Fremde, sie ist vor Allem kritischer geworden, und hierin eben zeigt sich die Einwirkung des deutschen Geistes, auch wo sie vielleicht eine ganz unbewußte ist. Auf allen Punkten der Uebersieferung, der religiösen, der geschichtlichen, der politischen beginnt die Kritik einzubringen, nicht die negative Kritik des achtzehnten Jahrhunderts, sondern die positive des neunzehnten. Renan's Buch ist das merkwürdigste und lehrreichste Beispiel, wie die Kritik auf französischem Boden Einlaß begehrt und wie sie doch wieder, selbst bei den Aufgeklärtesten, noch auf hartnäckigen Widerstand stößt. Es war ein sehr richtiges Urtheil das einer seiner Landsleute über Renan fällt, er habe nur darum fromme Gemüther verletzen können, weil er den Grundsätzen der Kritik nicht treu geblieben und allzu konservativ sei. Nur die Kritik vermag die Wunden zu heilen, welche sie geschlagen.

Auch auf politischem Gebiet das gegenseitige Verständniß für die Aufgaben beider Völker zu fördern, ist ein Anfang gemacht worden. Spöttisch bezeichnet man den Temps in Paris als ein deutsches Blatt, und richtig ist, daß sein Hauptredakteur, bekanntlich ein Elsässer, Deutscher seinem ganzen Wesen und seiner Gesinnung nach ist, richtig, daß sein Blatt ungleich mehr, als in der übrigen Presse Sitte ist, sich bemüht die deutschen Verhältnisse unbefangen zu studiren und unbefangenen Bericht davon seinen Landsleuten zu erstatten. Hier giebt es freilich noch viel aufzuklären. Die Unbekanntschaft der Franzosen mit unsern Verhältnissen ist sprichwörtlich, und wir können uns im Grund am wenigsten darüber wundern. Denn Dinge wie Bundesreform, Nationalverein, Großdeutsch und Kleindeutsch, Verfassungskonflikt und dergl. sind nicht eben unterhaltende Themata, und es kostet Mühe ihnen eine Seite abzugewinnen, welche derlei für einen französischen Leser lesbar und genießbar macht. Indessen die Ausdauer des Herrn Seinguerlet in Heidelberg, der im Temps das Monopol des deutschen Artikels hat, läßt nichts zu wünschen übrig, dankenswerth sind namentlich seine Resumés über die preussische Verfassungsfrage und über die preussischen Parteien, von nachhaltiger Wirkung waren seine Arbeiten über das deutsche Genossenschaftswesen, dem er eigentlich in Frankreich Bahn gebrochen hat, und in frischer Erinnerung ist daß der Temps das einzige Blatt war, welches im Herzogthümerstreit von Anfang an consequent die Gerechtigkeit der deutschen Sache gegenüber der dänischen verfochten hat.

Eben seine Haltung in der letzteren Frage hat nicht dazu beigetragen seine Popularität zu erhöhen, und sein Einfluß hat offenbar nicht sehr weit gereicht. Denn wo hier die Sprache auf die Herzogthümer kommt, auch in Kreisen denen man sonst keine Voreingenommenheit vorwerfen kann, überall gelten die Dänen

als die gemißhandelte Nation, welche einer unrühmlichen Uebermacht erlegen ist. Und zu dem Mitleid für die Dänen gesellt sich nun noch das Mitleid für die armen Schleswig-Holsteiner, welche unter preussischer Tyrannei seufzen, ein Mitleid welches zugleich mit höhnischer Schabenfreude gemischt ist, daß die, welche gegen die gerechte dänische Herrschaft rebellirten, nun unter das Joch ihrer Befreier gebeugt sind.

Dies ist hier die landläufige Ansicht von der Sache, wie man sie in immer neuen Variationen ausgesprochen findet. An diesem Punkt hört nun aber auch der Temps auf sich über die Masse seiner Kollegen zu erheben. Er war ganz correct, so lange es sich um eine Nationalitätsfrage handelte. Von demselben Augenblick aber als sie eine rein politische wurde, als es sich um die Einordnung des befreiten Landes in das deutsche Gemeinwesen handelte, zeigte es sich, daß auch ihm das Verständniß der Cardinalfrage fehlt, nämlich der Stellung Preußens in Deutschland, welche nicht mit den Ministern in Berlin wechselt und ganz dieselbe ist, ob die preussische Verfassung ein fertiger Bau oder ein Problem der Zukunft ist. Die deutsche Machtfrage war ihm nicht ebenso geläufig als das Princip der Selbstbestimmung und der Nationalität. Er vertheidigte das Recht der Herzogthümer, aber er verkannte daß Deutschland ein höheres Recht hat. Die acht französische Ansicht, daß das eigentliche Deutschland Preußen und Oesterreich im Grunde gleich fern stehen, bestimmte von nun an seine Politik. Von diesem Standpunkt aus war freilich die Festsetzung Preußens in Schleswig-Holstein ebenso ungeheuerlich als etwa die Wegnahme Hessens durch Oesterreich wäre, eine einfache That der Usurpation, eine Verletzung des Rechts eines selbständigen deutschen Landes. In demselben Sinn schrieb nun auch Hr. Seinguerlet, wie es scheint unter dem Einfluß der terroristischen radikalen Presse in Süddeutschland, welche von einem doktrinären Föderalismus aus gleichfalls die Richtung zur Einheit bekämpft. Herr Neffzer selbst glaubte ein deutsches Interesse zu vertheidigen, wenn er in den Chorus derer mit einstimmte, welche in Preußens Politik nichts sahen als Ländergier und egoistischen Partikularismus. Wie gesagt, Alles aus purer Liebe zu Deutschland. Denn Herr Neffzer liebt Deutschland bis zum Exceß. Er liebt es mit allen seinen Schwächen, er liebt es wegen der Mannichfaltigkeit seiner Staaten, wegen der lokalen Färbung seiner vielen Culturmittelpunkte, wegen des behaglichen Spielraums der den individuellen Kräften vergönnt ist, der gemüthlichen Freiheit die in unseren grünen Thälern wohnt, der reizenden Idylle deutscher Kleinstaaterie, die ihm als ein Ideal erscheint im Verhältnis zu dem mächtigen centralisirten Reich in dessen Mittelpunkt er lebt. Ach, die reizende Idylle, wir kennen sie und ihre Rehrseite!

Sollte es denn so schwer sein, mit denen, welche wirklich uns wohlwollen und ernstlich Theil nehmen an unserer Entwicklung, uns über die Aufgabe deutscher Politik zu verständigen?

Jedes Volk hat diejenige Staatsform welche es verdient. Wenn dieser Satz gilt, so haben wir den Franzosen, die Franzosen uns nichts vorzurücken: wir sind in Einer Verdammniß. Aber es sind zwei getrennte, zwei polarisch entgegengesetzte Kreise welche uns ein moderner Dante anweisen müßte.

Der Deutsche, welcher zum erstenmal aus seinem Kleinstaat in diese große Hauptstadt kommt, wird sich des gewaltigen Eindrucks nicht erwehren können, den ein mächtiger Staatsorganismus, kraftvoll zusammengehalten, gelenkt von dieser Mitte, gleichmäßig in tausend Kanälen hinausgeleitet in die Provinzen, auf denjenigen ausübt, der in die Fremde gehen muß um zu erfahren was ein Staat ist. Kein dreißigfältiger Wille, der mit sich selbst in ewigem Krieg ist. Staat und Volk decken sich, da bleibt kein ungelöster Rest. Alle Kräfte dienstbar gemacht den gemeinsamen Zwecken, kein Glied daneben stehend des Gebrauchs seiner Kraft beraubt und müßig zuschauend, wenn ein Theil der Nation ausführt was dem Ganzen gezieme. Vielmehr das Ganze voll Selbstvertrauen und stolz und sicher unter den anderen Staaten stehend. Wenn ein Entschluß zu fassen ist, nicht ängstlich umherforschend bei den Nachbarn rechts und links: was wird dieser sagen und was wird jener sagen! Keine Sorge, daß dieses oder jenes Glied — vermöge seiner Souveränität — es möchte mit dem Feinde halten oder, lose verbunden, vollends ganz möchte verloren gehen. Allen ist Alles gemeinsam. Der Eine Schmerz bei nationalem Unglück, die Eine Freude bei ruhmvoller That. Die Eine Empfindung bei den Denkmälern der Vergangenheit, der Eine Stolz bei den langen Reihen nationaler Geschichtsbilder welche eure endlosen Säle füllen, und das Eine Gefühl beim Namen Vaterland. Denn uns ist selbst der Name Vaterland vergällt, und indem wir ihn aussprechen, fällt uns bei, daß es nicht ein Klang ist bei dem wir Alle dasselbe empfinden, daß der Eine diesen, der Andere jenen Begriff mit diesem höchsten Laut verbindet.

Ich weiß was ihr einredet. Ihr lächelt über die thörichte Schwärmerei nach einem Glück, dessen bittere Seiten ihr empfindet. Wir haben, sagt ihr, die Einheit, aber um welchen Preis? Kostet nur die Früchte eures Einheitsdranges und ihr werdet die schönsten Eigenthümlichkeiten eures deutschen Lebens eine nach der anderen darangeben müssen. Habt nur einmal euer geträumtes Glück und die Neue wird nicht ausbleiben. Wir kennen die Einheit, den Tod der Freiheit, diese mechanische Centralisation, diese Erstückung alles individuellen und provinciiellen Lebens, diese Reglementirung bis in's Kleinste, diese athemraubende Luft der Hauptstadt in welche der ganze Staat sich zusammendrängt. . . .

Nur Geduld, meine Freunde! Es handelt sich nicht um die Art und Weise der Regierung, nicht um die Principien der Verwaltung; über sie denken wir nicht anders als ihr. Es handelt sich doch vor Allem darum daß überhaupt eine Regierung da sei für das Ganze. Ein Staat ist damit nicht nothwendig ein unnatürlich centralisirter Staat, und die Gefahr der Centralisation wahrhaftig ist es bei unserem Temperament nicht die wir ängstlich zu fürchten hätten. Oder sollte man vermeiden nach dem Guten zu streben, weil es auch ein Ueber-

maß des Guten giebt? Ihr ringet nach Auflockerung der straffen Bande eurer Staatseinheit; sollten wir euch vielleicht warnen, daß ihr nicht, einmal auf der schiefen Ebene begriffen, bei einer Bundestagswirthschaft anlanget? Oder hättet ihr selbst vielleicht Lust danach daß die Normandie und die Provence und das Languebec eines Tages euer Mecklenburg, euer Bayern und euer Württemberg werden? Die Freiheit wollt ihr, aber ihr werdet darum den Staat nicht zerschlagen und die Nation nicht auflösen in die Stämme aus welchen sie zusammengewachsen. Ihr wißt das Große eurer nationalen Einheit nicht mehr zu schätzen, weil euch des Guten zu viel ist, aber doch seid ihr weit entfernt sie aufgeben zu wollen. Ihr trachtet nach einem Ideal von Staat, in welchem freieste Bewegung im Innern ist und doch würdige Machtsstellung nach Außen, und genau dasselbe ist unser Ziel; sollte es so schwer sein, ich frage noch einmal, uns zu verständigen?

Aber freilich, einen anderen Ausgangspunkt hat eure politische Arbeit, einen anderen die unsere. So getrennte Wege ist die staatliche Entwicklung beider Völker gegangen. Ihr strebt den Gliedern die natürliche Bewegung wiederzugeben, die ihnen der Mittelpunkt geraubt hat, wir wollen die zerstückelten Glieder wieder sammeln und zurückführen zur Gewohnheit des Gehorsams gegen das Ganze. Ihr wollt die Freiheit, wir die Einheit. So scheint unsere Aufgabe eine entgegengesetzte. Und doch ist sie dieselbe. Denn die Freiheit um die ihr uns beneidet ist ein Wahngewilde, eine Lüge, eine dreißigfache Lüge. Auch wir haben erst die Freiheit noch zu erringen. Denn es giebt keine Freiheit als die staatliche Freiheit und deren Grundbedingung ist der Staat. Es wird keine deutsche Freiheit geben, ehe wir den deutschen Staat haben.

## Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Juli.

Herr Waldeck hat doch mehr staatsmännischen Sinn gezeigt, als wir ihm zugetraut, als er in der Kammerdebatte sein ganzes Urtheil über die Lage der Dinge in die kurzen, aber inhaltsschweren Worte zusammenfaßte: „Heute ist es so, morgen so.“ Wir stehen abermals am Schlusse eines Monats, ohne einen entscheidenden Wendepunkt verzeichnen zu können. Es wäre eben so ermüdend für unsere Leser, wie dem Zwecke dieser Correspondenz widersprechend, wollten wir die verschiedenen Lagen des Kaleidoskops, die verschiedenen Stimmungen und Gerüchte, die uns vier Wochen hindurch bewegt haben, hier noch einmal zusammenstellen. Den Gründen, welche auf eine Verzögerung der Entscheidung hinwirken und welche theilweise durch die Namen Karlsbad und Gastein angedeutet sind, hat sich ein neuer hinzugefügt: die Ministerkrise in Oesterreich. So lange die besunterrichteten Blätter in Wien selbst im Dunkeln tappen, wäre es vermessen von uns, den Ausgang der Krise prognosticiren zu wollen. Am vermessenssten aber erscheint es uns, wenn größterreichische Blätter sich beruhmen vorauszusagen, der Ministerwechsel in Oesterreich werde, wie immer er auch ausfallen möge, die Stellung Oesterreichs zu Preußen in der schleswig-holsteinischen Frage nicht ändern. Nachdem das Schwarzenbergische System auch in seiner zweiten Gestalt, in der Gestalt des bürokratischen Scheinconstitutionalismus, und voraussichtlich für immer, Banterott gemacht, giebt es keine Partei mehr in Oesterreich, der daran gelegen sein könnte, den preussischen Interessen Abbruch zu thun, auch da, wo sie mit den österreichischen nicht collidiren, nur um einer gehässigen Stimmung gegen den Nachbarstaat Ausdruck zu geben.

Die beiden Männer des Tages sind Graf Belcredi und Mailath, beide einander fast eben so sehr entgegengesetzt, wie jeder von ihnen dem Herrn v. Schmerling. Graf Belcredi ist feudal, föderalistisch, Slave; Herr v. Mailath conservativ-constitutionell, dualistisch, Magyare. Wenn es denselben bisher nicht gelungen ist, gemeinsam ein Ministerium zu bilden, so liegt ein wesentlicher Grund gewiß darin, daß sie sich über die Grundlagen der zu befolgenden Politik nicht haben verständigen können. Der endgültige Sieg des Grafen Belcredi würde als gleichbedeutend angesehen werden müssen mit der Politik der „Solidarität der conservativen Interessen.“ Eine Ausgleichung mit Preußen, nicht etwa mit dem Ministerium Bismarck, sondern mit der Militärpartei stände in Aussicht. Der Sieg der magyarischen Elemente ließe es zweifelhaft, wohin augenblicklich die Wage in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit sich neigen würde. Indessen nehmen wir doch keinen Anstand, unbekümmert um die sofortige Geltendmachung unserer Interessen, unsere Sympathien für die Mailath'sche Richtung auszusprechen. Eine feudal-föderalistische Reaction in Oesterreich trüge keine Bürgschaft der Dauer in sich; der ehrliche Ausgleich mit den Magyaren würde den Kaiserstaat in die Bahnen führen, die er zum Heile Europa's wie zu seinem eigenen betreten muß, und auf denen er mit Preußen

verbunden ohne gegenseitige Rivalität zu wirken vermag. Auch die aufrichtig liberalen Elemente der österreichischen Bevölkerung, die bisher die Centralisation als das Mittel betrachteten zur Freiheit zu gelangen, wenden sich mehr und mehr der Ueberzeugung zu, daß vorläufig Oesterreich allein in der Form des Dualismus Fortschritte zu thun vermag.

Während so das Verhältniß Preußens zu Oesterreich noch in der Schwebelage bleibt, drängen die Dinge in Schleswig-Holstein mehr und mehr zu einem Abschlusse. Die Einsetzung des Erbprinzen Friedrich wird von Tage zu Tage unmöglich. Die Unwahrheit, die hinter seinem Namen sich verbirgt, tritt mehr und mehr an das Licht. Herr v. Bismarck hatte behauptet, der Erbprinz habe geäußert, es sei besser, wenn die Preußen niemals in das Land gekommen wären. Der Prinz hatte in einer wortreichen Darstellung nachzuweisen versucht, es sei unmöglich, daß er eine derartige Aeußerung gethan haben könne. Herr v. Bismarck veröffentlicht den Wortlaut seiner Aufzeichnungen über die betreffende Unterhaltung und diese ergeben die Wahrheit der von ihm aufgestellten Behauptung. Augustenburgischer Seits trat man jetzt nicht etwa den Gegenbeweis an, indem man die Aufzeichnungen des Erbprinzen veröffentlichte, sondern man suchte mit allem Eifer eben dieselbe Aeußerung zu rechtfertigen, die man kurz zuvor unter allen Zeichen der Entkräftung als eine verleumderisch erfundene bezeichnet hatte.

Die Elberfelder Zeitung hatte angedeutet, daß zwischen Herrn Schleiden einerseits und den Räten des Herzogs andererseits Verhandlungen darüber gepflogen seien, die Augustenburgische Souveränität durch Abtretung Nordschleswigs zu retten. Herr Franke wie Herr Samwer veröffentlichten die bündigsten Erklärungen, daß sie darauf abzielende Briefe des Herrn Schleiden nicht empfangen haben, da bringt die Elberfelder Zeitung den authentischen Wortlaut des von Herrn Schleiden an Herrn Franke gerichteten Schreibens, in welchem der Erstere mit wärmstem Eifer für die Abtretung Nordschleswigs auftritt, und anstatt über die Klage zu erröthen, beschränken sich die Augustenburgischen Blätter darauf, die Art und Weise zu bemängeln, auf welche die Elberfelder Zeitung in den Besitz des bewußten Briefes gelangt sei.

Man bestreitet, daß der Erbprinz factisch eine Mitregierung in Schleswig-Holstein ausübe; die Thatsache ist jedoch nicht bestritten worden, daß die Mitglieder der schleswig-holsteinischen Regierung den Räten des Erbprinzen Vortrag halten, auch wohl die Acten über Nacht bei ihnen lassen. Man bestreitet den Terrorismus der Augustenburgischen Partei. Ein gefelliger Verein nicht politischer Art in Flensburg weist Jemanden zurück, der zufällig eifriger Augustenburger ist und wird von der terroristisch aufgestachelten öffentlichen Meinung gezwungen, denselben nachträglich aufzunehmen. Das sind Zustände, die eine baldige Abhülfe erheischen und täglich wird die Aufforderung an Preußen dringender, geordnete Regierungszustände dort herzustellen.

Leider haben wir in eben dem Augenblicke, wo der Staat der Concentration aller seiner Kräfte nach außen bedarf, wiederum von einem Acte Noth zu nehmen, der die Unzufriedenheit im Innern bedeutend steigern muß. Wir begen

keinen Zweifel daran, daß das Abgeordnetenfest zu Köln sich, wie es projectirt war, innerhalb der Grenzen des Vereinsgesetzes bewegte; wir finden alle Versuche, das Gegentheil zu beweisen, mangelhaft und verfehlt. Wir vermögen nicht, die Beleuchtung der Rechtsfrage hinter die politische zurückzusetzen, denn wir halten es für eine eminent politische Frage, ob eine Regierung der Presse und den Vereinen gegenüber das Recht wahr. Wenn wir uns überdies daran erinnern, daß Herr v. Bismarck wiederholt als Grund dafür, daß er das Abgeordnetenhaus nicht auflöse, angeführt hat, das Land solle seine Vertreter erst kennen lernen, so begreifen wir vollends nicht, aus welchen praktischen Gründen er diese Gelegenheit zum „Rennen lernen“ störte. Das Verbot hat nur den Erfolg gehabt, Herrn Classen-Kappelmann ohne sein Verdienst und Würdigkeit zu einem politischen Märtyrer zu stempeln, und alle die Gegner der Haltung des Abgeordnetenhauses, welche Pressfreiheit und Vereinsrecht nimmermehr opfern wollen, auf die Seite seiner Anhänger zu führen.

Die Erwähnung dieses Festes führt uns auf zwei andere, die einen erfreulichen Ausgang nahmen, das Schützenfest zu Bremen und das Sängersfest in Dresden. Wir halten solche Feste für vollberechtigte Factoren in unserem öffentlichen Leben. Sie führen die einzelnen Stämme näher zu einander, fördern die Einsicht in unsere Zustände und wirken erhebend und versöhnend. Ueberschwänglichkeiten, wie sie vor drei Jahren zu Frankfurt vorkamen, schaden dem Charakter der Feste entschieden; sie zu „politischen Thaten“ zu stempeln, ist eine Thorheit, die in sich selbst ihre nachtheilige Wirkung trägt. Das Comité hat von Anfang an in seinen Aufrufen einen nüchternen und der Sache angemessenen Ton angeschlagen, dem entsprechend ist denn auch das Fest verlaufen. Einzelne Extravaganzen, wie die großdeutsch-republikanische Rede des Herrn Carl Mayer aus Stuttgart und die particularistische des Herrn May hatten keinen anderen Erfolg, als den zu zeigen, daß auf norddeutschem Boden solche Reden keinen Anklang mehr finden.



## N o t i z e n.

Die letzte Zollvereinstiftis hat uns neben verschiedenen oberflächlichen, nur für das Interesse des Tages berechneten Geschichten des Zollvereins auch einige wirklich werthvolle Beiträge zu der Geschichte der deutschen Zoll- und Handelsentwicklung gebracht. Professor Fischer in Jena hat in Hildebrandt's Jahrbüchern für die National-Oekonomie eine Reihe von Artikeln „über das Wesen und die Bedingungen eines Zollvereins“ begonnen, deren beide ersten die Geschichte des deutschen Zollvereins in übersichtlicher Weise enthalten. Es ist dies die erste vollständige Geschichte des Zollvereins und seiner Entstehung, mit großer Gewissenhaftigkeit und erschöpfender Benutzung aller gedruckten zugänglichen Quellen gearbeitet. Die gedruckten Conferenzprotokolle des Zollvereins sind bekanntlich ein Geheimniß des grünen Tisches, obwohl ein irgendwie zureichender Grund zu dieser Geheimhaltung nicht vorliegt. Um so werthvoller werden daneben Specialarbeiten, welche sich in der Hauptsache auf ungedrucktes Quellenmaterial stützen. So ein Essay von Dr. J. Ved „Karl Friedrich Nebenius in Beziehung zur Geschichte Badens und des deutschen Zollvereins“ in dem Jahrbuche zum Brockhaus'schen Conversationslexikon „Unsere Zeit“ Bb. VIII. S. 35 bis 69, und so eine größere Monographie von Professor Aegidi in Hamburg „Aus der Vorzeit des Zollvereins, Beitrag zur deutschen Geschichte,“ herausgegeben mit dem Vorlesungsverzeichniß des Hamburger akademischen Gymnasiums (1865, Weiskner). Aegidi, bekanntlich der Nachfolger des leider zu früh verstorbenen Professor Wurm, ist mit dieser an seine eingehenden deutschen Verfassungstudien sich anschließenden Arbeit auch literarisch in die Fußstapfen Wurm's getreten, dessen „Aufgabe der Hansestädte“ aus dem Jahre 1847 bis in die neueste Zeit die beste Quelle für die frühere Geschichte des Zollvereins war. Die Abhandlung von Aegidi beschränkt sich hauptsächlich auf die Jahre 1818 und 1819 und giebt in sehr genauer, detaillirender, aber darum nicht weniger anziehender Weise die Geschichte der Verhandlungen in Karlsbad und Wien über die deutsche Zoll- und Handelsverfassung. Die Protokolle der Wiener Ministerialconferenzen, die, von Geng geführt, „die Wahrheit häufig in ein bededtes Schweigen hüllen,“ sind auch schon von Fischer benutzt; der Werth von Aegidi's Arbeit liegt in den archivalischen Quellen, hauptsächlich den Gesandtschaftsberichten, deren Einsicht ihm vergönnt war. Dieselben lassen die Hauptresultate zwar unverändert, werfen aber vielfach neues Licht auf die Stimmungen und Ideen der leitenden Staatsmänner, auf die Grundgedanken der preussischen, österreichischen und mittelstaatlichen Politit.

Aegidi versetzt uns zunächst in das Jahr 1818. Die deutschen wirthschaftlichen Zustände, die Ueberschwemmung des deutschen Marktes mit englischen Waaren, die Abschließung aller fremden Märkte für unsere Waaren, die zahllosen deutschen Grenz- und Binnenzolllinien, das ganze Chaos deutscher Zerissenheit und Rathlosigkeit wird uns vorgeführt. Dazwischen tritt plötzlich die großartige preussische Zollreform, ebenso heilsam für Preußen als drückend für

das übrige Deutschland, neue Mißstände den alten hinzuzufügen. Dies ist nun der Gegensatz, der auch die Ministerialconferenzen beherrscht. Auf der einen Seite Preußen, fest entschlossen sein treffliches Zollsystem beizubehalten, durch das es der großen wirtschaftlichen Noth wenigstens in seinen Landen ein Ende gemacht; auf der andern Seite die Mittel- und Kleinstaaten noch unklar, wie ihnen zu helfen, eifersüchtig auf ihre Duodezsoveränität, aufs Bitterste empört über Preußen, durch dessen Zollsystem der freie Verkehr in Deutschland gehemmt ist. Dort die selbstzufriedene Genügsamkeit des großen Staates, hier das unklare Gespür nach deutscher Handelsfreiheit, nach einer Bundeshilfe, welche nicht möglich war, nachdem überhaupt die Bundesorganisation eine so durchaus unzureichende geworden. Die langen Verhandlungen, Streitigkeiten, gewechselten Staatschriften, mit denen uns Aegidi in geschickt gruppirter Weise bekant macht, sind nichts als ein langer Beweis der absoluten Unmöglichkeit, auf dem Bundeswege etwas zu erreichen. Dies sah Metternich wie Bernstorff, der preussische Gesandte, von Anfang an ein; Beide daher bemühten sich nur, die lauten Klagen der Kleinstaaten zu dämpfen und zu mäßigen, die betreffenden Artikel in der Wiener Schlußakte zu einer möglichst nichtsagenden Phrase herabzuschrauben.

War aber so der Bundesweg nicht zu betreten, so mußte der Weg der Separatverträge eingeschlagen werden, und hier entsteht die Frage: hat Preußen das klare Bewußtsein davon gehabt und hiernach gehandelt, oder wurde es viele Jahre später, als der Gegensatz gegen Preußen in den kleinen Staaten zu einem Sonderbunde geführt hatte, von der Macht der Thatsachen dahin gedrängt, die ihm gebührende Führerschaft in einem großen deutschen Zollverein zu übernehmen? Und hier ist es, wo wir bei aller natürlichen Parteilichkeit für Preußen, den Ausführungen Aegidi's nicht zustimmen können. Aegidi nämlich glaubt das Erstere — das Letztere ist die Ansicht von Bed, Fischer und eigentlich auch von Viebahn, da, wo er in seiner Statistik Deutschlands auch einen Abriss der Zollvereinsgeschichte giebt. Allerdings nämlich deutet Bernstorff schon im Jahre 1819 öfter auf Separatverträge hin, meint damit aber, wie er selbst sagt, entweder Zollverträge über die Enklaven oder Erleichterungsverträge für die unmitttelbar angrenzenden Nachbarn. Weiter geht auch die von Friedrich Wilhelm III. gebilligte Instruktion für Bernstorff (S. 131) nicht, zum mindesten hat sie entfernt keine klaren Gedanken über die konkreten Bedingungen, ja die Möglichkeit eines Zollvereins zwischen verschiedenen souveränen Staaten. Bernstorff spricht sich über die Separatverhandlungen der süddeutschen Staaten in Wien, aus denen nachher der wirkliche erste deutsche Zollverein hervorging, verächtlich und gleichgültig als über eine Unmöglichkeit aus. Preußen verhält sich 1820 bis 1833 stets noch negativ, zurückhaltend, zweifelnd gegenüber den hessischen und württembergischen Anerbietungen, und es ist schwer mit Fischer und Aegidi zu glauben, daß diese Haltung nichts als raffiniert seine Politik gewesen sei, um die Kleinstaaten nachher um so sicherer an sich zu ziehen. Der Freiherr von Cotta wird als Günstling Friedrich Wilhelm's III. nach Berlin gesandt, um den Widerstand, den Preußen gegen jeden eigentlichen Zollverein damals noch hatte, zu überwinden; Rebenius, dessen Ideal der Anschluß an Preußen

war, der gerade, lautere Mann, der wie kein Anderer in alle diese Verhandlungen eingeweiht war, schreibt ausdrücklich, bis 1827 sei keine Hoffnung gewesen, Preußen für einen allgemeinen Zollverein zu gewinnen. „Alles, was später nach dem Zustandekommen des Zollvereins von früheren Absichten und Einleitungen des preussischen Cabinets in Bezug auf eine deutsche Handelseinigung behauptet wurde, sei eine reine Erfindung.“ Und im Jahre 1833, als endlich der große deutsche Zollverein zu Stande kam, erkennt eine Note des preussischen auswärtigen Amtes nach Karlsruhe vom 28. Februar 1833 ausdrücklich an, daß es die Ideen von Nebenius seien, die nunmehr in's Leben treten (Fischer am angeführten Orte II. S. 341—45). Wenn die preussische Regierung — sagt Fischer — schon bei Einführung des Zollsystems von 1818 den Plan gehabt hatte, einen deutschen Zollverein zu gründen, so war gar kein Grund vorhanden, sich in so anerkennender Weise über den badenschen Staatsmann auszusprechen. Es ist Preußens Ruhm, das Nothwendige noch immer rechtzeitig erkannt und späterhin mit Zähigkeit durchgeführt und festgehalten zu haben. Ebenso gewiß aber, daß die Erkenntniß erst allmählich kam. Großartige politische Gedanken darf man bei den Leitern der Politik in Berlin in den zwanziger Jahren nicht suchen; brauchte es doch noch Jahrzehente, bis, von der öffentlichen Meinung gedrängt und gehoben, ein preussisches Cabinet klar die Führerschaft Deutschlands als Ziel anstellte. Die kleinen Staaten trieb die Noth zu Plänen und Versuchen: Preußen genügte sich einstweilen selbst und fürchtete im Anfang nur Verluste bei einer Neuentheilung. Durch die Macht der Thatfachen fiel die spätere Hegemonie im Zollverein Preußen zu, nicht durch eine geschickte, „die Zukunft kommen sehende“ Politik. Auf demselben Grunde beruht in erster Linie unser Vertrauen auf die Zukunft Deutschlands. Aber schwieriger freilich ist die noch rückständige Aufgabe der politischen Einigung. Wenn sich einst Mittel- und Klein-Deutschland dem preussischen Zollwesen gleichsam gegen den Willen Preußens andrängte, so ist seitdem, so ist namentlich in der Richtung des politischen Zusammenschlusses die Tendenz die umgekehrte geworden, und jetzt daher ist es für die preussische Diplomatie geboten, den Zug der Dinge mit Bewußtsein zu ergreifen, das Nothwendige nicht kommen zu lassen, sondern herbeizuführen. Es wird um so früher gelingen, je früher sich Preußens Staatsmänner entschließen, neben der Entfaltung diplomatischer und militärischer Energie auch die innern Zustände unseres Staates so verlockend zu gestalten, wie es damals dessen Zollsystem war, so verlockend und beneidenswerth wie sie in diesem Augenblick den deutschen Bevölkerungen unerfreulich und abschreckend erscheinen müssen.

# Der Bonapartismus.

## I. Das erste Kaiserreich.

Die Versuchung dem Genius Altäre zu bauen ist unter allen Gefahren, welche den Historiker beirren, leicht die größte. Immer wieder den göttlichen Sinn im menschlichen Unsinn aufzusuchen scheint auch dem Muthigen leicht ein ermüdendes Handwerk. Tritt uns dann endlich aus dem Einerlei halben Wollens und halben Vollbringens, welches die meisten Blätter der Geschichte füllt, Einer jener Gewaltigen des Herrn entgegen, die das Gesetz alles Lebens in der eigenen Brust zu tragen scheinen, da regt sich jubelnd die Künstlerseele, welche in jedem rechten Menschen schlummert. Nur starke Geister vergessen über dem Glanze, den ein Heldenbild um sich verbreitet, nicht die entscheidende Frage, ob die ursprüngliche Kraft, die uns zur Bewunderung hinreißt, treulich verwendet ward im Dienste jenes Geistes der Geschichte, welchem auch die Häupter unseres Geschlechts nur demuthsvoll zu folgen vermögen. Die blinde Heroenverehrung wird zur weitverbreiteten Krankheit nur in Zeiten, die mit Stolz eine ungeheure Culturtaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihre Kraft der Last kaum gewachsen sei. So erklärt sich, warum in unseren Tagen Thomas Carlyle's Lehre vom hero-worship entstehen und Wurzeln schlagen konnte, Aber wie wenig es dem Menschen frommt zu knien vor Göttern von Fleisch und Blut, das begreifen wir erst, wenn ein verschlagener Kopf die praktischen Folgerungen aus den Sätzen des Heroencultus zieht, wenn der Despotismus seine Blöße mit dem Namen eines Genius deckt.

Seit er die Kaiserkrone trägt hat Napoleon III. nur selten durch ein achtlos entfallenes Wort verrathen, welch' ein starkes cäsarisches Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombières, da er zu Cavour sprach: „in Europa leben nur drei Männer, wir Beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde.“ Jetzt tritt der Kaiser plötzlich ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Rätthseln, die er den

Zeitgenossen aufgegeben, fügt er ein neues, größtes. Unverhohlen kündigt er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchttürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera stempeln. Jedermann liest in den Zeilen, daß er selber das Recht seines Thuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten faden-scheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Präbendenten verzeihen mochte, hören wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auf-erstanden! Und diese Worte unheimlicher Ueberhebung stehen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werks, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlervordenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten droht. Sie sind geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edlen und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat. Es wäre wunderbar, wenn dieses Siegeslied vor dem Siege nicht in dem Hohne der misachteten Millionen kleiner Leute ein häßliches Echo fände. Wenn der Kaiser selber seinen Thron dicht neben die Sonne stellt und der feile Schwarm adorirender Diener die Vergötterung des Cäsars singt, dann darf — das ist der Lauf der Welt — der Seneca nicht fehlen, der mit beißendem Witz die Verküßigung des Claudius singt. Am lautesten spotten, wie billig, die extremen Parteien, die dem Kaiser seine Tugenden nicht verzeihen. Vor Allem die Radicalen; sie grollen dem Staatsmann, der die Lehre von der alleinseigmachenden Republik lägen gestraft und den freiheitsmörderischen Sinn des allgemeinen Stimmrechts aller Welt bewiesen hat. Nicht minder des Kaisers alte Freunde in der dunklen Kutte. Die schöne Zeit ist ja dahin, da das ultramontane Lager den Retter der Gesellschaft feierte und den Marschall Saint-Arnaud als einen Gottesmann pries. Seit der Kaiser an dem heiligen Vater und dem dreimal heiligen Oesterreich gar so gräßlich sich vergangen hat, strömen von frommen Lippen die Verwünschungen wider den Schlächter des zweiten Decembers, und die *histoire de Jules César* wird als eine Schule des Meineids geschilbert. Auch die Anspielungsjäger haben gute Tage. Die Einen finden in Achille Fould den Cornelius Balbus des neuen Cäsar, die Anderen in dem Herzog von Morny den Agrippa des modernen Augustus, und der Kaiser darf sich schwerlich beklagen, wenn die Vergleiche nicht immer zu seinen Gunsten ausfallen. Der kluge Künstler hat selber unbedacht die Thüren seines Zaubertempels geöffnet; begreif-

lich, daß beim grellen Tageslichte mancher Vorhang, manches Decorationsstück morsch und verschliffen erscheint, das bei wohl vertheiltem Lampenscheine sich gar prächtig ausnahm. Zu allem Unglück erscheint das kaiserliche Geschichtswerk in einem Augenblicke, da man in Deutschland das lautere Gold der sittlichen Entrüstung auf die Straße zu werfen pflegt. Das Buch ist bekanntlich überreich an moralischen Bemerkungen von theilweis zweifelhafter Wahrheit aber durchgängig unzweifelhaftem Alter. An diese hält sich nun die Gesinnungstüchtigkeit, sie schlägt sich an ihre haarige Brust und fragt feierlich: wie darf der Mann des Staatsstreichs sagen, daß vergossenes Blut eine unübersteigliche Scheibwand bilde zwischen Söhnen eines Landes u. s. w.? Das Alles wäre sehr tugendhaft, wenn es nicht so gar lächerlich wäre. Der Mann, der so salbungsvoll von dem Fluche des Bürgerbluts und von der Schmähsucht stiegender Parteien redet, weiß auch und gesteht, daß der Baumeister mit den Stoffen bauen muß, die er grade zur Hand hat. Mit den wohlfeilen Vorwürfen der Heuchelei und Inconsequenz ist ein schriftstellernder Staatsmann so leicht nicht zu besiegen.

Der ernste Beobachter kann nur mit peinlichen Empfindungen diesen Lärm der Presse und die schwere literarische Niederlage des Fürsten betrachten, dem seit Cavour's Tode Niemand den Namen des ersten Staatsmanns der Epoche bestreiten darf. Auch eine düstere historische Erinnerung wird uns rege. Noch jedes politische System des modernen Frankreichs wählte sich in dem Augenblicke am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchturm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Häufte würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelsohner Zuversicht harrete Karl X. auf den Erfolg der Julibonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Rabowitz, unter dem Einbrud der Gespräche mit Gutzot, das Julikönigthum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen Anderen den Schleier der Zukunft zu lästen und begnügen uns, Angesichts des jüngsten Manifestes des Bonapartismus, die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volks begründet? Bildet er den endgiltigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch

das schredliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein —? Vielleicht ist gerade den Lesern der Preussischen Jahrbücher willkommen, solchem Gedankengange zu folgen. Diese Blätter vertheidigen bekanntlich die ruchlose Meinung, daß die deutsche Nation einer Million von Deutschen und Dänen nicht gestatten dürfe, nach souveränem Belieben über Fragen zu entscheiden, welche des ganzen Vaterlandes Wohl berühren — desgleichen die noch ruchlosere Behauptung, daß Deutschlands Einheit nicht gefördert wird, wenn man zu so vielen Königen von Napoleon's Gnaden noch einen Herzog von Franz Joseph's Gnaden hinzusetzt. Sie haben endlich von jeher den liberalen und den liberalisirenden Particularismus als die für Deutschland verderblichsten Parteien bekämpft. Folglich — kraft jener wunderbaren Logik, welche in Zeiten des Gesinnungsterrorismus zu blühen pflegt — folglich steht der Vorwurf fest, daß die Jahrbücher mit dem Cäsarismus liebäugeln. Sehen wir zu, ob die Anklage sich aufrecht halten läßt. — —

Das Gewölz pomphafter Rhetorik, das die Ereignisse des 18. Brumaire allzulange umhüllte, ist endlich zerstoßen. Wir wissen jetzt: die That jenes Tages war ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwande von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Nothwendigkeit und Größe. Als Bonaparte auf der Heimkehr aus Aegypten in Frankreich landete, grüßte ihn das Jauchzen der Masse, die von dem Helden Schutz erwartete wider den Einfall der fremden Heere; und nicht minder aufrichtig als dieser Jubel war die Abstimmung der Millionen, welche die neue Gewalt des Usurpators bestätigten. Nichts kann grundloser sein als das von der Demokratie beharrlich nachgesprochene Schlagwort Lamartine's, der erste Consul habe den Verlauf der Revolution in dem Augenblicke unterbrochen, da sie aufhörte convulsivisch zu sein und fruchtbar zu werden begann. Vielmehr hatte ein zehnjähriger Fieberzustand die politische Fruchtbarkeit der Nation vor der Hand erschöpft. Selbst der Wunsch nach einer geordneten constitutionellen Monarchie, den die Mehrzahl der Denkenden hegte, trat zurück vor dem allmächtigen Verlangen nach Ruhe um jeden Preis. Von jeher war Frankreichs trauriger Ruhm, daß die großen Principienkämpfe unseres Welttheils auf diesem Boden mit heiferer Leidenschaft, mit wilderem Blutdurst denn irgendwo sonst durchgeföhrt wurden. Beim ersten Gange durch die Straßen von Paris empfindet der Fremde, welche Raserei des Parteihasses, welcher vollständige Mangel an Pietät die Geschichte Frankreichs auszeichnet. Hier das Grab eines Denkers, dessen Gebeine einst

Nächstens von wüthenden Segnern aus der Ruhestätte geraubt wurden; dort das Denkmal eines Bourbonen an derselben Stelle, wo vordem die Statue eines bonapartistischen Generals und vor diesem wieder eine Pyramide zu Ehren der Siege der Republik und vorher abermals eine königliche Bildsäule gestanden hat. Jedermann weiß, wie schrecklich diese altfranzösische Wildheit des Partekampfes in den Revolutionsjahren sich bewährte. In Strömen war das Blut aller Parteien geflossen, jedes Dorf des Landes hatte der erbarmungslose Bauernkrieg mit seinen Schrecken erfüllt. In einem Jahrzehnt hatte Frankreich alle erdenklichen politischen Systeme versucht, Recht und Sitte grundverschiedener Zeitalter, bis auf die Trachten herab, in athemlosem Wechsel nachgeahmt, den gesammten Grundbesitz einer radicalen Umwälzung unterworfen. Nun lag die Leitung des ermatteten Staats in der Hand jenes Directoriums, das, wuchernd und zwieträftig, gewaltthätig und dennoch kraftlos, mit den Factionen auf Tod und Leben kämpfte. Bonaparte hatte dereinst mit eigenen Augen geschaut, wie am 10. August das Königthum zu Grunde ging durch die Zagheit seiner Vertheidiger, er hatte sodann die republikanischen Parteien benutzt um sein jedem Menschen überlegenes Genie an die ihm gebührende Stelle zu bringen, aber keinen Augenblick war die unheimlich frühreife Weltklugheit dieses Kopfes im Zweifel gewesen, daß die Republik ebenso unmöglich sei wie die Rückkehr der Bourbonen. Jetzt dankte er seine Herrschaft dem Säbel, und sie ward ihm geweiht durch die vollkommene politische Ermüdung des Landes. Er war Herr des Staates bevor er ihn kannte, und mit dem Auge des Genius begriff er, was dem zerrissenen Gemeinwesen zunächst noth that. Er verkündet: „ich gehöre keiner Partei, ich gehöre Frankreich an, wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht ist von meiner Partei“ und sichert sich also die Unterstützung Aller derer, die vor der Willkür der Factionen zitterten. Er hebt die grausamen Gesetze gegen die Priester und Emigranten auf, aber die vollzogene Veräußerung der Staats-, Kirchen- und Adelsgüter hält er aufrecht und beruhigt bergestalt nicht nur jene Börsenmänner, die das Complott des 18. Brumaire vorbereiten halfen, sondern die Hunderttausende, welche um ihren ungesicherten neuen Besitz bangten.

Somit war die Wuth des Partekampfes vorläufig gebändigt und die Umwandlung aller Besitzverhältnisse durch den neuen Herrscher gesetzlich befestigt. Noch eine andere große politische Arbeit, daran die gesammte französische Geschichte gewirkt, hat Napoleon I. zum Abschluß gebracht: die straffe Staatseinheit Frankreichs ward durch ihn vollendet. Mit Widerwillen schaut der Deutsche auf ein Volksthum, welchem der Name Provinz nahezu gleichbeutend ward mit Dummheit und Beschränkt-



heit. Wir betrachten den Charakter von Paris, der in seiner wettwendischen Beweglichkeit während eines halben Jahrtausends sich so wunderbar treu geblieben — die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden und doch zugleich ein Tummelplatz aller großen die Welt erschütternden Ideen — diesen ewigen Wechsel von Hochherzigkeit und entfesselter Begierde, dies Leben voll rastloser Arbeit und rastlosen Genusses, das doch den Segen der Arbeit, maßvolle Freiheit und Zufriedenheit, niemals kannte — und wir fragen kopfschüttelnd, wie nur ein großes Volk die Dictatur dieser Stadt ertragen mag. Selten würdigen wir genugsam, welche unschätzbaren Güter Frankreich seiner herrschenden Hauptstadt verdankt: die unvergleichliche aggressive Kraft des Staats, die Verschmelzung so vieler verschiedengeariteter Stämme zu einer Nation von scharf ausgeprägtem Charakter. Auch der Deutsche, wenn er die Gräberreihen des Père-Lachaise durchwandelt, gedenkt nicht ohne Bewegung, welche Fälle bedeutender Menschenkraft hier in der glänzendsten Stadt der Welt gewirkt hat. Wie gewaltig muß dem Franzosen der Ehrgeiz, der edle wie der gemeine, sich regen in diesem Gewoge allseitigen Lebens, wo jedes Talent, jeder Gedanke, jede Berechnung eine große weithin sichtbare Bühne findet; wie stark hat dieser Brennpunkt des nationalen Lebens die dem Franzosen eigenthümliche Gabe des Faiseurs entwickelt, die Gabe auch geringe Anlagen rasch und praktisch zu verwerthen. Genug, die ungeheure Mehrheit der Franzosen ist nicht der Meinung, daß die Herrlichkeit von Paris zu theuer erkauft sei um die geistige Verarmung der Provinzen. Wenn eine große geistreiche Nation eine solche Ansicht durch allen Wechsel der Geschichte festgehalten hat, so ziemt dem Fremden nicht sie darum zu meistern. Es gilt beschreiben zu verstehen, daß hier eine von dem unseren grundverschiedene Richtung des Volkslebens vorliegt, die fortan durch menschliche Macht vielleicht ermäßigt doch nicht mehr geändert werden kann. Mit Stolz erinnerte sich Frankreich an den Kampf seiner Könige wider die Barone und an jenen großen Cardinal, der sich rühmte die Abbellirung des französischen Bodens durchgeführt zu haben.

Als die Revolution alle geheimsten Neigungen des Volks an den Tag brachte, trat dieser Drang nach unbedingter Staatseinheit gebieterisch hervor. In der Nacht des 4. August wurden nicht bloß die Vorrechte der höheren Stände geopfert, sondern auch die Privilegien der Provinzen. Selbst die Namen der altehrwürdigen Provinzen mußten fallen, das Land zerfiel fortan in gleichförmige Departements. Freilich trat ein kurzer Rückschlag ein. Die Constituante schenkte allen Gemeinden und Bezirken gewählte, nach Oben unabhängige Behörden, und während einiger Jahre

der Anarchie bestand das Reich thatsächlich aus mehreren tausend unabhängigen Gemeinwesen. Aber sogar in dieser Zeit ward das Geschick des Landes durchaus durch die Haltung der Hauptstadt bestimmt, und bald, auf Danton's Ruf nach einer starken und nationalen Regierung, begann der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen. Die eine und untheilbare Republik ward verkündigt, das Vorbild der großen germanischen Bundesrepublik ausdrücklich verworfen. Nach den blutigen Kämpfen in der Vendée, in Lyon und Toulon war das Land der alleinherrschenden Centralgewalt vollständig unterworfen. Seitdem erscheint der Mehrzahl der Franzosen die Behauptung, daß selbständige Verwaltung der Provinzen mit der Staatsfreiheit sich verträgt, ebenso unbegreiflich, wie umgekehrt den Deutschen die Wahrheit, daß das Selbstbestimmungsrecht der Theile an den Interessen des Ganzen seine rechtmäßige Schranke findet. In jäher Zuckung regt sich wohl noch dann und wann der municipale und provinciale Trotz, so 1815, als die Allirten gebeten wurden, Lyon zur freien Reichsstadt zu erheben. Der Erfolg hat gezeigt, daß solchen Wünschen keine Lebenskraft inwohnt. „Die Localitäten sind nicht, sie verlangen gar nicht zu sein,“ schrieb kürzlich Herr Dupont-White und sprach die nationale Meinung aus.

Unter dem alten Regime war der Wille der Krone und ihrer dreißig Intendanten nur durch fortwährende Usurpation durchgesetzt worden, indem man die Rechte der Gutsherrschaften, der Stadträthe, der erblichen Amtskörperschaften auf tausend Wegen der Gewalt, der List, des Einflusses umging oder untergrub. Ebenso tumultuarisch hatte der Convent regiert durch seine Commissäre und den Massen despotismus der Clubs. Erst Napoleon I. fand für die centralisirte Verwaltung die ihr allein angemessene, wohlgeordnete Form, welche leider im Wesentlichen fortbestehen wird, so lange die Bedürfnisse und Anschauungen dieses Volkes sich nicht von Grund aus ändern. Als bald nach der Einsetzung des Consulats sendet er seine Delegirten in alle Militärdivisionen mit schrankenloser Vollmacht zur Ueberwachung und Absetzung der Beamten. Dann gründet das Gesetz vom 7. Ventose des Jahres VIII. die Hierarchie des neufranzösischen Beamtenthums. Alle Präfecten, Unterpräfecten, Generalräthe, alle Maires der Städte von über 5000 Einwohner sind von dem Monarchen ernannt. Die Ortsgemeinden, die der Convent vernichtet hatte, werden hergestellt, aber dem monarchischen Beamtenthum bedingungslos untergeben. Inmitten dieses ungeheuren Netzes sitzt der Staatsrath, wie eine große Spinne, die tüchtigsten Kräfte des Beamtenthums an sich ziehend und mit immer neuen Fäden das Gewebe der monarchischen Macht ergänzend. Für die Sectionen des Staatsraths weiß der Herrscher mit

sicherem Auge die „Specialitäten“ zu finden, gefügte Männer ohne Parteilassung, welche die Bildung der alten Zeit mit der Arbeitskraft der neuen verbinden. Ihnen theilt er die 350 Auditeurs zu, die bestimmt sind hier in sich aufzunehmen was man den Geist dieser Bureaukratie nennen mag und es später in der Departementalverwaltung anzuwenden. Das ganze System schlagfertig, gleichförmig, zweckmäßig, nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung übersichtlich geordnet, aber kostspielig, geistlos und durch und durch despotisch.

Durch diese centralisirte Verwaltung, welche naturgemäß das technisch vollkommenste Verwaltungsrecht der Welt in sich ausbildete, war die Einheit Frankreichs mit radikaler Folgerichtigkeit verwirklicht, und die Spitze des Systems konnte nur monarchisch sein. Die Stimmführer des jungen Deutschlands pflegten vor Zeiten uns höhnisch vorzuhalten, der kühne Franzose sei ein geborener Republikaner, der gehorsame Deutsche geborener Monarchist. Heute steht unter den Einsichtigen fest, daß nur Leidenschaft und Befangenheit in Abstractionen den durchaus monarchischen Instinkt des französischen Volkes verkennen konnten. Die französische Sprache allein kennt den Ausdruck Souveränität, und ein Franzose, Bobin, hat diesen Begriff zuerst wissenschaftlich erklärt. Jahrhunderte lang, während das erstarkende Königthum um seine Bollgewalt kämpft, verachten die Regenten der Krone die Majestät des in der Monarchie am Kräftigsten verkörperten Staatsgedankens. Sie rufen die politischen Begriffe des römischen Kaiserrechts wieder in das Leben, sie können sich kaum genug thun in Pörmien, welche die Einheit, die Unsterblichkeit, das lediglich politische Dasein des dem Privatrechte entwachsenen Monarchen aussprechen. Diese Pioniere der Monarchie haben in Thierry, Mignet und der großen Mehrzahl der französischen Geschichtsschreiber bereifte Lobredner, neuerdings in Tocqueville und Frankreichs englischer Publicistenschule heftige Ankläger gefunden. Der Deutsche kann in der gewaltthätigen Politik der absoluten Krone des Bewundernswerthen nur wenig entdecken, doch er muß bekennen, daß sie eine harte Nothwendigkeit war. Mit Nichten waren diese monarchischen Traditionen durch die Revolution entwurzelt. Nirgendwo zeigt das Volk im Jahre 1789 die unerläßlichste der republikanischen Tugenden, den ernststen Willen, die harte Pflicht der Selbstverwaltung in freiwilligem Ehrendienste zu übernehmen. Man fordert lediglich Wahl der Behörden durch die Bürger, und als dies anarchische Verlangen zu dem unvermeidlichen Rückschlage geführt hat, stehen sich abermals wie unter dem ancien régime zwei große Klassen gegenüber, die verwaltende und die große Mehrheit derer, welche der Verwaltung nur mit kritischem Auge zuschauen.

In dem widerspruchsvollen Charakter dieses großen Volks lag von Altersher dicht neben hochherziger, in Tagen der Gefahr bis zum Helbenthum gesteigerter, Vaterlandsliebe eine entschiedene Abneigung gegen die alltägliche aufopfernde Pflichterfüllung des freien Bürgers, neben starker politischer Leidenschaft ein sehr unentwickelter Sinn für Ordnung und das Recht des Einzelnen. Auf solche Untugenden, die Napoleon III. schon als Prätendent scharf und schonungslos erkannte, stützte sich die bürokratische Monarchie. Eben so nothwendig ward die Monarchie durch die Centralisation hervorgerufen. Nur verblendete Selbsttäuschung mochte die Redner der Constituante, einen Thouret u. A., zu der zuversichtlichen Behauptung bewegen, auf der Centralisation ruhe die Festigkeit, die Stätigkeit der politischen Entwicklung. Vielmehr, mit der Vereinigung aller treibenden Kräfte des Gemeinwesens in Paris war für jede Minderheit die Möglichkeit gegeben, durch einen verwegenen Handstreich sich des gesammten Staates zu bemächtigen. Gegen diese ungeheure Gefahr bot allein eine kraftvolle monarchische Gewalt einen Schirm. So mochte denn immerhin der erste Consul noch eine Weile die Schlagworte der Republik im Munde führen und mit pomphafter Trauer den Tod Washington's feiern, der für dieselben Güter gekämpft haben sollte wie die Soldaten Bonaparte's: — seit dem 18. Brumaire hatte Frankreich einen Herrn, schon im Jahre 1801 rebet ein Staatsvertrag der Republik von den Unterthanen des ersten Consuls, und mit der Errichtung des Kaiserthums ward endlich auch dem Namen nach jene Staatsform wiederhergestellt, die, eine Nothwendigkeit für Frankreich, lediglich im Taumel der Leidenschaft preisgegeben worden.

Mit Nichten war die Wiederherstellung der Monarchie eine Restauration der Alten Ordnung. Napoleon erkannte, daß er durch die einfache Rückkehr zum Alten sich selber proscribiren würde. Er wußte, welch' ein gewaltiger Riß im Jahre 1789 die Geschichte Frankreichs zerschnitten hatte, und ging bereitwillig ein auf das nationale Vorurtheil, daß dies Volk der Welt — die Freiheit gelehrt und eine schlechtthin neue Epoche begonnen habe. Er erkennt die Volkshouveränetät an, leitet seine Gewalt von dem allgemeinen Stimmrecht her: *le vieux système est à bout*. Damit schmeichelt er den demokratischen Neigungen der Epoche und vermehrt unermesslich die Machtfülle seiner Krone. Der Erwählte der Nation besitzt eine schrankenlose, unverantwortliche Gewalt, wie sie einem legitimen Könige in der modernen Zeit niemals zustehen kann. Jede andere Macht im Staate verschwindet vor der seinen, die auf dem Vertrauen der Millionen ruht. Er allein ist der Vertreter der Nation, er verbietet seiner Gemahlin von den Volksvertretern im gesetzgebenden Körper zu reben.

Niemals hat sich gewaltiger die innige Verwandtschaft von Demokratie und Monarchie offenbart. „Es ist die Natur der Demokratie sich in einem Manne zu personificiren,“ sagt der Neffe — ein Wort von erschreckender Wahrheit in einer centralisirten Nation.

Mindestens einem Lieblingsgedanken der französischen Demokratie blieb der neue Selbstherrscher getreu: der Idee der Gleichheit. Die *égalité*, obschon erst im Jahre 1793 unter die lockenden Schlagworte der Menschenrechte aufgenommen, hatte sich doch als die lebenskräftigste der revolutionären Errungenschaften bewährt. Um den Gleichheitsfanatismus des neuen Frankreichs billig zu würdigen, müssen wir uns des gräßlichen Hasses entsinnen, der hier von Altersher die Stände schied. Mit grenzenloser Verachtung schaute jede höhere Klasse der Gesellschaft auf die niederen. Der alte Name des vierten Standes, der *vilains*, ist noch heute ein Schimpfwort. Der Abel übersezte, wie Napoleon III. treffend sagt, das gute Wort *noblesse* oblige mit *noblesse* dispense. Während im achtzehnten Jahrhundert Wohlstand und Bildung des dritten Standes gewaltig anwuchsen und die Lehre von dem unendlichen Rechte der Person zahlreiche begeisterte Apostel fand, wurden die rechtlichen Schranken zwischen den Ständen noch höher als im Mittelalter aufgebaut. Die Mehrzahl der Franzosen war an den Beruf ihres Vaters gebunden, und der größte Theil der Staatslasten ward von dem gepeinigten vierten Stande getragen. Noch während der Revolution verkündeten Flugschriften der Aristokratie mit cynischer Offenheit Grundsätze wie diese: „die Gesellschaft darf Menschen zu Sklaven machen, wenn daraus für einige ihrer Mitglieder Vortheil erwächst; das Gesetz darf in einer Klasse von Bürgern Gewaltthaten und Verbrechen dulden, die es in einer anderen mit Strenge bestraft.“ Solche Worte allein erklären den Vernichtungskrieg gegen die höheren Stände, welcher die Revolutionsjahre erfüllte. Offenbar lag in dem Wesen der Franzosen lebiglich Nichts von demokratischer Schlichtheit und Einfachheit. Sie waren es ja, die in den Tagen des Ritterthums die Lehren der Cavalier-Ehre und Galanterie über die Welt verbreiteten, und diesen ritterlichen Charakter mit all' seinem Heroismus und all' seiner Eitelkeit hat die Nation bis zur Stunde bewahrt. Das Wort des Machiavelli, der Bürger dürfe nur durch den Staat groß werden, verstand man hier im häßlichsten Sinne. Von allen Seiten drängten sich Ehrgeiz und Eigennuß an die Krone, Aemter, Titel, nutzbare Rechte heischend. Man gewöhnte sich den Staat mit begehrllichem Auge zu betrachten. Wenn ein solches Volk den Ruf nach Gleichheit erhebt, so tritt das harte Dichterwort in Kraft:

le rêve d'envious, qu'on nomme égalité!

Mannichfache Beweggründe zwangen Napoleon I. den Traum des Reibharts, den man Gleichheit nennt, vollständig zu verwirklichen. Der Emporkömmling mußte in den bevorrechteten Ständen der alten Zeit seine unversöhnlichen Feinde sehen. In Augenblicken der Schwäche fühlte er sich wohl geschmeichelt, wenn ein Hofmann ihm von dem uralten Adel des Hauses Bonaparte sprach, und in den Tagen seines höchsten Uebermuths zog er geflissentlich die alten Geschlechter an seinen Hof und versuchte sogar durch die österreichische Heirath seiner jungen Krone den Glanz der alten Legitimität zu geben. Doch in allen Zeiten der Noth kehrt er zu der klaren Selbsterkenntniß zurück: „für mich giebt es einen Adel nur in den Vorstädten, einen Pöbel nur in dem Adel.“ Auch war er selber von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Gleichheit so aufrichtig überzeugt wie irgend ein Romane. Unermülich schärfen seine Briefe den Basallenfürsten ein, ces vaines et ridicules distinctions zu beseitigen. Sein Scharfblick erkannte in der völligen Zerstörung der alten Standesunterschiede den gewaltigsten Hebel des Despotismus. Noch heute wollen die Männer der strengen altbonapartistischen Richtung in den Ereignissen von 1789 nichts sehen als eine rein sociale Thatsache, die Vernichtung der feudalen Stände. Die Gleichheit, die Napoleon durchführte, war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels. Er fand — so lauten die Worte des Neffen — la société en poussière; und er schickte sich an, „die Gesellschaft zu organisiren, Jedem seinen Platz anzuweisen, das ganze Volk einzuregimentiren,“ an die Stelle der alten Stände „die Hierarchie des vom Staate anerkannten Verdienstes“ zu setzen. Rücksichtslose Befriedigung der trivialen Ehrsucht wird die Triebfeder des neuen Staats. Die Freiheit besteht fortan nicht in dem Rechte sein eigenes Selbst ungehindert auszubilden, sondern in dem unbeschränkten Wettbewerb Aller um die von der Staatsgewalt angewiesenen Plätze. Die gesammte Nation durchdringt sich von solchem eitlem nach äußerlicher Ehre jagenden Sinne — der Knabe, der mit Stolz das Bleckkreuz am dreifarbigem Bande, den prix de sagesse, trägt, so gut wie der Mann, der nach dem Sterne am rothen Bande hascht. Mit unvergeßlichen Worten gestand der Imperator, wie cynisch niedrig er von seinem Volke dachte. „Es ist nicht wahr,“ sagt er zu seinem Staatsrath, „daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben. Dem Volke ist Alles gleichgültig, man muß ihm die Richtung geben. Durch Kinderspielzeug leitet man die Menschen.“ Und ein Kinderspielzeug waren auch die Titel des bonapartistischen Adels. Mit Unrecht hat man die Gründung dieses neuen Adels dem Kaiser als einen Abfall von seinen eigenen Grundsätzen vorgehalten. Ein Adel solcher Art, weder durch große historische Erinnerungen, noch

durch mächtigen Antheil an der Selbstverwaltung mit der Nation verbunden, konnte dem nivellirenden Absolutismus nie gefährlich werden; er war nur ein Mittel mehr um den gemeinen Ehrgeiz in die Dienste dieser Monarchie zu führen. Auch das berühmte Decret vom Jahre 1810, das die Gründung von Majoraten ohne Adeltitel gestattete, steht nicht im Widerspruche mit der Idee der Gleichheit, wie der Bonapartismus sie versteht. Wurde dies ungeheuerliche Gesetz ausgeführt, so war freilich ein großer Theil des Bodens dem freien Verkehre entzogen, aber jedem Franzosen stand frei sich die Gütermasse zu erwerben, die zu einem Majorate gehörte, und durch die Abhängigkeit des Grundeigenthums ward die gleichmäßige Unterwerfung der Nation unter die Staatsgewalt nur um so vollständiger.

Wie die Staatseinheit, so war auch die Allmacht der Staatsgewalt die Napoleon ausbildete, wohlbegründet in der Geschichte des Landes. In allen schöpferischen Epochen zeigt die Gesetzgebung Frankreichs den vielgepriesenen *caractère d'abondance inspirée*. Von jeher findet hier der Staat sein Heil nicht in der Selbstthätigkeit freier Menschen, sondern in dem gewaltsamen Zusammenraffen aller Kräfte des Volks zu mächtigen Schlägen gegen das Ausland und zu großen nationalen Unternehmungen im Innern. Schon Heinrich III. erklärt, daß das Recht auf Arbeit von der Krone verliehen werde, und seit Colbert wird ein großer Theil der Volkswirtschaft einer herrisch eingreifenden Staatsleitung unterworfen. Nicht zufällig also gelangten in Frankreich viele begabte Köpfe zu den Lehren des Communismus, der in Deutschland und England allein unter armseligen Geistern Anhänger fand. Dort sind jene Utopien nur eine verwegene Weiterbildung der im Staate längst vorherrschenden Richtung, während sie bei uns Germanen alle Gewohnheiten von Staat und Gesellschaft roh verletzen. Unschätzbare Güter hat Frankreich der Allmacht seiner Staatsgewalt geopfert, vor Allem die freie Bewegung des religiösen und damit des gesammten geistigen Lebens. Man versucht wohl die katholische Treue der Franzosen aus dem Gemüthe der Nation zu erklären. Man sagt, das oberflächliche Wesen des Volks, das für die tiefinnerlichen Gewissenskämpfe des Protestantismus wenig Verständniß hatte, und die heiter-schönheitslustige Sinnlichkeit der Südländer seien schließlich stärker gewesen als der scharfe kritische Verstand. In Wahrheit entschieden politische Motive den Sieg der katholischen Kirche. Die Krone sah in der religiösen auch die politische Anarchie, der Instinkt der Massen, vornehmlich in der Hauptstadt, fürchtete von der Glaubensspaltung die Zerföhrung der einen allmächtigen Staatsgewalt. Seit dann der neue Glaube bis auf wenige Spuren vom französischen Boden gewaltsam hinweggesetzt war,

zeigt freilich das geistige Leben jenes haltlose Schwanken zwischen plumpem Autoritätsglauben und frevelhafter Frivolität, das uns Deutsche so widerwärtig berührt; altkeltische Bigotterie und freche Spötterei stehen dicht bei einander, oftmals in Einer Menschenseele vereinigt. Aber die Staatsgewalt hatte unzweifelhaft einen neuen Machtzuwachs erhalten. Während der Revolution schweift die Thätigkeit des Staats in's Grenzenlose. Der Convent wagt das wahnsinnige Experiment des praktischen Communismus, er vermischt sich nach Billaud's Antrag das französische Volk „umzuschaffen.“

Ganz im Geiste dieser altfranzösischen Traditionen erklärt Napoleon sogleich nach der Errichtung des Consulats, seine Absicht sei „den öffentlichen Geist zu schaffen.“ Als Kaiser rühmt er sich mit dürrer Worten, daß er den Ruhm und die Ehre habe „Frankreich zu sein.“ Alle Zweige des Volkslebens werden einer rastlosen Bevormundung unterworfen. Die riesenhafte Thätigkeit des Monarchen umfaßt das Größte wie das Kleinste, den Neubau der Rechtsordnung wie die Preise der Plätze im Opernhause. Jedes Departement dankt dem Kaiser bedeutende lokale Verbesserungen, die Mauerfelle darf nicht ruhen unter dem Empire; hatte ein Lieblings-*sans* des alten Regimes gelautet: *la gonsd'armorie c'est l'ordre*, so heißt unter dem Bonapartismus die Polizei die Vorsehung des friedlichen Bürgers und der Schrecken des Ruhestörers. Nur eine Schranke wird von dieser Allumfassenden Staatsgewalt innegehalten: der Kaiser weiß, daß das Eigenthum mächtiger ist als er und seine Heere. Seitdem ist die überspannte Staatsthätigkeit die Erbkrankheit Frankreichs unter allen Systemen geblieben, und ein großer Theil der Franzosen preist die fürsorgliche Allmacht des Staats als einen Vorzug mit Gründen, die ein Germane kaum versteht. In individualistischen Völkern, pflegen sie zu ver sichern, begnügt sich der Staat das Unrecht zu verbieten, in centralisirten Völkern stellt er sich ein edleres Ziel, hier will er selber das Gute und Große schaffen! „In diesem Lande der Centralisation,“ sagt Napoleon III. sehr richtig, „hat die öffentliche Meinung ohne Unterlaß Alles, das Gute wie das Böse, dem Haupte der Regierung zugeschrieben.“

Im Zusammenhange mit der Centralisation der Verwaltung steht die Neugestaltung des Rechtswesens. Während der Revolution waren die Gerichte auf den Sand der Volkswahl gegründet worden. Die Monarchie giebt ihnen wieder Halt und Stätigkeit, sie ernennt die Richter. Dann wird die von der Revolution versuchte umfassende Codification in großartiger Weise vollendet, Einheit und Gleichheit des Rechts für alle Klassen und Provinzen durchgeführt. Portalis und Tronchet, ausgezeichnete Romanisten und Kenner des Rechtes der *coutumes*, arbeiten vereint



an dem gemeinen Rechte des Landes. Als eine Concession an die Ideen der Revolution bleibt das Schwurgericht bestehen, aber der starke Einfluß der Präfecten auf die Bildung der Geschwornenlisten, die übermächtige Stellung der Gerichtspräsidenten und vor Allem das Anlagemonopol der Staatsanwaltschaft erfüllen auch das Strafverfahren mit bureaukratischem Geiste. Zudem ist die Unabhängigkeit der Richter nach der neuen Dienstordnung nicht mehr vollständig. Die unbarmherzigen Strafen des ancien régime stellt das Kaiserreich größtentheils wieder her.

In demselben Sinne verfährt das Empire auf dem Gebiete der Finanzen. Die Revolution hatte alle Exemtionen beseitigt, ein neues System direkter Steuern geschaffen und, um den Leidenschaften des Volks — das heißt bekanntlich: der städtischen Masse — zu genügen, die indirekten Steuern aufgehoben. Bonaparte entfaltet in diesem seinem Lieblingsfache die ganze Macht seines mathematischen Genies. Auch hier findet er sofort die Fachmänner ersten Ranges, die Mollien und Gaudin, heraus. Mit ihnen bringt er Ordnung in das Chaos des Staatshaushalts, führt die zweckmäßige kaufmännische Buchführung ein, giebt dem gesammten Rechnungswesen einen kräftigen Schlußstein in dem Rechnungshofe. Die Selbstbesteuerung der Gemeinden wird mit einem Schlage beseitigt, das bureaukratische Regiment so folgerecht durchgeführt, daß der Finanzminister nicht einmal von einem Fachrathe umgeben ist. Zu dem Systeme der direkten Steuern fügt das Consulat die klug berechnete Mannichfaltigkeit der indirekten Abgaben. Dadurch wird der Grundsatz der Gleichheit vollständig zur Wahrheit, die Steuerkraft des Landes an unzähligen Stellen gepackt und der Staatshaushalt den kriegerischen Plänen des Herrschers angepaßt; denn der Kaiser weiß, daß in Kriegszeiten sich nur die direkten Steuern mit Erfolg erhöhen lassen. Dem Geldmarke giebt der erste Consul einen neuen Mittelpunkt: die Bank von Frankreich. Auch diese wird mehr und mehr im bureaukratischen Sinne umgestaltet: den Ausschuß an ihrer Spitze verdrängt später ein vom Kaiser ernannter Gouverneur. Die Einheit des Maß- und Gewichtswesens, von der Constituante vorbereitet, wird unter dem Consulat vollendet.

Gleich dem Rechtswesen und den Finanzen ist auch das Heer Frankreichs bis zur Stunde auf der Bahn fortgeschritten, die Napoleon vorgezeichnet. Die Conscription, ein Werk des Directoriums, hält der Monarch fest. Er hütet sich, die Idee der Gleichheit auf die Wehrpflicht anzuwenden. Der Usurpator muß die Selbstsucht der bestehenden Klassen schonen, dem Despoten ist ein Volk in Waffen bedrohlich. Dagegen trägt jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister, der freie Wettbewerb bildet den Stolz des Heeres, sogar die Bourbonen mußten diesen Grund-

saß in dem Gesetze von 1817 lebendig anerkennen. Wie sehr die Schlagfertigkeit der Armee dadurch gewann, liegt auf der Hand, aber auch, wie mächtig der in den Revolutionenkriegen großgezogene Lanzknechtsgeist, der ränkelsüchtige Ehrgeiz, die unflüchtige Eroberungslust und die blinde Unterwerfung unter den Herrscher gefördert wurden. Unsere Demokratie thäte wohl, auch diese Kehrseite des so maßlos gepriesenen freien Avancements zu betrachten. Volksfreiheit und ruhige politische Entwicklung gedeihen sicherer bei der Scharnhorst'schen Regel, daß im Frieden wissenschaftliche Bildung, im Kriege Auszeichnung vor dem Feinde den Anspruch auf die Epauletten geben soll — wenn nur diese Regel vollständig und unparteiisch angewendet wird. — Die Organisation der Militärgerichte, gleichfalls ein Werk des Directoriums, bleibt unter dem Kaiserthum bestehen. Dadurch wird der Soldat aus der Ordnung des bürgerlichen Lebens herausgehoben und willenlos in die Hand des Führers gegeben. Ein fein erfundenes System von Belohnungen und Schmeicheleien und die Bildung einer bevorzugten Gardetruppe — dies uralte Kennzeichen aller Militärstaaten — thuen das Uebrige um den zünftigen Soldatengeist zu kräftigen.

Offenbar, das gewaltige Räderwerk dieses Systems ist das Ritzzeug des verständigsten, stolzeften, consequentesten Absolutismus, den die neue Geschichte kennt. Auf die schlechten, oder doch auf die niederen Leidenschaften der Menschen ist dieser Staatsbau gegründet. Er stützt sich nach der Weise jedes Despotismus auf den gemeinen Ehrgeiz, welcher der Scheelsucht so nahe steht, auf Habsucht und Eitelkeit und nicht zuletzt auf die Furcht. Mit sicherem Blicke durchschaut der Herrscher das knechtische Bedürfniß der Ruhe und Sicherheit, das die Trembleurs der besitzenden Klassen erfüllt. Gleich nach dem 18. Brumaire führt er das große Spektakelstück mit dem treuen Grenadier Thoms auf. Der Wackere, welcher das angeblich bedrohte Leben des ersten Consuls vor den angeblich gezückten Dolchen der Volksvertreter gerettet, wird mit Ehren überschüttet und dem begeistertesten Theaterpublicum vorgeführt. Dann folgt die lange Reihe der politischen Proceffe. Alltäglich kann der Philister sich überzeugen, wie die Sicherheit der Gesellschaft auf den Schultern eines Mannes ruht und wie schwere Gefahren diesen Einen umgeben. Was noch übrig ist von politischem Idealismus wird erstickt in dem Taumel der Sinnlichkeit, den der Herrscher grundsätzlich befördert. Hazard und Lotto, Geauß und Unzucht jeder Art sollen die Leidenschaft der heißblütigen Pariser von dem politischen Gebiete hinweglenken. Béranger hat die wenigen wahrhaft unsittlichen seiner Gedichte unter dem Kaiserreiche geschrieben. Er gestand später, in solchen Tagen des Despotismus scheine

das Gift der Unsitlichkeit durch alle Poren der Gesellschaft zu bringen. Eine byzantinische Etikette mit zahllosen Rangstufen hält die Eitelkeit der Pariser in Athem, und aus den Häusern der neuen Prinzen und Vörsenkönige, der Marschälle und altfränkischen Großbeamten ergießt sich über das Land geschmacklose Ueppigkeit, plumper Geldstolz, brutale Genußsucht. Gänzlich fremd bleibt diesem Hofe der siegestrunkenen Glücksritter und geistlosen Lanzknechte jener holde Zauber leichtfertiger Anmuth und vornehmen Kunstgenusses, jener liebenswürdige, schönheitstrunkene keltische Felchsinn, welche dereinst am Hofe Franz des Ersten und in den besseren Tagen Ludwig's XIV. gewaltet hatten. Und nicht blos der politische Freiheitsinn und die sittliche Reinheit verkümmern, auch das eigenthümliche Talent, der selbständige Charakter geht unter in dieser nivellirenden bürokratischen Ordnung mit dem jeden anderen Geist erdrückenden Genius an der Spitze. Wir versuchen die Gemüther der Helfer des Gewaltigen zu verstehen und wir erschrecken, wie öde, wie arm, wie platt alltäglich diese Geister sind mit all' ihrem Stolze, ihrem Ruhme, ihrer technischen Virtuosität, wie nichtig ihnen das Dasein verlief in so ereignisreichen Tagen. Kaum zehn darunter, die man mit voller Wahrheit Personen, eigenartige Menschen nennen darf. Die Uebrigen dieser gewandten Faiseurs sehen sich durchgehends zum Verwechseln ähnlich, unterscheiden sich lediglich durch einen etwas höheren oder niederen Grad von Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Anhänglichkeit an den Herrn, Geschicklichkeit in dem Specialfache. Man halte die Charakterbilder der napoleonischen Marschälle — ich sage nicht neben die Helden unseres Befreiungskrieges, sondern nur neben die Feldherren und Staatsmänner Friedrich's des Großen oder Ludwig's XIV., die sich doch auch beugen mußten vor einem gewaltigen Selbstherrscher. Für einen Villars, einen Podewils oder Ferdinand von Braunschweig war kein Raum in dem Reiche Napoleon's.

In lichten Augenblicken hat der Kaiser wohl die Ohnmacht der Gewalt zugestanden und versichert, wer die Ideen unterdrücke arbeite an seinem eigenen Verderben. Thatsächlich war sein Regiment ein unablässiger Kampf gegen jede Regung des freien Gedankens. Dem ägyptischen Feldzuge danken einige Fachwissenschaften mannichfache Bereicherungen. Laplace darf unter dem Kaiserreiche die Gesetze der Mechanik des Himmels ergründen. Die exacten Wissenschaften finden Förderung durch die Schöpfung des großen Mathematikers auf dem Throne der polytechnischen Anstalt. Die historischen Fächer aber, welche unmittelbar der Freiheit dienen und den Charakter erheben, sind verwaist. Die Kunst entflieht aus dem banausischen Staate. Massenhaft, anspruchsvoll, doch ohne Anmuth und Adel, gemahnen die Bauten des Kaisers an die Werke der

versinkenden römischen Welt. Während selbst unter Cromwell's freudloser Herrschaft ein Milton dichten konnte, steht an der Spitze der Poesie des Empire der Held der correcten Klarheit, zu deutsch der spliternackten Prosa, Fontanes. Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfällt als vage Ideologie dem Bannspruche dieser regelrechten höfischen Kunst. In Deutschland wagt die junge romantische Dichtung ihre kühnen Flüge, in dem kaiserlichen Frankreich gedeiht nur jene althergebrachte literarische Unterwürfigkeit, welche sich willig von der Akademie die Länge der Sätze vorschreiben läßt und Boileau's ungeheure Rangeweile pflichtschuldigst bewundert. Derweil Frau von Staël in der Verbannung lebt und selbst Chateaubriand die Luft des Despotismus zuletzt nicht mehr zu athmen vermag, wetteifern die Hofpoëten mit den Senatoren und Staatsrätthen, wer das ruero in servitium am Besten verstehe, wer mit plumperen Schmeichelworten dem Gewalthaber zu sagen wisse, es sei Zeit d'éterniser l'ère de la gloire. Ein einziger wahrhaft bedeutender Künstler hat seine Werke mit dem Geiste des ersten Empire erfüllt: in Spontini's brausenden Trommelwirbeln halt etwas wieder von der anspruchsvollen Glorie der großen Armee. — Wie die Verwaltung in dem Staatsrathe, so findet das Unterrichtswesen seinen Mittelpunkt in der université. Keine Schule im Reiche darf gegründet werden ohne Genehmigung dieser Körperschaft, alle Lehrer der Lyceen gehen aus ihr hervor. In jedem Lyceum derselbe Unterrichtsplan, dieselben Bücher in der Bibliothek, dieselbe Uniform für die Schüler — natürlich nur damit die ärmeren Knaben sich nicht durch ihre bescheidene Kleidung gedemüthigt fühlen, wie Napoleon III. sehr beweglich auseinandersezt. Hauptaufgabe des Religionslehrers in der Volksschule bleibt den Gehorsam gegen die Obrigkeit einzuschärfen. Die Presse nahezu vernichtet durch einen Druck, der nur einmal, unter der Schreckensherrschaft, überboten worden; jeder gesellige Verein von mehr als zwanzig Personen abhängig von polizeilicher Erlaubniß; die persönliche Freiheit aufgehoben durch jene grausamen Gesetze, welche der Verwaltung beliebige Verhaftungen im Namen des öffentlichen Wohls, ohne Angabe weiterer Gründe gestatten; das weite Reich bis hinauf zu den Hospizen einsamer Alpenstraßen von Tausenden geheimer Späher überwacht. Selbst im Handel und Wandel erweist sich die gerühmte Gleichheit zuletzt als Gleichheit des Zwanges für Alle, da das immer härter ausgebildete Continentsystem die Freiheit des Verkehrs gründlich zerstört.

Vielleicht am Deutlichsten offenbart sich der Charakter des Bonapartismus in seinem Verhältniß zur Kirche. Obwohl Napoleon sich nie-

malß völlig befreite von den Einbrüden seiner katholischen Erziehung, so gaben doch bei seiner Haltung gegen Rom politische Rücksichten immer den Ausschlag. Eine Moral ohne Religion ist wie eine Gerechtigkeit ohne Gerichtshöfe, sagte sein getreuer Portalis, und noch bestimmter sprach schon im Jahre 1801 der erste Consul selbst zu dem Clerus von Mailand: „die katholische Kirche ist die einzige, welche die Grundlagen einer Regierung befestigen kann.“ In solchem Sinne, als ein Mittel zur Beherrschung der Geister, stellte Bonaparte den Katholicismus wieder her, und es leuchtet ein, wie nahe diese Kirche dem Geiste des bureaucratischen Absolutismus steht. Denn wie einst die katholische Kirche ihre Hierarchie der Amtsordnung des Byzantinerreichs abgesehen hatte, so ward sie später selber ein Vorbild für den Beamtenstaat der französischen Könige. Noch auffälliger ist die Verwandtschaft des Katholicismus mit der Idee der Weltmonarchie. Keiner von Allen, die in neuerer Zeit Europa zu beherrschen trachteten, hat Roms Beistand missen können. Auch Napoleon empfand dies. Die hoch-aristokratische Ordnung der alten gallitanischen Kirche war zu eng verwachsen mit dem alten Regime, als daß der Usurpator sie hätte wieder aufrichten dürfen. Ebenfowenig konnte der Absolutismus ein wirkliches Nationalconcil berufen, ein Repräsentativsystem in der Kirche dulden. Was Bonaparte neu gründete war eine Staatskirche, in deren Beherrschung Papst und Monarch sich zu ungleichen Hälften theilten. Durchgängig neue Sprengel, sämmtliche geistliche Stellen neu besetzt, die Geistlichkeit vom Staate besoldet und ohne jeden Anspruch auf das geraubte Kirchengut, die Seminare unter der Aufsicht des Staats, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, doch zugleich der Einfluß des Papstes auf den Clerus stärker als er je gewesen seit den Tagen Ludwig's des Heiligen: — das Ganze eine stramme geistliche Bureaukratie. Erzbischof, Bischof und Pfarrer stehen zu einander und zu ihrer Heerde ziemlich ebenso wie sich Präfect, Unterpräfect und Maire unter sich und zu der Masse der Regierten verhalten. Die Polizei leiht gefällig dem Fanatismus der Theologen ihren Arm, verbietet Molidre's Tartuffe und jedes selbständige Werk moderner Forschung. Auch als späterhin der Kaiser seinen eigenen Plänen ungetreu, die Curie mit brutaler Gewaltthat heimsuchte und die beständigen Prälaten anschnaubte: „Euer Gewissen ist ein Narr“ — auch damals verließ ihn nicht das Bewußtsein, daß er der Kirche bedürfte, daß die unité catholique ein Pfeiler seiner Welt Herrschaft sei. Während der Händel mit dem Papste hat er wohl gedroht sich zu verbünden mit den Protestanten. Die Herzensmeinung des innerlich frivolen aber um der Knechtschaft willen auf Rom angewiesenen Despotismus brach doch heraus, als der Verbannte auf St. Helena die Zeit

voraussetzte, da England wieder katholisch, Frankreich wieder religiös sein werde.

Wer sich nicht selbst verblendet, wird bekennen: in diesem Staate, wo jedes kleinste Gemeinwesen dem Anstoße von Oben folgte, mußte ein parlamentarischer Körper haltlos in der Luft schweben. *Chicaner le pouvoir* war nach Napoleon's Auffassung der Endzweck aller Volksvertretungen, und für seinen Staat sprach er die Wahrheit. Tribunat und gesetzgebender Körper konnten Nichts sein als ein lästiges Peiwerk, ein widerwilliges Zugeständniß an die Ideen der Revolution. Niemand darf sich verwundern, wenn der Kaiser nach Laune die Opposition austreiben ließ und das Tribunat erst auf die Hälfte der Mitgliederzahl herabsetzte, dann gänzlich aufhob. Nur Eines begreifen wir nicht: wie Herr Thiers noch heute die Zusatz-Acte des Jahres 1815 als Frankreich's beste Verfassung preisen mag. Eine wirkliche Volksvertretung neben dem Erwählten der Millionen, dem Abgott des Heeres, neben dem despotischen Verwaltungsapparate des militärischen Absolutismus — dieser Widersinn versprach keine Dauer. Wäre der Feldzug von 1815 für den Kaiser glücklich verlaufen, Frankreich hätte nur zu rasch erfahren, was scharfe Köpfe alsbald nach der Rückkehr Napoleon's in die Tuilerien erkannten, daß ein constitutioneller Fürst in den Augen dieses Mannes ein *cochon d'engrais* war und blieb.

Trotz seiner durchgebildeten bureaukratischen Maschinerie hat das Empire nie das Wesen einer ungesetzlichen, tyrannischen Gewalt verleugnet. Auch dies ist leider ein altfranzösischer Charakterzug. In den langen Jahrhunderten, da die Krone nur über wenige unbedingt abhängige Beamte gebot und durch beharrliche Verletzung der Gesetze, durch Ausnahme Gesetze und willkürliche Verhaftungen ihre Gewalt behauptete, war das ohnehin nicht kräftige Rechtsgefühl der Franzosen von Grund aus verwüftet worden. Die Nation gewöhnte sich an den Glauben, den Chateaubriand in den naiven Worten ausdrückt: „die Mittel einer Regierung sind stets unermesslich.“ Die Revolution hatte sodann das alte Regime mit seinen eigenen Waffen bekämpft. Die Bluttribunale des Convents und die Specialgerichte Richelieu's sind Eines Geistes Kinder. Als Bonaparte endlich dem centralisirten Staate die unentbehrlichen gesetzlichen Organe gab, lag doch in dem Besitze dieser ungeheuren Staatsgewalt eine fast übermenschliche Versuchung sie zu mißbrauchen, und in der That hat bis zur Stunde kein politisches System in Frankreich, auch das Zulkönigthum nicht, ohne Ausnahme Gesetze regiert. Bonaparte erbt von dem Directorium ein furchtbares Rüstzeug von Nothgesetzen über den Belagerungszustand, gegen die Presse u. s. w. Seine Regierung verfloß unter fortwährenden Kriegen, dem Usurpator fehlte das Gefühl der Sicherheit auf

dem Thron, seine soldatische Natur neigte zur Gewaltthat. Um so weniger war er gewillt die schneidige Waffe der Ausnahmegesetze aus der Hand zu geben, ja, die Unbestimmtheit der Gewalt galt ihm als oberster Regierungsgrundsatz. Der Senat, das blinde Werkzeug des Kaisers, „beschließt über alle in der Verfassung nicht vorhergesehenen Angelegenheiten“ — dieser Satz bildet den Eckstein des napoleonischen Systems. „Eine Verfassung ist das Werk der Zeit, man muß einen möglichst breiten Weg für Verbesserungen offen lassen“ setzt der Rhein erläuternd hinzu, und der Neffe, der weißlich dies Kleinod des Bonapartismus in sein eigenes Verfassungswerk aufgenommen hat, bewundert den welterfahrenen Staatsmann, welcher nicht nach der Weise der Doctrinäre Alles im Voraus regeln wollte.

Danach fand der Wille des Despoten nicht einmal an der Dienstordnung seines Beamtenthums eine Schranke. Kraft alter und neuer Sicherheitsgesetze mochte er nun nach Willkür bald seine Feinde an die Fieberküste von Gujana schicken, bald die Jury in 14 Departements suspendiren oder die auffälligen Zöglinge eines Priesterseminars Mann für Mann in ein Artillerieregiment verweisen oder durch ein Militärgericht einen Justizmord vollziehen lassen. Im Jahre 1810 gründet er acht neue Staatsgefängnisse „für Jene, die man nicht wohl vor Gericht stellen, aber auch nicht wohl in Freiheit lassen kann.“ Und daß der Thurm von Vincennes unter dem Empire grauenvolle Geheimnisse barg wie nur die Bastille unter Ludwig XV., davon haben uns kürzlich Tocqueville's nachgelassene Schriften nach den Berichten von Augenzeugen eine unheimliche Schilderung gegeben. Der Geist der Willkür frist sich endlich ein in alle Zweige des Staatslebens. Fortwährend übertritt der Kaiser seine eignen Gesetze, er sperrt den Handel mit England und giebt einzelnen Begünstigten die Erlaubniß das Handelsverbot zu übertreten. Die Gleichheit unter dem Bonapartismus enthüllt langsam ihr wahres Gesicht: Niemand in Frankreich genießt ein Vorrecht, außer durch des Kaisers Gnade. Diese Unsicherheit aller Verhältnisse war von den Leiden der Kaiserzeit das schwerste. Keiner durfte des erträglichen Heute sich freuen, denn Jeder zitterte vor dem ungewissen Morgen. Der Kaiser endet wie der Consul begann: während des Krieges von 1814 schickt Napoleon, wie einst nach dem 18. Brumaire, Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen. Die Schlange biß sich in den Schwanz, der Despotismus hatte seinen unseligen Kreislauf vollbracht.

Nach Altbem erklärt sich leicht, warum Frau von Staël den Kaiser den Robespierre à cheval nennen konnte, während andere Liberale ihn fluchen als dem Todfeinde der Freiheit, dem Hersteller der alten Zwing-

herrschaft, und der Neffe ihn vergöttert als den Testamentsvollstrecker der Revolution, der ihre tauben Früchte mit gewaltiger Faust herabschüttelte, die probehaltigen sorgsam zur Reife brachte. Keine dieser Behauptungen ist ganz verkehrt, keine sagt die ganze Wahrheit. Was man gedankenlos mit der Phrase „Ideen von 1789“ bezeichnet, war in Wirklichkeit ein trübes Chaos von despotischen und liberalen Gedanken, die sich gegenseitig ausschlossen. Napoleon hat mit bewunderungswürdigem Takt von den Bestrebungen der Revolution Alles verwirklicht was dem nivellirenden Absolutismus diene, Alles erstickt was der Freiheit frommte. Die Allmacht des Staats, die unbedingte Einheit und Centralisation, die Gleichheit aller Franzosen, die Begründung der Staatsgewalt auf den Willen des souveränen Volks — das Alles sind „Ideen von 89,“ welche die Freiheit vernichten. Napoleon hat sie ausgeführt und zugleich das von der Revolution hervorgerufene neue wirthschaftliche Leben anerkannt und dessen jegensreiche Früchte geerntet. Insofern ist er der Sohn der Revolution, und wir verstehen, warum die unbelehrbaren Doctrinäre unserer demokratischen Emigration noch immer auf die weit glücklicheren socialen Zustände ihres Vaterlandes zu schmähern und „die schöne Gleichheit“ des Bonapartismus zu preisen lieben. Die Rechtspflege, das Heer, die Finanzen, der Geldverkehr, die gesammte Verwaltung erhielten durch Bonaparte die Form, welche bisher allem Wandel der Geschichte getrogt hat. Keine der neueren Revolutionen hat an dieser für die Masse des Volks wichtigsten Seite des Staatslebens Wesentliches geändert. Sie alle berührten nur die Spitze des Staats. Der gemeine Mann sah in jedem Systemwechsel lediglich einen Wechsel der Herrschaft und eine Veränderung des Steuerfazes; denn gleichmäßig unter allen Systemen flogen aus der Präfektur zahllose Verordnungen mit dem majestätischen nous préfet, welche alles Größte und Kleinste der Ortsverwaltung mit Allwissenheit und Allmacht regeln. Da nun Regierende und Regierte auf die Dauer niemals gleichen Sinnes sein können, und eine an der Verwaltung durch freiwilligen Ehrendienst theiligte Klasse, welche zwischen Jenen mitteninne stände, gänzlich fehlt, so treibt unter solcher Bevormundung das geistreiche bewegliche Volk immer neuen Erschütterungen entgegen. Trotzdem schaut die Mehrzahl der Franzosen noch immer mit Stolz auf ihre bureaukratisch-militärische Amtsdienstordnung, und insofern ist Napoleon abermals eine nationale Größe. Dagegen vernichtete er die persönliche Freiheit und Sicherheit, die Freiheit des Handels und des geistigen Lebens, die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung. Insofern war er ein Feind der Revolution und ein Feind seines Volks, das zu reich ist an Geist und Schönheitssinn und allzu oft hochherzig gegen die Tyrannei gekochten hat, um



in der geistigen Debe des Despotismus auf die Dauer Beruhigung zu finden.

Bei dieser eigenthümlichen Mittelstellung des Mannes läßt sich das historische Urtheil über ihn nicht in kurzen Worten zusammenfassen. Die Lüge, die diabolische Halbwahrheit ist das Wesen des Bonapartismus, wie einer jeden nivellirenden despotischen Gewalt. Wenn Napoleon seine acht Bastillen errichtet und befiehlt, diesem Decrete zwei Seiten voll liberaler Entscheidungsgründe voranzusetzen — ein Vorfall, der wie kein zweiter die Herzensgeheimnisse des Systems aufdeckt — so meinen wir den Tiberius des Tacitus zu hören. Und weit greller noch als an anderen Despoten tritt der Charakter der Zweiseitigkeit, der Halbwahrheit an Napoleon hervor. Man hat den Kaiser oft den Letzten der aufgeklärten absoluten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts genannt und gemeint, Frankreich, das vor der Revolution nur die höfische Monarchie gekannt, sei durch ihn erst in die Epoche des aufgeklärten Despotismus eingeführt worden. Allerdings, sein Wahlspruch: „Alles für, Nichts durch das Volk“ bezeichnet auch die Politik Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten; er vollbrachte was jene Beiden begannen, ohne das erhabene fürstliche Pflichtgefühl des Preußenkönigs, doch durchgreifender, radicaler als Jener, da er eine Welt in Trümmern fand. Aber hiermit ist seine Stellung in der Geschichte Frankreichs nicht erschöpfend bezeichnet. Er steht keineswegs auf Einer Linie mit jenen legitimen Reformatoren. Er war Usurpator, erbt seine Macht von der radicalen Zerstörung des historischen Rechts und stand darum bis in den Tod verfeindet dem legitimen Herrscherhause gegenüber. Das Bewußtsein der Usurpation hat ihn nie verlassen. In den ersten Monaten seiner Herrschaft schreibt er den berufenen schneidenden harten Brief an Ludwig XVIII. Bald darauf zeigt die Ermordung des Herzogs von Enghien, wie er sich zu den Bourbonen stellte, und bis zum Ende seines Glücks hat er unablässig das Treiben des verbannten Hofes angstvoll beobachtet, noch im Jahre 1814 einen bourbonischen Parteigänger erschießen lassen. Dieser Hof aber und sein Adel verhielt sich zu den Werken der Revolution noch weit feindseliger als Napoleon, bekämpfte nicht nur wie dieser die liberalen Ideen von 1789, sondern auch die Nivellirung der Gesellschaft, welche der neue Gewaltthaber vollendet hatte.

So verdankt Napoleon den Ruf eines Helden der Freiheit wesentlich der unbelehrbaren Verstocktheit der Legitimisten. Das sollte sich bewähren in den hundert Tagen. In den kurzen Monaten der neuen bourbonischen Herrschaft waren sehr viele der Schöpfungen der Revolution wieder in Frage gestellt worden. Man versuchte das Bürgerthum abermals als dritten Stand zu behandeln, man rüttelte an der neuen Ordnung des

Grundbesitzes, man begann die Hierarchie des vom Staate anerkannten Verdienstes zu durchlöchern durch die Bevorzugung des alten Adels mit seinen die Masse erbitternden Standesvorurtheilen. Die ruhmreiche Armee ward roh beleidigt, und in der Staatskirche Napoleon's regte sich wieder ein rein-ultramontaner Geist. Kurz, von der versunkenen Welt, darin die Legitimisten lebten und webten, führte keine Brücke hinüber zu dem Herzen des Volks. Als nun der Verbannte seinen abenteuerlichen Zug wagte — jenen glänzenden Triumph der Macht des Genius, jene That der neuen Geschichte, welche nächst dem siebenjährigen Kriege am stärksten zum Heroencultus verführte — da jubelte „eine Revolution der Souslieutenants und des armen Volks“ dem Kaiser der Plebejer entgegen. Neben den Artois und Blacas erschien er wirklich als ein Mann der Freiheit, neben den Schülern der fremden Bajonette als ein Held der Nation. Nur die denkende und rechnende Mittelklasse stand grollend abseits, sie kannte den Despoten, sie ahnte neue Kriege, neue Zerrüttung des Wohlstandes. Wäre aber Napoleon erst im Jahre 1820 zurückgekehrt — wer weiß, ob nicht dann die Sünden der Restauration innerhalb und außerhalb Frankreichs auch den Mittelstand unter die kaiserlichen Adler getrieben und dem Imperator einen dauernden Sieg bereitet hätten?

Also war der revolutionäre Despot ein Feind zugleich des ancien régime und des Liberalismus, und mit Nichten können wir dies mit dem Neffen als eine weise, maßvolle Mittelstellung preisen. Wir lassen ihn nicht gelten, den knechtischen Gemeinplatz, daß ein Zeitalter der Parteilämpfe nothwendig in der absoluten Monarchie enden müsse. Der Satz ist eine Wahrheit nur für Völker, deren sittliche Kraft erstarb. Wie sollte diese Entschuldigung dem Corsen zu Gute kommen, der bis zum Ueberdruß sein Thun mit den Sünden der Franzosen rechtfertigte und doch Tag für Tag daran arbeitete alle Untugenden dieses Volkes systematisch groß zu ziehen? Wie anders hatte einst Cromwell seines Amtes gewartet, der, einmal das Heft in Händen, in reblicher Anstrengung sich abmühte ein freies Gemeinwesen, ein settlement der Nation zu schaffen! Der zweiseitige, halb wahre Charakter des Bonapartismus verräth sich sehr auffällig in der unsicheren Haltung Napoleon's gegenüber den Ideen seiner Zeit. Bald spottet er der Ideologen, bald fürchtet er sie, bald empfindet er, daß er selber nur durch die Revolution existirt und seine Größe der Triebkraft dieses mütterlichen Bodens dankt, und zuletzt versucht er immer wieder nach Despotenart den freien Gedanken zu ersticken. Man erräth leicht, wie bequem gerade dieses System, das nach zwei Seiten zugleich Front macht, von rührigen Epigonen ausgebeutet werden kann, wie man heute die Demokraten mit der Gleichheit des Empires löbern,

morgen den schlummerfüchtigen Philister bethören mag durch das Scheinbild jener kaiserlichen Ordnung, welche „die Anarchie der Geister, diese furchtbarste Feindin der wahren Freiheit,“ im Zaum hält! Und am Ende bleibt dem Bonapartismus, der nie um ein wohlklingendes Schlagwort verlegen war, noch die letzte Abfertigung: Pygmäen wie wir erblicken immer nur eine Seite des Kaisers, niemals das ganze Riesenbild.

Noch weit unglücklicher besteht Napoleon's auswärtige Politik vor dem ruhigen historischen Urtheile, und gerade sie galt ihm selber als der wichtigste Inhalt seines Lebens. Alle seine bürgerlichen Schöpfungen dienten ihm nur zum Schemel seines kriegerischen Ruhms: Der Keffe überzeugt uns nicht, wenn er dies bestreitet und sich dawider auf die anerkannte Thatsache beruft, daß Napoleon kein Säbelregiment führte und den bürgerlichen Behörden immer den Vortritt einräumte vor den Generalen. Nun wohl, Cromwell hat eine Säbelherrschaft geführt, er hielt bis zu seinem Tode die auffässigen Grafschaften unter dem Commando seiner Generalmajore. Und doch steht der englische Dictator als ein Staatsmann, ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Jener war, ein friedlicher Bürger, als Parteiführer in die Höhe gestiegen und führte das Schwert nur um den Sieg seiner Partei zu vollenden, den inneren Haber beizulegen, die drei Königreiche zu einer Gesamtmacht zu verschmelzen und sein Vaterland zur führenden Macht des Protestantismus zu erheben. Keinen Augenblick verlor er das Ziel einer friedlichen freien Verfassung aus den Augen, nur daß ihm in den Wirren seiner kurzen Herrschaft nicht vergönnt war dies Ziel zu erreichen. Nicht also Bonaparte. Soldat von Haus aus, verkündete er schon in jener Rede, die er am 18. Brumaire gehalten haben will, den Geist seines Regiments. „Erinnert Euch,“ rief er drohend, „daß ich marschiere begleitet von dem Gotte des Krieges und dem Gotte des Glücks“ — und mit dem Worte „Armee“ auf den Lippen ist er gestorben. Er hatte nicht wie Cromwell zeit lebens meuternde Provinzen zu händigen, er fand nicht wie dieser ein Land von erschüttertem Ansehen vor, das erst wieder hinaufgeführt werden mußte zu der ihm gebührenden Weltstellung. Er konnte seit dem Jahre 1801 in Ehren den Frieden wahren und seinen Staat auf einer nie zuvor erreichten Höhe der Macht und des Ruhms erhalten. Sein Wille allein, sein Eroberermuth trieb ihn weiter von Sieg zu Sieg, sein Soldatensinn hieß ihn ohne Noth den Gang der bürgerlichen Ordnung durch militärische Standgerichte unterbrechen und das kaum aufsprickende freie volkswirtschaftliche Leben durch endlose Kriege ersticken. Darum hielt das

Heer bis zuletzt begeistert bei ihm aus, als längst schon das Volk sich ihm entfremdet hatte. Darum wird er in der Dichtung aller Völker gefeiert als ein großer Kriegesfürst wie Attila und Dschengischan, während der Philosoph, der Mensch, der König Friedrich nicht seltener von der Kunst verherrlicht wird als der Held von Leuthen. Als Gesetzgeber und Staatengründer leben die echten Monarchen im Gedächtniß der Menschen, sie waren im Frieden größer denn im Kriege. Von Friedrich's Adler rühmt der schwäbische Sänger, daß er die Verlassnen, Heimathlosen mit seinen goldnen Schwingen deckt. Napoleon's Name wird noch kommenden Geschlechtern wie Kanonendonner und gellender Pfeifenklang in's Ohr tönen.

Der Krieg blieb wirthschaftlich und sittlich die belebende Kraft seiner Regierung — wirthschaftlich, denn bei der beschriebenen Entwicklung des Volkswohlstandes mußte die Beute aus fremden Ländern helfen die kostspielige bureaukratische Verwaltung zu bezahlen — sittlich, denn er wußte, was der Prätendent Ludwig Bonaparte oftmals mit naiven Worten zugestand, daß man den Ruf nach Freiheit allein durch kriegerischen Prunk und Ruhm übertäuben kann. Er war ein zu großer Herrscher um zu wäghen, ein Reich könne bestehen ohne Begeisterung und Leidenschaft. Der einzige Enthusiasmus aber, den er selber empfand und in der Seele seiner Knechte dulden konnte, war die Begeisterung für seine eigene Feldherrngröße und für den Ruhm der französischen Waffen. Sie ward das Pathos seiner Regierung. Nun weiß die Welt, wie sehr hier abermals das Wort zutrifft, daß Napoleon sich nur auf die gefährlichen Leidenschaften der Franzosen stützte. Es ist gar nicht auszusagen, wie entsetzlich der Kriegslärm des Empire auf die Nation wirkte, wie tief Gewaltthätigkeit, abenteuerlicher Sinn und die Sucht zu haben und zu herrschen in die Stille jedes französischen Hauses drang. Jede Mäßigung, jede Pietät vor dem Bestehenden mußte entwurzelt werden in einer Generation, die so viele Throne gestürzt, so viel Völkerglück zerstört und diese Siege mit brausendem Jubel gefeiert hatte, indeß von den Siegern nur Einer wußte, was all' der Jammer bedeute.

Wir fanden in dem kümmerlichen Rechtsgeföhle der Franzosen eine wesentliche Ursache der inneren Leiden ihres Staats. Für das Recht fremder Völker hat die Nation von jeher noch weniger Verständniß gezeigt, und was die Raubkriege Ludwig's XIV. und des Convents davon noch übrig gelassen ging zu Grunde in dem Rausche der Siege des Empire. Es scheint oft, als fühlten unsere Nachbarn im Stillen die Wahrheit, daß dies begabte Volk fast allein im Kriege wahrhaft schöpferisch und genial gewirkt hat. Alle Parteien begegnen sich in solcher blinden Kriegs-

lust. Den Radicalen steht fest, daß die bewaffnete Demokratie Frankreichs natürliche Verfassung sei, und der Legitimist Chateaubriand versichert, die Freiheit müsse in diesem Lande ihre rothe Mütze unter dem Helme verbergen. Selbst Lamartine, Einer der zähesten Feinde des Bonapartismus, erzählt doch pathetisch, auf die *révolution de la liberté* sei die *contre-révolution de la gloire* gefolgt, und ergötzt sehen wir, wie in dem Werke des Friedensapostels Proudhon über den Krieg durch alle Friedensmahnungen hundertmal die Begeisterung für die *phénoménalité de la guerre* hindurchbricht. Vernunft und Billigkeit verstummen, sogar der Anstand kommt dem Volke des guten Tons abhanden, wenn das Phantom der *gloire* ihm in die Augen glitzert. Ganz Frankreich jauchzte, als Napoleon die Kunstschätze aller Länder in den Sälen des Louvre aufhäufte, und Niemand tabelte, daß er, wie einst der Römer die Götter der Besiegten, das Madonnenbild von Voretto nach Frankreich entführte. Aber ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land, als die Verbündeten das geraubte Gut zurückforderten, und noch heute erzählt der amtliche Katalog des Louvre mit sittlichem Zorne, wie schändlich die Preußen im Jahre 1815 die kaiserlichen Sammlungen beraubt hätten. Daß unser Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance die Brücke von Jena sprengen wollte, wird von allen deutschen Historikern ausnahmslos getabelt. Wir danken dem Himmel, daß der brutale Streich nicht zu Stande kam und der Ruhm des Helben von einem widrigen Flecken frei blieb. Der Franzose denkt anders über den Ruhm. Im Museum von Versailles hängt Bassalard's Bild von der *gloire de Rossbach*. Auf diesem Machwerke ist verewigt, wie die französischen Soldaten das Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Rossbach in Stücke schlugen — und das Publicum beschaut befriedigt diese Helbenthat der großen Armee.

Der glühende kriegerische Ehrgeiz dieses Volkes ward von Altersher verstärkt durch eine eigenthümliche Verirrung der nationalen Phantasie, die man das Römerthum der Franzosen nennen mag. Mit entschiedener Mißgunst hat sich längst der Genius der Nation von den germanischen Elementen abgewendet, denen Frankreich doch einen guten Theil seiner Größe schuldet. Siehes sprach nur ein allgemeines nationales Verurtheil aus, als er den adlichen Deutschen, den Zwingherren der bürgerlichen Gallier und Römer, Fehde ankündigte, und selbst der nüchterne Guizot weiß von dem *esprit gaulois* Wunderdinge zu erzählen. Noch bestimmter herrscht in der Nation der Glaube, daß sie die Erbin sei altrömischer Traditionen. Wir berühren hier eines der feinsten Geheimnisse des Volksthum's. Wir Germanen verstehen nicht leicht, mit welchem dämonischen Zauber die Größe der alten Roma noch heute das Herz der romanischen

Völker erschüttert. Glorreiche Erinnerungen aus der römischen Geschichte, für uns ein Gegenstand kühler gelehrter Forschung, haben für Jene noch die Gewalt lebhafter Wirklichkeit: schier anderthalb Jahrtausende nach dem Falle der Gracchen konnte der große Name tribunus plebis das neu-römische Volk in leidenschaftliche Erregung bringen. Auch den Franzosen bietet das römische Wesen manche Charakterzüge, die ihrer eigenen Natur entsprechen: Nationalstolz, militärischen Ehrgeiz, straffe Staatseinheit. Die Geschichte Roms, entstellt wie sie ist durch die Schulrhetoren des Alterthums, muß mit ihrem heroischen Pathos hinreißend wirken auf ein Volk, dessen Phantasie immer mehr rhetorisch als poetisch war. Die abstracten Tugendspiegel der römischen Annalen fügen sich willig dem gespreizten Cothurnschritt der französischen Bühne. Vornehmlich reizte das glänzende Vorbild der römischen Weltherrschaft die Eitelkeit der Franzosen. Dies Volk will nicht vergessen, daß einst Julianns an der Seine von den Legionen auf den Schild gehoben ward und von Paris aus die Welt bezwang. *L'univers sous ton règne!* jauchzten beflissene Hofpoeten dem vierzehnten Ludwig zu. Immerdar sonnte sich das Selbstgefühl des Hofes und des Volkes an dem Glanze der Cäsaren. Die Nation war nie befriedigter als wenn sie ihren eigenen Herrscherstolz in einer großen Fürstengestalt verkörpert wiederfand. Selbst den ersten Bourbonenkönig nennt die Inschrift seines Denkmals an der Neuen Brücke: *Henricus magnus, imperator Galliae*. Ein Voltaire kriecht, geblendet von Ludwig's Cäsarenruhm, bewundernd im Staube vor dem Todfeinde hugenottischer Glaubensfreiheit. Ludwig Napoleon sprach seiner Nation aus der Seele, als er einst Lamartine zurief: „Wir danken Rom Alles, Alles bis auf den Namen.“

Während der Revolution nahm dies eitle Spiel mit antiken Reminiscenzen einen neuen Aufschwung, nur daß jetzt mit Vorliebe die republikanischen Helden des Alterthums gefeiert und nachgeahmt wurden — jene schemenhaften, auf Stelzen schreitenden Jugendhelden ohne Fleisch und Blut, wie sie Plutarch geschildert und Rousseau gepriesen hatte. In jedem Club erhob sich ein Cato, ein Brutus, ein Aristogeiton mit der rothen Mütze und forderte, daß das *videant consules* ausgesprochen werde, wenn nicht die Republik durch die caudinischen Pässe gehen solle. Der Anakreon der Guillotine sandte mit unsauberen Wigen seine Opfer in den Tod. Pindar-Gebrun besang die Gloire der Republik in schwülstigen Hymnen. In Savoyen tanzten die tapferen Allobrogen die Carmagnole um den Freiheitsbaum, und die herrschende Republik nahm die Töchtervölker der Bataver, der Parthenopäer, der Cisalpinen unter ihren Schutz. War der Cäsaren-cultus der alten Zeit der Tod der Freiheit gewesen, so können wir in dem

gemachten Catonenthum der republikanischen Tage nur ein Symptom derselben Eitelkeit, derselben politischen Krankheit erkennen. Damals wie früher betrieb die Nation die harten Geschäfte der Politik mit der Phantasie, sie schwelgte in leeren Traumbildern, schwärmte für einzelne Personen, statt mit kaltem Hirn die gegebenen Institutionen zu verstehen und fortzubilden. Ja, dem ehrlichen Auge muß das Catonenthum der Revolution noch weit unwahrer und fragenhafter erscheinen als der Cäsarencultus der Bourbonenzeit. Denn soll einmal geschauspielert werden, so wähle man mindestens eine Rolle, die dem Talente des Akteurs entspricht. In dem leichten gallischen Blute fließt aber kein Tropfen von römischer Ehrbarkeit und Pietät, von catonischem Stoicismus. Nur in vereinzelt ganz sonderbaren Naturen ruft der Widerwille gegen die der Nation eigene leichte Weise zu lieben und zu leben einen herben stoischen Eigensinn hervor. Von solchen Catonen, von den Carnot und Cavaignac entstammen jene allzuoft nachgesprochenen Urtheile über die unheilbare Verberbtheit der Franzosen: — Urtheile, die darum jedes Werthes baar sind, weil Niemand befugt ist von einem großen Volke zu verlangen, daß es seinen Charakter wechsle wie ein Kleid, Niemand ein Recht hat von einem heißblütigen, geistreichen Manne zu fordern, daß er das Leben eines Säulenheiligen führe.

Der theatralische Bombast der republikanischen Rhetoren war durchaus heuchlerisch und unnatürlich. Mit ihm verglichen erscheint es als eine Rückkehr zur Natur, daß unter Napoleon der altnationale Cäsarencultus auf's Neue in seine Rechte trat. Hier wieder sehen wir mit Grauen, mit welcher dämonischen Sicherheit der Imperator die Schwächen seines Volkes erkannte. Er sprach als Grundsatz aus, daß man im Thun und Reden immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse, und wunderbar verstand der Schüler Talma's, die Phantasie der Nation durch pomphafte Spektakelstücke zu beschäftigen. Er verschmähte nicht selber eine Rolle zu spielen in politischen Maskenzügen und in Tricots und antikem Mantel auf das Maskenfest zu ziehen. Die prahlerische, halb an das gespreizte Pathos ossianischer Helden, halb an den Schwulst der Conventsreden erinnernde Sprache seiner Bulletins und Proclamationen war wie geschaffen für das eitelfte der Völker. Wie meisterhaft wußte er aus der römischen Geschichte gerade jene Bilder neu zu beleben, welche der „bewaffneten Demokratie“ des neuen Frankreichs zum Herzen sprachen. Seinen Regimentern schenkt er jene Adler, die einst der Demokratenfeldherr Marius den römischen Legionen gab und der demokratische Monarch Cäsar durch den Erdbkreis trug. Mit unseligem Eifer lebte die Nation sich ein in die Unsitte der römischen Kaiserzeit. Der Senat des Libe-

rius hat nicht knechtischer geredet, als jener Daru, der den Deutschen zurief: „der Wille des Kaisers ist unabänderlich wie das Fatum,“ oder jene Staatsräthe, die zu dem Herrscher sprachen: „erst die Nachwelt wird Sie würdigen, Sie stehen zu hoch um von der Mitwelt verstanden zu werden.“ Im Anfang war die Nation in der That begeistert, sie sah ihre liebsten Träume verwirklicht, da nach des Kaisers glanzvollstem Feldzuge, nach der Schlacht von Austerlitz, die Gallier als die Erben der römischen Cäsaren erschienen.

Gleich den Heerfahrten der Cäsaren waren die Kriege Napoleon's nicht bloß Eroberungskriege. Dem Deutschen fällt schwer, über diese Seite der französischen Geschichte unbefangen zu reden; er soll nicht vergessen, daß Frankreich über die Schultern unseres Vaterlandes hinweg zur Höhe der leitenden Macht des Festlandes aufstieg. Ruhiges Urtheil wird dennoch gestehen, daß nicht allein unedle Motive der anspruchsvollen Herrschsucht unserer Nachbarn zu Grunde liegen. Propaganda zu machen scheint dieser Nation Bedürfnis. Alle Ideen Europas will sie bei sich daheim centralisiren, und den Welttheil wähnt sie verpflichtet, jeden Gedanken, jede Laune, die ihr durch das Hirn blüht, dankbar aufzunehmen. „Ist Frankreich befriedigt, so ist die Welt ruhig“ — mit solchen Worten schlug Napoleon III. in seiner berufenen Friedensrede zu Bordeaux einen Ton an, dem kein französisches Ohr widersteht. Und nie zuvor war dieser Stolz, dieser propagandistische Trieb der Nation so gewaltig angeschwollen, wie damals, da sie mit dem Feudalismus gründlicher gebrochen hatte als irgend ein anderes Volk und nun, gemäß dem schablonenhaften, unhistorischen Charakter ihrer neuen Bildung, sich berufen wähnte die Segnungen der Civilisation über die Welt zu verbreiten. Den gewaltfamen Einsturz alles Bestehenden schrieb die Eitelkeit der Franzosen nicht dem Umstande zu, daß bei ihnen das alte System noch weit verfaulter gewesen denn irgendwo sonst, sondern der genialen Kraft und Kühnheit des esprit gaulois. Man weiß, welch ein unvergleichliches Werkzeug die revolutionäre Propaganda in Napoleon fand, wie meisterhaft er im Auslande die Arbeit der Revolution genau so weit förderte, als er sie in Frankreich anerkannt hatte. In der auswärtigen Politik wie in der inneren dankt er einen Theil seiner Größe der Wichtigkeit und Verblendung seiner Gegner. Er tritt, das Haupt eines modernen, neugestalteten Absolutismus, begeistert für seine eigene Größe, mit genialer Kraft wider Feinde, die eine nicht minder selbstsüchtige Cabinettpolitik befolgten, aber feig und zwieträftig, ohne die Begeisterung des Helden, ohne Genie und belastet mit dem ganzen Unsegen der alten feudalen Unordnung. So war er wirklich — wie alle Franzosen und selbst Proudhon ihn nennen —



das Schwert der modernen Idee, weniger durch das was er schuf, als durch das was er zerstörte. Eine Welt verrotteter Staatsformen, verlassen von dem Glauben und der Liebe der Völker, umgab Frankreichs Grenzen und brach vor dem harten Griff des Eroberers zusammen. Vielleicht am Großartigsten erscheint diese Stellung Napoleon's als eines Bahnbrechers neuer Zeiten in jenem Lande, wo ihm die alte Zeit gänzlich unvermittelt gegenübertrat, in Spanien. Wohl in sein Arm reicht entgegen die neuen constitutions régulières, wie er einmal mit charakteristischem Wort an seinen Bruder Jerome schreibt. Nur wo die letzten Trümmer des Feudalismus gefallen sind erkennt er staatliche Ordnung.

Der nivellirende Eroberer findet Bundesgenossen in weitverbreiteten Ideenströmungen des Jahrhunderts. In großen Volksklassen — so in der Masse der Halbgebildeten und in der Bureaucratie, die überall bewußt oder unbewußt dem Geiste des Bonapartismus nahe steht — bildet der Gleichheitstrieb die mächtigste von allen politischen Neigungen. Napoleon's Herrschaft, indem sie die Grenzen aller Länder in's Wanken, alle politischen Verhältnisse in Fluß brachte, hat weit über Frankreich hinaus den verhängnißvollen Glauben begründet, der in der Durchschnittsbildung der modernen Menschen entschieden vorherrscht, daß wir in einer durchaus neuen Zeit leben und mit der Geschichte gebrochen haben. Sehr oft klingt aus den Briefen des Imperators ein Ton stolzer Freude hervor über den Untergang der legitimen Gewalten; und wenn er — gegen die uralte Klugheitsregel der Eroberer — die Prinzen und die Minister der feindlichen Höfe mit Schmähungen zu überschütten pflegt, so redet nicht blos der leidenschaftliche Mann, der rauhe Soldat, sondern auch der Plebejer. Den meisten Cabinetten war er nie etwas Anderes als der Revolutionär auf dem Throne. Selbst ein Stadion verfolgte ihn mit dem Hass des Patrioten und des Edelmanns, und Czor Alexander, dem doch Stein den hohen Sinn des Befreiungskampfes gelehrt hatte, fiel schon während des Krieges in die alten höfischen Vorstellungen zurück und begrüßte Geng als den Ritter der Legitimität, der die Hydra der Revolution am hartnäckigsten bekämpft habe. Die Sünden der legitimen Mächte nach Napoleon's Sturz hatten sobann für den Welttheil dieselbe Wirkung wie die Verblendung der Bourbonen für Frankreich. Den Völkern erschien Napoleon wieder als ein Held der Freiheit. Noch unter dem Ministerium Abel haben bayrische Liberale sich nach Montgelas' aufgeklärtem Despotismus zurückgesehnt, und in dem verjüngten Oesterreich des Fürsten Schwarzenberg ward von manchem Tyroler das Andenken Andreas Hofer's verflucht.

Insoweit darf man sagen, daß Napoleon's auswärtige Politik mäch-

tigen Leidenschaften und Ueberlieferungen der Franzosen entsprach und einer neuen Zeit die Bahnen ebnete. Doch hier abermals enthüllt sich die schwer verständliche zweiseitige Stellung des Bonapartismus, der selten eine Lüge spricht, die nicht ein Körnchen Wahrheit enthielte, und seltener noch eine Wahrheit ohne einen starken Zusatz von Lügen. Wer schärfer zuschaut, entdeckt alsbald sehr unfranzösische Charakterzüge in der europäischen Staatskunst des Imperators und findet, daß sie in rasender Verblendung dem Wagen des Jahrhunderts auf seiner natürlichen Bahn in die Speichen griff. Dieser letztere Eindruck bleibt für den Unbefangenen der überwiegende. — Napoleon war ein Fremdling auf Frankreichs Thron. Alle Bemäntelungen und Verdrehungen liebebienenrischer Historiker heben die Thatsache nicht auf, daß Bonaparte's Mutter ihn unter dem Herzen trug, als am Ponte Nuovo Corsicas Freiheit den französischen Waffen erlag. Wer zum ersten Male eines jener Reliefs schaut, die den Kaiser in römischer Tracht darstellen, bedarf einiger Besinnung um zu erkennen, daß hier wirklich kein Römer abgebildet ist. Man betrachte die classischen Züge dieses Augustuskopfes, wie wenig hat er gemein mit den kleinen keltischen Schädeln, und vornehmlich den festen Blick dieses mächtigen Auges, wie liegt darin so gar Nichts von dem unstäten Feuer, das in den Augen der Franzosen flackert. Den esprit des schönen Frankreichs hat der Imperator weder besessen noch gewürdigt, die Macht und Tiefe seiner Leidenschaft sind echt italienisch, sein ganzes Sein und Fühlen erscheint dem Franzosen zu entier. Stolze Italiener grüßten ihren Landsmann als einen römischen Imperator, den die gallischen Regionen auf den Schild gehoben, und corsische Patrioten der alten Schule sahen in dem Vändiger Frankreichs den Rächer der heimischen Insel. Ein Held Frankreichs ward der Corse lebiglich weil dort die Revolution seiner ungeheuren Kraft ein freies Feld des Wirkens eröffnete. Unter andern Umständen hätte er gleichgiltig jedes andere Land zur Staffel seiner Größe genommen, wie er ja wirklich in den Jahren der Entbehrung sich mit dem Plane trug in russische oder türkische Dienste zu gehen. Der Kranz des höchsten Herrscherruhms gebührt aber nur den nationalen Helden, in deren Wille ein ganzes Volk sein eigenstes Wesen verklärt und herrlich wiederfand. Zu ihnen würde Napoleon zählen, wenn er mit der Kraft Italiens die Welt beherrscht hätte; denn in ihm verkörperte sich ein uraltes Traumbild der italienischen Sehnsucht, der principe des Machiavelli. Als Kaiser der Franzosen ist er doch nur der Größte aller heimatlosen Abenteuerer der Geschichte. Die Franzosen haben seinen Siegen zugejubelt und zu ihm gebetet wie zu einem Gotte, aber niemals ihm jenes tief-gemüthliche Verständniß entgegengebracht, das einst jeden

Scherz und jede Galanterie, jede Unart und jede Großthat Heinrich's des Vierten begrüßte. Auch über des Kaisers eigene Empfindungen darf uns die pathetische Versicherung nicht täuschen, die er auf St. Helena im Munde führte: „ich habe das französische Volk so sehr geliebt.“ Wohl mußte er den flammenden kriegerischen Ehrgeiz der Nation als ein köstliches Werkzeug seiner Pläne schätzen; über ihre Schwächen urtheilt er mit der schneidenden Kälte des Fremden, und bald sollte seine europäische Politik bewähren, daß ein Heimathloser Frankreich regierte.

Der ausgreifenden eroberungslustigen Staatskunst der französischen Krone waren seit Jahrhunderten durch die Interessen und Ueberlieferungen des Landes sehr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht nach vollständiger Welt Herrschaft trachtete der cäsarische Ehrgeiz Ludwig's XIV. Er wollte durch die Eroberung der sogenannten natürlichen Grenzen sein Gebiet in eine unangreifbare Festung verwandeln, Spanien durch einen abhängigen Hof beherrschen, auf daß es keine Pyrenäen mehr gebe, in Italien den Einfluß Oesterreichs und Spaniens durch den seinigen verdrängen und das Mittelmeer als einen französischen See behandeln. Waren dergestalt die Völker der *race latine* unter französischer Oberhoheit vereinigt, so sollten wir Andern durch die gesammelte Macht der romanischen Nationen in Schach gehalten, die kleinen deutschen Staaten dem wohlwollenden Schutze der französischen Krone untergeordnet, Englands Seeherrschaft gebrochen werden. Diese Pläne haben im Wesentlichen Frankreichs Politik in der modernen Geschichte bestimmt und sind jederzeit, getragen von dem Beifall der Nation, von Neuem aufgetaucht. Sie gefährden auf das Schwerste die Freiheit der Welt, weil sie ein nicht unerreichbares Ziel verfolgen, wenn die germanischen Völker nicht beständig auf der Wacht stehen. Frankreich wäre danach nicht die unmittelbare Beherrscherin des Welttheils, aber der „exorbitante Hof,“ die überwiegende Macht des Festlands. Manche Thaten der napoleonischen Politik — und, bezeichnend genug, die in Frankreich populärsten — blieben diesen alten Ueberlieferungen getreu: so der beharrliche Kampf für die sogenannte Freiheit der Meere, so der Verkauf Louisianas an Nordamerika, ein Meisterstreich des Kaisers, so auch die Gründung des Rheinbunds. In seinem berufenen Briefe an den Fürsten-Primas Dalberg vom 11. September 1806 nennt Napoleon die Annahme der Protectorwürde über den Rheinbund eine That conservativer Staatskunst, die rechtliche Feststellung eines seit Jahrhunderten thatsächlich bestehenden Verhältnisses. Nicht ohne Erbitterung können wir Deutschen diese echt bonapartistische Halb Wahrheit lesen. Sie gänzlich Lügen zu strafen ist leider unmöglich, denn der Rheinbund war in der That nur die Vollenbung jener schimpflichen Abhängigkeit, welche die

geistlichen und weltlichen Herren unseres Westens, die Wittelsbacher, Fürstenberge, Galen, seit Langem begründet hatten.

Im Großen und Ganzen ist Napoleon's auswärtige Politik ein willkürlicher Abfall von der alterproben nationalen Staatskunst. Als jedes Heer des Abendlandes vor den Schlägen des Eroberers zusammenbrach und die Welt sich wie eine grenzenlose kahle Fläche, des Bebauers harrend, vor ihm auszudehnen schien, da ward ihm Frankreich eben so gleichgültig wie irgend ein anderes Volk. Das Kaiserreich des Westens, davon er träumte, ließ sich nur aufrecht halten mit Opfern von Gut und Blut, denen Frankreichs Kraft nicht gewachsen war. Selbst die kriegerrischen Provinzen des Nordens und Ostens flüchten zuletzt der Vänbergier des Herrschers. Man mußte die Rekruten in Ketten zu den Regimentern schleppen, und das der Steuerlast erliegende Volk begrüßte die Allirten mit dem Rufe: à bas les droits réunis! Mit rabicaler Härte hatte die Nation das Sonderleben ihrer Provinzen zerstört, vollends das Verständniß für fremdes Volksthum hat ihr stets gemangelt. Aber als die Eroberungslust des Kaisers bis an die Ostsee und über die Adria schweifte, da begann selbst in diesem die Geschichte misachtenden Volke die Frage laut zu werden, ob das Departement der Elbmündung sich ebenso willig dem Empire einfügen werde, wie die Provence extragen hatte als Departement der Rhonemündungen in dem flachen Einerlei des Franzosenreiches unterzugehen. Ja, jeder Weiterschauende erkannte, daß das neue Reich Karl's des Großen die französische Nationalität zuletzt unfehlbar vernichten werde. Der Kaiser prahlte gern, Frankreich solle die nation-soleil sein, umgeben von nations-satellites, und erklärte den Vasallen, daß ihre Staaten nur par la France und pour la France beständen. Seltsame Verblendung! Die eigenthümliche Gesittung Frankreichs wie jedes anderen Landes mußte verschwinden in einer neuen weltbürgerlichen Cultur des Abendlandes, wenn erst das große „Föderativsystem“ sich vollendete, wenn in Paris die europäische Akademie erstand pour animer, diriger, coordonner les institutions savantes de l'Europe, wenn dort jene Weltliteratur erblühte, die Napoleon unserem großen Dichter anpries, wenn an der Seine ein europäischer Cassationshof die Händel des Welttheils schlichtete.

Der Plan des napoleonischen Weltreichs war unfranzösisch, und was er für Europa bedeutete, das wird noch fernen Zeiten des deutschen Dichters mächtiges Zornwort künden. Heinrich von Kleist rief dem Vertheidiger Saragossas zu, er habe

— „des Stromes Wuth gewehrt

der stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,  
den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört.“

Der Gefangene von St. Helena liebte zu versichern, die Idee der heiligen Allianz sei ihm gestohlen, er habe eine heilige Allianz der Völker schaffen wollen, eine Befriedung des Welttheils bergestalt daß künftig nur Bürgerkriege in Europa möglich wären. In Wahrheit mußte Napoleon's Weltreich unrettbar die köstlichsten Früchte der modernen Geschichte zerstören, jene reiche Mannichfaltigkeit nationaler Bildungen streichen, worauf die Ueberlegenheit der Cultur Europas beruht. Wenn das neunzehnte Jahrhundert sich rühmt, daß nie zuvor das unendliche Recht des nationalen Lebens in Staat und Kirche mit hellerem Bewußtsein verstanden worden, so erscheinen Napoleon's Kriege doch nur wie ein letzter gigantischer Ausbruch jener Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, welche, jedes Recht, jedes Volksthum mißachtend, nach Fürstenlaune mit den Völkern umsprang wie mit Schachfiguren. Mit gutem Grunde erblickten die Völker in dem Kaiser sehr bald nur den Despoten, den Reactionär, der die freie Entwicklung jedes volksthümlichen Lebens frevelhaft zu unterbinden trachtete. Der Kaiser selbst gefiel sich während seiner letzten Verzweiflungskämpfe in dieser Rolle: im Jahre 1813 sah er sich wieder als den Vändiger der Revolution, berufen die Ideologen Deutschlands und Spaniens zu Paaren zu treiben. Mit persönlichem Hasse verfolgte er jede populäre Bewegung. Unzählige der deutschen und spanischen Freiheitskämpfer hat er als Brigands an die Ruderbänke geschmiebet. Begreiflich also, daß an einzelnen Höfen die Wortführer des Absolutismus zu Napoleon hielten — so, natürlich, die Bureauratie der Rheinbundsstaaten, so am Berliner Hofe die Partei des Grafen Voss.

Der Untergang des Imperators erfolgte durch einen Bund der legitimen Mächte, die den revolutionären Emporkömmling haßten, mit den Völkern, die von dem Sturze des Zwingherrn die Freiheit erhofften. Das populäre Element aber war die treibende Kraft in diesem Kriege. Der Ruhm des Sieges gebührt jenen Männern, welche nach Stein's Rathe die Revolution mit ihren eigenen Waffen bekämpften, freien Sinnes alle wirthschaftlichen und sittlichen Kräfte der Völker entfesselten. Erst nach dem Siege gewann jene Armseligkeit wieder die Oberhand, welche mit Gensz darnum sorgte, daß der Befreiungskrieg nicht zu einem Freiheitskriege werde. Vor dem ungeheuren Hasse, der die Millionen gegen den Imperator unter die Fahnen rief, muß jede Vertheidigung verstummen. *D'ogni dio sprezzatore* nennt ihn der Italiener, und wer zählt die tausend und tausend Flüche der besten Deutschen wider den Zertrümmerer alles Völkerglücks, die Gottesgeißel der neuen Zeit? Solche Gesinnung

der Völker blieb unverändert, als Napoleon von Elba zurückkehrte und von einem Theile der Franzosen bereits wieder als Befreier begrüßt ward. Gewiß, die Achtung des Kaisers durch den Wiener Congreß war eine schreiende Verletzung des Völkerrechts, aber kein schlechterer Mann als Stein hat sie erfonnen, und unter unseren Patrioten war nicht Einer, der daran Anstoß nahm. Während des Krieges von 1815 war der legitimistische Groll wider den militärischen Jacobinismus noch weit mehr als zwei Jahre zuvor der leitende Gedanke der Höfe; trotzdem ward auch dieser Feldzug von den preussischen Soldaten mit der lobenden Begeisterung eines Volkskrieges durchgeföhrt. Wenn Napoleon auf St. Helena von den Wohlthaten redete, die er den undankbaren Völkern zugebacht, und sein Neffe heute diese Worte pathetisch wiederholt, so hört für uns Deutsche die ernste Debatte auf. Im Schlosse von Versailles hängt ein Bild: „der Kaiser Wohlthaten spendend in Oserode.“ In höchst fragwürdiger Gestalt begegnen uns hier unsere altpreussischen Landsleute. Ein winterliches Barbarenvolk in mächtigen Pelzen, mit langen Bärten, der Rassetypus zweifelhaft, unzweifelhaft nur die Nähe des Nordpols. Mitten hinein in diese race inférieure tritt mit majestätischem Bühnenschritte und hochtragischer Armbewegung der Kaiser und sein reichgeschmücktes civilisirtes Gefolge. Ein westpreussischer Edelmann, der mit uns vor dem lustigen Gemälde stand, sagte lachend: „Vor dies Bild sollte man die Bonapartisten führen. Vielleicht begreifen sie dann, warum unsere Väter roh genug waren, die Wohlthaten der Wälschen mit dem Flutschen ihrer Flintenkolben zu erwidern.“ Ohne Freude sehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Napoleon's III. in einer gar so rohen, äußerlichen Schätzung der historischen Größe sich gefällt und einen Cromwell, einen Friedrich tief unter seinen Ohelm stellt. Wohl hat Friedrich's Genius nur zwei Provinzen seinem Staate erobert und sein friedliches Wirken auf den engen Raum einer werdenden Großmacht beschränkt. Doch über den Pfeilern, die Friedrich gründete, haben seitdem die Geschlechter dankbarer Enkel Stein auf Stein gehäuft; der Bau, den er begonnen, soll einst das ganze Deutschland mit seinen starken Zinnen schützen. Napoleon's Werk ward unter den Händen des Werkmeisters zusammengeschmettert, nicht durch Verrath oder die Laune des Glücks; es ging zu Grunde an seiner eigenen Unvernunft, als eine Sünde wider den Geist der Geschichte. An dem Firmamente unseres Staatensystems steigt der Gewaltige jählings auf wie ein Wandelstern, der mit grellem Feuerſcheine die Sterne rings verbunkelt; nur wenige Mächte, und der mildere Glanz der anderen Gestirne, die ruhig ihre Bahnen ziehen, tritt wieder in sein Recht.

Napoleon hat seine beste Kraft an unmbgliche Unternehmen ver-

schwendet, ja, wir finden mit Erstaunen, daß seine große Politik nur den Eindrücken des Augenblicks, der Leidenschaft, dem rasch auftauchenden genialen Impulse gehorcht. Vergebens suchen wir in seinem Wirken nach Außen Einen bestimmten, durch alle Wechselfälle zäh festgehaltenen Plan, wie die Idee der Hellenisirung des Ostens, welche verheißend von Abegginn vor Alexander's Seele stand, oder der Gedanke eines selbständigen norddeutschen Staats, dem Friedrich sein Leben weihte. Mit dem Bewußtsein einer ungeheuren Begabung beginnt Bonaparte seine Herrschaft, und da nun die faule Ordnung der alten Staaten vor ihm kläglich zusammensinkt, eilt er rastlos vorwärts von Triumph zu Triumph, immer neue, immer maßlosere Pläne bauend. Sein Geist gemahnt an die tropische Natur. Wie diese mit unendlicher Schöpferkraft alltäglich andere riesenhafte Wunderbildungen hervortreibt, um sie plötzlich in ungeheuren Orkanen und Erdbeben zu vernichten — so er, gewaltig im Schaffen, schrecklicher im Zerstören des kaum Begründeten. „Alle Welt muß auf ihrer Hut, auf ihrem Posten sein; ich allein, ich weiß was ich zu thun habe,“ schreibt er einmal. Und sicherlich besaß er im höchsten Maße jene Tugenden der Festigkeit und Ausdauer, die er seinen Dienern beständig als die ersten des Staatsmannes einschärfte. Er wußte im einzelnen Falle sein Ziel mit kalter Berechnung, unergründlicher List und, that es noth, mit lauerner Geduld im Auge zu behalten. Er konnte, derweil seine Phantasie in ungemessenen Fernen schweifte, dennoch mit der Genauigkeit eines Subalternen dem Geschäfte des Augenblicks leben, als ob es nie ein Morgen gäbe. Trotzdem ist Niemand berechtigt von Napoleon zu rühmen, das Werk seines Lebens sei planvoll gewesen. Vielmehr, wie sein System im Innern darum so schwer drückte, weil fortwährende Ausnahmegesetze die Regel störten, so ward seine auswärtige Politik vornehmlich deshalb der Welt unerträglich, weil jeder neue Tag das Bestehende umstoßen konnte. Welche lange Reihe von Eintagsstaaten, all diese Reiche von Berg, Etrurien, Westphalen, die, kaum geschaffen, wieder verschwanden oder ihre Grenzen änderten! Die gesammte Politik ist in ewigem Wechsel wie der Flugand der Dünen. Zu gleicher Zeit ködert der Imperator die Kronen von Preußen und von Schweden mit Pommern, England und Preußen mit Hannover. Heute denkt er Nassau zu mediatisiren, morgen giebt er dem Hause den Vorsitz im Fürstenrathe des Rheinbunds. Im Jahre 1805 verspricht er, daß die Krone Italiens künftighin von der französischen getrennt bleiben solle; zwei Jahre darauf nimmt er sein Wort zurück. In Tilsit schreibt er dem Czaren — damals unzweifelhaft im vollen Ernst — seine unmittelbare Herrschaft dürfe die Elbe niemals überschreiten; drei Jahre später ist die Einverleibung Hamburgs com-

mandés par les circonstances. Nachdem er die legitimen Könige gemüthigt, beraubt er seine Brüder. Kaum winkt ihm in Rußland ein erster Erfolg, so plant er schon seine Operationsbasis an die Wolga zu verlegen und in ungeheurem Anprall auf das englische Indien zu stürzen. Jeder Sieg hebt diese gährende Phantastie zu kühneren Flügen empor, berauscht den Unerfättlichen mit begehrlieheren Träumen. Selbst an Unternehmungen von echter staatsmännischer Größe schießen ihm leicht phantastische Pläne an, oder er zerstört selber das genial Gedachte durch die Hestigkeit seiner Leidenschaft. Der Feldzug nach Aegypten war sicherlich ein Gedanke, des größten Staatsmanns würdig und echt-französisch, im Geiste der besten Tage bourbonischer Politik; doch sobald die Mamelukengeschwader vor seinen Bataillonen zerstieben, liegt der Sieger bereits wieder mit glühenden Augen über seinen Karten, brütet über der Absicht das oströmische Reich zu erneuern. Ein untrüglicher Instinkt bewegt ihn, seinen Frieden mit Rom zu schließen; bald darauf jagt er durch Hochmuth und Härte die Curie seinen Feinden in die Arme. Desgleichen dem Zollkriege gegen England liegt eine gewaltige volkswirtschaftliche Idee zu Grunde, und wir begreifen, warum begeisterte Schutzzöllner den Herzog von Gaeta als den französischen List verherrlichen. Aber alsbald treibt den Kaiser sein Haß gegen England über alles Maß hinaus zu einer Anebelung des Handels, die den Lebensgesetzen der modernen Welt Hohn spricht, und seine despotische Willkür wirft das Werk über den Haufen. Er schließt die Grenzen Frankreichs den Fabriken der Vasallenstaaten, während diese die französische Einfuhr ertragen müssen — womit offenbar die große continentale Handelspolitik aufgegeben wird. Von so jäher Leidenschaft, solchem Schwelgen in wechselnden Plänen sticht dann wunderbar ab die souveräne Kälte und Klarheit in der Ausführung des Einzelnen. Ingleichen, da das Verhängniß über ihn hereinbricht, wird er nach wie vor hingerissen von der Leidenschaft. Sein Troß und Stolz oder, wie er selber sich ausdrückt, seine Seelengröße heißt ihn alle vortheilhaften Friedensvorschlüge verwerfen. Noch auf dem Felde von Leipzig vermißt er sich das Kaiserreich zu halten, das Amsterdam, Rom und Hamburg zu seinen guten Städten zählte.

---

Wir beginnen zu zweifeln, ob diesem Genie, das kein Maß zu halten weiß, ein Platz gebühre unter den echten historischen Größen; und unsere Zweifel mehren sich, wenn wir die Person des Helden schärfer in's Auge fassen. — Die Armuth der Sprache, von tieferen Geistern seit Langem schmerzlich empfunden, reicht am Wenigsten aus für die Charakterzeich-



nung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine Züge, und unser Auge, das längst gelernt, diesen leisen Farbentönen der Seele mit reizbarem Verständniß zu folgen, sucht umsonst nach Worten für den Tiefinn der psychologischen Betrachtung. Klingt es nicht lächerlich zu sagen, daß der größte Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war? Und doch muß das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit über das Maß des Menschlichen hinausreicht, hat nie einen Blick gethan in den geheimnißvollen Kern des Daseins, nie geahnt daß die Menschheit etwas Anderes ist als eine wohlgeordnete Maschine, daß ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten sich bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Das Höchstpersönliche im Leben des Einzelnen wie der Völker, die Welt der Ideale, blieb ihm unfaßbar. Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Worte Blücher's: „laßt ihn machen, er ist doch ein bummer Kerl.“ Die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft des Corsen überbietet die verwegensten Dichterträume. Riesenhaft sind seine Kriegsentwürfe. Welch ein Plan, den er im Lager von Boulogne beschloß: seine Flotte sollte die englische nach Westindien locken, dann umkehren, die Schiffe des Feindes im Canal zerstreuen und dem Kaiser die Ueberfahrt ermöglichen; und gleich darauf der glänzende Zug vom Canal zur Donau! Und doch ist der Mann mit seiner unendlichen Phantasie eine profaische Natur. Von jener Fülle des Schönen, darin das achtzehnte Jahrhundert schwelgte, ist selten ein Strahl in dieses Herz gedrungen: kaum daß Werther's Leiden oder Ossian ihn ein wenig beschäftigten. In den sechszehn Bänden seiner Briefe wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, die ein interesseloses, menschliches Wohlgefallen an Kunst und Wissenschaft verräthe.

Wie viel günstiger hat sich das Urtheil der Menschen über Cromwell und Friedrich gestaltet, seit wir durch die Sammelwerke Carlyle's und der Berliner Akademie einen Einblick erhielten in das Seelenleben der Beiden. Anders der Eindruck, den wir aus Napoleon's Briefen empfangen: eine entschieden unedle Natur tritt uns hier entgegen. Es ist unmöglich den Gewaltigen nicht zu bewundern, aber noch unmöglicher ihn zu lieben. Auf Augenblicke konnte er hinreißend liebenswürdig erscheinen, wenn er etwa einen Grenadier am Ohrläppchen zupfte, und selbst einen Goethe hat die gewinnende Weise des dämonischen Mannes bezaubert. Dabei bleibt sein Herz doch eisigkalt, verschlossen jeder holden Empfindung. In den kurzen barschen Briefen an jene Josephine, die er auf seine Weise liebte, empört uns die Armuth und Trockenheit des Gemüths. Echte Freundschaft hat er nie gekannt, noch minder jenen poetischen Drang sich

ein Idealbild von seiner Umgebung zu schaffen, welcher dem großen Friedrich so viel Pein und so viel Seligkeit bereitete. Schwerlich wird man in seinen Worten oder Werken auch nur einen Zug entdecken, den man schlichtweg edel nennen könnte. Was dem oberflächlichen Blicke so scheinen mag sind zumeist pathetische Effectstücke, schlau berechnet auf die Leichtgläubigkeit des stumpfen Haufens. Ein brutaler, gewalthätiger Trieb arbeitete von Anbeginn in diesem Geiste. Ihm war eine Lust, seine Zwecke mit unnöthiger Härte und Grausamkeit zu erreichen — von jenem kleinen 18. Brumaire an, der dem jungen Offizier eine Befehlshaberstelle in der Nationalgarde verschaffte, bis zu dem großen 18. Brumaire und den zahllosen Rohheiten der Kaiserzeit. Sogar in seiner Kriegführung ist dieser gewalthätige Zug zu erkennen. Seine Mittel zu schonen war er nicht gewillt; mit überwältigenden Massenschlägen, mit ungeheurem Aufwand von Menschenleben und Kriegsmaterial erfiel er seine Siege. — Von jenem vornehmen Wesen, das die Häupter der echten Cäsaren wie ein Glorienschein umleuchtet, ja selbst von dem guten Töne, der aus dem Herzen kommt, ist an ihm Nichts zu spüren. Er war eine vulgäre Natur. Man entsinne sich der nie versiegenden Schimpfreden über den gaillard und archifou, den König von Schweden, über die vieille hôte, den König von Sachsen u. s. f. Selbst Damen, die er nicht leiden mochte, schleuderte er gemeine Zoten in's Gesicht. Auch Friedrich II. hat seine Gegner mit grausamen Epigrammen verfolgt, doch er fand nach der Weise witziger Naturen in scharfen, schonungslosen Scherzen eine ästhetische Befriedigung, die Napoleon nicht kannte.

Wer die rohen Schmähworte des Kaisers mit seiner leidenschaftlichen Festigkeit entschuldigen will, der betrachte, wie würdelos er den Wandel des Schicksals trug. Da die Welt zu seinen Füßen lag, hat er die plumpe Prahlerei und Schandenfreude des ordinären Glückritters nicht verschmäht. Er war im Stande, den gekrönten Häuptern der alten Zeit lächelnd zu erzählen: quand j'étais simple lieutenant d'artillerie — oder den Prinzen Wilhelm von Preußen zur Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einzuladen. Wie niedrig wackt der geniale Mann, nach der Art des zum Herrn gewordenen Lafaien, über den Formen der Etikette: dem König von Preußen konnte er nie verzeihen, daß dieser zu Tilsit im Tschako und mit einem kleinen Schnurrbart auf der Lippe erschien. Auch Napoleon's Familienpolitik, die Fürsorge für die Unwürdigsten seiner Verwandten, die weder aus Geschwisterliebe entsprang noch den Welt Herrschaftsplänen frommte, muß man kleinlich und vulgär finden. Noch bezeichnender ist seine Haltung im Unglück. Man kennt jene Scene in Dresden, da Friedrich August von Sachsen den aus Rußland plötzlich

zurückgekehrten Kaiser im Vorzimmer erwartete. Hunderttausende lagen im Schnee begraben um dieses Mannes willen, gräßlich wie nie hatte das Schicksal gesprochen. Er aber trat in das Gemach, ein Pariser Schlemperlied trällernd: der Satrap sollte fühlen, der Muth des Herrschers sei nicht gebrochen. Friedrich II. war entschlossen den Untergang seines Staats nicht zu überleben, und doch, wer durfte es schmachvoll finden, wenn ein Land von fünf Millionen dem verbündeten Europa erlag? Napoleon hatte der Welt Gesetze gegeben und da sein Reich in Stücke brach fand er nicht den Muth, durch einen edlen Tod die ungeheure Schuld zu sühnen. Es ist lächerlich, diese Feigheit mit einigen christlichen Gemeinplätzen zu entschuldigen. Religiöse Bedenken waren es wahrhaftig nicht, die den Kaiser zurückhielten von einem letzten heroischen Entschlusse. Wer einem Welttheile den Fuß auf den Nacken setzt, darf nicht mit dem Maßstabe der Theologen gemessen werden. Und welch ein unwürdiges Schauspiel, dies Leben des Gefangenen von St. Helena. Mit seinen Hütern sucht er erbärmliche Händel, auf daß er in Europa als ein Märtyrer erscheine, vor den Genossen lügt er wie nie ein Mensch gelogen hat.

Diese eingefleischte Verlogenheit unterscheidet den Kaiser wiederum von den echten Cäsarengestalten. Selbst Cromwell steht neben ihm als ein schlicht wahrhaftiger Mensch, und der Protector war doch, wie alle Helben des religiösen Fanatismus, keineswegs frei von jenen geheimnißvollen Regungen des Selbstbetrugs, die der Heuchelei nahe kommen. Wir betonen nicht nochmals, daß die Lüge einer der mächtigsten Hebel der napoleonischen Politik blieb, von dem ersten italienischen Feldzuge an, da der General Bonaparte dem Könige von Sardinien treulos Aussichten auf den Besitz von Mailand vorspiegelte, bis zu den hundert Tagen, da Napoleon in friedlichen Versicherungen schwelgte und bereits die Proclamation unterzeichnet hatte, welche den Belgiern und Rheinländern jurief, sie seien würdig Franzosen zu sein. Wir gehen weiter und behaupten, daß dem Kaiser auch die zwecklose Lüge eine Lust war. Welchen verständigen Zweck konnte er im Auge haben, als er nach der Schlacht von Leipzig dem König von Sachsen versicherte, er unternehme nur einen Flankenmarsch und werde in drei Tagen zurückkehren. Der Verbannte schaute zurück auf Thaten, die in der schlichtesten Schilderung die Bewunderung aller Zeiten wecken mußten, und auf einen zwiefachen ungeheuren Sturz, der mit tausend Zungen das Walten ewiger Gerechtigkeit verkündete. In solcher Lage mußte Wahrhaftigkeit lernen, wem nicht jede Ader durch Falschheit vergiftet war. Er aber hat gelogen und gelogen, wie ein miles gloriosus aus der Gasconne das Unübertreffliche noch zu

übertreiben versucht, nicht ein Wort der Gerechtigkeit gefunden für seine Feinde und zuletzt jene colossale Unwahrheit gesprochen, die selbst in dem Munde des Meisters der Lügen unbegreiflich klingt — die Versicherung: „ich habe immer alle Charlatanerie verachtet!“ Welch ein Abstand von der *histoire de mon temps* unseres großen Königs! Auch dies Werk will das Urtheil der Leser für die Thaten des Verfassers gewinnen; er verschweigt Manches, wie dem handelnden Staatsmanne ansteht, und gruppirt da und dort die Thatfachen nach seinen Zwecken. Doch nirgends eine absichtliche Unwahrheit. Eine hohe Sicherheit der Seele erlaubt dem Könige, seine eigenen Fehler scharf und offen einzugestehen; die Feinde behandelt er nach seinem unbergeflüchten Worte: „seine Gegner herabzusetzen ist Feigheit.“

Ueberschauen wir diese Charakterzüge, so erscheint Napoleon als eine unreine Größe, als der Held der vollendeten Selbstsucht, sein Wirken als die gewaltige Bewährung des gräßlichen Wortes: „ich bin ich selbst allein.“ Nur war diese Selbstsucht genial und darum begeistert und fähig, Millionen zu begeistern und fortzureißen.

Fragen wir jetzt, welche von den Früchten seines Thuns haben den Gewaltigen überlebt? — so bleibt ihm der Ruhm, daß er den Kampf gegen die Reste des Feudalstaats überall in Europa nicht, wie seine Schmeichler sagen, begonnen und vollendet, doch unermesslich beschleunigt und erleichtert hat. „Die moderne Atmosphäre allein muß den Feudalismus ersticken,“ pflegte er zu sagen in sicherer Erkenntniß der Zeichen der Zeit. Mit Ausnahme dieses einen Verdienstes erscheint sein Wirken für Europa zwecklos, sinnlos, und nur jene Ergebnisse seiner großen Politik, die er nicht beabsichtigt hatte, sind von der Zeit bewährt worden. Als bald nach seinem Sturze schlugen die sich selbst zurückgegebenen Völker sämmtlich eine Straße ein, welche dem Wege der napoleonischen Staatskunst schnurstracks zuwiderlief. Das Kaiserreich war ein Reich des Krieges. Sofort nach Waterloo drängt sich überall der friedliche Mittelstand hervor, das Schwert weicht dem Pfluge. Eine stille Verschwörung aller Völker schlingt tausend Bande freundlichen Verkehrs um die befriedete Welt; die Nationen beginnen jenes „Reich der Vernunft,“ das Napoleon mit Worten pries, durch Thaten verhinderte. Den rückschauenden Söhnen einer sittlicheren Zeit erschien die blutige Größe des Empire wie ein letztes gräßliches Aufblühen jener thierischen Leidenschaften, die vor Zeiten das jugendliche Europa zerrütteten, wie eine Mahnung, daß auch in der Seele gereifter Culturvölker die Bestie schlummert. Napoleon wollte den

Continent gegen England in die Schranken führen. Unmittelbar nach seinem Untergange ruft eine segensreiche Nothwendigkeit, den gegenseitigen nationalen Vorurtheilen zum Trost, jenes Einverständniß der Westmächte hervor, das bis zur Stunde nicht wieder auf die Dauer gelöst ward. Er erstrebte ein Weltreich und eine Weltcultur. Sein Fall bewies, daß in dieser freien Bruderschaft selbständiger Nationen kein Raum ist für einen Cäsar, und seitdem haben alle Völker schärfer, bewußter denn je ihre nationale Eigenart behütet und ausgebildet.

Der Neffe rühmt dem Kaiser nach, er habe die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt. Ja wohl, das roh gepelzte Roß, das ausbäumend das Weite sucht, dankt sicherlich dem Unverstande des Treibers seine Freiheit. Genau mit demselben Rechte darf Napoleon die Dankbarkeit unserer Patrioten verlangen. Er zerschmetterte einige hundert verfaulte Kleinstaaten und die leblosen Formen des heiligen Reichs — oder, wie der Neffe bewundernd sagt, er befreite Süddeutschland von dem Joche des römischen Reichs — und schuf sich ein Bollwerk in den souveränen Mittelstaaten. Im Kampfe mit ihm erhob sich sodann das verjüngte Preußen und jene nationale Leidenschaft, welche zunächst die unmittelbare Herrschaft der Fremden zerstörte und eher nicht rasten wird, als bis auch die Souveränität der Rheinbundskronen vernichtet ist. So hat Napoleon mitgebaut an der deutschen Einheit, die er verabscheute aber für wahrscheinlich hielt. Desgleichen in Italien setzte er verlebte Staaten hinweg, zerstörte uralte particularistische Abneigungen, indem verfeindete Nachbarn lernen mußten sich in den neuen französischen Satrapien zu vertragen, gab dem verweichlichten Volke kriegerischen Ruhm und das stolze Bewußtsein, daß ein Italiener Europa beherrsche, und wirkte dergestalt für die Einheit Italiens, welche er haßte und als eine Utopie betrachtete. In Spanien weckte der Kampf gegen Napoleon ein schlummerndes Volksthum zu neuem Leben. Der Kaiser schenkte den Polen einen Staat und rief gelegentlich im Kriege mit Oesterreich die Magyaren unter die Waffen; doch nirgends ist erwiesen, daß er in beiden Ländern eine so starke Entfaltung der nationalen Kraft wünschte, wie sie später erfolgte. In den Niederlanden festigte er das heilsame Werk der Revolution, den Einheitsstaat, durch nicht minder nothwendige monarchische Institutionen; doch bald zerschlug er selber seinen Bau und nach seinem Falle erschien die nationale Monarchie der Oranier, die er haßte. Die Schweiz empfing aus seiner Hand die Mediationsacte. Selbst diese, ohne Zweifel die beste Verfassung, die er einem fremden Lande gegeben, war eine Sünde wider die Natur der Dinge, denn sie beseitigte die in dem Wesen des europäischen Staatensystems tief begründete Neutralität des

Landes. Gleich nach dem Frieden ward die Neutralität der Eidgenossenschaft fester denn je hergestellt.

Dergestalt hat die Geschichte fast in allen Ländern Europas das Gegenheil der napoleonischen Pläne verwirklicht. Derweil der Kaiser nach der Schlacht von Aspern im Ebersdorfer Schlosse lange in dumpfem Schlummer lag, berietheñ seine Marschälle leise, wie das Heer den Rhein erreiche, wenn er nicht wieder erwache. Sie ahnten die Wahrheit: Napoleon's europäische Politik war die vermessene Laune Eines genialen Hirns, sie mußte zerfallen, sobald zwei Augen sich schlossen.

Das Empire, in der Geschichte des Welttheils eine kurze schreckliche Episode, war für Frankreich von dauernder Bedeutung. Freilich, das Zeitalter der Revolution war nicht geschlossen, wie auch die Schmeichler des Herrschers prahlen mochten. Die Stunde kam, da keine Beute mehr die Gier des Landsknechts lockte, da die Furcht vor dem Allgewaltigen entschwand, die einzige Begeisterung des Militärstaats in unglücklichen Schlachten verbrauchte und der unnatürliche Bund des napoleonischen und des alten Abels sich löste. Da hob der Liberalismus wiederum sein Haupt, Rains verlangte Herstellung der dem Volke entzogenen Rechte. Der rückkehrende Napoleon brach selber über sein inneres Regiment den Stab: „das Genie hat gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert hat gesiegt.“ In nachdenklichen Stunden bekannte er sich zu der Meinung, die sein Bruder Joseph immer gehegt hat: „ich bin nur ein Buchzeichen in dem Buche der Revolution. Sie wird von Neuem beginnen auf derselben Zeile, wo ich sie verlassen habe.“ Trotz solcher Geständnisse irrte Fürst Metternich, als er zu dem Herzoge von Reichstadt sprach: „der Bonapartismus ohne Bonaparte ist unmöglich.“ Das Wort trifft zu für Europa, nicht für Frankreich. Auch die Historie unterschätzte des Kaisers Werke, wenn sie sein System mit allen wissenschaftlichen Ehren begrub und ihn mit Cromwell verglich. Dem Protector, dessen hoher Seelenadel die Selbstsucht Napoleon's glänzend überstrahlt, war doch nicht vergönnt, seinem Vaterlande dauernde Gesetze zu geben. In Frankreich blieb nach des Kaisers Fall die volle Hälfte seiner Einrichtungen aufrecht: die despotische Ordnung der Verwaltung und des Heeres stand feindselig neben dem neuen parlamentarischen Systeme. Das französische Volk hatte, wie schon einmal in dem Zeitalter der Reformation, zum Unglück für sich und Europa, in dem großen Principienkampfe der neuen Zeit keine klare, sichere Stellung eingenommen: in seiner Seele stritten sich liberale Ideen und despotische Begierden. Sollte der Bonapartismus für immer verschwinden, so mußte die Nation in der harten Schule der Selbsterkenntniß jene gefährlichen Leidenschaften ablegen, daraus das Kaiserreich seine

Kräfte sog — Eitelkeit und gewalthätige Kriegslust, Habgier und maßlosen Gleichheitsfanatismus — und sie mußte dem Parlamentarismus den Boden verschaffen, worin er allein kräftige Wurzeln schlagen kann: die Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde. Gelang von Alledem Nichts, so mochte leicht geschehen, daß zur günstigen Stunde ein Erbe Napoleon's wieder die Zügel eines Gemeinwesens ergriff, das noch geschwängert war mit dem Geiste des Bonapartismus. —

Der Tieffinn der historischen Wissenschaft offenbart sich nicht zuletzt darin, daß dieselben Thatsachen der Vorzeit, welche dem strengen Denker die sittlichen Gesetze des Völklerlebens erschließen, tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen oder neue Sünden mit dem Vorbild alter Frevel zu beschönigen. Schon lange vor dem Buche Napoleon's III. stand den blinden Bewunderern des ersten Napoleon fest, daß der corsische Held der moderne Cäsar sei: — als ob nicht Bonaparte selbst am 18. Brumaire das gute Wort gesprochen hätte: „Nichts in der Geschichte ähnelt dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.“ Ernster historischer Sinn beseitigt spielende Vergleiche solcher Art mit der einen Bemerkung, daß Cäsar triumphirte, Napoleon unterlag, der Eine das Nothwendige wollte, der Andere das Unmögliche. Das Königreich Westphalen brach vor einem Kosakenangriffe zusammen und auch die andern Vasallenstaaten des Empire sind verschwunden wie der Schnee vom vergangenen Jahr; Cäsar's Werk hat den Jahrhunderten getrotzt, steht in verwandelten Formen bis zur Stunde aufrecht. Die Erinnerung an einige allbekannte Thatsachen genüge um die Verschiedenheit der Werke wie des Charakters der beiden Weltherrscher zu zeigen.

Einseitigkeit, harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen. Selbst jene Staaten der neuen Zeit, welche dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstücke antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltung. Das Karthago der modernen Geschichte war zugleich die Wiege der Grotius und Spinoza, und dieselben Kaufherren von Amsterdam, die ihren Staat oftmals gleich den Puniern als eine Erwerbsgenossenschaft betrachteten, haben ihre Republik gegründet im Kampfe für die höchsten geistigen Güter; unter ihren Waarenspeichern fand der verfolgte Denker Schutz und Obdach. Wie oft ward die Eidgenossenschaft der Aetoler mit der Schweiz verglichen, und doch wie arm, roh, banausisch erscheint das Land der Reisläufer des Alterthums neben der Heimath des Calvinismus. Der

verbrauchte Gemeinplatz, der die Briten die Römer der Neuzeit nennt, zeigt alsbald seine Nichtigkeit, wenn wir Englands herrliche Dichtung neben die Armut der national-römischen Kunst stellen oder die gewaltige Culturthätigkeit des Parlaments neben jenen rauhen römischen Senat, der ein einziges Mal ein literarisches Unternehmen gefördert hat, als er die Uebersetzung von Mago's Anweisung zum Plantagenbau verbreiten ließ! Dem geistreichsten und beweglichsten Volke des Alterthums andererseits fehlte die Kraft einen Staat im großen Stile auf die Dauer zu erhalten. Die Alten kennen nicht die friedliche Gesellschaft freier Nationen, nicht das schöne Geben und Empfangen zwischen selbständigen Culturvölkern. So lange einem Volke des Alterthums die nationale Kraft jugendlich in den Adern fließt, will es die Nachbarn unterwerfen oder vernichten. Gewaltig ist die Lebenskraft dieser Nationen: mitten in der Agonie der Revolution hat Rom dem Anpralle der Morgenländer unter Mithrabates widerstanden, und noch unter Marc Aurel sah Athen eine Nachblüthe alter Herrlichkeit. Aber die Verjüngung krankender Völker erfolgt nicht, wie neuerdings so oft in Deutschland, Spanien, Italien durch freiwilliges Aufnehmen und selbständiges Verarbeiten fremder Culturelemente. So starke Empfänglichkeit für fremde Bildung zeigen die alten Nationen erst wenn ihr Jugendmuth gebrochen ist, ihr Volksthum sich verflüchtigt hat.

Diese abweisende Härte der nationalen Gestattung, diese Unfähigkeit des Alterthums ein friedliches Gleichgewicht der Staaten zu ertragen, hat den römischen Senat in die Eroberungspolitik hineingezwungen. Als endlich die Völker des Mittelmeers der italischen Stadt gehorchten, da verwischte sich freilich die Einseitigkeit der antiken Cultur; aber auch die nationale Kraft der vereinigten Völker, und damit die Wurzel alles Großen und Eigenthümlichen der alten Welt, war erstorben. In dieser Welt war kein Raum mehr für einen zugleich nationalen und civilisirten Staat. In der Masse der Provinzen hatte der Druck phönizischer und ägyptischer, asiatischer und griechischer und nicht zum Wenigsten der römischen Landvögte jede ideale Empfindung erstickt. Die Cultur Karthagos war geknickt. Von den unterworfenen Barbaren waren die Einen bereits mit der Humanität des Weltreiches getränkt, die Anderen standen ihr noch so roh und fremd gegenüber, daß ein nationaler Staat hier den Tod aller Civilisation bedeutet hätte. Die Hellenen hatten schon seit den Tagen Alexander's aufgehört eine abgeschlossene Nation zu sein. Der weltbürgerliche Hellenismus durchbrang befruchtend alle Völker, er ward, wie der Sieger von Pydna ahnungsvoll erkannte, die Cultur des sinkenden Alterthums. Die Kraft zu nationalem Staatsleben war dem hellenischen Volke in solchem Maße abhanden gekommen, daß ein einsichtiger Augenzeuge seiner



legten Kämpfe, Polybios, das schreckliche Wort sprechen konnte: „wären wir nicht rasch zu Grunde gegangen, so wären wir nicht gerettet worden.“ In diesem Gewirre verfallender Völker stand Rom als das einzige mit ausgebildetem Staate: *populos imperio regere* war wirklich des Römers Beruf. Auch die altrömische nationale Gestalt war längst verborrt, so sehr, daß in Cäsar's Tagen ein latinisirter fremder Stamm, die cisalpinischen Gallier, treuer als die Hauptstadt selber das römische Wesen bewahrte. Sogar die physische Lebenskraft des Römervolkes begann zu versiegen. Schon längst war die Hauptstadt, wie Dionys von Halikarnas sie später schilderte, die gemeinsame und weltbürgerlichste der Städte. Menschen aller Zungen strömten hier zusammen, neben den Götterbildern der Lateiner ward der Aegyptergott mit dem Hundskopfe verehrt, griechische Bildung und die Sitten und Unsitten des hellenisirten Morgenlandes beherrschten die weltherrschende Stadt. Sollte die verworrene Masse zusammengeraubter Länder zu einem Reiche sich gestalten, so mußten alle Völker mit „unseren beiden Sprachen“ vertraut, mit griechisch-römischer Bildung erfüllt und in die gleichmäßige Ordnung des römischen Staats eingefügt werden. Noch war man fern von diesem Ziele, noch diente alle Herrlichkeit der Erde nur zur Bereicherung einer herrschenden Stadt, einer von Pöbelrotten gepeinigten Stadt ohne Gewerbleiß, ohne rühriges Bürgerthum. Noch waren die Provinzen zu ungleichem Rechte unterworfen, der Bier der Statthalter einer gewissenlosen Aristokratie schutzlos preisgegeben. Dem werdenden Weltreiche drohte eine zwiefache Gefahr: die eine von dem Einbruche der Barbaren, der, wenn die Ohnmacht der Aristokratie in Rom fortwährte, jede Spur der antiken Gestalt hinweggesetzt hätte; die andere von den Griechen, welche, als die zahlreichste, rührigste, gebildetste Nation der Mittelmeerländer, dem Römerreiche unfehlbar einen byzantinischen Charakter, statt eines römisch-griechischen, aufprägen mußten, wenn nicht eine kraftvolle Staatsgewalt dem vorbeugte.

Als der Erbe der hellen Köpfe der Demokratenpartei, der Sertorius und Gracchus, hat Cäsar den Entwicklungsgang, den das verfallende Alterthum unbewußt angehoben, mit hellem Bewußtsein vollendet. Er verwandelte das Durcheinander von unterworfenen, einer Stadt fröhnenden Provinzen in ein Weltreich gleichberechtigter Länder, er latinisirte die Provinzen, gab ihnen durch den Segen monarchischer Verwaltung ein menschenwürdiges Dasein. Er sicherte das Reich durch jenes nie genug bewunderte System offener Vertheidigung. Als Karthago und Korinth aus ihren Trümmern auferstanden und der Senat sich öffnete für die Männer der Provinzen, da mochte Cicero Wehe rufen über die heretnbrechende Barbarei: das Reich war gegründet, es gab keine herrschende

Stadt. In Cäsar's Geist ist jene Antoninische Constitution gedacht, welche allen Bewohnern des Mittelmeeres das römische Bürgerrecht verlieh, Cäsar's Ruhm wird verkündet in dem stolzen Verse des Dichters: Romanas spatium est urbis et orbis idem. Er ward der Stifter eines Weltreiches weil er Römer war, weil in ihm der Genius seines Volkes sich so rein und vollkommen verkörperte, daß wir auf das Dasein einer römischen Nation schließen müßten auch wenn aus der gesammten Geschichte des Alterthums nichts weiter überliefert wäre als das Charakterbild dieses Mannes. Wie einst das Griechenvolk, so treibt der alte Römerstamm seine kräftigste Blüthe hervor einen Augenblick bevor er selber vertrocknet und seine Kraft nur noch in unzähligen Trieben und Schöplingen fortlebt: Cäsar und Alexander sind ebendarum nationale Helden, weil sie die Stunde erkannten, da ihrem Volke geboten war den nationalen Beruf mit dem kosmopolitischen zu vertauschen. Nun stelle man den Römer, der als ein Werkzeug der ewigen Vorsicht die Mission seines Volkes mit genialer Sicherheit vollführt, neben den heimatlosen Helden unserer Zeit, der eine Welt jugendfrischer nationaler Bildungen in die Form zwingen will, die sein Hirn ersann — und man wird bekennen, daß ein schärferer Gegensatz nicht denkbar ist. Der Corse zerstört heute was er gestern schuf, der Römer verfährt maßvoll nach einem großen Plane, er erweitert das Reich genau so weit als die Sicherung der Grenzen es fordert, kehrt freiwillig um mitten in seiner Siegerlaufbahn; und welche höher fliegenden Entwürfe er auch mit in das Grab genommen hat — das Eine dürfen wir sicher sagen, daß Napoleon's Cäsarenwahnsinn die erhabene Ruhe dieses Hauptes niemals gestört hätte. Wohl hat inzwischen die Woge des orientalischen Völkerlebens mächtig angeschlagen gegen Cäsar's Bau, der Süden und Osten des Mittelmeeres verfiel wieder dem morgenländischen Wesen. Der Kern von Cäsar's Werken dauert. Cäsar ist, glücklicher denn Alexander, mit der Geschichte abendwärts geschritten. Ohne ihn und das Kaiserreich der Römer bestände nicht jene gesegnete Verbrüderung der abendländischen Völker, die heute nach jeder kriegerischen Erschütterung immer von selbst sich herstellt. Er sicherte den müden Völkern des Alterthums eine letzte Frist sich völlig auszuleben, und als zuletzt unsere Väter das morsche Weltreich zerstückten, da waren sie nicht mehr Fremde; sie haben was unsterblich war in dieser alten Welt getreulich ihren Enkeln überliefert. Wenn heute die französischen Demokraten, erbittert über den tendenziösen Cäsarencultus der Bonapartisten, dem Römer fluchen als dem Zertrümmerer der keltischen Freiheit, so erwidern wir: Ihr wißt nicht was Ihr redet; ihm dankt Ihr, daß Ihr Franzosen seid, nicht Iren! Und wer darf sagen, ob die Idee des Kaiserthums, die, in Cäsar's Haupt

geboren, seitdem so vielen edlen Völkern die Seele schwellte, nun für immer erstorben ist? Ob das Kaiserthum nicht dereinst wieder aufleben wird in menschlicherer Gestalt als ein freies Schiedsrichteramt über befreundeten Nationen?

Uns Söhnen jugendlicher Völker gefriert das Herz beim Rückschauen auf das kaiserliche Rom. Ein greisenhaftes Wesen haftet an dem Weltreiche. Patet exitus ist der Trost der tieferen Geister, denen die altersschwache Welt nichts Großes mehr bieten mag. Mit kaltem Gleichmuth blicken die Götter des Tacitus auf die Qualen der Sterblichen hernieder. Die Cultur dieser Epoche gemahnt an die Bauwerke Constantin's; auch sie sind stattlich, nicht ohne einen Zug von Größe, doch aus Trümmern aufgebaut, aus Säulen und Bogen, die einst schöneren Gebäuden dienten. Vergil und Horaz schrieben griechische Verse mit lateinischen Worten, wir fühlen nicht selten, daß Treibhauswärme diese Früchte gezeitigt hat. Trotzdem bilden diese Werke die reichste und kräftigste Weltliteratur, die je bestanden hat, sie sind ganz so ursprünglich wie eine Literatur nur sein kann, die des nationalen Charakters entbehrt. Es ist doch kein kleiner Ruhm, daß unter dem Schutze des Kaiserreichs so bedeutende Schöpfungen noch entstehen konnten in der Seele ermüdeten Völker, daß Rom, vorlängst gesättigt mit den Genüssen und den Lasten aller Länder, jetzt auch mit den künstlerischen Reizen der weiten Welt sich schmückte und sein Prachtgewand von Gold und Marmor anlegte. Die weltbürgerliche Kunst der Epoche der Cäsaren war die natürliche Frucht der Auflösung aller nationalen Bildungen des Alterthums. Napoleon träumte von einer Weltliteratur in einem Volke, das soeben in Voltaire und den Encyclopädisten echt nationale Schriftsteller besessen hatte und bald nachher in Véranger und Georg Sand Dichter von noch weit schärfer ausgesprochenem nationalem Charakter begrüßen sollte!

Der normale Zustand der modernen Welt ist der Frieden. Gerade im achtzehnten Jahrhundert fand inmitten der Schrecken der Cabinetskriege die Lehre vom ewigen Frieden berebte Fürsprecher unter den vornehmsten Geistern. In diese nach Frieden dürstende Zeit tritt der Kriegsfürst Bonaparte als ein Störer des natürlichen Laufes der Dinge; erst sein Sturz gewährt der Welt was sie längst ersehnt. — Die Regel des Alterthums ist der Krieg. Seinem Staate zu leben mit ganzer Manneskraft, dessen Macht zu wahren und zu mehren im Kampfe mit den Fremden gilt dem antiken Menschen als höchster Lebenszweck, so lange die Welt noch jung war. Das Kaiserreich bringt dem Alterthume den Frieden und verweist die ungeheure Mehrheit der Menschen auf ein lediglich sociales Dasein, auf die Wirthschaft und geistige Thätigkeit. Noch einmal, nach

Cäsar's Tode, braust über den Erdbreis jene Furie des Krieges, die Vergil's *Georgica* so schrecklich schön besingen; dann schließt für lange Zeit der Janustempel seine Pforten. Gewiß mußte die eigenste Kraft und Großheit der antiken Völker von Grund aus verwüstet sein, wenn der Krieg verschwand und die hohe politische Leidenschaft und somit Alles, was bisher dem Bürger das Leben erfüllt hatte. Wie die Dinge lagen, war nach dem Untergang der Freiheit der Frieden wirklich des Lebens höchstes Gut. Das *pacis imponere mores* ist die historische Rechtfertigung des Kaiserreichs. Wohl erscheint auch der Frieden des Alterthums grausam, ruchslos neben den milderen Sitten der christlichen Zeit, und wir lesen mit Schauder, wie die Cäsaren im Vollgenusse göttergleicher Herrschaft schwelgten und mit harten Nackenschlägen die stolzen Häupter der Cornelier und Claudier zwingen sich zu neigen. Für die Millionen kleiner Leute, die nun sicher ihre Strafe ziehen konnten, war doch eine leidliche Zeit gekommen. Selbst Tacitus bekennt mit widerwilligen Worten, daß die Provinzen von dem neuen Zustande befriedigt waren (*nec abnuabant*). Der edelste Beruf der Monarchie, die Schirmherrschaft über die Armen und Schwachen, ward von den Imperatoren vollführt — so gut die Herzenshärtigkeit des Alterthums ihn verstand. Auf allen Gebieten des Handels und Wandels treibt diese stille Zeit des Friedens Verbesserungen und Erfindungen hervor. Die Barbaren, weit über die Grenzen des Reiches hinaus, befreunden sich mit den Elementen der Gesittung. Bis zum Norden von England erstreckt sich die Römerstraße, dicht am Atlasgebirg prangt der herrliche Victoriatempel von Lambessa, und im schattigen Thalbusen des Schwarzwalds behütet der Altar der Diana *Abnoba* das üppige Römerbad.

In dieser gleichmäßigen Civilisation des Abendlandes erweitert sich unendlich der Gesichtskreis des Menschen: schon träumt Seneca von fernen Tagen, „denen der Ocean die Fesseln der Welt lösten und die unermessliche Erde sich öffnen und Thule nicht mehr das letzte der Länder sein wird.“ Da das Reich fast an die Grenzen der bekannten Erde sich ausdehnt, so nähert sich langsam das Alterthum, das bisher nur in dem Bürger den Menschen geachtet, der großen Erkenntniß der Rechte des Menschen. In der stillen Sammlung seines rein socialen Lebens, nicht befriedigt von den Werken einer eklektischen Cultur, die des Neuen nichts mehr schuf, beginnt der Mensch in sein eigenes Herz einzukehren, und endlich ertönt aus der müden Welt der Ausschrei der Creatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer. Dergestalt bildet das Reich der Imperatoren den Uebergang von dem Stadtstaate der Alten zu dem Flächenstaate der neuen Zeit, vom Heidenthum zum Christenthum. Bei dem Schlagschrei der

Cäsarianer, bei dem *Venus victrix* der glorreichen zehnten Legion, durchschauert uns wohl der wehmüthige Gedanke, wie viel Herrliches zerstört ward durch die Triumphe des Imperators. Inlezt versöhnt uns doch die Erinnerung daß damals das unabänderliche Schicksal sich erfüllte, daß in den Wehen jener Bürgerkriege eine neue Ordnung der Dinge geboren ward, eine Welt, der wir selber einen guten Theil unseres menschlichen Glückes schulden. Das *vive l'empereur* der napoleonischen Heere gemahnt uns nur an den rohen Zufall, an grenzenloses Elend, das durch Eines Menschen Laune über die Welt verhängt ward. An Cäsar's Leiche wachten drei Nächte lang die Juden Roms, trauernd um den Schirmherrn der Bedrückten. Napoleon brach zusammen unter den Racherufen der fremden Nationen, derweil sein Volk, das er selbst der freien Thätigkeit entwöhnt, gleichgiltig abseits stand. Wie damals die Armen im Geist, so urtheilt noch heute die Geschichte.

Doch die europäische Politik Napoleon's I. wird von den klügeren Bonapartisten im Stillen schon längst als ein verlorener Posten betrachtet, wengleich das System den unbedingten Napoleonscultus verlangt, also das offene Aussprechen so kegerischer Meinungen verbietet. Um so steifer beharren sie bei dem Sage, daß der Kaiser für Frankreich's Verfassung dasselbe that was Cäsar für den römischen Staat. Auch diese Vergleicheung hält nicht Stand vor schärferem Urtheil. Cäsar war der Schöpfer einer neuen Staatsform, Napoleon stellte die in Frankreich althistorische Verfassung wieder her, wenn er auch keineswegs alle Institutionen des alten Regime erneuerte. Die normale Form des modernen Staats ist die Monarchie, die des antiken in seiner Blüthezeit die Republik. Mit voller Unbefangenheit nennen die Alten in ihren schönen Tagen das monarchische Staatsleben *servitium*, das republikanische *libertas*, und ein Tacitus bezeichnet die schrecklichste Thorheit der alten Geschichte, die Ermordung Cäsar's, als *libertas improspere repetita*. Antiken Ueberlieferungen, der politischen Weisheit classisch gebildeter Correctoren danken wir Modernen das unglückliche Wort Freistaat für Republik. So hartnäckig widerstrebte der Sinn der Alten der Monarchie, daß Augustus noch vorsichtiger als Cäsar die republikanischen Formen schonen mußte und das neue Regiment erst unter Tiberius vollständig die äußere Gestalt der Monarchie annahm. Cäsar's Kaisertum ist nicht eine Restauration, wie man aus einzelnen Anklängen an die Verfassung des Servius Tullius schließen könnte, sondern eine verwegene neue Schöpfung.

Diese schöpferische That hat wirklich die Ära der Revolutionen geschlossen, was Napoleon nicht vermochte, und dem alternden Reiche seine naturgemäße, dauerhafte Form gebracht. Jeder Mann von politischer Ein-

sicht wird vor dem entsetzlichen Bilde der verfaulenden römischen Republik gleich dem alten Drumann „wider Willen zum Lobredner der Monarchie.“ Wer in den Tagen des Pompejus noch republikanische Freiheit und die unbefleckte Hoheit der curulischen Sessel zu finden vermeint, treibt mit den harten Thatfachen ein ebenso absurdes Spiel wie nur Cato, als er vorschlug Cäsar an die Germanen auszuliefern. Eine schier hundertjährige Revolution — die längste und wildeste der Geschichte — hatte die altrömische Zucht in ihren Grundfesten untergraben. So gänzlich war der Bürgersinn verschwunden, daß mitten im Kriege gegen die Asiaten die Heere des Flaccus und des Sulla drohend einander gegenüberstanden und der schreckliche Sieg der Parther bei Carrhae in Rom kaum noch Aufsehen erregte. Die Aristokratie, entnervt und verderbt, zerfiel in klägliche Factionen und betrachtete das Vaterland mit schönder Selbstsucht, wie jener Cicero, der den Zweck des Staats in der Erhaltung der großen Familien fand. Die als Proconsuln in den Tyrannenschlössern der Provinzen hausten und mit der Vollgewalt eines Sultans über dem Wohl und Wehe von Millionen schalteten, waren nicht mehr Bürger. Pompejus konnte, ohne Auftrag vom Senate, das weite Morgenland unterwerfen und nach Gefallen in Provinzen und Monarchien theilen. Aus dem Gewirr der Ränke und Klatschereien dieser Abelskreise zuckt dann plötzlich die thierische Wildheit empor, so an jenem Tage der Greuel, da Tiberius Gracchus den Knitteln und Stuhlbeinen der edlen Scipionen und Aemilier erlag, und dreihundert Leichen, von solchen Waffen erschlagen, den Markt bedeckten. Noch hielt ein gesunder Kern der Bürgerschaft treu zu dem Rechte, aber auch diese Kreise entmannte das Bewußtsein, daß es zu Ende gehe mit der alten Zeit. Nichts schrecklicher in den letzten Bürgerkriegen als der Mangel an idealen Empfindungen haben wie drüben. Der große Haufe der Demokratenpartei schwärmte für das freie Folium, für den Communismus, verstand die Freiheit wie sie einst in Kerkyra verstanden ward. Die einsichtigen Demokraten waren zu dem Gedanken der Monarchie bekehrt. Immer wieder, mit dem sicheren Instincte der Verzweiflung, war das versinkende Gemeinwesen in die Bahn der Monarchie eingelenkt, unter den Gracchen, unter Cinna und Marius. Selbst Sulla konnte das aristokratische Regiment nur herstellen durch eine vorübergehende monarchische Herrschaft. Keine Aristokratie bedeutete damals Knechtung der Welt zum Besten der Herrengeschlechter, reine Demokratie — die Herrschaft der Faust. Rom war gestiegen durch die Zucht und Mannheit seines Volkes, es brach zusammen als der alte Römergeist verflieg. Man denke an die uralte Krankheit der römischen Gesellschaft, an jenen Kampf des Capitals mit der freien Arbeit, der den Mittelstand fast ver-

nachtet hatte, an die Latifundien und die Heerden mißhandelter Sklaven, an die Grausamkeit dieses Volks, das an dem Röcheln sterbender Gladiatoren sich weidete, an den plump-naiven Selbstolz des Adels, der in den Werken seiner Moberphilosophen befriedigt las, daß nur der Reichtum sittlich und anständig sei, endlich an den tiefen Ekel der Ueberfättigung, womit diese Welt ihr eigenes Thun beschaute — und man wird gestehen, daß dies Rom trotz einiger äußerlicher Aehnlichkeiten mit dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden darf; denn die Franzosen bewahrten noch einen Grundstock nationaler Kraft und nationalen Stolzes, der in der Revolution sich gewaltig entfalten sollte. Dazu in Rom ein Heer, das seit den Tagen des Marius zur zünftigen Söldnerschaar herabsank, geschult nach der Weise der Gladiatoren, des Feldherrn williges Werkzeug, verlangend nach monarchischer Ordnung, durch eine blutige Erfahrung mit dem Bewußtsein erfüllt, daß das Schwert in dem Hader der Parteien entscheide.

Die Republik war sittlich und wirthschaftlich eine Unmöglichkeit. Den socialen Krieg zwischen Arm und Reich, zwischen den Sklaven und den Herren konnte nur eine monarchische Gewalt durch einen leidlichen Frieden beenden, und die Monarchie mußte absolut sein. Man weiß, daß das Alterthum nicht vermochte von den engen Begriffen des Stadtstaats sich gänzlich zu befreien und den Tiefinn repräsentativer Formen zu verstehen. Selbst die Bundesgenossen, denen doch das eigene Interesse den Wunsch nach einer Repräsentativverfassung aufbrängen mußte — selbst diese Italiener sind, als der sabellische Stier gegen die römische Wölfin in dem schrecklichsten aller Bürgerkriege sich erhob, an dem Stadtstaate haften geblieben: ihre Bundesstadt Italia sollte fortan herrschen wie vordem Rom. Eine ehrenwerthe Demokratie in den Formen des Stadtstaats war schlechthin undenkbar, seit die Italiener das Bürgerrecht besaßen und nun das Gesindel der Landstädte in die souveränen Urversammlungen der herrschenden Stadt strömte. In solcher Lage blieb nur übrig der Absolutismus; das souveräne Volk — so lautet die Theorie der kaiserlichen Juristen — hat durch die *lex regia* seine Gewalt auf den Kaiser übertragen. Wir Modernen erschrecken vor dieser schrankenlosen und eben darum nicht erblichen Machtfülle in der Hand eines Menschen und zweifeln, ob wir sie mit dem Namen Königthum ehren dürfen. Das Kaiserreich ist die Verfassung einer tiefverderbten, absterbenden Völkergesellschaft; Cäsar's Werk wurde überdies durch seine Nachfolger verstümmelt, es ward ein Militärstaat wider die Absicht des Stifters. Trotzdem bildet das Imperatorenreich den einzig denkbaren, nothwendigen Abschluß des politischen Wendeganges der alten Welt. Gegen das Empire erhob sich, sobald es sein wahres

Wesen zeigte, der Kern der Nation, der Mittelstand; Cäsar bekämpfte eine verlebte Aristokratie, die den Tod im Herzen trug. In Napoleon's Reiche webten und wirkten im Stillen die constitutionellen Ideen; beschämt und bewundernd schauten die hellen Köpfe auf die Freiheit der angelsächsischen Völker. Im kaiserlichen Rom brannte das Feuer der republikanischen Gedanken langsam in Asche; kein neidischer Hinblick auf fremde Völker störte den Frieden des unfreien Staates: Rom war die Erde, die Barbaren zählten nicht.

Napoleon benutzte die republikanischen Parteien um mit ihrer Hilfe emporzusteigen, er haßte die Legitimisten als die Feinde seiner Herrschaft. Cäsar war demokratischer Parteimann, er liebte das Volk und verschmähte den napoleonischen Spott über die Canaille. Er hat unter Sulla's Tyrannis für seine demokratische Ueberzeugung gelitten; sein Haß gegen die Aristokraten galt nicht blos seinen Feinden, auch den Feinden des Volks. Er knüpfte seine Gewalt an das volksthümlichste Amt, das Tribunat, und da er als Monarch, wie dem Genius ziemt, sich über die Einseitigkeit der Partei erhob, führte er doch alle probehaltigen Sätze des demokratischen Programms in's Leben. So weit Freiheit möglich war, erkannte er sie an; bezeichnend ist sein Verfahren gegen die Gemeinden, denen er die Wahl ihrer Beamten beließ. Die sociale Revolution ward von ihm maßvoll beendet: die Ackervertheilung, die Annullirung der Zinsforderungen, die überseische Colonisation, das neue die Freiheit des Schuldners sichernde Schuldgesetz — das Alles sind Thaten einer im vornehmen Sinne demokratischen Gesetzgebung. Auch in dieser Hinsicht erscheint Napoleon kleiner. Er hat die Ergebnisse der bereits vollzogenen socialen Umwälzung gutgeheißen und geordnet — bis auf eines, das wichtigste: den friedlichen Mittelklassen versagte er die politische Stellung, welche ihnen in einer nach dem Grundsatz der freien Concurrrenz arbeitenden Gesellschaft unvermeidlich zufallen muß.

Die Welt kennt die Flecken, die an Cäsar's Namen haften. Er ist durch den Schlamm eines ruchlosen Parteitreibens hindurchgewatet und hat lange das schlechte Handwerk des Verschwörers getrieben. Von dem Jammer und dem Frevel, die an jeden Rechtsbruch sich heften, blieb ihm Nichts erspart. Er mußte mit verworfenen Glücksrittern Kameradschaft halten und bei Thapjus und Munda die Blutsleckerei seiner Söldner dulden. Er durfte die Frevel der Genossen nicht strafen und die platten Lügen des Usurpators nicht verschmähen, daß der Staatsstreich gesetzlich und alle Parteien versöhnt seien. Er hat den Fluch des Dichters und aller idealistischen Geister auf sein Haupt geladen — den Jorndruf des Catull: *timete Galliae, hunc time Britannia* — und das Reich, das der De-



mokratenvührer gründete, war doch nur ein Despotismus, nur das Ruhe-lager eines siechen Volkes. Eine schreckliche Vergeltung waltete über dem Leben des Mannes, der von dem Volke vergöttert ward, so lange er ein Verschwörer war, und wenig Liebe fand, da er die beherrschte Welt mit Wohlthaten überschüttete. Aber wie Shakespeare seinem Cäsar eine Fülle kleiner Schwächen lieh, auf daß die Größe des Helden leuchtender hervortrat, so wird auch dem Historiker, je eifriger er die dunklen Züge von Cäsar's Leben sammelt, das Bild des ersten Staatsmannes des Alterthums nur um so überwältigender sich gestalten. Niemals wieder ist in fünf kurzen Jahren so Großes für einen Staat geschaffen worden, und welche Pläne — wie den Gedanken der Codification des Rechts — ließ Cäsar unvollendet zurück! Nicht bloß durch die Fruchtbarkeit, auch durch die Sittlichkeit seiner Staatskunst übertrifft Cäsar den modernen Helden. Dieser hütet und mehrt die gemeine Angst des Philisters wie ein werbendes Capital und stürzt das Volk von Paris in den Taumel der Genüsse, damit es der Freiheit vergesse. Jener verschmäht die verächtlichste der Leidenenschaften auszubeuten, schlägt die Anarchisten in der Stille nieder und stemmt sich mit seinen strengen Ehegesetzen kraftvoll wider das hereinbrechende sittliche Verderben — soweit Gesetze den Verfall der Sitten zu hindern vermögen. Nullis polluitur casta domus stupris, singt Horaz dankend dem Augustus zu; in dieser starken Hyperbel liegt doch die Wahrheit, daß der sittliche Zustand unter den ersten Kaisern weniger scheußlich war als zur Zeit Catilina's. Den auffälligsten Gegensatz der Politik beider Herrscher erwähnen wir zuletzt: Cäsar war Staatsmann, Napoleon Soldat. Wir schilderten oben den überwiegend militärischen Charakter der napoleonischen Staatskunst und fügen jetzt noch einen ausnehmend lehrreichen Zug hinzu: Napoleon's wegwerfendes Urtheil über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Hier verräth sich die Einseitigkeit des technischen Militärs; der Kaiser begreift nicht, daß gerade in Washington's zäher Defensiv, in dieser Kette armseliger Vorpostengefechte und mühsamer Congreßverhandlungen das eigentliche Wesen des Krieges als der gewaltthätigen Form der Politik sich zeigt und Washington eben deshalb zu den großen Feldherren zählt, weil er nicht bloß ein General war. Cäsar führte Krieg in demselben Sinne wie der Amerikaner, nur mit reicherm Genie. Erst als ein Vierziger vertauschte er die Toga mit dem Purpurmantel, niemals war dem ersten Feldherrn der Zeit der Krieg mehr als ein Mittel: sobald der politische Zweck erreicht war ruhten die Waffen.

Wenn es mißlich ist die Werke Cäsar's und Napoleon's mit einander zu messen, so fällt jede Vergleichung der beiden Menschen und ihres

menschlischen Seins geradezu in das Lächerliche. Von Cäsar wird berichtet, daß er gern den Euripideischen Vers im Munde führte:

*εἶπερ γὰρ ἀδικεῖν χρῆ, τυραννίδος πέρι  
κάλλιστον ἀδικεῖν· ἅλλα δ' εὐσεβεῖν χρεῖων — \*)*

und er lebte diesem Spruche treu. Er hat die ungeheure Schuld auf sich genommen, die Keiner scheuen darf, der einen Thron zu gründen und die Welt in ihre Fugen wieder einzurenken sich vermißt. Vor dem Bilde des Menschen Cäsar dagegen überkommt uns immer aufs Neue das Erstaunen, wie nur in solcher Zeit so lautere Hoheit möglich war. Der geborene Herrscher, irrt und sündigt er so lange er unter den kleinen Menschen als ein Gleicher steht; auf dem Throne entfaltet er den ganzen Adel einer königlichen Natur — so recht im Gegensatz zu Napoleon, dem der Genuß der Macht das Hirn bethört und alles Häßliche der Seele an den Tag bringt. Vor Allem entzündet uns, wie voll und sicher Cäsar in seinem Volke wurzelt. Den Widerstand der Germanen gegen sein Heer erklärt er mit der kühlen Bemerkung, „daß alle Menschen von Natur nach Freiheit streben und den Zustand der Knechtschaft hassen;“ die heidnische Unbefangenheit dieser Worte zeigt, wie sehr der also schrieb ein Römer war. Der Sohn eines solchen Volks erscheint uns Neueren oft unmenschlich. Nur aus dem Munde Napoleon's I. wollen wir den Tadel über das Strafgericht von Uxellodunum und die Niedermezelung der Usipeter nicht hören: denn, hart gegen die Barbaren nach Römerweise, bethätigte Cäsar seinen Landsleuten eine hochsinnige Güte, wie sie Napoleon den Franzosen nicht gezeigt hat. Er wollte der Milde heißen — nicht der Glückliche wie Sulla, nicht der Große wie Pompejus — und nur der harmonischen Ganzheit seines Wesens, die keinen einzelnen Zug auffällig hervortreten läßt, ist es zuzuschreiben, daß die Geschichte ihm diesen Namen versagt hat. Er mußte in langen Kriegen die Gewalt erwerben, die dem Franzosenkaiser durch einen raschen Gewaltstreich in den Schooß fiel, aber, menschlicher als dieser, übte er Gnade an den Feinden und ungetreuen Freunden bis zur Unklugheit, beglückte die Genossen, freigebig bis zur Verschwendung. Leutselig, gerecht, großherzig zeigt diese vornehme Natur Nichts von napoleonischer Rachsucht, Nichts von dem vulgären Uebermuth, dem polternden Zähjorn des Corsen: Cäsar war edel soweit ein Herrscher es sein darf. Der Tod des Pompejus entlockte ihm Thränen, das Andenken seines grausamen Feindes Sulla hielt er hoch in Ehren. Und wenn auch er dem Fluche der Usurpatoren, der Unwahrheit, verfallen mußte, so lehrt uns doch sein bellum gallicum, wie fremd

\*) Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrschert tron.  
In allem Andreu übet Zucht und fromme Söhen.

die Lüge dem Charakter des Mannes war. Dies Buch, eine Rechtfertigungsschrift, auf eine bestimmte politische Wirkung berechnet, ist im Wesentlichen eine lautere Geschichtsquelle, unvergleichlich wahrhaftiger, als die Bulletins oder selbst jene Aufzeichnungen Napoleon's, die einen politischen Zweck nicht unmittelbar im Auge hatten. In allen Genüssen einer Zeit, die des Genießens kein Ende fand, hat Cäsar's Kraft geschwelgt, aber sein Herz blieb reich genug um der Mutter, der Tochter, der Gattin eine schlichte Innigkeit der Empfindung zu widmen, die wir in Napoleon's Seele vergebens suchen. Er war Fatalist wie alle Helden, doch sein unentweihetes Vertrauen auf eine göttliche Leitung hat sehr wenig gemein mit dem vermessenen Troß Napoleon's, der prahlerisch pochte auf „seinen Stern.“ Und wie reich und vielgestaltig sind Cäsar's geistige Interessen! Als ein rechter Römer von der ästhetischen Welt nur oberflächlich berührt, der Grammatik und den exacten Wissenschaften mit Vorliebe zugewendet, hat er dennoch alle Zweige menschlicher Bildung freudig gefördert. Er schätzte die freie Schrift, er zuerst ließ die Verhandlungen des Senats veröffentlichen, er führte zu Zeiten selber die Feder in den Händeln des Tags, und der Verfasser der Commentarien durfte sein Haupt schmücken mit dem Kranze des classischen Schriftstellers der dem prosaischen Corsen unerreichtbar war.

So bleibt von der gerühmten Aehnlichkeit Cäsar's und Napoleon's nur übrig, daß Beide große Männer und Helden waren, Beide Usurpatoren und Feinde der Aristokratie — und wie die banalen Sätze sonst lauten, die wir den Knaben überlassen sollten. Mit kurzen Worten: um so viel das neue Europa die versinkende Welt des Alterthums an Jugendkraft, Sittlichkeit, Reichthum der Bildung übertrifft, um so viel größer steht Cäsar neben Napoleon. Den Schatten Cäsar's zu beschwören ist ein gewagtes Spiel, gefährlich für den Ruhm des ersten Bonaparte, gefährlicher für seine Epigonen. —

Ein zweiter Aufsatz soll erzählen, wie der Bonapartismus wieder auflebte, minder genial aber auch minder verderblich für die Gesittung der Welt. —

Heinrich von Treitschke.

## Ueber das Nibelungenlied.

Es ist nicht meine Absicht, über das Nibelungenlied in allen den verschiedenen Beziehungen zu handeln, in welchen über ein Denkmal der Literatur Betrachtungen angestellt werden können. Die ästhetische Würdigung, die Analyse des Gedichtes in poetischer Hinsicht, die Nachproduction seiner idealen Charaktertypen, die nähere Beschreibung der Zustände die es voraussetzt und abspiegelt, selbst die genauere Darstellung der Entstehung des uns überlieferten Nibelungenliedes und die Schilderung des wissenschaftlichen Streites der sich in neuerer Zeit daran geknüpft hat, bilden nicht den eigentlichen Gegenstand der nachfolgenden Blätter. Was ich versuchen will, ist die Entwicklung der ersten Ursprünge des Gedichtes. Ich wünsche ein Beispiel vorzulegen von der Art und Weise, wie Sagen in der Volksphtasie entstehen, wie die großen epischen Stoffe sich ausbilden und gestalten.

Was ich gebe sind im Wesentlichen die Anschauungen Lachmann's. Und diese werde ich hinstellen, ohne mich auf die Widerlegung dessen einzulassen, was von Anderen dagegen vorgebracht wurde. Aber durchgängig setze ich die Fortbildung voraus, welche jene Lachmann'schen Ansichten durch Karl Müllenhoff erfuhren.

Die ersten Ursprünge des Nibelungenliedes, das heißt die Entstehung der Nibelungensage, liegen weit vor der Zeit in welcher das uns bekannte Nibelungenlied entstand.

Denn das Nibelungenlied ist nicht das Werk eines Dichters in dem Sinne wie wir heute von poetischen Werken sprechen. Die Vorstellung die wir uns von der Arbeit eines Romandichters etwa machen, wie er aus Erlebtem und Gedachtem, aus Fremdem und Eigenem, aus Ueberliefertem und Erfundenem eine einheitliche Composition erschafft, welcher sein Geist das eigenthümliche und entscheidende Gepräge aufdrückt, — diese Vorstellung müssen wir gänzlich fallen lassen, wenn es sich von der Entstehung des Nibelungenliedes handelt.

An dem Nibelungenliede ist Jahrhunderte hindurch gearbeitet worden, bis es die Gestalt erhielt in der wir es kennen. Und wenn wir die Personen wüßten denen wir das Verdienst der Arbeit zuerkennen müssen, so würden auch sie ohne Zweifel nach Hunderten zählen.

Das Gedicht selbst ist keineswegs ein einfaches untheilbares Wesen mit scharfen, markirten Zügen, das nur einmal vorhanden nicht seines Gleichen hätte. Es ist keineswegs das einzige und ausschließliche Ziel

jener Arbeit von Jahrhunderten, jener Bemühungen von zahllosen Dichtern gewesen. Das Nibelungenlied ist nur Ein Exemplar einer weit verbreiteten, mit dem verschiedenen Himmel sich wandelnden Pflanze.

Unser Nibelungenlied ist in Oesterreich gewachsen. In Westfalen aber sang man von Siegfried und Kriemhild und Attila ganz anders. Im fernsten Norden, auf Island, flüsterete die Muse den Dichtern von Sigurd dem Drachentöbter und von der Jungfrau Brunhilde weit verschiedenen Gesang zu. Die altdänischen Heldenlieder weisen ihre besonderen Züge auf, mit denen sie die Gestalten der Sage ausstatten. Und auf den Färöischen Inseln singt das Volk im Chor und zum Tanze noch heute wieder andere Lieder von Grimhild und wie sie ihre Brüder morbet.

Dennoch ein und derselbe Stoff, ein und dieselbe Sage, die unzählige Mal ihre Gestalten wechselt ohne jemals ihr innerstes Wesen zu verändern.

Wir aber müssen angesichts dieser Vielgestaltigkeit die Frage erheben: wo sang man zuerst von den Nibelungen? wann und was sang man von ihnen?

Und weiter müssen wir fragen: Auf welchem Wege wurde die poetische Phantasie von den besungenen Gegenständen entzündet? Sind es Erfindungen ausgeheckt von der freispielenden Einbildungskraft eines großen genialen Mannes? Oder ist es historische Wahrheit: haben Siegfried, Brunhild, Hagen, Kriemhild gelebt und als leibhaftige athmende Menschen die Erde betreten? Oder gehören sie zu jenen Wahngestalten, welche der menschliche Geist sich selber erschafft ohne es zu wissen, die in Wahrheit niemals gewesen sind und an die er dennoch glaubt so fest und fester als an die Dinge die sein Auge betrachtet, seine Hand berührt?

Wir können auf alle diese Fragen ganz bestimmte und einfache Antworten geben.

Der Inhalt des Nibelungenliedes ist zur Hälfte wahr, zur Hälfte unwahr. Wahr im Wesentlichen ist der zweite Theil des Gedichtes, wo Alles hindrängt auf das furchtbare Ende, auf den blutigen Mord an Attila's Hof: das Gedächtniß großer erschütternder historischer Ereignisse ist darin bewahrt worden. Unwahr ist die erste Hälfte der Dichtung in welcher Siegfried im Mittelpunkte steht, der glänzende Held, wie er kämpft, wie er liebt, wie er herrscht, wie er stirbt. Aber auch dieser Theil ist nicht erdichtet, wie ein Poet freiwählend in der Masse des Möglichen erfindet; sondern er ruht auf alten religiösen Vorstellungen unserer Urväter, enthält germanisches Heidenthum, erzählt Thaten und Schicksale von Göttern wie sie in der Mythe lebten.

Mit der Zusammenfügung beider Theile entsteht die Nibelungensage. Der deutsche Volksstamm bei welchem diese Zusammenfügung geschah, ist derjenige, dem es zuerst gelang mit frischer, bezwingender Macht die zerstreuten Kräfte der anderen germanischen Stämme zu einer einzigen Keule zusammenzubinden, die auf die romanischen Völker furchtbar herabfauste. Die Zeit, in welcher die Zusammenfügung vollzogen wurde, ist der Höhepunkt der Völkerwanderung, die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als Attila starb und in Rom der Thron der Cäsaren zerbrach. Die Zeit, in welcher die europäische Welt den Germanen zu gehören begann, ist auch die Zeit in welcher das größte Gedicht ihres Heidenthums von den Göttern ihnen geschenkt wurde. Die Nibelungendichtung ist der vollständigste großartigste Ausdruck den das deutsche Heidenthum gefunden hat, es ist die bleibende Erbschaft die es späteren Geschlechtern vermachte hat.

Wie, wenn wir heute nach einem ähnlichen Ausdrucke unserer Zeit suchten? Nach einem Gedichte worin wir unser bestes Fühlen, unser bestes Denken, den feinsten Duft unserer eigensten Empfindungen und Ideen beisammen fänden? Wir würden vergeblich suchen. Keine zwei Menschen heute, die eine gemeinsame Weltanschauung ohne gegenseitige Concessionen aus dem bloßen Zusammenklange ihrer Gesinnungen heraus proclamiren könnten. Keine zwei Menschen heute, welche denselben Gedanken in gleiche Worte hüllen würden. Politik und Religion, die Angelpunkte um die sich unser allgemeines Leben dreht, — Wissenschaft und Poesie, die erhabenen Trösterinnen in deren Armen der individuelle Geist aus den Stürmen des Lebens fliehend, sich zu Veruhigung und Sammlung hindurchringt: — überall in ihnen Parteien: denn überall Streit möglich. Alle Autoritäten sind für uns gefallen. Aus eigener Kraft, mit eigenem Muth sucht jeder seinen besonderen Weg. Da entstehen wohl Werke des Geistes zu denen wir demüthig emporschauen, auch Despoten treten auf, Bezwingen der Seelen und Bezwingen der Leiber: Goethe, Napoleon. Aber wir fühlen den Zwang und ergeben uns nicht. Keine Dichtung, kein wissenschaftliches System wird uns geboten, worin wir Alle uns selbst wiedererkenntn, dem wir Alle nichts hinzuzufügen, dem wir Alle nichts hinwegzuwünschen hätten. Seelenbünde werden geschlossen, zwischen wenigen und vielen: niemals zwischen Allen. Was in die letzte Hütte seinen Weg sich bahnt, ist uns trivial. Die Kirche, worin wir uns erbauen, dazu ist jenen das Thor verrammelt. Jeder Einzelne bildet für sich eine Welt.

In der Zeit hingegen, aus welcher die Nibelungendichtung stammt, bedeutete der Einzelne nichts und die Gesamtheit Alles. Eine und die-

selbe Ausdrucksweise für Alle im Leben wie in der Poesie. Eine und dieselbe Religion für Alle, gegen welche kein Zweifel und keine Kritik sich regt. Eine und dieselbe politische und rechtliche Anschauung und Sitte. Und die Individuen Sklaven der nationalen Gemeinsamkeit deren geistige Pivree sie tragen.

Aus dem Innersten dieser Alles und Alle gleichmäßig durchdringenden heidnischen Welt- und Lebensanschauung entströmte die Nibelungendichtung.

Sie hat, wie gesagt, ein doppeltes Theil an sich, ein unwahres und ein wahres, ein göttliches gleichsam und ein menschliches. Langsam stieg jenes, ein reiner Geist, aus dem Himmel herab auf die Erde, um sich mit Knochen, mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Drei Momente können wir unterscheiden, in welchen diese Vermählung des Himmlischen und Irdischen sich vollzog.

Betrachten wir zuerst den mythologischen Gedankenkreis der in die Nibelungen Sage sich hineinschlug.

Unsere Vorfahren hatten nur so weit Eine Religion wie sie Ein Volk waren. Und die vier großen Stämme in welche sie zerfielen bildeten im Grunde jeder eine Nation für sich mit seiner eigenen Priesterschaft, seinen eigenen Heiligthümern, seinem eigenen Hauptgott dem er vor den übrigen Preis und Verehrung widmete. Bei dem einen war dies eine Göttin, die Mutter Erde, auf einer Insel des Oceans an einem düsteren See ihr Heiligthum. Bei dem zweiten ein göttliches Brüderpaar, dem Castor und Pollux vergleichbar. Bei dem dritten Zeus der uralte Himmels-gott, in einem ausgedehnten Walde durch Menschenopfer geehrt. Bei dem vierten endlich, bei den Franken, ist Wodan der oberste Gott, der Gott der im Sturm über die Erde braust in langem wallendem Mantel.

Verweilen wir bei ihm.

Auf ihn ist aller Glanz versammelt, womit das Volk die umgiebt die es liebt und von denen es Liebe erwartet. Andere Götter galten in einzelnen Naturerscheinungen als die wirkenden Mächte, oder standen einzelnen Lebensbeziehungen als die leitenden segnerleihenden Gewalten vor. Wodan überragt sie alle. Was Er gewährt ist das Werthvollste, Ihm dankt der fromme Mensch das Höchste was ihm zu Theil werden kann. Wenn dicke Saaten reichliche Ernte versprechen, so ist das Wodan's Geschenk. Wenn tüchtigen Kämpfern die Krone des Sieges zufällt, so hat Wodan ein Wunder gewirkt und dem ruhmreichen Helden seinen Speer geliehen.

Das ganze Leben der Natur schien dem heidnischen Franken in dieses

Gottes Leben beschlossen. Was freudenvoll und schön und herrlich ist in der äußeren Welt, das gehörte Woban's Reich an. In den wechselnden Zeiten des Jahres erblickte der Franke Woban's wechselnde Schicksale. Mit der aufsteigenden Pracht des Frühlings sieht er Woban lebendig werden, im Sommer weiß er ihn als den unbefrittenen König der Erde. Aber die grüne Pracht fällt ab, wird verweht — und der Gott stirbt dahin. Die winterlichen Mächte über die er gesiegt, über die er geherrscht, bereiten ihm nun den Tod.

Heilige, ehrfürchtige Lieder bis zu deren Entstehung kein Gedächtniß hinaufreichte, von deren Verfassern keine Kunde bewahrt war, begleiteten den Gott auf seinem Lebenswege, und wurden zur Feier seiner großen Feste vom Volke im Chore gesungen. Und indem das Volk im Frühjahr mit ihm triumphirt über seine winterlichen Feinde, über den Wolkenbrachen, der das Licht des Himmels verhüllt, und den der Gott erschlägt, um den Schatz des Himmels, den Segen der Wolke ihm zu entreißen, — indem das Volk zur Zeit der ersten Tag- und Nachtgleiche des Gottes Vermählung feiert mit der Jungfrau Sonne, — indem es ihm entgegenjubelt da er in sein Land einreitet, — indem es der Wonne sich freut die ihm seine Herrschaft verspricht: nennt es seinen Namen Siegfried d. i. der Friede und Freude bringt durch seinen Sieg.

Woban-Siegfried's erste Frau ist die Sonne des Frühlings die mit Tagen von wachsender Dauer die Welt beglückt. Die Strahlengluthen die sie umgeben sind eine feurige flackernde Bohle in deren Mitte sie schläft, die der Gott durchreiten muß um sie zu erwecken und sich zu erringen. Und wie Er als ein streitbarer siegreicher Kriegsheld gedacht wird, als das Ideal eines Mannes, so gestaltet die Phantasie des Volkes sie zum Ideale des Weibes aus.

Die deutschen Frauen der ältesten Zeit waren auch ein kriegsmuthiges Geschlecht. Was sie im Hause und im Frieden leisteten, das fand seine poetische und religiöse Erklärung in jenen blonden Göttinnen von stiller Hoheit die in sanftumfließenden weißen Gewändern an den Ufern der Flüsse ihr gelbenedes Haar strahlen oder in heimlichem nächtlichem Zuge mit einem Heere von Kinderseelen über die Erde schweben. Aber auch lanzentragende Göttinnen gab es, wie manche Weiber ganz gerüstet mit in die Schlacht sich stürzten. Eine solche ist Siegfried's Weib. Und sie heißt Hilde, die Kämpfende — und Brunhild oder Brünhild als die in der Brünne d. i. im leuchtenden Panzer kämpft.

Das Jahr rückt zur Sommersonnenwende vor, die Tage werden von da ab kürzer, denn Tag und Nacht werden gleich, und damit beginnt das Uebergewicht und die Herrschaft der Nacht. Die Mächte der Nacht,



deren Herrschaft sich ausbreitet dem Winter entgegen, nennt die alte heilige Poesie Kinder der Dunkelheit, Söhne des Nebels — Nibelungen. Die dunkeln Nibelungen bestrecken mit ihren Risten den lichten Siegfried und die leuchtende Brunhild. Eine Nibelungin, eine andere Hilbe, Kriemhild d. i. die verummunte, verhüllte Kämpferin, eine Göttin der Nacht — wie Brunhild eine Göttin des Tages, — lockt Siegfried in ihre Nege. Ein Zaubertrank wird ihm gereicht, er vergift seine Brunhild, und wird der Sklave der Nibelungen. Er selbst muß ihnen nun Brunhild überliefern, mit dem Nibelung Günther schließt er Bundesbrüderschaft, wechselt mit ihm die Gestalt, durchreitet so noch einmal die Flammenburg Brunhild's: und sie wird Günther's Weib.

Aber die Nibelungen wollen nicht blos seinen Dienst, sie wollen seinen Tod. Der Nibelung Hagen erschlägt ihn, und mit ihm stirbt freiwillig Brunhild die nicht aufgehört hat allein ihn zu lieben. Die lichten Götter sind todt, das Reich der winterlichen Nacht bricht herein.

Das Volk auf Erden aber errichtet einen Scheiterhaufen, behängt ihn mit Kostbarkeiten und zündet ihn an, als wären aus seiner Mitte die Schutzgötter des Sommers geschieden, und müßte es nun ihnen die letzten Ehren erweisen.

Dies ist in allgemeinen Umrissen der Mythos von Woban dem Siegfried, wie die religiöse Poesie der Franken ihn besang. Jeder einzelne Zug hat seine Bedeutung, jede Wendung der Erzählung entspricht einer Wendung des Naturlebens. Der ganze Mythos ist symbolisirte Natur.

Es ist Poesie was diese Umwandlung der Naturereignisse in göttliche Geschichte bewirkt hat. Aber die Poesie kann dabei nicht stehen bleiben. Sie muß an ihren Gestalten weiter bilden, und bilden so lange bis sie einheitliche Wesen erhält, in sich geschlossen wie lebendige Menschen mit einer fühlenden Seele der wir nachfühlen können.

Wie vielerlei widerspruchsvolle Züge waren über Woban zusammengehäuft. Woban nach ursprünglicher Anschauung ist der Gott der im Sturme wüthet, ein eisgrauer härtiger Alter, der mit den Seelen der Todten in den Zwölfnächten um Neujahr durch die Lüfte zieht. Und wie vereinigt sich damit das Bild Woban's des Siegfried's? Eine Phantastiegestalt mit diesen Schicksalen, wie kann sie anders gedacht werden, denn als ein blühender schöner Jüngling mit glänzenden Augen, von hoher Gestalt, mit stolzem elastischem Gang, ein Herzenbezwinger, von leuchtender Schönheit das blonde lockichte Haupt. Und dieser dahin gerast in seinem Jugendglanz, über die weißen kräftigen Glieder ein Blutstrom mit dem das Leben verrinnt.

Je mehr sich die Poesie aller dieser Züge bemächtigte, je mehr sie sie zur Wesenseinheit zu verbinden strebte: desto mehr mußten sich dieselben der Verbindung widersetzen und endlich unwillkürlich zu zwei ganz verschiedenen Bildern sich gruppiren, so daß in der Phantasie der dichtenden Seele immer deutlicher, immer bestimmter zwei Gestalten sich von einander loslösten.

Dazu kam ein Anderes. Die älteste Vorstellung des Göttlichen trägt mannigfache Unreinheit, viele irdische Elemente in sich. Sie befreit sich davon allmählich. Ruhend, fest in sich, ohne Wandel und Wechsel, ein König der nie seinen Thron verläßt, voll Ehrwürdigkeit und leidenschaftslos, vor allem: ewig lebend und dem Tode nicht unterworfen — diesem Bilde strebt die Vorstellung des Göttlichen immer näher und näher zu. Was ihr widerspricht, wird mehr und mehr ausgeschlossen.

So wurde Wodan's Idee geläutert. Er wurde immer vollständiger ein Gott. In gleichem Maße wurde Siegfried immer vollständiger ein Mensch. Nur die göttliche Abkunft blieb ihm: und die göttliche Ewigkeit wurde mit der menschlichen Sterblichkeit durch die Vorstellung der Unerwundbarkeit bis auf Eine Stelle — vereinbart. Seine ganze Geschichte mußte nun möglichst in's Menschliche umgewandelt werden. Das Wunderbare freilich konnte bleiben, Niemand nahm daran Anstoß. Aber die Motive der handelnden Personen mußten menschlich und verständlich werden.

Siegfried galt von nun an für einen fränkischen Königssohn, Brunhild war eine Königstochter. Und aus den Nibelungen wurde ein königliches Geschlecht mit seinem eigenen Reich. Ein Rangstreit der Königinnen Brunhild und Kriemhild schlingt den ersten Schicksalsfaden: Brunhild erfährt von dem unbedachten Zorne der aufgeregten Gegnerin, wie man sie hinterging, wie nicht Günther, sondern Siegfried in Günther's Gestalt ihr Flammengefängniß durchbrach: sie selbst verlangt Siegfried's Tod, und berebet die Nibelungenfürsten dazu. Die Göttersage wurde zur Heldenfage, den alten Himmelsbewohnern entsprang eine neue Generation fabelhafter Menschen.

Wie Wodan der vornehmste Gott, so war nun Siegfried der vornehmste Held. Die Phantasie der Dichter wie ihres Publicums war mit seinen Schicksalen angefüllt. Der König wie der Bauer begehrte von ihm zu hören. Wenn die Bauern beim Trunk saßen, so mochten sie wohl ein Lied anstimmen vom Drachentöbter. Wenn der König zu den Freuden des Mahles die Würze der Poesie herbeiwünschte, so rief er wohl nach dem Sänger, der die nibelungische Hinterlist beklagte, welche den jungen Siegfried bestrickte.

Wir gelangen zu dem zweiten Momente in der Entstehung der Nibelungenfage.

Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als bereits der Gott Siegfried in der Phantasie seines Volkes ein freilich noch außerordentlicher Mensch geworden war, saßen die Franken am linken Rheinufer etwa von Coblenz rheinabwärts bis an die Mündung der Maas. Südlich von ihnen in der Rheinpfalz hatten die Burgunder ein Reich gegründet, dessen Hauptort Worms war. Der burgundische König hieß Gunthar, Gunther. In glücklichen Kriegsthaten gegen die Römer hatte er sich seinen Ruhm und sein Reich erworben. Dafür bereitete ihm die intrigante Politik des römischen Feldherrn Aetius den Untergang. Ein scheinbarer Friede zwischen ihnen war geschlossen worden. Aber ein hunnisches Heer, aus römischen Kriegsdiensten in Gallien zurückkehrend, fiel ihn an und lieferte ihm eine Schlacht, in der 20,000 Burgunder erschlagen wurden — eine ungeheure Zahl für damals — und in welcher er selbst das Leben verlor. Das geschah im Jahre 437.

Dieses gewaltigen Ereignisses das die umwohnenden Völker erschütterte bemächtigte sich die fränkische Dichtung. Aber die Franken waren noch keine schreibende Nation damals, es gab keine sichere Ueberlieferung geschעהener Dinge, keine Anstalten waren getroffen zur genauen Ermittlung ihres inneren Zusammenhanges, das einfache fertige Resultat wurde hingenommen, schwankende Berichte darüber gingen von Mund zu Mund. Niemand unter diesen Germanen sah der römischen Politik in die Karten. Niemand vielleicht überjah alle Ereignisse des Krieges und den ganzen Verlauf der großen Entscheidungsschlacht. Wie die Nachricht sich verbreitete, mußten zahlreiche unwillkürliche Entstellungen die Einzelheiten betreffen. Und der erste Franke der sie dichterisch bearbeitete, wußte von der historischen Wahrheit vielleicht nichts, als die Thatsache des Unterganges Gunther's durch die Hunen, und die Thatsache eines großen Verrathes der gegen ihn verübt worden war. Wenn aber ein poetisch wirksamer Stoff daraus werden sollte, ja selbst, wenn ein einfacher Mensch der kein Dichter war, von der Schreckensbotschaft ergriffen, mit der Erzählung davon auf Anderer Gemüther Eindruck hervorbringen wollte: wie viel mußte er hinzuthun! Wie vieles verlangte seine Einbildungskraft zu wissen, wovon ihm die Ueberlieferung nichts gewährte. Er brauchte vor allem einen bestimmten Menschen von dem er ein bestimmtes Bild in der Seele trug, dessen Leidenschaften, Absichten, Machinationen er den Untergang der Burgunder zuschreiben konnte. Er mußte in die Tiefen seines Gemüthes blicken. Er mußte die Einzelheiten seines Verfahrens wissen.

Die Person die sich von selbst gleichsam in des Dichters Phantasie einfand und die vacante Stelle besetzte, war Attila.

Nicht Attila selbst war der Besieger gewesen. Aber als der Schrecken seines Namens sich ausbreitete, da gab es keine furchtbare That der Hunnen mehr, die nicht auf seine Rechnung gesetzt wurde. Und weil Macht und Reichthum, die königliche Würde und der königliche Schatz für die germanische Anschauung eng verschwiferte und unzertrennliche Begriffe waren; so mußte Habsucht das Motiv gewesen sein das Attila gegen die Burgunder gereizt hatte. Ihren Schatz wollte er ihnen abgewinnen, der Verrath den die Römer begangen hatten wurde ihm zugeschrieben, und in eigenmächtiger poetischer Gestaltung zu einer Verlockung in sein Land umgewandelt, um die unterliegenden Helden noch verlässener, ihre Situation nach gefährlicher darzustellen, als die wahre Geschichte sie kannte.

Wurden nun diese Thaten und Aenderungen alle erfunden? Wir dürfen nicht ohne weiteres antworten: ja.

Unter poetischem Erfinden versteht man eine bewußte Thätigkeit. Der erfindende Poet weiß, daß seinem gegebenen Stoffe dieses und jenes mangelt, er bestrebt sich es ihm zu verleihen, und sucht danach eifrig wo er irgend es fände. Von alledem kann bei einem Dichter jener Zeit nicht die Rede sein. Der weiß nicht einmal daß Er mit seinen Geisteskräften ein Gedicht schafft. Der homerische Sänger der den Zorn des Achilles besingen will, ruft die Muse an, und bittet, sie möge ihn besingen. Das ist keine Redefloskel wie im Munde eines heutigen Dichters. Es ist der Ausdruck wahren Glaubens. Die Muse glaubt der Dichter singend in sich, sie legt ihm die Worte auf die Zunge, er spricht sie nur aus.

In der Phantasie des altgermanischen Dichters sieht es aus wie in einem Puppenspiele. Nur wenige Figuren mit denen alle Rollen gegeben werden müssen. Die allgemeine Anschauung der alten Zeit bestätigt sich hier. Die einfachen Lebensverhältnisse ließen es zu sehr individuellen Charakteren nicht kommen. Eine geschlossene Reihe von Charaktertypen ist vorhanden die immer wieder auftreten. Und wie die Charaktere, die Geminnungen, so die Thaten der Menschen. Alle nach Einem, voraus feststehenden, wiederkehrenden Stil. Immer dieselben Interessen aus denen gehandelt wird, dieselbe Art und Weise, wie gehandelt wird. Darum kann sich der Ausdruck der Poesie in bestimmten, fast für alle Fälle bereit liegenden Formeln bewegen. Und wenn die Kunde jener Burgunberschlacht zu einem Dichter drang, so mußten die lebhaften glänzenden Bilder von Schlachten, die er längst in seinem Geiste fertig herumtrug, sofort sich einstellen. Die Könige, die nach fremden Schätzen und Reichen habgierig trachteten, tauchten aus einem Winkel seiner Phantasie auf, drangen an's

licht. Und so fort: alle Gegenstände welche die poetische Einbildungskraft in sich aufnahm um sie neu zu schaffen, erhielten Gestalten die von langerher festgestellt waren, wie Gegenstände, die man in die Sprudel gewisser Mineralquellen wirft, alle gleichmäßig versteinert herauskommen.

Eine solche Umwandlung ging in der fränkischen Poesie mit der Geschichte von Gunther's und seiner Burgunder Tod vor. Aber damit nicht genug: die so umgestaltete Geschichte verband sich und verschmolz mit der fränkischen Dichtung von Siegfried dem Drachentöbter zu Einer Sage. Auch dies geschah durch einen nothwendigen Proceß welcher in der dichterischen Phantasie sich ohne bewußte Absicht vollzog.

Ich denke mir einen Dichter, dessen Phantasie ganz angefüllt ist mit den Gestalten der Siegfriedsdichtung, für welchen Gunther eine scharf umgrenzte Person ist die er mit seinen inneren Augen vor sich sieht als ob sie lebte. Ich denke mir ferner, daß dieser Dichter zu dem Wesen der Sage in einem persönlichen Verhältnisse gleichsam steht, daß er Siegfried liebt und seine nibelungischen Feinde haßt, daß es längst ihn schmerzte den treulosen Gunther ohne Strafe, den schmäzlich hingemordeten Siegfried ohne Rache zu sehen. Da hört er plötzlich von einem Gunther, der in einer großen blutigen Schlacht erschlagen worden. Wie wenn dies sein Gunther wäre, der Nibelung Gunther, der Bruder Kriemhild's, der Feind Siegfried's? Aber nicht einmal diese Frage taucht als Frage in ihm auf. Wie der natürliche Mensch nach der nächsten Frucht langt die ihm in die Augen fällt, um seinen Hunger zu stillen: so greift die hungrige Phantasie ohne lange zu fragen nach dem was sie entbehrt, gleichviel wo es sich zeige. Dem Dichter wird es alsbald zur Gewißheit: die beiden Gunther, der nibelungische und der burgundische, sind Eine Person. Aber der letztere lebte ja noch vor wenigen Jahren, und der erstere vor unvordenklicher Zeit? Den Dichter kümmert das nicht, er weiß nichts mehr davon. Wenn er wieder an des Königs Tafel von Siegfried's höchst grausamem Morde singt, wie er so oft schon gesungen, indem er ein altüberliefertes Lied wiederholte, so fügt er diesem nun wohl hinzu: „Dem der den Mord mitberathen und dem der den Mord hat gethan, ward später die Unthat blutig vergolten.“ Und wenn er die neuen Lieder von der Burgunderschlacht und König Attila vorträgt, deren er keines selbst gedichtet zu haben braucht, so wird er Hagen Siegfried's Mörder mit einschließen und ebenfalls umkommen lassen im Blutbad, und er wird vielleicht Attila den burgundischen Helden ihre letzten Momente durch die höhrende Rede verbittern lassen: so hätten sie an Siegfried gehandelt, verrathen, getödtet: nun komme es ihnen heim.

Will man durchaus von Einem Dichter des Nibelungenliedes reden, ist man entschlossen um des einheitlichen Grundplanes willen mit Gewalt einen einheitlichen Homer unseres Volksepos zu erfinden — denn kein solcher täuschender Name ist uns glücklicherweise überliefert worden und nur die Hirngespinnste unvorsichtiger Philologen haben in dieser Eigenschaft von Zeit zu Zeit ihr Wesen, ob sie nun als Konrad von Würzburg oder Heinrich von Ofterdingen oder Rudolf von Ems oder als der Kärnberger auftreten, — will man, sage ich, durchaus den Ruhm des Nibelungenliedes auf Einen Menschen häufen: der Sänger den ich eben geschildert, das ist der einzig würdige. Sein Werk ist der „einheitliche Grundplan.“ Aber man sieht zugleich, auf welches Minimum von dichterischer Thätigkeit sich dies Verdienst reducirt.

Ein Glück für ihn und uns, die wir die herrlichen Früchte seiner Thätigkeit genießen, daß das kritische Vermögen in seinen Zuhörern so wenig entwickelt war wie in ihm selbst. Denn Wahrheit verlangte, erwartete man von dem Sänger. Und ihm ist es gewiß nie in den Sinn gekommen daß er strenggenommen ein Rägner war.

Der natürliche uncultivirte Mensch hat kein Gedächtniß für eine Thatsache als solche, er hat kein Interesse an dem exacten Wissen. Nur was er selber will, das Zukünftige das durch seine That erst werden soll, das weiß er: er hat seine Pläne, sein bewußtes Streben, und die Uebersicht seiner Mittel an's Ziel zu kommen. Aber ist es erreicht, oder scheitert er in seiner Bemühung, so wird auch dies sogleich ein Factum das nun mehr der Phantasie angehört und womit die Phantasie, „die allverwandelnnde, die allverschwissternde Himmelsgenossin,“ wie Novalis sie nennt, nach Willkür ihr Spiel treibt. Die Worte aber die von den Lippen des geweihten Sängers quellen, die hat ein Gott ihm eingegeben, und sie werden wie ein Orakel geglaubt.

Noch war die Nibelungendichtung nicht abgeschlossen. Eine dritte Erweiterung kam hinzu.

Nicht zwei Jahrzehnte waren verflossen seit der großen Burgunderschlacht, als eine neue, aufregende, aber diesmal sehr freudenvolle Nachricht die deutschen Landschaften durchflog. Attila, der gewaltige Hunnenkönig, vor dem die Welt zitterte war todt. Und seine Mörderin, erzählte man, sei Hilbric gewesen, sein eigenes Weib.

Hilbric — was mußte der Name bei einem Franken der die Gefänge von Siegfried, Kriemhild, Gunther und Attila kannte, was mußte er vollends bei einem fränkischen Dichter für Gedanken erwecken und anregen

Man war in alter Zeit so wenig wie heute gewohnt längere Namen von Männern oder Frauen ganz auszusprechen; für Kriemhild durfte Hilde gesagt werden, und aus Hilde konnte durch eine beigefügte Verkleinerungsfilbe Hilbiko werden: Kriemhild und Hilbiko mithin ist derselbe Name.

Was schon einmal wenige Jahre vorher durch die Namensgleichheit zweier verschiedener Gunther bewirkt worden war, wiederholte sich jetzt. Die Personen welche denselben Namen trugen, verschmolzen in der dichterischen Phantasie zu einem einzigen. Die Hilbiko welche den Attila, ihren Mann, erschlug war dem fränkischen Dichter Kriemhild, die Nibelungin, Siegfried's Weib, Gunther's Schwester. Und das Motiv ihrer That war leicht gefunden. Indem sie Attila erschlug, rächte sie den Tod ihres Bruders.

Mit dem Zuwachs von Attila's Tod gelangte die Nibelungendichtung zu einer Art von Abschluß. Rein mythisch und heidnisch-religiös war ihr Embryo. Dann verwandelten sich erstens die Götter in Menschen; der zur Sage gewordene Mythos verschmolz zweitens mit dem historischen Ereigniß einer großen Schlacht zwischen Hunen und Burgundern, in welcher die Hunen einen verrätherischen Sieg erfochten; dieser wurde dem Attila zugeschrieben und drittens dessen Tod mit jenem Ereignisse in inneren Zusammenhang gebracht.

Uebersehen wir nun noch einmal in Kürze die ganze älteste Gestalt der Nibelungensage, welche von unserem Nibelungenliede sich nicht unbedeutend unterscheidet.

Siegfried, ein fränkischer Königssohn, tödtet einen Drachen und erbt seinen Schatz. Er reitet durch die Flammen welche die schlafende Brunhild umschließen und gewinnt sich diese zum Weibe. Er verläßt sie und kommt an den burgundischen Hof. Ein Zaubertrank wird ihm kredenzt, der ihm das Gedächtniß benimmt, und vergessen ist Brunhild: die burgundische Königstochter Kriemhild erwirbt seine Liebe. Er schließt mit ihren Brüdern Bundesbrüderschaft, erwirbt dem Gunther die vergessene Brunhild, und erhält Kriemhild zur Ehe. Der Streit der beiden Königinnen wird die Ursache seines Todes. Um Siegfried's Wittwe aber läßt Attila freien, und sie nimmt ihn zum Mann. Attila strebt nach den Schätzen der burgundischen Brüder, lockt sie an seinen Hof und erschlägt sie. Kriemhild ist nun verpflichtet Blutrache zu üben an ihrem eigenen Mann. Als er einstmals im Trunke sich übernommen und fester Schlaf seine Glieder umschloß, vollführte sie des Nachts die ungeheure That. Wie es im alten Liede heißt:

Mit dem Dolch gab sie Blut dem Bette zu trinken  
 Mit mordlustiger Hand: sie löste die Kunde:  
 Vor der Saalthür warf sie, das Gefinde erweckend,  
 Die brennende Brandfadel die Brüder zu rächen.

Attila's Burg geht in Feuer auf. Kriemhild aber, nachdem sie die Pflicht gegen ihre Brüder erfüllt, leistet nun auch dem Gatten die Pflicht und folgt ihm im Tode nach, indem sie selbst in die Flammen sich stürzt.

In solcher Gestalt ungefähr wurde die Nibelungenichtung durch zahllose Säger über ganz Deutschland verbreitet und weit über Deutschland hinaus bis auf die skandinavische Halbinsel, von wo sie später mit den ausziehenden Geschlechtern des Adels nach Island wanderte.

Ich sage: die Nibelungenichtung. Aber ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich ein einziges großes Gedicht meinte. Ein solches gab es auch jetzt nicht. Es gab nur einzelne Lieder welche die einzelnen Theile der ganzen Dichtung oder Sage behandelten. Ja es gab über dieselben Theile der Sage verschiedene Gedichte welche in Einzelheiten, vielleicht sogar in wesentlicheren Punkten von einander abwichen. So sang man besondere Lieder von dem Drachenkampfe Siegfried's, von Siegfried's Flammenritt, von seiner Ankunft am burgundischen Hof u. s. w.

Die Verfasser aller dieser Lieder sind unbekannt. Keiner jener alten Dichter hat jemals gesungen um seinen Namen durch ein solches Werk auf die Nachwelt zu bringen. Und keines der Lieder wurde aufgeschrieben: nur durch mündliche Tradition erhielten sie sich. Darum veränderten sie sich mit den Personen durch deren Mund sie gingen, und mit den Jahren ihrer Lebensdauer. Die Säger welche an den Höfen der Könige und der Großen die Lieder vortrugen, mochten Lücken ihres Gedächtnisses durch eigene Einfälle verdecken. Oder ihr poetisches Gefühl mochte Aenderungen fordern, die sie unbedenklich, fast ohne es zu wissen vornahmen. Kurz, von einzelnen bestimmten Verfassern der alten Lieder könnte, wie bei unsern Volksliedern auch wenn uns Sängernamen überliefert wären, kaum die Rede sein, — so wenig werden ihre Werke im Laufe der Zeiten die ursprüngliche Gestalt bewahrt haben.

Während nun die Nibelungenlieder aus ihrer fränkischen Heimath am Rhein in die Welt hinaus zogen, waren in Deutschland die Metamorphosen der Dichtung noch immer nicht ganz zu Ende. Aber es würde mich zu weit führen, wollte ich das Schauspiel dieser Verwandlungen, welches wir nicht aus directen Nachrichten, sondern nur durch den Scharfsinn gelehrter Combination erst kennen lernten, seinem ganzen Verlaufe nach abschildern. Ich muß den Vorhang hier herabrollen lassen, und es folgt ein Zwischenakt von sieben Jahrhunderten.



In der zweiten Hälfte des zwölften Säculums öffnet sich uns die Bühne von neuem. Die Dynastie der Hohenstaufen regiert über Deutschland. Eben wird eine traurige Botschaft den deutschen Stämmen zugebracht, und von den Burgen des Abels bis hinab zur ärmsten Hütte mit Schrecken vernommen: Kaiser Friedrich den Rothbart hat auf seinem Zuge in's heilige Land ein neidischer Fluggott hinweggerafft. In dieser Zeit (es ist das letzte Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts) finden wir unsere Nibelungenbüchse wieder.

Die Scene hat sich verändert. Wir sind vom Rhein weg veretzt an die Ufer der Donau, nach Oesterreich. Die Babenbergischen Fürsten halten zu Wien glänzenden Hof. Ein reicher und mächtiger Adel haust auf seinen Burgen zerstreut über das Land. Und in diesen höchsten Ständen herrscht ein bemerkenswerthes Interesse nicht bloß für die Pflege der Poesie, sondern der lebhafteste Drang, selbst Poesie zu üben.

Es war eine wichtige Zeit damals angebrochen für die Entwicklung des Gemüthes der deutschen Nation. Die früheren Menschen bewegten sich in grellen Contrasten. Ohne Uebergang wurden sie von Entbehrung in Genuß, von Genuß in Entbehrung geworfen. Was zwischen beiden schwebt, Sehnsucht, Treue und Wehmuth, der lautlose Schmerz der nur in Thränen redet, das kannten sie nicht. Die Blüthe des feinsten Gefühls war noch unaufgeschlossen für sie. Erst damals wurden die zartesten Seiten der menschlichen Natur zum erstenmale gerührt, der höchste Gipfel des menschlichen Empfindungslebens erst damals erklimmt.

Die Gemüthsvertiefung hatte mit der Religion begonnen, der reuige Sünder der sich zerkränkt vor Gott hinwarf oder die Gottesmutter Marie unter bitteren Selbstanlagen weinend um ihre Fürsprache anflehte, erfuhr zuerst an sich jene Erschütterungen des inneren Wesens, welche durch keinen äußeren Unfall, durch keinen erlittenen körperlichen Schmerz hervorgerufen waren, welche lediglich aus der Bewegung seiner Gedanken und deren Beziehung auf einen ganz idealen Vorstellungskreis entsprangen.

Das Kind der religiösen Innigkeit ist die Liebesinnigkeit. So übermächtig wurden die neuen ungeahnten Empfindungen, so blendend wirkte der Glanz dieser neuen Welt die sich plötzlich aufschloß — wie die alten Legenden von heiligen Männern erzählen, denen im Traum ein Blick in des Paradieses Seligkeit gegönnt wurde —: daß es die Menschen drängte (wie durch einen Schrei sich körperlicher Schmerz Luft macht) von dem Druck der auf ihre Seele geübt wurde sich zu befreien, indem sie ihr inneres Leben in Worte ausströmten.

Jene Zeit ist die Geburtsstunde der edlen Liebe, die alle irdische Beimischung von sich abgestreift hat. Es erklangen die ersten Laute der

Sehnsucht damals in deutscher Poesie. Zum erstenmale löste der Mensch sein eigenes Innere, das Reich seiner eigenen Gedanken und Empfindungen von dem Reiche der Außenwelt, die auch ihre Strahlen in sein Inneres wirft, vollständig ab, und machte sich selbst zum Gegenstande und Mittelpunkt der Dichtung. Die Geburtsstunde der reinen Seelenliebe ist auch die Geburtsstunde der deutschen lyrischen Poesie. Diejenigen aber, deren Brust die ersten leisen Melodien jener höheren Empfindung entquollen, waren deutsche Frauen. Und von österreichischen adelichen Damen rühren die einzigen Abdrücke des ältesten lyrischen Geistes her, die auf unsere Zeit gekommen sind.

Die Fähigkeit, in angemessenen Situationen sich poetischer Formen mit Geläufigkeit zu bedienen, war eine kurze Zeit lang ungemein verbreitet in den Kreisen des österreichischen Adels. Die Kunst zu improvisiren verstanden Viele die nichts weniger als Dichter oder Sänger von Profession waren. In Augenblicken höchster Erregung der Empfindung flatterten Liebestrophen von schönen Lippen welche vielleicht nicht vorher und nicht nachher mehr einen einzigen selbstgedichteten Vers gesungen haben. Sehr schmucklos und sehr ärmlich erscheinen uns diese kurzen Lieberchen vielleicht. Aber unter der bescheidenen Hülle fühlen wir dennoch den warmen Schlag des jungen Herzens. Es sind nur einzelne Seufzer gleichsam, die aus der gepressten Seele sich losringen.

Hören wir zum Beispiel wie ein Mädchen dem den sie liebt dies rührend gesteht:

Wenn ich in meinem Hemde	nächtlich sieh allein
Und ich da gebente,	ebler Ritter, dein:
So glühete meine Wange	wie die Ros' am Dornstrauch glüht,
Und leise senkt sich oftmals	mir die Sehnsucht in's Gemüth.*)

Und wie schwermuthsvoll klagt eine Andere um den ungetreuen Lieb-ling, welchen sie einem Falken vergleicht, den sie sich gezähmt, mit dem sie gespielt, der ihr entfloß.

Ich zog mir einen Falken	länger als ein Jahr.
Doch als er wie ich ihn wollte	vertraut und zahm mir war,
Und ich ihm sein Gefieder	mit goldner Zier umwand:
Da hob er sich zur Höhe,	flog von mir in ein ander Land.
Ich sah seitdem den Falken	oft in stolzem Flug.
Doch ach! an seinen Füßen	er seidne Fesseln trug,

\*) Im Grundtext lautet das Lied:  
Swenne ich stân aleine  
und ich gedencke ane dich,  
so erblüejet sich mîn varwe  
und gwinnet mir daz herze

in minem hemede  
ritter edele,  
als der röse am dorne tuot,  
viel manegen trârigen muot.

Ein fremdes Gold ihm glänzte roth im Geseber —  
 O, sende, Gott, den Liebsten, sende mir ihn wieder. \*)

Der wunderbar poetische Blumenwuchs der in den adelichen Kreisen von Oesterreich empor sproßte, umrankte auch die alten nibelungischen Steinsäulen noch einmal. In derselben aristokratischen Gesellschaft, in welcher jene Liebeslieder entstanden, wurden auch neue Lieder von den Nibelungen geächtet.

Wie sehr aber hatte sich ihr Inhalt geändert die lange Flucht der Jahre hindurch. Wie waren alte Elemente der Sage verblaßt und verkümmert, andere dagegen breiter ausgeführt, ja selbst neue hinzugekommen, — ganze wichtige Motive fallen gelassen und durch weit verschiedene ersetzt.

Daß Brunhild Siegfried's erste Frau war, ist bis auf eine letzte Spur vergessen. Das Wunderbarste in Brunhild's Erscheinung, der Flammenkranz der ihre Burg umgiebt und den Siegfried durchreiten muß, ist verschwunden. Sie wohnt im fernsten Norden auf Island. Durch drei siegreiche Kampfspiele, Speerwurf, Steinwurf, Weitsprung, wird sie errungen. Zwischen Siegfried und Gunther findet kein Gestaltenwechsel mehr statt, sondern in einen unsichtbar machenden Mantel gehüllt steht Siegfried dem Gunther in den Kampfspielen bei.

Die größte und einschneidendste Veränderung ist die, daß nicht Attila die Burgunder an seinen Hof lockt und sie aus Habsucht verdirbt, sondern daß Kriemhild es thut als Rächerin ihres bösslich ermordeten Siegfried. Und in dem zweiten Theile der Dichtung der von dieser Rache handelt, treten eine Menge Personen auf, welche die älteste Sage nicht kennt: Dietrich von Bern, der alte Hildebrand und ihre Volksgenossen; Rüdiger von Böhlar der treueste Vasall; Volker von Alzei der Sänger und Held; Iring und Irnfried und noch Andere.

Fast um eben so Viele ist die Masse der Erschlagenen vermehrt. Nur Attila, der in dem ganzen Drama nur die Rolle eines müßigen Zuschauers spielt, dann Dietrich und Hildebrand ragen wie drei einsame Masten des untergegangenen Heldenschiffes über die Fläche der verschlingenden See empor.

\*) Ich zôch mir einen valken  
 dô ich in gezamete  
 und ich im sin gevidere  
 er huop sich af vil hôhe

Sit sach ich den valken  
 er fuorte an sinem fuoze  
 und was im sin gevidere  
 got sende si zesamene

mêre danne ein jâr.  
 als ich in wolte hân,  
 mit goldes wol bewant,  
 und fluog in anderiu lant.

schône fliegen:  
 sidine riemen,  
 alrôtguldin.  
 die gerne geliebe wellen sin.

Auch jetzt wieder, wie in jener ersten Zeit nach Attila's Tod, bemächtigte sich nicht ein einzelner bedeutender Geist dieses gewaltigen Stoffes, um Ein einheitliches Gedicht daraus zu machen. Wieder griffen die verschiedenen Dichter — auch ihre Namen unbekannt wie die der alten Nibelungenlieder und die der gleichzeitigen Liebeslieder — nur einzelne Theile dieses Stoffes zu poetischer Behandlung heraus. Wieder fanden einzelne Theile doppelte Bearbeitung, während andere ganz leer ausgingen.

Aber die Lieder wurden jetzt, in der vorgeschritteneren Zeit, durch die schriftliche Aufzeichnung fixirt. Und diesem Umstande verdanken wir es, daß ihrer zwanzig uns erhalten sind. Doch hat man die Lücken zwischen ihnen ausgefüllt, durch mannichfache Einschaltungen sie einander zu nähern gesucht, dem verschiedenen Stile verschiedener Dichter ein modisches, gleichmäßig bedeckendes Mäntelchen umgehängt. Und was so zu Stande kam mit dem Schein eines einheitlichen Gedichtes, ist unser Nibelungenlied. Nicht Ein Lied also eigentlich, sondern eine Sammlung von zwanzig Liedern, welche das schärfere Auge philologisch geschulter Kritiker in ihrem verschiedenen Charakter, mit ihrem verschiedenen Stil, in ihren verschiedenen Ansichten über manche Punkte der Sage noch sehr wohl unter dem fremdartigen Schutt und Anwurf zu erkennen vermag.

Der Geist den fast alle diese Lieder athmen ist nicht der Geist der hohenstaufischen Periode. Sondern es ist noch der Geist der Zeit, in welcher man zuerst von den Nibelungen sang.

Es war ein hartes, wildes und kriegerisches Geschlecht, jene Germanen der Völkerwanderung: knorrig und fest wie ihre Eichen, rauh wie die Luft die sie in sich zogen, düster wie der Himmel zu dem sie emporblickten, ahnungsvoll im Gemüthe wie das Rauschen ihrer Wälder, träge im Frieden wie die Moore und Sümpfe die sich noch endlos dehnten durch ihre Länder: im Kriege aber unwiderstehlich wie die Stürme die über ihre Heiden hinbrausten.

Das ungestüme Heldenfeuer dieser Nordlandsöhne lodert noch hell auf in dem Nibelungenliede. Die Muse die es eingegeben hat, ist eine stürmische Walküre die auf dunklem Schlachtroß durch die Wolken jagt, gepanzert von Kopf bis zu Füßen, Kampf und Streit in ihrem Blick, Zorn auf ihrer Braue.

Aber wenigstens nicht alle Dichter der Nibelungenlieder haben aus dem Methorn dieser Muse sich Begeisterung getrunken. In dem Liede von Siegfried's und Kriemhildens erster Begegnung kispeln ganz andere Stimmen, Stimmen aus einer neuen erst aufsteigenden Welt.

Ein großes Fest war zu Worms am Rhein. König Gunther wußte schon längst

Wie von ganzem Herzen	Siegfried der kühne Held
Seine Schwester liebe,	sah er sie gleich noch nie,
Der man den Preis der Schönheit	vor allen Jungfrauen lieh. *)

Und da besprachen sich die Burgunder unter einander, sie wollten Kriemhild in der Gesellschaft erscheinen lassen, um Siegfried Freude zu machen. Denn

Was wäre Manneswonne,	was freut er sich zu schaun
Wenn nicht schöne Mägdelein	und herrliche Frau'n?

In gespannter Erwartung standen die Ritter und Festgenossen, Siegfried vor Allen, um das holde Mädchen zu sehen.

Da kam die Minnigliche	wie das Morgenroth
Eritt aus trübem Wolken.	Die schied von mancher Noth
Der sie im Herzen hegte:	was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche	nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete	gar mancher Edelstein;
Ihre rosenrothe Farbe	gab minniglichen Schein.
Was Jemand wünschen mochte,	er mußte doch gestehn,
Daß er hier auf Erden	noch nichts so schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond	vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter	sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit	vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erhöhen	den schmucken Helben ihren Muth.

Siegfried, indem er sie sah, wurde vor Gedanken oft bleich und wieder roth. Da holte man ihn zu ihr. Hoch erröthete sie indem sie ihn willkommen hieß.

Er neigte sich ihr minniglich,	als er den Dank ihr bot.
Da zwang sie zu einander	sehrender Minne Noth.
Mit liebem Blick der Augen	sah'n einander an
Der Held und auch das Mägdelein:	das ward verfohlen gethan.

Ward freundlich da gedrückt	ihre weiße Hand
In rechter Herzensminne?	das ist mir unbekannt.
Doch kann ich auch nicht glauben,	es wäre nicht geschehn.
Sie hatt' ihn holden Willen	ohne Säumen lassen sehn.

Zu des Sommers Zeiten	und in des Maien Tagen
Sollt' er in seinem Herzen	nimmer wieder tragen
So viel hoher Wonne	als er da gewann,
Da ihm die zur Seite ging,	die der Held zu minnen sann.

Die Muse welche einem Dichter Das eingeben konnte, war ein zartes, kleines, blondes Mädchen, das zusammenzuckte, wenn es ein Schwert blitzen sah. Freilich es laßt in gebrochenen kindischen Tönen. Und wenn wir rücksichtslos mit dem ganzen Bewußtsein des modernen Geschmacks

\*) Dies wie das Folgende nach Simrod's Uebersetzung.

ihren Gesang in uns aufnehmen, so mögen sich Nahrung und Mittel bei uns mit Geringschätzung mischen. Aber unterdrücken wir allen Spott. Hören wir vielmehr mit Ehrfurcht zu. Denn dieses Liebesstammeln ist das früheste Morgenroth der neuen Zeit, das die alten starren Bergriesen mit seinem Schimmer umgüßt.

Eine und dieselbe Geistesmacht regt zum ersten Male die Flügel in diesen gefühl sinnigen Stellen eines Nibelungenliedes wie in jenen Iyrischen Poesien adlicher Damen. Der Mensch der sich selbst werth genug geworden ist, um seine tiefsten und verborgensten Empfindungen poetisch zu verklären, der wird bald auch so kühn sein, seine Gedanken, seine Gesinnungen, seinen Willen zu proclamiren und sie, wenn es sein muß, einer Welt entgegenzuschleudern.

Es ist eine große Stunde unserer Geschichte aus welcher das Nibelungenlied uns ein Denkmal verblieb. Zwei himmelweit verschiedene Lebensepochen unserer Nation reichen in ihm sich die Hand. Die alte Nacht sinkt hinab und über ihren schwarzen Rücken schreitet der junge Tag auf die Erde. Die Nacht heißt Gebundenheit, Knechtschaft der Seele. Der Tag heißt Losgebundenheit, Freiheit des Geistes.

Wilhelm Scherer.

---

## Graf Ludwig Yorck von Wartenburg.

---

Je kleiner ein Kreis ist, je vereinzelter die Mitglieder eines ehemals großen lebendigen Bundes augenblicklich sich fühlen, je schwerer trifft jeder Verlust. Einen solchen hat die altliberale Partei Preußens so eben zu beklagen.

Es wäre ein Verkennen der gegenwärtigen Lage, wenn die Partei leugnen wollte, daß sie durch die Bewegungen des Tages bei Seite geschoben ist, wenn sie ihr Auge vor der Thatsache verschließen wollte: daß man an beiden entgegengesetzten Endpunkten politischer Parteistellung schon siegesgewiß an ihre dauernde Vernichtung glaubt. Und äußerlich wenigstens mit scheinbarem Recht. In der Presse, in den beiden Häusern des Landtages hat sie nur noch wenige treubewährte Vertreter, welche in alter Selbständigkeit, den Rechtsboden wählend, zugleich den Interessen der Zukunft des Vaterlandes Rechnung tragen.

Um so mehr geziemt es dem Organ, welches diese Interessen, zu be-

ren bestimmter Aussprache es gegründet, von je auf seine Fahne geschrieben, und diese als die wahre Fahne Preußens, die „dennoch“ in Deutschland siegen muß, auch jetzt noch voranträgt, ein ehrendes Wort denen nachzurufen, die einst in ihren Reihen gekämpft, gerade jetzt aus dem Kampfe abgerufen werden. — Einer der Edelsten ist aus unserer Mitte geschieden.

Den 12. Juli d. J. starb zu Klein-Dels in Schlessien Graf Ludwig Yorck von Wartenburg, und wenn wir jetzt schon ein Bild seines Lebens und Wirkens geben, so kann dies nur in flüchtiger Skizze geschehen. Denn noch ist weder Stunde noch Ruhe gekommen, die aus Quellen geschöpfte Beschreibung eines Lebens und Schaffens zu liefern, das bedeutend und glücklich genug war, um dem künftigen Biographen den dankbarsten Stoff zu einer Darstellung darzubieten, die in harmonischer Durchdringung von Person und Wirksamkeit von Wenigen übertroffen werden dürfte. Hier gilt es nur an der noch offenen Gruft den Kranz frischer Erinnerung nieder zu legen.

Graf Ludwig Yorck von Wartenburg, der jüngste Sohn des Feldmarschalls, am 31. Mai 1805 zu Mittenwalde in der Mark, wo damals sein Vater als Oberst und Chef des Feld-Jägerregiments in Garnison stand, geboren, verlebte die Jahre der Kindheit im Schooße der Familie, zuerst in Marienwerder, dann in Königsberg in Preußen. Im Herbst 1814 siedelte die Familie nach Breslau über, wohin der Vater als Gouverneur und commandirender General der Truppen in Schlessien aus Frankreich zurückgekehrt war. Hier verließ Ludwig das väterliche Haus; sein Vater übergab ihn zum Besuch des Friedrich-Gymnasiums der damals sehr beliebten Pension des Prediger Wunster, zweiten Geistlichen an der Hofkirche. Mit frischen muntern Gefellen verlebte er hier eine frohe Knabenzeit, deren er später sich oft und gern erinnerte, und das Band der Jugendgenossenschaft hat mit den Meisten der Mitschüler durch's Leben sich erhalten, mit Einigen zu festem Freundschaftsbande sich erstarkt, das allen spätern Stürmen getrogt.

Nachdem die Genossen abgezogen waren, verließ auch Yorck die Pension, und bereitete sich, beauftragt von Steffens, in dessen Hause er verkehrte, unter Leitung des späteren Directors des Marien-Gymnasiums zu Posen, Dr. Brettner, zur Universität vor, welche er Michaelis 1822 zuerst zu Breslau, von Ostern 1824 an zu Berlin bezog. Steffens, der bis zu seinem Tode Yorck's väterlicher Freund blieb, weckte vorzüglich dessen tiefreligiösen Sinn, den er, fern von aller Pietisterei und beleuchtet von der Erkenntniß freiesten Geistes und wissenschaftlicher Bildung, für immer festhielt. Von demselben Führer wurde er in Breslau, von seinen beiden nachherigen Schwägern, dem damaligen Major und dem da-

maligen Hauptmann von Willisen, in Berlin in die Stätten der Wissenschaft und in die Häuser der damaligen Träger derselben eingeführt, und ein Kreis froher Studiengenossen, welche neben dem fröhlichsten Genuße studentischen Treibens nie den tiefern Ernst dieser Zeit freigeistiger Vorbereitung für's Leben aus den Augen verloren, fand in seiner geräumigen Wohnung gasifreien Raum für die Gymnastik des Geistes und Körpers.

Im Frühling 1825 begab er sich mit Major von Willisen auf Reisen, welche während zweier Jahre durch die Schweiz, Frankreich, England und Italien führten, und von denen er zwei Errungenschaften heimbrachte, die ihn sein ganzes Leben hindurch erfreut und erhoben haben, die vollkommene Kenntniß der Sprache und Literatur dieser drei alten Kulturländer, und die Liebe und Kennerschaft der bildenden Künste.

Durch den Tod seiner Mutter im Sommer 1827 zurückgerufen, trat er noch in demselben Jahre als Freiwilliger bei dem Garde-Dräger-Regiment in Berlin ein, wurde 1828 Officier, verließ den Militärdienst aber schon im folgenden Jahre, nachdem er sich mit Bertha von Brause, zweiten Tochter des Generals von Brause, Gouverneur der Cabetten-Anstalten, dem alten Adjutanten des Vaters aus dem Feldzuge von 1812, verlobt hatte, heirathete im Herbst 1829, und trat nach dem am 4. October dieses Jahres erfolgten Tode des Feldmarschalls des Fidei-Commis Klein-Dels an.

Hier erschuf er sich in jenen verhältnißmäßig stillen Jahren, in denen die politischen Bewegungen unser Vaterland gleichsam nur erst geistig durchzogen, ein Landleben, das ohne Uebertreibung ein ideales zu nennen war. Jung und froh, an der Seite der reizendsten Erscheinung der weiblichen Welt, durch seine Stellung, seine intellektuellen und materiellen Mittel in die hohe Gesellschaft gewiesen, ging er an dieser, besonders im Winter in Berlin und Breslau, nicht vorüber, aber den sicher tragenden Unterbau dieses lichtdurchwärmten Gebäudes bildete der behaglich feste Zusammenschluß eines engern Kreises von Familiengliedern, Freunden und Freundinnen, in welchem, wir können wohl sagen, alle Seiten des Polygon des Geistes ihre Vertreter fanden. Die Namen Willisen, Branis, Succow, Musewios u. A. bekunden dies. Solchen Kreis durfte daher keine Künstlergröße, welche Schlesien besuchte, vorübergehen, und wer das Glück gehabt hat, in denselben auch nur zeitweise aufgenommen zu werden, wird sich gern die Erinnerung bewahren, wie Geist und Anmuth in ernstern und heitern Stunden hier ein reiches und beglückendes Leben entfalteten.

Aber York war nicht die Natur über Mäcenatenfreuden und süßen Kunst- und Familien-Genüssen die Pflichten gegen das Vaterland zu ver-



geffen, und energisch erfaßte auch er die damals auflebenden Pläne für die politische Reform des Vaterlandes nach funfzehn Jahren thatenlofer Friedensruhe. Als großer Grundbesitzer ward er ein thätiges Mitglied der neuerstandenen Kreistagsversammlungen; hier legte er den Grund zu dem Vertrauen, das ihm die Landbevölkerung, selbst als sie seine politischen Ansichten nicht mehr theilte, immer geschenkt hat, denn überall vertrat er mit der ausdauernden Kraft Yorckschen Charakters die Grundlagen der Neugestaltung der Agrarverhältnisse, die, damals von so wenigen seiner Standesgenossen erkannt, ja selten verstanden, heute von Niemandem mehr bezweifelt werden. Auch als Landesältester wirkte er bei der neuen Gesetzgebung der schlesischen Landschaft.

Es war für ihn eine helle hoffnungsreiche Zeit, als das Jahr 1840 einen frischen Luftstrom in die Sticlucht preussischer Zustände brachte, dem er sich, im schönsten Familientreise gesichert, mit vollen Zügen hingab. Da traf ihn das Schicksal an der verwundbarsten Stelle. In wenigen Jahren sanken die jugendliche Gattin, deren Mutter und Schwestern, der geistreiche, stets heitere Freund Succow und zwei hoffnungsvolle Kinder in's Grab. Die heiteren Hallen des gastlichen Schlosses zu Klein-Dels wurden in Stätten trauernden Ernstes verwandelt.

Schmerzlich, aber ungebeugt, ertrug er diese Schläge, und wenn auch nicht in der alten Freudigkeit fand ihn der Ruf zur Wirksamkeit für's Vaterland 1847 bereit und willig, ihm thätig zu folgen. Als Mitglied der Herrenkurie des Vereinigten Landtages vertrat er jene Interessen und Wünsche, mit denen damals das preussische Volk in seltener Einheit erfüllt war, und zeichnete sich vor den meisten seiner Parteigenossen durch Energie des Wortes und des Charakters aus. Dort kämpfte er im Verein mit seinem schlesischen Freunde „Rücken an Rücken“ — wie Diebemann sagt — für die Forderungen, welche er als Grundlagen des Rechtsstaates für nothwendig erkannt hatte; für Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und Dominiumpolizeigewalt, für öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, für Erweiterung der ständischen Rechte, für Periodicität des Landtages, für Emancipation der Dissenters und Juden. Unter den Kämpfen der Neuzeit mußten jene ersten Frühlingsewehen parlamentarischer Auferstehung in den Schatten treten, ein künftiger Geschichtschreiber darf sie nicht übergehen, er wird der Versammlung gerecht werden, welche an Intelligenz, Talent und Beredsamkeit von wenigen späteren, an Vaterlandsliebe von keiner übertroffen wurde, er wird der Begeisterung, die sie hervorrief und den Männern gerecht werden, die sie führten, deren Namen damals „auf des Volkes Rippen schwebten.“ Der Name Yorck „war auch dabei.“

Leider wurden ihre Mahnungen in den leitenden Sphären überhört; aber als die Folgen dieser Taubheit nach kaum dreiviertel Jahren im Straßenkampfe herausbrachen, da erinnerte man sich der kühnen Sprecher, und im Frühjahr 1848 erging an die Männer, die man im Sommer 1847 zürnend entlassen hatte, der Hülfseruf. Auch Yorck erhielt ihn. Das Ministerium Arnim-Boitzenburg ernannte ihn nach dem 18. März, als der Oberpräsident Schlesiens plötzlich verschwunden war, zum Commissarius regius der Provinz „mit ausgedehnten Vollmachten,“ eine Stellung, deren Schwierigkeiten er wohl erkannte, die in den damaligen Umständen anzunehmen er aber für Pflicht hielt. Er hat sie nur kurze Zeit bekleidet, denn bald stellte sich die Unmöglichkeit heraus, daß ein Mann mit einem Adelstitel, dabei ohne Fuß in der Beamtenhierarchie, auch mit dem eminentesten Talente und der eisenfestesten Charakterstärke im Stande wäre, Schlesien zu beruhigen. Was möglich war leistete Graf Yorck; „er hat,“ wie sein Nekrolog der schlesischen Zeitung richtig sagt, „in den schwersten Tagen mit kräftiger Hand dem ungestümen Drängen gegenüber die Zügel der Regierung wieder aufgenommen, und der Provinz das Gefühl einer Regierung wiedergegeben.“

Noch ist der Tag nicht gekommen über jene Zeiten mit der Objectivität des Geschichtschreibers zu urtheilen, denn es sind unserer noch zu viele, die sie thätig eingreifend durchlebt haben.

Auf dem zweiten Vereinigten Landtage, dem Begründer der constitutionellen Gesetzgebung in Preußen, gehörte Yorck zur ministeriellen Mehrheit, wurde dann aber weder nach Berlin noch nach Frankfurt gewählt, ein Schicksal, welches er mit vielen seiner Parteigenossen theilte.

Als Mitglied der ersten Kammer von 1849 finden wir ihn auf der rechten Seite, auf welcher er verharrte bis zum Vertrage von Olmütz; weil er damals eine Auflösung Preußens, welches er stets als den festen Kern betrachtete, um den Deutschland sich zu schließen habe, befürchtete, und weil er eine Einigung Deutschlands nur unter dem bestimmenden Einflusse preussischer Macht für möglich erkannte. Der Rückzug von Olmütz brachte ihm bittere Enttäuschung; auf ein Jahrzehnt war die Kraft Preußens nach Außen die Stellung sich zu schaffen, die ihm gebührt, gebrochen. Wiederum galt es sich aufzurichten durch Erweckung und Belebung der Kraft im Innern, die von der „Landrathskammer“ der Polizei des Herrn von Westphalen überliefert war. An dieser Arbeit hat Graf Yorck seiner alten Ueberzeugung treu nach Kräften theilgenommen, zuerst mit den Männern der Partei Bethmann-Hollweg, mit denen er das „Berliner Wochenblatt“ gründete, dann mit der Partei der „Verfassungstreuen,“ in welcher sich endlich alle liberalen Fractionen zusammen fanden. Unter sei-

nem Vorsitz wurde das „schlesische Programm“ 1858 festgestellt, und, seit 1854 erbliches Mitglied des Herrenhauses, ist er für jenes überall eingetreten, meist mit der geringen Minderheit des Hauses stimmend, eigentlich nur ein einzigmal mit der, durch Ernennung neuer Mitglieder für diesen Fall geschaffenen Mehrheit in der Grundsteuerfrage siegend. In letzter Zeit hat er öffentlich gar nicht mehr gesprochen, weil zunehmende Schwerhörigkeit ihn hinderte unausgesetzt der Debatte zu folgen.

Glücklich gestaltete sich auch in diesen spätern Jahren sein Familienleben. Im August 1849 vermählte er sich wieder mit Nina von Olfers, ältesten Tochter des Wirklichen Geheimen Rathes von Olfers, General-Director der Museen, welche abermals Klein-Dels in hoher, einfach-stiller Sitte für ihn und die Kinder „mit Liebe, Kunst und Anmuth durchwärmte.“

Das gastliche Schloß wurde wieder der bleibende Aufenthalt geist- und kunstbegabter Verwandten und Freunde, und die Liebe zur Kunst, von verwandter Hand meisterhaft ausgeübt, das Versenken in die schönste Zeit deutscher Literatur, deren Werke sein treues Gedächtniß ihm überall gegenwärtig vorstellte, erhielten den Geist frisch und täuschten durch bedeutendes Leben in ewigen Zielen über den flüchtigen Wechsel vergänglicher Zeit. Mehrfache Reisen nach Italien brachten Freude und Gewinn, dessen Zeugen die Bibliothek und die Kupferstichsammlung sind, welche für bestimmte Kunstepochen von hervorragender Bedeutung ist.

Die größte Freude erwuchs ihm im letzten Jahre durch die Söhne. Mit Stolz und Freude sah er zwei derselben, genannt und belobt, aus dem Befreiungskriege deutschen Volkes und Landes zurückkehren, mit Stolz und Freude stellte er sie vor die strengen Züge des Vaters, als zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Familienbesitzes am 3. October 1864 das ehernerne Standbild des Helden von Wartenburg im Parke von Klein-Dels enthüllt wurde. Gesichert war die Zukunft des großen Namens, seine jetzigen Träger hatten auch diesmal beim ersten Aufruf zur Schlacht die Feuerprobe mit Ehren bestanden.

Damals ahnte keiner des weiten zahlreichen Kreises, daß ihn, den Kräftigen, der Tod als Ersten fällen würde. Eine Lungenentzündung mit hinzutretendem Schlage beendete nach kurzem Krankenlager sein bedeutendes und glückliches Leben, ehe die Schwäche des Alters ihn erreichen konnte.

Der Nekrolog der schlesischen Zeitung nennt den Dahingeshiebenen „einen Peer im wahren Sinne des Wortes,“ und treffender kann York's Charakter nicht bezeichnet werden. Aber er war nicht nur ein Peer im Allgemeinen, sondern eben ein preußischer Peer. Wie der Vater 1814

in Paris „am entschledesten der preußische General war,“ \*) so war der Sohn entschieden der preußische Peer. Von diesem Standpunkte aus erklärt sich sein ganzes öffentliches und privates Leben, alle Stärken und Schwächen seines Charakters.

Eine stattliche vornehme Erscheinung waren ihm die Manieren eines grand-seigneur eigen, aber wesentlich unterschied er sich von denen, welchen diese das Wesen sind, darin, daß er, der Tiefgebildete, die Vornehmheit des Geistes allem Andern vorstellte, und hierin konnte allerdings die Diadrina keinen würdigeren Ehren-Doctor zu ihrem Jubiläum finden. So entschieden er oft unberechtigter Anmaßung entgegentrat, Standesvorzüge, Standesinteressen hat er nie vertreten. Für die Aristokratie, wie er sie wollte, forderte er keine Vorrechte nach unten, nur ein persönliches Vorrecht nach oben, das Mitrecht an der Gesetzgebung.

Treu seinem Könige und dessen Hause bis zur äußersten Opferwilligkeit ergeben, hat nie ein Einfluß sein politisches und parlamentarisches Verhalten bestimmt. Eine Gesinnung die sein König gekannt, und durch Verleihung des Sternes zum rothen Adler mit Eichenlaub anerkannt hat. Aber auch die Volksgunst hatte für ihn keine Lockung, und wo er es nöthig fand, konnte er sich sogar herb und streng abweisend gegen dieselbe verhalten. Er wollte in den ersten Reihen des Volkes voranschreiten, aber nicht, um von diesem bekränzt zu werden, sondern aus Liebe zu demselben, aus Liebe zur wahren menschlichen Freiheit und zu seinem großen Namen; auch hierin eine ächte Peersnatur. Im Oberhause auf den Bänken der liberalen Opposition sitzend, trat er jeder That des Unterhauses, die ihm als Ueberhebung erschien, vor allem aber jeder, die den Ruhm des Vaterlandes, den sein Vater so glorreich gemehrt, schmälern konnte, entschieden entgegen. In diesem Sinne verurtheilte er auch die neuesten Beschlüsse des Abgeordnetenhauses.

Seine Wirksamkeit als Grundbesitzer, Beschützer und Wohlthäter weiter Kreise, als Freund heut schon zu besprechen, würde noch nicht geschlossene Wunden zu schmerzlich berühren; um aber die Höhe ihres Standpunktes zu bezeichnen, genüge die Anführung der Thatfache, daß bei seiner Beisetzung am 16. Juli Männer der verschiedensten Ansichten, Interessen und Lebenskreise in der Trauer um den Dahingegangenen sich vereinigt fanden. Denn niemals hat er Herz und Geist in die Fessel politischer Parteistellung geschlagen.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.“

\*) Droysen, Yorck's Leben B. III. S. 395.

## Nordfriesische Fragmente.

### S i l t.

Die Insel Silt besteht aus drei Halbinseln, von denen die nach Norden und Süden laufenden lange, schmale Landzungen sind, die östliche dagegen den eigentlichen Kern der Insel bildet. Auf ihr allein befinden sich alle Acker, Weiden und Dörfer; während jene beiden fast nur aus Haide und Sand bestehen, und sich wie bläulich gefärbte Gebirgszüge dem Blick darstellen. Nach Westen hin breitet sich das unabsehbare Meer aus; im fernen Osten sieht man das schleswigische Festland aufdämmern und dazwischen die schmutzig gelbe Binnensee; endlich im Süden die übrigen Inseln und Halligen, die Trümmer des alten Nordfriesland, davon Silt das größte und nördlichste Stück ist.

Alle diese Inseln und Halligen, Watten und Sandbänke bildeten einst eine zusammenhängende, äußerst fruchtbare und bevölkerte Niederung, die sich bis Helgoland erstreckte, gegen 50 Quadratmeilen umfaßte und von dem heutigen Festlande nur durch schmale, seichte Gräben getrennt war; bis es gewaltige Sturmfluthen, die im Laufe der Jahrhunderte fast regelmäßig wiederkehrten, durchbrachen, überschwemmten, auf den Grund des Meeres betteten und nur jene Eilandsbrocken übrig ließen, die kleiner und kleiner werden und unter den Augen der Bewohner zusammenschmelzen. Noch um das Jahr 1240 bildete Silt mit den benachbarten Inseln Föhr und Amrum ein zusammenhängendes Ganze unter dem Namen der Nordwestharde.

Jene Zerstörung begann, als der atlantische Ocean den britischen Canal durchbrach und damit ein doppelter Fluthstrom an den friesischen Küsten entstand: ein aus Nordwest durch den sogenannten Trichter, zwischen Norwegen und Schottland kommender, und ein 2 $\frac{1}{2}$  Stunden später eintretender, länger stauender und durch den Canal aus Südwest eindringender, deren vereinten Kräfte die hiesigen Ufer und Marschen nicht zu widerstehen vermochten.

Die heutige Insel Silt ist über drei Meilen vom Festlande entfernt, fast fünf Meilen lang und von sehr ungleicher Breite,  $\frac{1}{4}$ —1 $\frac{1}{2}$  Meilen. Ihr Flächeninhalt beträgt 1 $\frac{1}{2}$  Quadratmeilen, wovon aber die Hälfte mit Dünen sand bedeckt ist. Die Ackerländereien nehmen zusammen höchstens eine Viertelquadratmeile ein; ebensoviel die unter der Fluth liegenden Wiesen und ehemaligen Weiden, welche nicht eingedeicht sind und daher den regelmäßigen Ueberschwemmungen unterliegen; eine gleich große Fläche wird endlich von den wüsthliegenden Haideländereien bedeckt. Während Silt die Nachbarinsel Föhr an Größe etwas übertrifft, ist ihre Bevölkerung dennoch um die Hälfte geringer. Sie zählt nämlich in 3 Kirchspielen, in welchen sich 14 Ortschaften befinden, über 600 Wohngebäude und 2700 Einwohner, 1200 männlichen und 1500 weiblichen Geschlechts. Unter diesen befinden sich allein 170 Wittwen, unter jenen über 300 Seefahrer, welche auf auswärtigen, meistens deutschen Handelsschiffen fahren und von denen etwa 150 die Stellung von Schiffsoffizieren, Steuerleuten oder Schiffscapitainen einnehmen.

Die langgestreckte Westküste der Insel wird von Sanddünen gebildet, welche sich in der Nähe des Leuchtturms bis zu einer Höhe von 160 Fuß erheben, und, wie schon erwähnt, auch die beiden Halbinseln im Norden und Süden füllt und füllt erfüllen. Nur ein Theil der Westküste besteht aus rüthlichem, mit Sand vermishtem Schiefergestein, und dieser heißt das Rothe Kliff. Es erhebt sich ziemlich steil bis zu einer Höhe von 100 Fuß und in einer Längenausdehnung von fast einer halben Meile, so daß es die Schiffer schon in weiter Ferne erkennen. Die Felsen der Insel Helgoland bestehen aus derselben Formation wie das Rothe Kliff, und wirklich zieht sich von diesem bis nach Helgoland ein zerbrockeltes Steinriff, dessen gewaltige Trümmer man auf acht und mehr Faden Tiefe wahrgenommen hat. Dieses Kliff war der Gurt und die Wehr des alten Nordfriesland; als es zerbrach, ging auch dieses in Stücke, und statt des alten steinernen Bollwerks bieten jetzt Sandbänke und Dünen einen schwachen Schutz. Auch das allein bewohnte Mittelstück der Insel besteht gleich dem Rothen Kliff aus Schiefergestein, und erscheint wie ein ringsum vom Meere abgenagtes, hohes Plateau, von dessen beiden Enden jene Dünenhalbinseln auslaufen, wahrscheinlich Ueberreste untergegangener Landstrecken, die weit später hier angespült worden.

Man kann deutlich bemerken, wie auch das Rothe Kliff seiner Zertrümmerung entgegengeht. Ueberall große Spalten und Höhlungen, das Werk von Regen und Meereswogen, die mit der Fluth gierig einbringen und das Gestein zernagen und aufweichen, worauf es an den Strand hinabrutscht und fortgespült wird. Dies ist der regelmäßige Gang der Zertrümmerung, den außerordentliche Sturmfluthen noch beschleunigen; wie denn eine solche im Januar 1839 stellenweise 40—60 Fuß von dem Rothen Kliff fortriß. Der Sturm scheint unmittelbar keine Wirkungen auf die compacten Massen auszuüben, allein die Dünen auf dem Kliff, bis zu welchen die Wogen des Meeres nicht reichen, stehen unter seiner Herrschaft. Er baut sie dort wie anderwärts zu Hügel auf und läßt sie immer weiter nach Osten wandern und auch das Mittelstück der Insel versanden, welches Wandern mit der Zerstörung des Kliffs so ziemlich Schritt hält.

Das Rothe Kliff zieht sich bis zum sogenannten Riesenloch, einem romantischen Durchbruch der Küste, der neben Helgoland und der Riede in der Listertiefe einer der Punkte gewesen sein soll, wo sich die alten Friesen mit ihren Schiffen versammelten, bevor sie ihre Seeräuber- und Eroberungsfahrten antraten. An diesem Riesenloch — auch Friesenhafen geheiß — lag eine volkreiche Stadt, Alt-Wenningstedt, die nun nebst mehreren Kirchspielen schon lange auf dem Grunde des Meeres ruht. Es sind der Sage nach noch Spuren alter Wege in den friesschen Uthlanden sichtbar, die ehemals nach Alt-Wenningstedt und Alt-List, ja nach Ripen und Helgoland führten, und man zeigt auf der Reitumer und Kamper Heide noch alte Trinstellen zur Erquickung der Reisenden und ihrer Pferde. — Seit 1857 ist an der Westküste der Insel neben dem Dorfe Westerland ein Seebad angelegt und rasch in Aufnahme gekommen, so daß es dem Bade zu Wyd auf der benachbarten Insel Föhr eine starke Concurrenz macht. Der starke Wogenschlag und der klare feste Grund des Bades werden von Allen gerühmt. —

Die Communalverfassung der Insel ist noch immer eine freie und selbständige. Der oberste Justiz- und Administrationsbeamte ist der Landvoigt, welchen die Regierung ohne Zuthun der Eingewesenen ernennt, und der unter dem Amtmann zu Tonbern steht. Seine Einkünfte bestehen in einem wäßrigen Fixum und verschiedenen Sporteln, sowie in einem Antheile bei Strandungsfällen. Unter dem Landvoigte stehen die Bauernvoigte, in jedem Dorfe einer. Sie werden von den Gemeinden erwählt, indem diese drei Candidaten präsentiren, von welchen der Amtmann Einen bestätigt. Die Bauernvoigte besorgen die Bekanntmachung obrigkeitlicher Erlasse, fertigen die Verzeichnisse der Kopf- und Steuerpflichtigen an, verwalten die Dorfstassen und beaufsichtigen die Wege. Ihr Gehalt ist unbedeutend.

Die eigentliche Verwaltung der Insel ruht in den Händen der neun Landesgevollmächtigten, welche in der Art wie die Bauernvoigte von den Gemeinden erwählt werden und unter Vorsitz des Landvoigts über alle Angelegenheiten der Insel berathen und beschließen. Sie versammeln sich in der Regel einmal monatlich, nöthigenfalls öfter, und dürfen den Landvoigt von ihren Berathungen ausschließen, namentlich wenn diese ihn selber betreffen.

Das Gericht erster Instanz oder der Silter Rath wird von zwölf Eingewesenen gebildet, die Rathmänner heißen, vom Volke gewählt werden und sich durch Cooptation ergänzen. Der Landvoigt fungirt bei diesem Gericht, das nach dem alten Nordstrandinger Landrecht entscheidet und von dem man an das Obergericht zu Flensburg appellirt, als Rechtsconsulent und Protokollführer, hat aber in dem Collegium keine Stimme. Der Silter Rath versammelt sich alle Jahr einmal, nämlich Anfangs October zum Herbsting- oder öffentlichen Gericht, nachdem der Landvoigt vorher das Instructionsverfahren eingeleitet und die Parteien zu versöhnen versucht hat. In Sachen, deren Streitobject nicht 10 Rthlr. übersteigt, kann er allein entscheiden. Die Gerichtskosten sind ganz unbedeutend, etwa 2 Mark oder 24 Silbergroschen für jeden Fall. Wird aber ein außerordentlicher Gerichtstag nöthig, oder verlangt eine Partei solchen, so verursacht das gegen 100 Mark Kosten. Beim Dinggericht werden auch die Hypothekenbücher berichtigt. Das Vormundschafts-, Erbtheilungs- und Steuerwesen besorgt der Landvoigt, der auch das Schul- und Pfandprotokoll führt, Acte freiwilliger Gerichtsbarkeit aufnimmt, das Strand- und Quarantainewesen, sowie die Instandhaltung und Bepflanzung der Dünen mit Sandhafer beaufsichtigt.

Die Rathmänner und Landesgevollmächtigten haben kleine Sporteln resp. Diäten, während die Kirchenjuraten und Armenvorsteher ihr Amt unentgeltlich verrichten. In Keitum befindet sich ein kleines Arresthaus mit zwei Zellen, die jedoch meistens leer stehen. Jedes Kirchspiel besitzt ein Armenhaus.

Zu den Prediger- und Schulmeisterstellen werden von den Vorstehern oder sogenannten Bistatoren drei Candidaten präsentirt, von welchen die betreffende Gemeinde Einen erwählt, der dann noch der Bestätigung der Regierung unterliegt. In Abwesenheit ihrer zur See fahrenden Ehemänner wählen häufig die Weiber. Die Einkünfte der Geistlichen bestehen theils in dem Ertrage der zum Pastorate gehörigen Ländereien, theils in freiwilligen Opfern, welche die Ge-

meindemitglieder an einem bestimmten Tage des Jahres darbringen; daneben in den Sporteln für kirchliche Handlungen und in Geschenken der Seefahrer nach glücklich zurückgelegter Reise. — Diejenigen Schullehrer, welche zugleich Küster sind, haben ebenfalls ihren Dpfertag.

Landwirthschaft und Viehzucht sind den Siltern bloßer Nebenerwerb, und werden noch immer vornämlich von Frauen betrieben, die mit ihren weiblichen Dienstknechten pflügen und säen, fahren und reiten. Schafe und Schweine werden in nicht unbedeutender Anzahl aufgezogen; Pferde, obgleich deren gegen 300 gehalten werden, fast gar nicht. Schlachtvieh wird vom Festlande eingeführt und nur einige Stücke Magervieh verkauft. Zum Fettgräfen ist das Gras nicht stark genug und auch zu wenig davon vorhanden.

Die Ackerländereien sind mager und wenig ergiebig, selbst da, wo sich Inselmarsch gebildet hat, die der Festlandsmarsch an Fruchtbarkeit bei Weitem nicht gleich kommt. Von Feldfrüchten werden besonders Roggen und Gerste, etwas Hafer, Erbsen und Buchweizen, dazu Kartoffeln gebaut, die alle nur in fruchtbaren Jahren den Bedarf decken. Zur Ausfuhr kommen nur 1000—1200 Tonnen Gerste.

Von einer rationellen Landwirthschaft ist noch immer nicht die Rede. Ihr stehen die alten Vorurtheile und Gewohnheiten entgegen; ferner die häufigen Ueberschwemmungen des Meeres, da die Deiche der Insel seit zweihundert Jahren verfallen sind; endlich das wechselvolle Klima, nämlich trockne und kalte Vorfommer, rauhe, der Vegetation sehr hinderliche West- und Nordwestwinde. Die Aecker sind nur durch schmale Streifen, die Wiesen durch 6 Zoll breite Gräbchen von einander geschieden. Erd- und Steinwälle als Befriedigungen kennt man hier blos um die kleinen Gemüsegärten; von lebendigen Zäunen ist gar nichts zu sehen. Unter den durchschnittlich kleinen Besitzungen finden sich 99 sogenannte Erbsesten, die nicht verkauft werden dürfen, sondern nach Gesetz und Herkommen dem jüngsten Sohne zufallen, der dann die Geschwister ausschiffet, das heißt, mit einer geringen Geldsumme abfindet.

Auch der Fischfang ist jetzt bei Silt unbedeutend, weil die gefangenen Fische nur schwer Absatz finden, und die meisten Männer sich der weit einträglicheren Kauffahrteischiffahrt widmen. Auch ist die Fischerei hier wirklich beschwerlich und wenig lohnend. Wegen des starken Wogenschlags an der Westküste kann man nur selten, nämlich bei östlichem Winde vom Lande abkommen, dann aber leicht weit verschlagen werden. Es werden namentlich Schellfische, Cabelljau und kleine Schollen gefangen, theils in aufgestellten Gehegen, theils mit Linen, wobei man sich der auf den Watten ausgegrabenen Würmer als Köder bedient. Früher wurden viele Rochen und Schellfische und namentlich Heringe gefangen, welche einen großen Theil der Nahrung ausmachten: doch haben sich Rochen und Heringe nunmehr fast ganz verzogen. Wie bedeutend der Heringfang ehemals gewesen, geht aus dem Berichte eines Chronisten hervor, wonach in einem Sturm über hundert Fischerboote verloren gingen, die von Alt-Wenningstert ausgefahren waren. Auch führt die Insel einen Hering im Wappen, der auf dänisch Sild heißt, woher sich unzweifelhaft der Name des Eilands



herschreibt, wenngleich die stolzen Friesen, welche auf die Dänen mit Verachtung herabsehen, dies unwillig bestreiten. —

Ein Hauptproduct des weiblichen Fleißes sind die Strümpfe, Socken und gestrichten Faden, welche theils von weißer, theils von schwarz und weiß melirter Wolle angefertigt oder auch schwarz und blau gefärbt werden, zum Gebrauch der Grönlands- und Westindienfahrer, denn der Schiffer trägt Wollenzug sowohl gegen die Kälte wie gegen die Hitze. Alljährlich werden viele tausend Stück ausgeführt und dadurch eine Einnahme von gegen 20,000 Mark erzielt. Bei der Anfertigung theiligen sich außer Frauen auch Kinder und Greise. Es ist interessant eine Hausgenossenschaft bei dieser Arbeit zu sehen. Der eine tragt und krämpelt die Wolle, der zweite spinnt, der dritte strickt sie, und dazu erzählen sie einander abwechselnd Sagen und Märchen, an denen die Insulaner und vor Allen die Silter überreich sind.

Jener Industriezweig ist aber auch fast der einzige Ausfuhrartikel; alle übrigen Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse müssen eingeführt werden, namentlich Hafer, Stroh, Heu, Pferde, Schlachtvieh, Bau- und Feuerungsmaterial.

Trotzdem herrscht auf der Insel ein durchgängiger Wohlstand, welchen die vielen Männer und Jünglinge ihr zuführen, die auf deutschen, dänischen und holländischen Kauffahrteischiffen das Meer befahren. Für die Armen wird ausreichend und gerne gesorgt, wie denn die Silter unter den übrigen, etwas sparsamen, sogar geizigen Insulanern den Ruf der Wohlthätigkeit besitzen; obgleich es auf der Insel viele Wittwen, Waisen, Krüppel, Alterschwache und Blödsinnige giebt. Im Uebrigen sind die Bewohner von gesundem, kräftigem Aussehen, schlanke Männer und hübsche Frauen; sie neigen zur Feiterkeit und zum Witze und haben eine schnelle und scharfe Auffassungsgabe.

Jener Wohlstand zeigt sich in Kleidung und Wohnung. Einstöckige, fast durchgängig mit Schilf oder Hasen bedeckte Häuser, aber geräumig und bequem. Die alte Nationaltracht der Frauen ist stark im Schwinden begriffen, nur das weiße Kopftuch ist noch allgemein gebräuchlich.

Die Kirchen-, Schul- und Geschäftssprache ist auf Silt wie auf den übrigen Inseln der Westsee die hochdeutsche, die Jedermann fertig spricht, auch wohl liest und schreibt. Den Schulunterricht besorgen in den verschiedenen Dörfern acht Schulmeister, die außer den Elementarkenntnissen auch zugleich Schiffahrtskunde lehren. In der Familie sprechen die Silter einen eigenen Dialect des Nordfriesischen, der schon auf den Nachbarinseln Föhr und Amrum nicht ganz verstanden wird. — Obgleich die Friesen sich nur als „Westgermanen,“ nicht als eigentliche Deutsche angesehen wissen wollen, so sind sie doch in einem Punkte echte Deutsche, nämlich in ihrer Getheiltheit und Eifersüchtelei unter einander. Nicht nur jede Insel sondern schon jedes Dorf sondert sich scharf von dem andern, und sie sind eifrig bemüht, sich gegenseitig zu verkleinern und sich auf des Andern Kosten hervorzuheben.

Die Halbinsel Hörnum beginnt gleich hinter dem Badeorte Westerland und läuft nun südlich in einer Länge von 2½ Meilen und durchschnittlich eine Viertelmeile breit, in das Meer hinaus. Diese weite Strecke ist nur mit Sandbergen bedeckt, welche aber in ihrer Form und Größe und mit den en-

gen Dünenschluchten dazwischen eine malerische Abwechslung gewähren. Die Schluchten erweitern sich dann und wann zu großen Thälern, die mit kurzem Dünengras bedeckt sind, oder auch einen kleinen spiegelblanken Dünensee umschließen, und mit weidenden Schafen, flüchtigen Hasen und allerlei wildem Geflügel bevölkert sind. An einem stillen, sonnigen Tage gewähren die Dünen ein heiteres, ruhiges Bild, aber anders ist es bei Sturm und Nacht. In furchtbarem Getümmel jagen sich dann und kämpfen mit einander die Elemente. Der Sturm peitscht die Wogen zu unglaublicher Höhe hinan, stürzt die Brandung donnernd an's Ufer, treibt den Sand der Dünen empor und reißt ihn wirbelnd mit sich fort. Mit der Nacht wächst der Sturm zum Orkan. Die Fluth steigt über die Ufer, durchwühlt die Dünen, die Berge zittern und der Flugsand erflutet wie Schneegeföhber die Luft.

Aber gerade dann, wenn die Natur in wildem Aufruhr begriffen, gerade dann ist die Düne von Menschen belebt, die wie Schatten an einander vorüberhuschen, oder sich an das Ufer klammern und mit ihren scharfen Augen über die rasende See spähen. Es sind theils Strandvoigte, theils Stranddiebe, aber beide nach Beute lüstern. Und sie harren selten vergebens. Am nächstlichen Horizonte taucht ein dunkler Punkt auf, der allmählig größer wird und näher kommt, bis er sich zu einem stattlichen, mit den Wogen ringenden Schiff vergrößert, das zwar widerstrebend aber unaufhaltsam seinem Untergange entgegenweilt. Die Wogen schleudern es wie einem Fangball auf und ab, und dann stößt es an ein Riff, ein-, zweimal. Beim ersten Stöße stürzen beide Masten über Bord, beim zweiten zerbricht der Rumpf, und hierhin, dorthin treiben die Trümmer des riesigen Gebäudes. Die Mannschaft hat sich in's Boot geflüchtet, und sucht jetzt den Strand zu erreichen. Schon sind sie nahe dem Ufer, da wirft die Brandung das leichte Fahrzeug auf die Seite und die Schiffbrüchigen in's Meer. Die Besonnenen streben mit der anschlagenden Woge aufwärts, doch die zurückschlagende Woge reißt sie wieder in den Abgrund. Und nun stürzen sich die Strandbewohner auf die antreibenden Leichen, Trümmer und Schiffsgüter, oft haben sie kaum mit dem Bergen und Plündern den Anfang gemacht, da taucht schon ein zweites Schiff auf, zuweilen ein drittes und viertes, die alle den rücksichigen Sandbänken zutreiben, alle vor den Augen der Zuschauer zerschellen, und wenn der Morgen heraufdämmeret, ist der Strand, die See und die Sandbänke mit Planken, Balken, Kisten, Tonnen und Trümmern aller Art wie besäet, und Hunderte von Insulanern sind zusammengeströmt, um hier eine reiche Ernte zu halten.

Die ganze Westküste von Silt hat einen reinen freien Strand, eignet sich aber, weil ohne Hasen und wegen des starken Wellenschlages, nicht zum Landen. Vor den Einfahrten an beiden Enden der Insel, nämlich in der Vortrap- und Listertiefe, liegen dagegen zahlreiche und äußerst gefährliche Riffe und Sandbänke, die schon Hunderten von Schiffen den Untergang bereitet haben. Besonders berüchtigt sind die Küsten von Hörnum und dem benachbarten Amrum wegen der vielen, namentlich während der Herbststürme dort vorkommenden Strandungen. Es giebt Jahre, in denen hier 20 — 30 große Schiffe scheiterten und mehrere hundert Menschen ertranken.

Der Strand steht unter der Aufsicht besonderer Strandvoigte, die sich der Schiffbrüchigen und Schiffsgüter nach Kräften annehmen, zugleich das Interesse der Landesherrschaft wahren sollen, aber gewöhnlich mit Stranddieben und Strandräubern zu kämpfen haben, früher auch mit diesen nicht selten gemeinschaftliche Sache machten. Ein gestrandetes Schiff ist dem Strandrecht verfallen, sobald es Mannschaft und Capitain verlassen haben. In die geborgenen Güter theilen sich Berger und Regierung. Jene erhalten ein, diese zwei Drittel; meldet sich aber ein Eigenthümer, so muß die Regierung mit ihm theilen. Befindet sich der Capitain noch auf dem Schiffswrack, so kann er wählen, ob er die Vergütung selber übernehmen oder sie der Regierung überlassen will. Im letzteren Falle hat er das Wrack zu verlassen und das Commando geht an den Strandvoigt über. Als äußerst geschickte und muthige Berger waren von jeher die Amrumer berühmt. Sie arbeiteten sich unter Lebensgefahr nach dem gestrandeten Schiffe hin und boten dem Capitain ihre Dienste an, natürlich gegen hohen Lohn. War dieser ihnen zu gering, dann kehrten sie um und überließen das Schiff seinem Schicksal. Indes hat die Aussicht auf reichen Gewinn sie häufig vermocht, Menschenleben zu retten. — Im Uebrigen wurden die armen Schiffbrüchigen von Amrumern wie Hörnumern oft erbarmungslos behandelt. Man ließ sie ertrinken, ob man sie auch durch Darreichen eines Fingers hätte retten können; plünderte sie noch lebend bis auf das Hemde aus, und ließ sie vor Hunger, Durst und Kälte umkommen.

Stranddieberei und Strandräuberei währten Jahrhunderte hindurch zum Schimpf und zur Schmach der friesischen Inseln. Sie geschahen fast unter den Augen der Obrigkeit, die theils nur eine lässige Aufsicht führte, theils dem Unwesen zu steuern wirklich zu schwach war. Erst dem Strandinspector Lorenz Petersen, mit dem Beinamen „De Hahn,“ das ist der Wacker, gelang es, unter den Stranddieben etwas aufzuräumen. Dieser wackere Mann war 1668 auf Hörnum geboren, hatte lange Jahre die See befahren und als sogenannter Commandeur den Wallfischfang getrieben, bis er sich auf seine Heimathinsel zurückzog, wo er sich in Westerland ein langes aus zwei Flügeln bestehendes Haus erbaute, dessen Haupttheil noch heute unverändert dasteht und von einem Gliede seiner zahlreichen Nachkommenschaft bewohnt wird. Lorenz de Hahn, wie man ihn allgemein nannte, wurde nun zum Strandinspector von Silt ernannt, und als solcher war er der rechte Mann. Er untersuchte in den stürmischen Herbst- und Winternächten fleißig die weitläufigen Ufer, spornte die lässigen Strandvoigte zur Pflichterfüllung an, züchtigte und verjagte oft mit Lebensgefahr die Strandläufer, und leitete meistens selber die Vergütung der Schiffbrüchigen und Schiffsgüter. Er hatte den Stranddieben einen solchen Respekt eingeflößt, daß sie ihm übernatürliche Kräfte zuschrieben, ihn einen Hegenmeister nannten und ihn selbst noch nach dem Tode als warnendes Gespenst am Strande und auf den Sandbänken umgehen ließen. — Lorenz de Hahn starb 78 Jahre alt, bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen stehend. Hundert Jahre später betrug die Zahl seiner Nachkommen schon 278, zu denen auch der bekannte Landvoigt Uwe Jens Vornsen gehörte. — Ganz ausgehört hat die Stranddieberei auch heute nicht, wemgleich sie nicht mehr in so gewalt-

tigen Dimensionen auftritt und solch düstere Freveltthaten nicht mehr geschehen. Es ist noch nicht lange her, daß die Geistlichen auf Silt, Amrum und Helgoland sich gezwungen sahen, an jedem Sonntage von der Kanzel herab eine Färbitte um „einen gesegneten Strand“ zu thun.

Die Halbinsel Hörnum war nicht immer eine Dünenwüste, sondern ehemals mit Aedern, Wiesen, Dörfern und Kirchen bedekt. Bis zum Jahre 1436 war Hörnum der fruchtbarste und bevölkertste Theil von Silt, damals auch von weit größerem Umfange, es erstreckte sich bis dicht an die Nachbarinseln Amrum und Föhr. Es hieß sogar das glückliche Hörnum, denn als um 1350—51 der sogenannte Schwarze Tod ganz Nordfriesland verheerte, blieb es allein von dieser schrecklichen Seuche verschont; dergleichen von den furchtbaren Sturmfluthen der Jahre 1354 und 1362, die Manndränke heißen. Aber am 1. und 2. November 1436 hatte es mit dem Glück der Hörnumer ein Ende. In dieser Nacht stieg das Meer über die Ufer und Deiche und spülte die Kirchdörfer Eidum und Alt-Rantum hinweg, wobei die meisten Einwohner beider Orte ertranken. Als die Seefahrer heimkehrten, fanden sie ihre Familien todt, ihre Aeder und Weiden versandet. Jetzt ist Neu-Rantum der einzige noch bewohnte Ort auf der ganzen Halbinsel. Vor hundert Jahren zählte er noch 40 Häuser, eine Kirche und eine Schule; heute befinden sich nur 5 von Sand und Wasser bedrängte Hütten darin, die nach längstens zehn Jahren auch verschwunden sein werden. Die Einwohnerschaft besteht nur aus einigen alten Leuten, so daß die Schule in Ermangelung von Schülern eingegangen ist. Die Kirche mußte in den letzten 50 Jahren ihres Bestehens vor dem nachdringenden Sande zweimal verfest werden, bis sie dennoch von den Dünen ereilt und unter ihnen begraben wurde. Noch steht man die Trümmer des letzten Baues aus dem Sande hervorragen. Die Geschichte ihres allmählichen Unterganges macht einen rührenden Eindruck. Man konnte dem Sande das Eindringen nicht wehren, so dicht man auch Thüren und Fenster verschloß, so fleißig man auch segte und schaufelte. Da die Rantumer indeß zu arm waren um eine neue Kirche zu bauen, so wollten sie die alte so lange als möglich benutzen. Zulezt war der ganze Boden und die Kirchenstühle mit Sand bedekt, der Prediger stand mit seiner Kanzel mitten im Sande, und die Gemeinde saß neben ihm auf dem Sande. Schließlich füllte sich die Kirche völlig mit Sand und man konnte nur noch mit Mühe durch die Fenster eindringen. Im Jahre 1801 wurde der letzte Gottesdienst abgehalten, und dann die Kirche an einen Schiffer für hundert Thaler verkauft, während sich die Gemeinde an die Kirche zu Westerland angeschlossen. Der Schiffer brach die Kirche zu Rantum ab und benutzte die Materialien zum Bau eines Wohnhauses. Mit dem Altar und der Kanzel aber verzierte er die Kajüte seines Schiffes, und fuhr so noch lange auf der Wattensee umher.

Die Lister Dünen, etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen lang und an einer Stelle über  $\frac{1}{2}$  Meile breit, unterscheiden sich an Großartigkeit und Mannigfaltigkeit nicht von denen zu Hörnum. Die Anzahl und Artenverschiedenheit der hier brütenden Seevögel ist noch größer als dort; beispielsweise werden in den Listerdünen alljährlich 30—50,000 Stück Möweneier gesammelt. Vor allen schätzt man die Eier der Bergente, auch Brand- oder Höhlenente genannt, die auf Silt gewissermaßen

ein heiliger Vogel ist. Man stellt den Bergenten selbst niemals nach, sondern hilft ihnen ihre Nester bauen, indem man Löcher und Gänge in die Dünen und Haidehöhlen gräbt und dieselben mit Brettern verkleidet. Diese Nester oder eigentlich Kasten haben oben einen Schieber, so daß man bequem hineinlangen und unter der Mutterente, die ihr Nest nicht verläßt, soviel Eier wegnehmen kann, als man nicht liegen zu lassen wünscht. Man pflegt ihnen an jedem Morgen während der Zeit des Eierlegens nur ein Ei aus dem Neste zu nehmen; läßt sie aber, sobald die eigentliche Brutzeit anfängt, die noch übrigen, oft 10 bis 12 Stück, behalten, um die Nachkommenschaft dieser schönen und nützlichen Thiere nicht zu vermindern. Mit den Störchen können sie sich aber, der Sage nach, durchaus nicht vertragen, und leben von Altersher mit diesen in Krieg, so daß ein Storch auf Silt nur selten angetroffen wird und noch seltener dort nistet.

Es giebt allein über zehn Möwenarten auf Silt, daneben Rothgänse, Regenspfeifer und Strandläufer in großen Schaaren. Auch findet sich hier die äußerst seltene, und wegen ihrer feinen Federn hochgeschätzte Eiderente, sowie die Kaspiische Schwalbe, die in Europa sonst nirgends vorkommen soll. Sie gehört zu den Raubmeerschwalben, ist bedeutend größer als die gewöhnlichen Meerschwalben, hat einen spitzen rothen Schnabel, rothe Füße und halbe Schwimmbhäute. Ihr kunstloses Nest erbaut sie auf ebenem Sandboden; ihre Eier sind von der Größe gewöhnlicher Enteneier, aber grau und schwarz gefleckt. Sie verfolgt mit großem Geschrei alle sich ihrem Brutplatze nähernden Vögel und fällt dann selbst die in dieser Gegend vorkommenden Adler und Raubmöwen an, wobei sie von ihrer ganzen Sippschaft auf's eifrigste unterstützt wird. Von Hörnum ist sie durch rücksichtsloses Wegsammeln der Eier fast gänzlich verschwecht.

Zum Einfangen der See- und Zugvögel bestehen auf Föhr und Silt besondere Vogelklojen, dort drei und hier eine, die vor etwa hundert Jahren nach holländischem Muster eingerichtet sind. Eine solche Vogelkloje faßt ungefähr 1800 Quadratruthen und hat das Aussehen eines Krattes oder verödeten Waldes; sie ist von einem ziemlich hohen Erdwall umgeben, der wie der innere Raum gänzlich mit Buschwerk und Bäumen bepflanzt ist. Vor dem Walle befindet sich ein Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke nach der Hütte des Vogelfängers fährt; in der Mitte ein kleiner See, von ungefähr 100 Fuß im Durchmesser und so tief gegraben, daß er nie trocken liegt; auch dieser ist mit einem hohen Wall umgeben, jedoch von 6—8 Kanälen — sogenannten Pfeifen — durchbrochen, die sich vom See nach dem äußeren Grenzwall hinziehen, etwas gekrümmt und in einer Länge von 50—70 Ellen. Die Pfeife ist an ihrer Mündung in den See am tiefsten und 8—10 Ellen breit, verflacht sich aber gegen den Wall hin immer mehr, und ist am äußersten Ende nur 1 Elle breit und ganz trocken. Ueber die Pfeife zieht sich ein Netz, das je mehr nach hinten immer niedriger wird, und mit einer Keuse oder einem Haken endigt, der durch kleine Reifen auseinander gehalten wird. Die eine Seite der Pfeife ist mit 6—8 Fuß hohen etwas schräg stehenden Schirmen besetzt, die wie Theatercoullissen einige Fuß von einander entfernt sind.

Im September beginnt die Fangzeit und dauert bis zum Frost. In dieser

Zeit darf sich Niemand der Roje nähern, die in einer einsamen dem Meere nahen Gegend angelegt ist. Die Vorbereitungen zum Fange sind zweifacher Art. Einmal hält man in der Roje etwa hundert gezähmte Enten, die täglich an den Mündungen der Pfeifen gefüttert werden. Andererseits werden alljährlich einige Hundert eingefangener Vögel nicht getödtet, sondern ihnen die Flügel beschnitten und sie an einem eingeschlossenen Orte in der Roje gefüttert, bis ihnen die Federn wieder gewachsen sind, worauf man sie fliegen läßt. Im nächsten Jahre suchen sie auf ihren weiten Zugreisen mit ihren Jungen und vielen Genossen die Rojen wieder auf.

Sobald nun im Herbst die Zug- und damit die Fangzeit eintritt, hängt alles Uebrige nur noch von der Vorsicht und Geschicklichkeit des Vogelfängers ab. Je nachdem der Wind streicht, hat er die eine oder die andere Pfeife zu benutzen, damit die ankommenden Züge nicht Witterung von ihm bekommen. Der Geruch dieser Vögel ist so fein, daß er kurz vorher keinen Taback geraucht haben darf, und um seine Ausdünstungen zu verbergen, eine brennende Torfhode in der Hand zu halten pflegt.

Die friedliche und geschützte Lage der Roje, das einladende Geschnatter ihrer zahmen Schwestern verlockt die vorüberziehenden Entenschwärme sich auf den Teich herabzulassen; worauf sie mit den zahmen Enten nach der Mündung der Pfeife schwimmen, wo der Fänger hinter der ersten Coullisse, gegen den Wind stehend, Futter über die Wand wirft. Um die hingestrenten Körner zu erhaschen, drängen sich die wilden Enten weiter in die Pfeife hinein, während die zahmen, ihrer Gewöhnung folgend, meist schon an der Mündung zurückbleiben. Der Fänger tritt nun hinter die zweite und dritte Coullisse, wieder Futter auswerfend und dadurch die Vögel tiefer und tiefer in den Kanal lockend. Glaubt er sie weit genug vorgebrungen, so eilt er einige Coullissen zurück und zeigt sich jetzt hinter den wilden Enten. Zurück in den See dürfen sie nicht mehr des Fängers wegen, über ihnen ist das Netz, und also drängt sich die Menge voller Angst der Meuse zu, während ihnen der Fänger langsamen Schrittes nachfolgt. Endlich dreht er den Hamen und damit die Netzöffnung um, und Alle sind gefangen; worauf er die Vögel einzeln herausnimmt und jedem sofort den Kopf abdreht, bis auf diejenigen, welche er zähren oder wegen des anderen Zwecks verschonen will.

Eiligt kehrt der Fänger an die Mündung der Pfeife zurück, wo sich vielleicht schon ein neuer Fang gesammelt hat, da die zurückbleibenden oder später ankommenden Enten, wegen der Krümmung des Canals und behindert durch die aufgestellten Coullissen, das Einfangen ihrer Schwestern nicht wahrnehmen können. So folgt ein Fang rasch dem anderen; an manchen Tagen ist der ganze See mit wilden Vögeln bedeckt. Nur während der Fluth wird gefangen; sobald die Ebbe eintritt, verlassen instinctmäßig alle Zugvögel den See. In der besten Fangzeit können an einem Tage 2000 Vögel in einer Roje gefangen werden, alljährlich 30 - 50,000 Stück.

Die Vögel werden in Essig gekocht oder eingemacht, in Tönnchen verpackt und bilden dann einen für diese Inseln bedeutenden Handels- und Ausfuhrartikel.

Jede Roje gehört einer Gesellschaft, die sich zu diesem Zwecke zusammengethan hat. Die Anlegung der Veggelroje auf List ist besonders kostspielig gewesen — über 10,000 Mark Courant — weil sie zum Schutze gegen Ueberschwemmungen mit einem Seeedeiche versehen werden mußte.

Wie auf Hörnum befindet sich auch auf der ganzen über eine halbe Quadratmeile großen Dünenhalbinsel List nur noch ein bewohnter Ort, Neu-List geheißten und an der Ostküste, südlich vom sogenannten Königshafen gelegen. Neu-List hat noch 10 Häuser und 50 Einwohner, auch eine eigene Schule, wengleich die Zahl der Schüler kaum 10 beträgt; jedoch keine Kirche, sondern die Lister müssen die Predigt in dem 2 1/2 Meilen entfernten Reitum hören. Auch hier ist die Schul- und Geschäftssprache deutsch, wengleich die Lister unter einander dänisch sprechen. Neu-List ist vor etwa 550 Jahren auf einer kleinen Insel erbaut, die aber nun schon lange durch Sandflug mit den anderen Dünen verbunden ist.

Das Nordende von List läuft nach Osten in eine etwa 1/2 Meile lange und 1/2 Meile breite Landzunge aus, der Ellenbogen genannt, auf welcher sich zwei Leuchtfeuer und ein Badeplatz befinden, der zuweilen von einigen Dänen besucht wird. Zwischen dem Ellenbogen und der benachbarten Insel Römöe liegt die nördliche Einfahrt in die Wattensee, die fast eine halbe Meile breite und daher leicht zu findende Lister-Tiefe, aus welcher man auf die geräumige Lister-Rhebe und dann in den weiland berühmten Königshafen gelangt, der sich zwischen dem Ellenbogen und dem Dorfe Neu-List befindet. Der Königshafen war einer der schönsten und größten Häfen, den die Natur je gebildet hat, jetzt aber ist er bis auf eine schmale Rinne, die nicht einmal die Küste erreicht, versandet. Die Versandung ist erst in den letzten hundert Jahren eingetreten; vorher haben die größten Handelschiffe und selbst ganze Kriegesflotten hier Anker geworfen. Pastor Cruppius, weiland zu Reitum, schreibt, daß im Jahre 1673 gegen das Ende des Julimonats eine holländische und eine französische Flotte unfern List an einander gerathen und in dem zwischen ihnen entstandenen Gefecht mehr als hundert Menschen umgelommen seien. Ferner meldet er, daß am 24. September desselben Jahres Handelschiffe von zwölf verschiedenen Nationen bei List gesehen worden; daß weiter vom 30. September bis 8. November dort eine dänische Kriegesflotte gelegen habe, bestehend aus 103 Schiffen, unter welchen vier ersten Ranges, auf denen 7000 Mann Truppen nach England verschifft worden. Noch früher, am 16. Mai 1644, erfochten die Dänen in der Listertiefe unter Anführung ihres Königs Christian IV. einen glänzenden Sieg über die vereinigte schwedisch-holländische Flotte. Damals schwamm der Königshafen voll dänischer Orlogschiffe, aber auch voller Leichname. Die Schweden allein sollen in dieser Schlacht 1100 Mann verloren haben, sie zogen sich darauf in die inneren seichten Wattenströme unweit Sigt und Römöe zurück, wohin die schweren tiefgehenden Linienchiffe des Königs ihnen nicht folgen konnten.

Zum Schlusse dieser Skizze möge eine Sage folgen, welche die Weltanschauung der Norbriessen charakterisirt.

Da war ehemals ein Schiff, Mannägfual, das ist Mannigfaltigkeit geheißten. Das war so unmaßig groß, daß der Alte — wie man den Capitain

nannte — auf dem Verdeck zu Pferde umherreiten mußte, um seine Befehle zu erteilen. Die Matrosen, die jung und frisch in die Takelage hinaufkletterten, kamen als Greise mit grauem Bart und grauem Haar wieder herunter. In den Blöcken am Tauwerk waren Wirthsstuben angelegt, wo die Matrosen einkehrten, um sich auszuruhen und zu erfrischen. Einmal steuerte das Ungeheuer aus der spanischen See in den britischen Canal, konnte aber wegen des schmalen Fahrwassers nicht durch die Höweden hindurchkommen. Da hatte der Alte einen guten Einfall; er ließ die ganze Backbordseite mit weißer Seife bestreichen, das half. Der Mannägfual drängte sich glücklich hindurch und gelangte in die Nordsee. Die weiße Seife aber und der Schaum fraßen sich in's Gestein, und davon haben die Felsen von Dover noch heute die weiße seifenartige Farbe.

Einst war das Riesenschiff, Gott weiß wie, in die Ostsee hineingerathen; aber man fand bald das Wasser zu seicht. Um wieder flott zu werden wurde der Ballast sammt den Schlacken und der Asche der Kabüse in die See geworfen. Aus dem Ballast bildete sich nun die Insel Bornholm und aus dem Unrath der Kabüse das nahe dabei liegende kleine Eiland Christiansöe.

Der Mannägfual steuerte in die Nordsee zurück und kam glücklich am jütischen Riff vorbei. Da erhob sich ein Orkan und das Schiff gerieth auf den Grund, worauf es den lockeren Sandboden dermaßen aufwühlte, daß zu beiden Seiten Sandbänke sich bildeten und aus dem Wasser hervortraten. Aber nun führten die Wogenberge die aufgeloderten Massen mit sich fort, und das Schiff wurde wieder flott. Der Sand wurde an die nächsten Küsten geworfen, und so bildeten sich die Dünen von Jütland, Silt und Anrum.

---

## Correspondenz aus Süddeutschland.

Ende August.

Der kriegerische Zusammenstoß ist abgewendet, abermals kann die Geschichte einen Wendepunkt verzeichnen in dem langen sich dehrenden Drama, welches sich über Schleswig-Holsteins Befreiung geschürzt hat. In diesem Moment mag noch ein Rückblick gestattet sein, ein Rückblick zunächst auf die Stimmungen in Süddeutschland während jener kritischen Wochen. Handelte es sich doch um unser Schicksal beinahe nicht minder als um dasjenige der Herzogthümer, und dieser Ernst der Lage drückte sich durch nichts lebendiger aus als durch die plötzliche Vielgeschäftigkeit und Wichtigthuerei unserer Staatsmänner, dieses Hin- und Herreisen zwischen Dresden, München, Stuttgart und Gastein. Herr von Beust fühlte sich wieder ganz in seinem Elemente, das Haupt noch von den frischen Lorbeern umkränzt die das Sängerfest darauf gedrückt. Noch wissen wir nicht was bei den Conferenzen und vertraulichen Diners geflüstert, geplaudert, vielleicht verabredet worden ist. Wir werden es wohl auch nie erfahren; das Bezeichnende ist dies, daß kaum Jemand die Neugierde hat es wissen zu wollen. Genug, daß die Herren überhaupt einmal wieder auf der Bühne erschienen sind;



es ist von ihnen gesprochen, ihre Reisen sind verzeichnet worden, und weiter hatte es wohl keinen Zweck. Es war eine artige Laune des Zufalls, daß Herr von Deust im Hoftheater zu München mit Shakespeare's Viel Lärmen um Nichts empfangen wurde.

Vielleicht war dieses Kokettiren mit ihrer Existenz, dieses etwas aufbringliche: „wir sind auch noch da,“ in jener Lage nicht eben die klügste Politik der Mittelstaaten. Es giebt Dinge von denen man nicht allzulaut reden sollte, und zu diesen Dingen gehört die Existenz der Mittelstaaten in einem Augenblick da ein ernster Machtconflict zwischen Preußen und Oesterreich drohte. Derlei Gedanken mochten es wohl sein, welche die Staatsmänner Bayerns und Würtembergs im Herzen erwogen, als sie durch die Botschaft erschreckt wurden, daß ihr Dresdener Kollege von erneutem Thatendrang verzehrt sich auf die Reise begeben und ihnen seinen Besuch zugebacht habe. Herr von der Pfordten hat bis jetzt nicht die mindeste Lust gezeigt sich in eine abenteuerliche Politik zu stürzen, wie man sie vor 1½ Jahren allgemein Bayern zugemuthet hatte. „Gekäuflos“ ist auch seit dem Wiedereintritt dieses Staatsmannes das Programm der bayrischen Politik geblieben, und nachdem erst die eigene Bevölkerung gelinde Unzufriedenheit hierüber kundgegeben, ist es neuerdings die österreichische Presse gewesen, welche mit unverholnem Aerger die kühle egoistische Zurückhaltung Bayerns bekräftigte: weder das Eine noch das Andere war im Stande Bayerns Gleichmuth zu erschüttern. War zu vermuthen daß Herr von Deust glücklicher sein werde? Noch weniger Bereitwilligkeit war von Württemberg zu erwarten. Wiederholt hat Herr von Varnbüler bescheidene Resignation als den Grundsatz seiner Politik ausgesprochen. Nach ihm hat ein mittelstaatlicher Minister die Pflicht, Eisenbahnen zu bauen, aber ja nicht sich in die große Politik zu drängen und die Interpellationen, welche die württembergische Kammer von Zeit zu Zeit über Schleswig-Holstein an den Minister richtete, würdigte er schließlich gar keiner Antwort mehr, vermuthlich weil er der sehr verzeihlichen Meinung war, daß wenn es ihm nicht verstattet sei, Interpellationen an die Großmächte zu richten, auch seine Kammer nicht das Recht habe ihn zu interpelliren.

Ist es also richtig, daß, wie versichert wird, in den Conferenzen der mittelstaatlichen Minister vollkommene Uebereinstimmung sich herausgestellt hat, so kann der Sinn nur der sein, daß Herr von Deust, der früher einmal mit der kühnen Drohung Aufsehen gemacht hat, selbst die Krone seines Herrn als Einsatz in das Spiel zu werfen, von seinen besonneneren Kollegen vermocht wurde, von so vermessnem Vorhaben abzustehen und sanguinische Träume von einer Zurückführung Preußens auf seine natürlichen Grenzen auf gelegeneren Zeiten zu vertagen. Diese menschenfreundlichen Bemühungen wurden zum Glück von den Ereignissen selbst unterstützt. Denn eben begann sich die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Preußen und Oesterreich, wenigstens vorläufig, zu legen.

Aber die Gefahr bestand und sie kann wiederkommen, und vor dem Sturm pflegen die Vögel, ängstlich aufgeschreckt, hin- und herzuflattern. Das Gewitter, das sich zwischen Ischl und Gastein zusammenzog, hatte schon fernhin bis nach den Höhen von Dresden und München gewetterleuchtet. Vielleicht waren sich die Lenker der Mittelstaaten des Glücks, unter dem gemeinschaftlichen Schirm

der Großmächte friedlich zu wohnen, noch nie so bewußt als in diesen gefährlichen Augenblicken, da der Schirm zu zerreißen drohte. Sie hatten oft gegen den lästigen Schutz gemurrt; es ist wahr, jede selbständige Action, jeder Einfluß auf die Weltgeschichte war ihnen dadurch abgeschnitten, und sie empfanden dies mit begreiflichem Unmuth, wenn auch der Eine seinen Unmuth mit Anstand, selbst mit Humor zu verbergen wußte, der Andere ihn ungeberdig zur Schau trug. Allein es war doch wenigstens für ihre bescheidene Existenz gesorgt, sie durften sich nicht um das Morgen kümmern. Die Einigkeit der Großen war die Garantie der Kleinen. Anders wenn es zwischen den Großen zum Bruche kam. Hier war von dreien doch nur das eine möglich. Entweder sie schlossen sich an Preußen an, oder an Oesterreich, oder sie entschlossen sich zur Neutralität etwa zur bewaffneten, wenn ihnen dies größeres Vergnügen machte. Den ersten Fall darf man billig außer Berechnung lassen. Von den beiden anderen Möglichkeiten aber wäre schwer zu sagen, welche die bedrohlicheren Consequenzen für das Dasein dieser Staaten in ihrem Schooße getragen hätte.

Die Illusion, als ob die Gruppe der Mittelstaaten eine selbständige Macht bedeuete, hat der Gang der letzten Jahre gründlich zerstört. Es ist ihnen mißlungen, den Großmächten zum Trotz eine eigene Politik durchzuführen, auch von ihrem angeblichen Beruf, vermittelnd zwischen beide zu treten, ist im Ernst noch nie so wenig die Rede gewesen als eben jetzt, da für diesen Beruf die schönste Gelegenheit war; aber sie wären auch nicht einmal im Stand im Kampfe beider Großmächte ein entscheidendes Gewicht in die eine oder andere Waagschale zu werfen. Abgesehen von der Verschiedenheit der geographischen Lage, durch welche Sachsen eben so exponirt als Bayern und Württemberg gedeckt sind, würde ihnen durchaus der Rückhalt an der Bevölkerung fehlen, den sie zu einer entschieden österreichischen Politik bedürften. Nirgends ist in den letzten Wochen in Süddeutschland der Wunsch laut geworden, Oesterreich im Kampf gegen Preußen zu unterstützen. Keine Volksversammlungen, keine Resolutionen sind zu verzeichnen, die solchem Wunsche Ausdruck gaben. Und doch ist die Stimmung gegen Preußen unstreitig die feindseligste, und die Möglichkeit eines Krieges ist ernstlich besprochen, ja seine Verwirklichung gewünscht worden. Die süddeutsche Presse kokettirte in diesen Wochen stark nach Oesterreich hinüber. Sie gab sich alle Mühe Oesterreich Muth einzusprechen, und wenn sie auch nicht so weit übertreiben konnte die Lage des Kaiserstaats als günstig für einen Krieg zu schildern, so suchte sie doch zu zeigen, wie ungünstig auch die inneren Bedingungen Preußens für einen solchen Fall seien; sie strengte alle Kräfte an Schamröthe auf die Wangen der österreichischen Staatsmänner zu gießen, wenn sie nicht endlich dem Vorgehen Preußens mit den Waffen in der Hand Halt geböten. Aber davon, daß die süddeutschen Contingente zu den Beschützern des Rechts stoßen sollten, war keine Rede. Die Beschützer des deutschen Rechts? Ja, da lag's. Diese mißtrauische Frage war der Rest von Besonnenheit, welcher die Wiederholung des Rufs: durch Dick und Dünn mit Oesterreich, diesmal verhinderte. In naivster Weise gab diesem Mißtrauen Ausdruck eine Interpellation, welche am 8. August in der württembergischen Kammer an den Ministerlich gerichtet wurde. Die Interpellanten waren entschiedene Preußenfeinde, sie nahmen an,

daß die Regierung jedenfalls nicht die preussische Politik unterstützen werde, und fragten dann: ob die Regierung, falls sie beim Ausbruch eines Conflicts sich an Oesterreich anschliesse, eine Garantie dafür habe, daß sie mit einem solchen Anschluß nicht einer österreichischen Sonderpolitik sondern der Sache Deutschlands diene? Wie um diese seltsame Anfrage selbst zu beantworten, war dann wieder das Verlangen der Bildung einer Triasgruppe „zur gemeinschaftlichen Verfolgung einer freisinnigen und deutschen Politik“ wiederholt. Das hieß doch die Sympathie für Oesterreich sehr vorsichtig aussprechen. Noch zurückhaltender war der Erlanger Verein, der als das officielle Mundstück des bayrischen Volkes nach längerer Pause wieder am 7. August sein feierliches Votum über den Stand der schleswig-holsteinischen Frage abgab. Nach Wiederholung der bekannten augustenburgischen Resolution begnügte er sich damit „gegen die verderbliche Bismarck'sche Politik zu protestiren“ und seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, „daß jeder Versuch Preußens, Schleswig-Holstein zu vergewaltigen, schmähtlich zerschellen und Preußens Einfluß in Deutschland gründlich schädigen wird.“

Aus den letzten Worten sprach noch ein gewisses schmerzliches Wohlwollen für Preußen, eine Art getäuschter Liebe; sie charakterisiren die Stimmung einer Partei, welche in unbestimmter Weise, man kann sagen instinctmäßig, ihre politischen Hoffnungen auf Preußen gesetzt hatte, aber bei den ersten praktischen Schritten, die nun einmal bei der beispiellosen Verwirrtheit unserer Verhältnisse nicht so glatt und angenehm sich abspielen wie ein Concertprogramm, sich beßürzt abwendet und in ihren Tugendmantel zurückzieht. Gewiß, die Härte, mit der die preussische Politik im Einzelnen verfahren ist, hat gerade ihre Freunde auf's Empfindlichste berühren müssen; was in Schleswig-Holstein selbst die Gemüther dem preussischen Staat entfremdet hat, hat sie ihm auch in ganz Deutschland entfremdet, abwendig werden mußten Alle, welche nur aus dunklen Sympathien zu Preußen gehalten hatten, und ich glaube, zu keiner Zeit sind die Freunde Preußens in Deutschland dünner gesät gewesen als heute. Allein auffallend ist denn doch, daß nirgends auch nur die Spuren eines Conflicts zu Tage getreten sind, den doch eine wohlbegründete Ueberzeugung, wenn sie durch bittere Erfahrungen erschüttert wird, nicht zu ersparen pflegt, auffallend, wie der Nationalverein und was man im Süden zur deutschen Fortschrittspartei rechnen konnte, das Einlenken in das trübe Fahrwasser der Mittelstaatenpolitik so leidlich und sorglos vollziehen konnte, als ob es etwas Selbstverständliches wäre, ein politisches Programm als untauglich bei Seite zu werfen weil nach vier Jahren noch nicht Alles so gekommen ist wie man gewünscht hatte, und den ersten Schritt zur Verwirklichung der militärischen, maritimen und diplomatischen Einigung zu bekämpfen weil ein Zeitraum von 18 Jahren noch nicht hingereicht hat aus Preußen einen constitutionellen Staat zu machen. Es wird immer eine für die Anfänge unserer politischen Bildung bezeichnende Erscheinung sein, daß eine große Partei ihr Programm fallen gelassen und auf den Kopf gestellt hat, in demselben Augenblick, in welchem ein Anfang zu seiner Verwirklichung gemacht wurde.

Für den süddeutschen Radicalismus, für die „Föderalisten,“ wie seit einiger Zeit das Schlagwort lautet, für sie waren natürlich die preussischen Gewalt-

maßregeln nur ein höchst willkommener Vorwand, gefundenes Material für ihre antipreußische Polemik. Ein süddeutsches Blatt hat allen Ernstes während der Kölner Geschichte acht Tage lang mit der Wichtigkeit einer neuen Entdeckung verkündigt, daß jetzt nach diesen Vorgängen das preußische Programm für immer unmöglich geworden sei. Ein herrliches Zeugniß politischer Reife, ein politisches Programm, das doch nicht von heute oder gestern datirt, wegen einer Polizeimaßregel für abgethan zu erklären!

Ich möchte fast bezweifeln, ob die süddeutsche Stimmung gegen Preußen eine viel bessere wäre, wenn dieses rücksichtsvoller in den Formen vorgegangen und sich etwa mit dem zwischen der Fortschrittspartei und den schleswig-holsteinischen Vereinen verabredeten Compromiß begnügt hätte. Wären jene Vorwände nicht, so hätte man andere Vorwände. Es ist wenigstens sehr bezeichnend, wie wenig eben diese Vermittlungsversuche, diese Annäherung der Fortschrittspartei an die süddeutschen Meinungen in Süddeutschland selbst Anklang gefunden hat. Die Volkszeitung hat für ihre Hingebung an die Sache des Erbprinzen von Augustenburg nichts als Hohn, der Nationalverein nichts als den Vorwurf der Zweideutigkeit davon getragen. Ein Berliner Blatt ist als solches verdächtig, und der Nationalverein ist, seitdem er in seiner Geburtsstunde das Wort Preußen ausgesprochen hat, trotz aller vollbrachter und zukünftiger Wandlungen nicht mehr zu rehabilitiren. Der Grundgedanke des süddeutschen Radicalismus ist: von Herrn v. Bismarck bis zu Waldeck sind es nur Nuancen der Einen preußischen Partei, die ich als meinen natürlichen Feind empfinde. Es spricht sich hierin ein instinctives Bewußtsein von der Solidarität der preußischen Interessen aus, welches verdiente in Berlin selbst ein besseres Echo zu finden.

Unter dem Druck dieser Meinung, welche die populärste war, weil sie den natürlichen Vorurtheilen und Antipathien am meisten schmeichelte, entfernte man sich mehr und mehr von der nationalen Auffassung der Herzogthümerfrage. Noch vor einem Jahr wurde es auch im Süden als die allgemeine Meinung ausgesprochen, daß die militärischen und maritimen Kräfte der Herzogthümer in die Hand Preußens gelegt werden müßten. Seitdem Preußen seine Forderungen präcisirt hat, ist davon nicht mehr die Rede. Noch vor einem Jahr hielt auch der Erlanger Verein förmliche Vorträge darüber, daß die Herzogthümer diesen Anschluß vollziehen müßten, nicht wegen des Herrn v. Bismarck, sondern trotz seiner, daß sie dem preußischen Staat dies schuldig seien, weil sie es Deutschland schuldig seien und sie nur in jener Form den Ansprüchen Deutschlands gerecht werden könnten. Heute geht man über diesen Punkt vorsichtig hinweg, oder wo überhaupt noch die Pflichten der Herzogthümer gegen Deutschland berührt werden, geschieht es um auszusprechen, daß die Leistungen erst mit dem souverän constituirten Staat zu vereinbaren seien. Das Einzelrecht stand jetzt über dem allgemeinen Recht, aus der nationalen Frage wurde ein juristischer Streit. Man wiederholte hundertmal das augustenburgische Programm, ohne zu bedenken, daß es jetzt einen ganz andern Sinn hatte als damals da es die Fahne der Losreißung von Dänemark gewesen war, daß es im Munde seiner Bekenner den nationalen Gehalt verloren hatte und zu einem Deckmantel des

Particularismus geworden war. So verschwanden aus der Debatte mehr und mehr die großen nationalen Gesichtspunkte, man hingte sich an das Einzelne, Kleine, Bedeutungslose, und es ist nicht zu verwundern daß gleichzeitig eine Doktrin in Schwung kam, welche diesen Sinn für das Kleine, Dürftige, Lotterige ordentlich in ein System brachte und als natürliche Verfassungsform für Deutschland den „Föderalismus“ empfahl, d. h. die Permanenz und Ausbildung eines Zustandes, welcher es den einzelnen Gliedern überläßt, sich möglichst behaglich in ihren vier Wänden einzurichten, möglichst wenig behelligt durch die Nachbarn, welche ja anderen „Stammes“ sind, und durch die Pflichten gegen das Ganze, welche ja höchst ungemüthlich den Sonderfreiheiten Abbruch thun könnten. Man erkannte mit einemmale, daß man mit der bisherigen Richtung nach der Einheit sich auf einem ganz verkehrten Weg befunden, der unfehlbar zum Napoleonismus führen mußte; man entdeckte, daß es glücklicherweise noch Zeit zur Umkehr sei und daß die Aufgabe der deutschen Politik vielmehr darin bestehe, die Selbständigkeit der Stämme und der Angestammten zu wahren und zu einer gegenseitigen Versicherungsanstalt gegen centralistische Absorption auszubilden. „Die wahre und tiefer vermittelte Einheit,“ sagte mit graziöser Wendung der württembergische Minister den heimkehrenden Landständen, „ist diejenige, welche in dem Sich-Eins-Fühlen zugleich der Stammesberechtigung die gebührende Rechnung trägt.“ Also schon im Nationalgefühl wird der Stammesberechtigung der gebührende Platz gewahrt, um wie viel mehr dann erst in der praktischen Politik!

In dieser Weise drohte eine Bewegung zu verlaufen, welche sich an einer im eminenten Sinn nationalen Sache entzündet hatte. Vom Standpunkt der Einheitsbestrebungen angesehen, haben wir unstreitig eine rückläufige Bewegung zu constatiren, und zwar eine freiwillige, absichtsvolle. Kaum ward Anstalt gemacht dem Particularismus an einem Ort — freilich unter der erschwerenden Anwendung quälender Mittel — den Nerv abzuschneiden, so erhob sich im Bewußtsein seiner Solidarität der Particularismus aller Orten, in Holstein fühlte sich auch der schwäbische und der bayrische Particularismus bedroht. Gleichwohl ist die Einbuße nur eine scheinbare, sie wird mehr als ausgeglichen werden durch den Gewinn, daß die Einheitspartei von Elementen befreit wird welche ihr bisher vielleicht ebensoviel schaden als nützten. Einheit Deutschlands galt noch bis vor Kurzem als das selbstverständliche Ziel aller Parteien, ihr galt bei jeder Festlichkeit der erste Toast; war man auch über die Form der Einheit verschiedener Meinung, so war man doch darin einverstanden, daß bei dem anarchischen Zustand unserer Verhältnisse alle Schritte die in centripetaler Richtung liegen unterstützt werden müssen. Dies ist in Zukunft anders. Wir wissen jetzt daß es Parteien giebt, welche vielmehr in der Ausbildung der centrifugalen Tendenzen das Heil Deutschlands erblicken, welche die Einheit aus ihrem Programm gestrichen haben oder sie höchstens noch als Decoration unserer Nationalfeste gebrauchen. Gerade die großen Feste der jüngsten Zeit haben einen entschiedenen Gewinn gebracht. Indem das Einheitsgejubel unwillkürlich zur nüchternen Vergleichung mit den wirklichen Zuständen herausforderte, haben sie die Erkenntniß mächtig gefördert, wie viel Ungefundes und Unwahres, wie viel Phrase und

Selbsttäuschung bis jetzt in der sogenannten Begeisterung für die Einheit des Vaterlandes gewesen ist; an dem Contrast schärfte sich das Bewußtsein daß unsere nationale Erziehung kaum begonnen hat.

Daß man das Wort: „lieber dänisch als preußisch“ hat hören müssen, läßt in einen wahren Abgrund von politischer Verwilderung blicken. Es klingt für weiche Gemüther so rührend menschenfreundlich, wenn man der Dulder in Schleswig-Holstein wider die preußische Vergewaltigung sich annimmt und empört die Zumuthung zurückweist, daß sie preußisch werden sollen unter einem Regiment Bismarck. Aber von allen Einwendungen gegen die Annexion ist doch diese die bodenloseste. Wäre in den Schleswig-Holsteinern wirklich die deutsche selbstlose Gesinnung deren sie sich rühmen, so würden sie es sich zur Ehre rechnen, den großartigen Verfassungskampf mitkämpfen zu dürfen, der zur Zeit in Preußen für Deutschland geführt wird, und auf diese Weise, anstatt in Liedern, den Dank abzutragen den sie Deutschland für die Rettung ihrer Nationalität schulden.

Und schwerlich wäre ihnen dieses ohne eigenen Gewinn. Es geht heute noch den Süddeutschen nach, daß sie vor fünfzig Jahren, als Preußens Volkskraft die Fremdherrschaft brach, außerhalb der gewaltigen Action geblieben sind, welche damals den Norden Deutschlands durchschüttelte und stählte. Ich fürchte es wird die Zeit kommen, da wir auch dies zu beklagen haben werden, daß wir bei einem Schauspieler, welches die Legung der Fundamente für die künftige deutsche Verfassung bedeutet, die müßigen Zuschauer sind.

## Politische Correspondenz.

Berlin, Ende August.

Zähes Ausbarren bei einem gesteckten Ziele, die Kunst, die Dinge zu beherrschen, indem man ihnen scheinbar unthätig zusieht, waren Vorzüge, die man vor drei Jahren dem so eben an das Ruder gekommenen preußischen Ministerpräsidenten am wenigsten zutraute, — dem Manne, der mit so undiplomatischer Offenheit seine innersten Gedanken nicht stets in der ernstesten Weise darlegte, der Pläne entwickelte, deren anscheinende Vermessenheit zur Heiterkeit anreizte. Und dennoch sind es gerade diese Eigenschaften, die ihm — wir sind so ehrlich, unbestreitbare Verdienste auch an politischen Gegnern anzuerkennen — jetzt einen unerwarteten Sieg verschafften. Wochen, Monate lang haben preußische Zeitungen ihren preußischen Patriotismus dadurch beweisen zu müssen geglaubt, daß sie von Tage zu Tage verkündigten, die preußische Regierung ist zurückgewichen, sie weicht zurück, sie wird unfehlbar in der nächsten Zukunft zurückweichen; triumphirend wiesen sie auf den unausbleiblichen Sieg der österreichischen Bestrebungen hin, das Staatsgefühl war in der Parteileidenschaft untergegangen. Ob es aber für die liberale Partei vernünftig war, von Oesterreichs Staatsmännern Heil für Deutschland zu erwarten, möge man erst entscheiden, wenn man sich die Lage der Dinge im November 1850 recht klar vergegenwärtigt hat.

Oesterreich kann mit liberalen Ideen spielen und hat es während des Schmerling'schen Regimes in umfassender Weise gethan; es kann, um den Rivalen auszustechen, einen Concurrrenz-Liberalismus, einen Concurrrenz-Constitutionalismus, einen Concurrrenz-Parlamentarismus in Scene setzen, sobald es aber den Rivalen besiegt zu seinen Füßen steht, enthüllt es sich als das, was es seiner Natur nach ist, als der Staat des Concordats, als ein Staat, der vorzugsweise als das Werkzeug benützt wird, den Interessen der Dynastie zu dienen. Es wäre Thorheit zu glauben, Preußen als österreicherischer Vasallenstaat werde im Stande sein, das herrschende System mit seiner Budgetlosigkeit, seinen übertriebenen Ansprüchen für das Militairwesen kurzer Hand mit einer liberalen Regierung zu vertauschen. Der Nachfolger des Herrn v. Bismarck hätte anstatt der Kutchen Storpione gebracht. Der Tag von Olmütz hatte in den Bundesanordnungen vom Jahre 1854 eine zweite Auflage der Carlsbader Beschlüsse zur Folge, und nach einem Siege Oesterreichs wäre sicher auch die dritte Auflage nicht ausgeblieben, und die freieren Regungen, die sich in Baden, in anderen kleinen Staaten geltend machen, wären erbarmungslos erstickt worden. Daß es für einen Liberalen vernünftig war auf einen Sieg Oesterreichs zu hoffen, glauben wir nicht. Daß es kurzichtig war, den Sieg Oesterreichs als sicher voraus zu verkünden, wissen wir jetzt bestimmt. Die Kräfte des Gegners zu unterschätzen ist unter allen Umständen eine Unklugheit. In den inneren Fragen ist und bleibt das Ministerium Bismarck unser Gegner. Je mehr die liberale Partei darauf rechnete, das Ministerium müsse ohne ihr Zuthun an seinen eigenen Fehlern zu Grunde gehen, desto mehr war sie geneigt, die Hände in den Schooß zu legen. Und die ganze Politik, welche das Abgeordnetenhaus, welche der Nationalverein in der schleswig-holsteinischen Sache befolgten, bestand im Grunde darin, die Hände in den Schooß zu legen, und des gesegneten Tages zu harren, wo das morsche Gebäude Bismarck'scher Staatskunst in Trümmer stürzen würde.

Die Convention von Gastein und Salzburg hat den Träumereien ein Ende gemacht, als könne die Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit urplötzlich aus den Händen der im Felde siegreichen Mächte in die des Sechsendreißigerausschusses und der schleswig-holsteinischen Vereine übergehen. Für das preussische Ministerium bedeutet diese Convention einen erheblichen Sieg. Es erreicht durch dieselbe zunächst die Möglichkeit, das Provisorium ohne die Sorgen fortzusetzen, mit welchen es bisher behaftet war. Die freundliche Seite des Provisoriums hatte bisher darin bestanden, daß man jeder definitiven Lösung vorbeugte, die mit den Interessen Preußens unvereinbar war, und in voller Gemüthsruhe den Zeitpunkt abwarten konnte, in welchem sich die Möglichkeit einer Lösung herausstellte, die den preussischen Interessen entsprach. Neben dieser freundlichen Seite kehrte das Provisorium aber auch eine unholde heraus, die unvermeidlichen Veranlassungen zu fortdauernden Reibungen zwischen beiden Civilcommissarien, Reibungen, die bei jedem praktischen Unternehmen eintraten, welches Preußen einleiten wollte. Die neue Ordnung der Dinge setzt an die Stelle des condominium in solidum ein volles dominium Preußens in Schleswig, Oesterreichs in Holstein, es giebt den beiden deutschen Großmächten, wenn auch nur provisorisch, alle Souverainetätsrechte. Preußen kann Schleswig re-

gieren wie sein eigenes Land, es kann demselben alle die Vortheile zuweisen, die aus der Verbindung mit einem größeren Staate hervorgehen. Es wird so die Bevölkerung allmählich an den Gedanken gewöhnen, mit Preußen vereinigt zu werden. Zu gleicher Zeit aber erhält es durch die Convention das Recht, auch in Holstein das in Destsy zu nehmen was es vorläufig braucht und was zur Befestigung seiner Position in diesem Herzogthum dient. Die bisherige gemeinsame Regierung war ein Hemmschuh für unsere maritimen Pläne, für die Anlagen und Befestigungen am Kieler Hasen, für den Bau und die Beaufsichtigung des Kanals. Jetzt ist dieses Hemmnis beseitigt. Kiel ist unser geworden, und wir werden es so lange besitzen, bis vom deutschen Bunde eine Flotte gebaut, d. h. bis das Unmögliche möglich geworden ist. Unsere Telegraphen- und Postlinien, unsere Militärstraßen werden das Herzogthum durchschneiden, wir erwerben das Terrain, durch welches der Kanal zieht, wir leiten seinen Bau und bestimmen die etwa nöthigen Fortificationen an seinen Endpunkten; wir allein führen über diese wichtigste Wasserstraße des europäischen Nordens die Aufsicht. Die Besatzung Rendsburgs, das nach diesen Verrichtungen an Bedeutung sehr zurücktreten wird, theilen wir mit Oesterreich. Was Preußen in den Februarforderungen hinstellte, ist bis auf den einen wichtigen Punkt der militairischen Verschmelzung durch die Gasteiner Convention ihm im Wesentlichen zugestanden worden. Spräche der Vertrag eine einfache Theilung der beiden Herzogthümer zwischen Oesterreich und Preußen aus, so würden wir ihn freilich für ungünstig halten. Die Concessionen, die er uns außer dem Alleinbesitz Schleswigs und dem Erwerb Lauenburgs in Bezug auf Holstein bietet, neigen die Waagschale in nicht geringem Maße zu unseren Gunsten. Denn während Oesterreich das Recht erhält, Holstein zu administrieren, erhalten wir das Recht, das Werthvollste an diesem Herzogthum, seine maritime Lage, auszubenten. Während Oesterreich in Zukunft mit der augustenburgischen Partei in Spannung gerathen wird, weil es, um seinen Besitzantheil nicht zu entwerthen, den Prätendenten nicht mehr in der früheren Weise begünstigen kann, wird Preußen durch seine großen maritimen Unternehmungen Gelegenheit finden, die Interessen der Bevölkerung mit den seinigen zu verflechten. Die Annexion hat offenbar an Aussicht gewonnen. Nachdem Oesterreich seinem Rivalen gestattet hat, nach diesem Ziel hin wiederum eine Strecke Weges zurückzulegen, wird es ihm bei gleichbleibenden europäischen Verhältnissen immer unmöglich werden, den Rest des Weges zu versperren. Der Gasteiner Vertrag ist allerdings nur ein halber Sieg, aber diese halben Entscheidungen machen dem Wiener Cabinet den Rückzug erträglicher und erleichtern so die entliche friedliche Auseinandersetzung der beiden Mächte. Die Chancen des Prinzen von Augustenburg sind auf's tieffte gesunken. In der Gasteiner Convention ist nun auch von Wien aus die Basis aufgegeben, auf welcher seine Ansprüche beruhten. Es waren nicht die schlechtesten Freunde des Prinzen, die im vorigen Jahre ihm unzweideutigen Anschluß an Preußen empfahlen und die in diesem Frühjahr ihm riethen, als letztes Rettungsmittel die Februarbedingungen rückhaltlos zu acceptiren.

Trotz aller Vortheile der Gasteiner Convention haben wir, hat die constitutionelle großpreussische Partei weniger als das Ministerium Ursache,



über sie zu jubeln. Wir nehmen mit ungetheilter Befriedigung hin, daß die Gefahr, an der deutschen Nordgrenze einen unabhängigen Mittelstaat entstehen zu sehen, beseitigt ist; wir freuen uns, daß, seit neunzig Jahren zum ersten Male, die preussische Diplomatie einen Sieg über die österreichische erfochten hat; wir vertrauen auf einen ferneren günstigen Verlauf. Allein wir klagen über die unklaren Rechtszustände, die geschaffen werden. Mögen zünftige Politiker eine Lösung anstreben, welche die Rechte der Souverainität verleiht, ohne ihr Pflichten aufzuerlegen, mögen die Staatslexica um einen Artikel bereichert werden, welcher die ganz neue Staatsform des Provisoriums behandelt: der gesunde Sinn des Volkes wird von einer Lösung nicht erbaut sein, welche vollständig im Dunkeln läßt, wer eigentlich Herr im Lande ist. Wir klagen darüber, daß keine constitutionellen Zustände in den Herzogthümern hergestellt werden, daß der baare Absolutismus dort im Stande ist, sich mit dem Scheine des Rechtes zu umgeben. Wir klagen darüber, daß eine Scheidewand hergestellt wird zwischen beiden Herzogthümern, deren Untrennbarkeit eines der Lösungswörter bildete, unter denen der heilige Kampf geführt worden ist. Wir klagen darüber, daß das zukünftige Schicksal der Herzogthümer sich in Dunkel birgt. Noch immer schwebt vor uns die Gefahr, beide Länder an einen oldenburgischen Fürsten verloren gehen zu sehen, hinter welchem das eventuelle Successionsrecht der russischen Kaiserfamilie steht. Noch immer spielt die Reactionspartei mit dem staatswidrigen Gedanken, das Verhältniß einer Personal-Union herzustellen, die drei Herzogthümer, vor Allem das verwahrloste Lauenburg, nach patrimonialstaatlichen Grundsätzen zu regieren, während, wenn einmal das Annexionsprogramm siegreich durchgeführt ist, die völlige Einverleibung der Herzogthümer in den Staatsorganismus Preussens allein ein gesundes Verhältniß herstellen kann. Wir klagen vor allen Dingen darüber, daß die beispiellose Verblendung des Abgeordnetenhauses und der nationalen Partei in Deutschland uns dahin geführt hat, Herrn von Bismarck als den alleinigen Herrn der Lage zu sehen. Im November 1863 hatte das Abgeordnetenhaus durch seine wenn auch schwankende Haltung, hatte der begeisterte Aufschwung des deutschen Volkes einen wesentlichen Antheil an der großen Frage, und diese Factoren des nationalen Lebens hätten es wohl verdient, auch bei endgültiger Lösung ein Wort mitzusprechen. Sie haben sich dieses Rechtes begeben, indem sie im entscheidenden Augenblicke unterließen, die Consequenzen des nationalen Programms zu ziehen und auszusprechen.

Oesterreich hat nach dem allgemeinen Urtheil Europas durch die Convention eine Schlappe erlitten. Die officiösen Wiener Organe setzen dem entgegen, daß Oesterreich zwar augenblicklich sich in einer etwas genirten Lage befinde, die ihm verbiete, der preussischen Insolenz Widerstand entgegenzusetzen; sobald es indessen seine Kräfte gesammelt, werde es sich der Herzogthümer kräftig annehmen. Diese Versicherung findet den Glauben, den sie verdient, nämlich gar keinen. War Oesterreich gewillt und fähig, in Opposition gegen Preussen zu treten, so war der Augenblick der letzte dafür geeignete, als Regierungen und Volk in Süddeutschland, als Europa überhaupt noch nicht das Vertrauen auf die Kraft des Kaiserstaats verloren hatten. In dieser Niederlage erntet Oesterreich nur die Früchte, die es aussäete, als es sich unkluger Weise in das schleswig-

holsteinsche Unternehmen einließ. Warum Preußen die Bundesgenossenschaft Oesterreichs der des deutschen Bundes vorzog, dafür hat Herr von Bismarck Gründe angeführt, die von seinem Standpunkte aus plausibel sind. Weßhalb Oesterreich die dargebotene Bundesgenossenschaft annahm, das ist nur aus den fixen Ideen des Schwarzenberg'schen Standpunktes zu erklären, der in Herrn von Schmerling seinen letzten thätigen Vertreter fand, und jetzt in den beiden „Preßten“ und der „Ostdeutschen Post“ noch nachhallt. Preußen durfte um keinen Preis Sympathien in Deutschland gewinnen. Oesterreich stürzt sich eher in einen Krieg, der ihm keinen Nutzen verspricht, für den es kein Interesse hat, ehe es gestattet, daß Preußen allein die Lorbeeren desselben gewinnt. Wir haben bereits früher nachgewiesen, daß es schwer ist, ein Compensationsobject zu finden, welches Oesterreich für die Preußen einzuräumenden Vortheile mit Ehren fordern, Preußen gewähren könnte. Der Erfolg hat denn auch gezeigt, daß es dem Grafen Mensdorf nicht gelungen ist, eine Forderung aussfindig zu machen, die er stellen könnte. Oesterreich war in eine üble Lage versetzt; das geniale Experimentiren des Herrn von Schmerling hatte sich nicht minder kostspielig erwiesen, als die Schwarzenberg'sche Verwaltung; das Vertrauen der Liberalen in Süddeutschland war erschüttert; die mittelstaatlichen Regierungen hatten es verlernt, in Oesterreich den Hort ihrer Souverainetät zu erblicken. Es blieb nur die Hoffnung, die preußische Regierung als Bundesgenossen sich zu bewahren. Konnte dieselbe auch weder eine Garantie für Italien übernehmen, noch Land und Leute abtreten, noch auf handelspolitischem Gebiet Concessionen machen, so konnte man doch hoffen, in Verbindung mit ihr die Machtstellung in Deutschland zu bewahren, die man ihr zum Troste zu erweitern beflissen war, die man jetzt zu verlieren fürchtete. Man konnte hoffen, wenn am schwarzen Meere oder am Rincio Verwickelungen ausbrechen, an ihr eine Stütze zu haben. Die officiösen Stimmen verkündeten die entente cordiale zwischen Preußen und Oesterreich; eine zweite Aera der Solidarität der conservativen Interessen ist angebrochen, von der, welche auf Olmütz folgte, jedoch darin unterschieden, daß diesmal nicht Preußen es ist, welches sich von dem Allirten in das Schlepptau nehmen läßt.

## N o t i z e n.

Es war eine denkwürdige Bewegung, welche in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch das Erscheinen des ersten Lebens Jesu von Strauß hervorgerufen wurde. Mit welchem Jubel lasen wir damals jene streitbaren Hefte, mit denen der kede Kritiker der Reihe nach den hervortretendsten Gegnern seines Werks zu Leibe ging und sie, Einen nach dem Andern, über die Klänge springen ließ! welche geistige Erfrischung überkam uns aus der Zuversicht, der Sicherheit und Gründlichkeit seines polemischen Auftretens, wie bewunderten wir die Leichtigkeit und Eleganz, mit welcher er das ebenso wuchtige

wie schneidige Schwert zu führen wußte! Das war noch nicht Alles. Vor seinem scharfsichtigen Blick, gegenüber der Entschiedenheit seines Standpunkts, lichtete sich das verwickelte Durcheinander der geistigen Strömungen der Gegenwart; die Gegner, die er auf's Korn faßte, erschienen als Repräsentanten bestimmter wissenschaftlicher und literarischer Richtungen; die Polemik war in Eins zugleich Charakteristik, — sie lieferte, indem sie alle Schattirungen des Fanatismus und Doctrinarismus abzeichnete, indem sie ebensowohl die Orthodoxen wie die Mystiker, ebensowohl den bornirten Moralismus Wolfgang Menzel's wie die speculativen Confusionarien der Hegel'schen Schule zurechtstellte und zurechtwies — sie lieferte einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte der Theologie und der Philosophie und schuf auf diese Weise Kategorien, die aus der Geschichtschreibung des deutschen Geisteslebens nicht wieder verschwinden werden.

Wieder ist ein Straußisches Leben Jesu erschienen und wieder finden wir den Verfasser auf dem Plan, um sich mit seinen neuen Gegnern auseinanderzusetzen. Es lag ganz in der Aufgabe dieser unserer Blätter, dem neuen Werke und Allem, was sich daran knüpfen würde, aufmerksam zur Seite zu bleiben, auch wenn von vorn herein klar war, daß die Aufregung der dreißiger Jahre sich nicht wiederholen, daß die theologische Frage heute nicht wie damals die von Interessen praktischerer Art theils beherrschten theils zerstreuten Gemüther in Beschlag nehmen könne. Wir erblicken in dieser stilleren Theilnahme an der Fortführung der alten Debatten um den Wahrheitsgrund christlichen Glaubens und Lebens nichts weniger als ein Krankheits-symptom, und noch viel weniger ziehen wir den Schluß daraus, daß eine rückläufige Bewegung im Anzuge sei, daß unser Volk gegenwärtig geneigter als ehebem sei, sich auf Kosten der Klarheit und Wahrheit bei einem zurechtgestümperten Glauben zu beruhigen. Vielmehr wenn die religiöse Skepsis eine Krankheit ist, so ist sie eine solche, deren erste Heftigkeit gebrochen ist, nachdem sie sich acclimatistrt hat. Die mindere Erschütterung, die sie dem Körper bereitet, ist ein Zeichen seiner Gesundheit. In anderen Strebungen, die seine ganze Kraft in Anspruch nehmen, ist derselbe erstarkt, und es hat gute Wege, daß die gestählten Nerven nicht auch die scharfe Luft eines kritisch gereinigten Glaubens der weicheren und wärmeren einer ängstlich behüteten Alt- oder Halbgläubigkeit vorziehen sollten. Wir sind nicht zweifelhaft über das Ende dieser Entwicklung, aber sie wird langsam, sie wird gewiß nicht in reinen und raschen Entscheidungen sich vollziehen. Die theoretische Frage, um die es sich nach der Straußischen Auffassung zunächst handelt, wird — um ihres eigenen sittlich-religiösen Kerns wegen — nur auf dem langen Umweg mannichfaltiger praktischer Vermittelungen, nach vielfacher Reibung an entgegenstehenden theils wirklichen, theils vermeintlichen Gemüthsbedürfnissen zur schließlichen Erledigung kommen.

Gewiß, man thäte dem Verfasser des Lebens Jesu Unrecht, wenn man ihn einer so einfachen Erwägung unzugänglich hielte. Der Schein, daß es so sei, wird nichts destoweniger vielleicht durch seine neueste Schrift bei dem Einen oder dem Andern erweckt werden. Schon seiner Kritik der Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu hatte er als Beilage eine Besprechung des Schenkel'schen Handels in Baden angefügt, welche darauf hinauslief zu constatiren,

daß die theologische Stellung Schenkel's eine halbe und zweideutige, die Parteinahme für den Standpunkt des Verfassers des „Charakterbildes Jesu“ ein Zeugniß von der Unklarheit der aufgeklärten öffentlichen Meinung sei. An diese Ausführung knüpft sofort seine neueste Schrift schon in ihrem Titel an: „Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die H. H. Schenkel und Hengstenberg“ (Berlin 1865). Daß in der zweiten Hälfte dieser Schrift der Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung als ein „Ganzer,“ will sagen als ein ganzer und entschlossener Vertheidiger der Unwahrheit gebrandmarkt wird, das wird, als ein neuer Nagel zum Sarge dieser das Oberste zu unterst lehrenden Richtung, von allen Freunden des Fortschritts dankbar hingenommen werden. Angesichts des Vorwurfs, von den neuesten Ergebnissen und Entdeckungen auf dem Gebiete neutestamentlicher Forschung keine Notiz genommen zu haben, löst hier Strauß, wie er sich ausdrückt, seine „wissenschaftliche Ehre“ durch den probeweisen Nachweis der Bodenlosigkeit einiger dieser angeblichen neuen Ergebnisse; — und wie harmlos diese Herren Rechenpfennige für Goldstücke ausgeben, wie unverschämt sie Falschmülzerei treiben, darüber wird ohne Zweifel Mancher, dem das Detail dieser Verhandlungen sonst nicht nahe tritt, in ein heiteres Erstaunen gerathen. Aber der Angriff, der wiederholte Angriff gegen Schenkel! Derselbe ist freilich durch eine Antwort des Angegriffenen auf jene frühere „Beilage“ herausgefordert. Allein wozu überhaupt dieser erbitterte Kampf gegen „die Halben,“ da diese Halben und ihre Anhänger es doch offenbar sind, die dem Umsichgreifen der ganzen Wahrheit die Wege bahnen? Der ganzen Wahrheit, die doch für's Erste nur das ganze Brechen mit einem bestimmten Irrthum ist und die daher, um sich mit Fleisch und Wein zu bekleiden, um zu einer neuen Lebensgestaltung zu werden, unter allen Umständen einer vermittelnden positiven Unterlage bedürfen wird? Warum diese Feindseligkeit gegen Personen und Richtungen, die einstweilen notorisch den Fortschritt, das Princip der Glaubens- und Lehrfreiheit vertreten? Und in demselben Augenblicke gerade, wo sie um dieses Principes willen dem geschlossenen und organisirten Angriff der Rückschrittsparthei ausgesetzt sind? Wäre es nicht richtiger, die politische Lehre vom Compromisse sich auch für die Taktik des Kampfes um Glaubens- und Lehrfreiheit zu Herzen zu nehmen, nicht durch die Klugheit geboten, den Angriff zum mindesten zu vertagen?

Solche Fragen werden ohne Zweifel von manchen auch der entschiedensten Freunde des großen Kritikers erhoben werden. Von allen denen nämlich, welche den praktisch-politischen Gesichtspunkt vor dem wissenschaftlichen in den Vordergrund stellen. Uns selbst liegt eine solche Auffassung nahe genug — aber wir bekennen, daß wir die Lectüre der Strauß'schen Streitschrift mit dem Gefühl beendigt haben, daß dieses Auftreten vollauf gerechtfertigt, ja, daß es selbst praktisch der guten Sache nur zum Heile reichen könne. Etwas Anderes ist es, wie große politische Parteien sich zu einem Handel wie dieser Schenkel'sche stellen mögen, und etwas Anderes, wie ein Mann ihn beurtheile, den seine Natur und sein Beruf einzig auf die wissenschaftliche und die sittliche Seite der Frage hinweist. Es ist hinreichend dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: es ist gar sehr nöthig, Sorge zu tragen, daß sie nicht schief wach-

sen und verkrüppeln. Hier ist ein Mann, der durch die Anlage seines Geistes dazu bestimmt ist, allen halben und unreinen Entscheidungen in Sachen des historischen Fundaments unseres Glaubens den Krieg zu erklären. Es ist die Aufgabe seines Lebens, mit scharfer Bestimmtheit immer wieder auf das Ziel hinzuzeigen, das er mit unvergleichlicher wissenschaftlicher Klarheit aufgestellt hat. Mögen Andere, scrupelloser, vielleicht praktisch umsichtiger und gewandter als er, die Mittel und Wege ausfindig machen, die langsam sich bewegende Menge in der Richtung jenes Zieles vorwärts zu bringen: der unermüdbliche Kämpfer, der unbestechliche Wächter soll Dank haben, der alle Selbsttäuschung, als ob das Ziel schon vor dem Ziele liege, unerbittlich zerstört und mit der Stimme des kritischen Gewissens auf die Gefahren aller Um- und Seitenwege aufmerksam macht. Diese Rolle, bekennen wir es, steht ihm einzig zu Gesicht. Er ist in vollem Siege, wo er die wissenschaftliche Schwäche des Verfassers des „Charakterbildes“ an's Licht zieht, und wie sehr er hier in seinem Elemente ist, das fühlt man der ungebrochenen jugendlichen Frische, der immer klaren und heiteren, wenn auch oft grausamen Laune seiner Polemik an. Dieselbe erscheint am grausamsten da, wo er den persönlichen Verursacher seines Gegners als Bannerträgers im Kampf um Glaubens- und Lehrfreiheit ansieht: seiner gründlichen Beweisführung nichts desto weniger wird sich auch hier nichts abdingen lassen, ja, hier weniger als irgend wo sonst. Es sind goldene Worte und wir unterschreiben sie von Anfang bis zu Ende, die Worte, mit denen er jene Grausamkeit rechtfertigt: „In politischen Dingen,“ so schließt er diesen Theil seiner Streitschrift, „mag es leider an dem sein, daß man nicht weit kommen würde, wenn man es in der Sichtung der Mitwirkenden allzu genau nehmen wollte; obwohl auch da der Unsegen nicht ausbleibt, wenn nicht mindestens die Hauptpersonen tadelfreie Männer sind. Noch weit unerlässlicher ist dies in religiösen Dingen, in dem Kampfe, der die Geister, indem er sie aus den Ketten des Wahns befreit, durch innere, dem erkannten Wesen des Menschen entnommene Gesetze zu binden sucht. An diesem heiligsten Menschheitswerte kann in hervorragender Stellung Keiner geistlich mitarbeiten, der nicht reine oder gereinigte Hände, ein ganzes und ungetheiltes Herz und truglose Lippen dazu mitbringt.“

---

Wir möchten unsere Leser auf eine geistvolle Abhandlung (— über die Ideen in der Geschichte —) von M. Lazarus aufmerksam machen, welche in erweiterter Bearbeitung in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachen“ B. III. abgedruckt ist.

Um was es sich in dieser Untersuchung eigentlich handelt, das ist Folgendes. Sehen wir ab von mehrfach widerlegten und leicht widerlegbaren Vorurtheilen gegen die Geschichtswissenschaft oder Völkerpsychologie: so wird wohl der bedeutendste Grund der noch vorhandenen Abneigung gegen diese Disciplin in der Ansicht liegen, es komme bei der Geschichte nicht sowohl auf den Proceß, als auf den Gegenstand, nicht auf die Form des Geschehens, sondern auf den Inhalt derselben an. Man glaubt alles gethan zu haben, was gefordert wer-

den könne, wenn man zugesteht, daß der Proceß der Geschichte, das Geschehen, einer bestimmten Gesetzmäßigkeit unterliege; wichtig jedoch sei allein der Inhalt der Geschichte, die Bestrebungen und Schöpfungen, die Zustände und Einrichtungen, die neuen Zwecke und neuen Mittel, welche im Laufe der Zeit hervortreten, kurz das was man die Ideen der Geschichte nennt. Dagegen zeigt der Verf. wie der Inhalt der Geschichte in den Processen selbst liege. „Den Inhalt der Geschichte erkennen heißt also in Wahrheit, die Prozesse erkennen, durch welche er geworden ist, und die Gesetze erkennen, nach denen diese vor sich gehen.“ Indem zugestanden wird, daß die Ideen das Wesen der Geschichte ausmachen, will nun der Verf. zeigen, wie sie sich zu dem mechanischen Getriebe der Geschichte verhalten; es soll die Frage beantwortet werden: was sind und wie wirken die Ideen in der Geschichte?

Was die Ideen sind, wird ausführlich gezeigt, namentlich der Unterschied zwischen Begriff und Idee erwogen, und dabei erörtert, in welchem Sinne Ideen in der Natur oder in den Naturwissenschaften anzunehmen seien. Endlich auf die Geschichte kommend sagt der Verf. dann: „Ideen in der Geschichte sind die im Leben und Handeln der Menschen, der Einzelnen und Völker, also im Leben der Menschheit wirksamen Ideen. Sie sind nicht transcendente, außer dem menschlichen Geiste vorhandene Mächte, welche irgend wie von außen her auf ihn einwirken, sondern wirkliche, d. h. innerhalb des Menschen als Acte seiner psychischen Thätigkeit erscheinende Ideen; sie sind innerhalb des menschlichen Geistes selbst erzeugt, ausgebildet, entwickelt und zum Theil in Handlungen und Schöpfungen verwirklicht, aber darum doch nicht willkürlich. Der Inhalt dieser Ideen besteht in allen jenen Normen des Willens, in der Richtschnur des Handelns, welche die natürlichen Antriebe des menschlichen Lebens in gewisse Schranken binden, ihnen Ziele und Zwecke vorzeichnen, Formen des Einzellebens wie des Gesamtlebens der Menschen gestalten.“

„Die Ideen wirken in der Geschichte, indem sie Theile, Acte des psychischen Lebens der Menschen ausmachen und auf das Ganze desselben einen wesentlichen Einfluß gewinnen.“ Denn „nicht bloß eine Bereicherung des Inhalts ist dem psychischen Leben durch die Ideen unmittelbar gegeben, sondern auch die Formen desselben, die psychischen Prozesse werden durch sie erhoben.“ „Die Wirkung der Ideen bewegt sich vorzugsweise in drei Grundformen.“ „Vor allem ist es die Vollendung der Persönlichkeit.“ „Aus dem Umfang und der Energie im Erfassen der Ideen entspringt das Maas der Bildung, aus der Innigkeit und willenskräftigen Hingebung an die Ideen die Gesinnung; beide bilden die Individualität, den Charakter des Menschen.“ — Die zweite Wirkung der Ideen ist die Schöpfung von idealen Werken, die das Leben der Einzelnen und der Geschlechter überdauern, Kunst- und Schriftwerke. Drittens aber liegt die Wirkung der Ideen in der Schöpfung von Institutionen, von socialen, rechtlichen, politischen, freisittlichen, religiösen Verbänden und Einrichtungen unter den Menschen.

Diese umfassende Vorbereitung war nöthig, um zu der Frage zu gelangen, in welcher Weise die Ideen wirklich sind, psychisch existiren, oder wie sich die Ideen zu dem Bewußtsein der wirklichen Menschen verhalten. Bei der Enge

des Raumes, der uns hier zur Verfügung steht, ist es nicht möglich diese Untersuchung des Verf. mit einiger Klarheit zu reproduciren, ja nicht einmal zu resumiren. Folgendes genüge. Der Verf. sagt: „Bemüht an die Stelle sehnsüchtiger, irriger ob auch edler Träume eine klare Einsicht in die Thatfachen zu bringen, haben wir vermeiden gelehrt, die Ideen irgend wie als selbständige, außermenschliche, personificirte Wesen zu denken; Ideen die sich selbst entwickeln, die die Geschichte schaffen oder beherrschen, haben wir als Ausdrücke kennen gelehrt, die mit Vorsicht und bestimmtem Vorbehalt zu gebrauchen sind. Uns sind die Ideen ein geistiger Inhalt, welcher in bestimmten psychischen Ereignissen wirklich gegeben, in verschiedenen psychologischen Formen thatsächlich ausgeprägt ist; mitten im psychischen Leben stehend wirken so die Ideen auf den psychischen Organismus — aber nicht mit Nothwendigkeit. Wohl ihr Wirken ist nothwendig, aber ihre Wirkung ist nichts Nothwendiges; denn sie wirken als Kräfte, aber es giebt andere Kräfte neben ihnen, die ihnen zuweilen dienen, zuweilen aber auch widerstehen.“ „Die Ideen walten nicht außer uns, nicht ohne uns, nicht absolut und zwingend; die Führung der Geschichte nach den Ideen, ihre Erfüllung im Leben hängt von dem Grade ab, in dem sie erfasst, erläutert, erklärt und verbreitet werden, was nur durch Arbeit und Kampf geschieht u. s. w.“ Wie aber dennoch der Verf. die Subjectivität und Willkür von den Ideen abzuwehren weiß, wie er ihnen die Objectivität und Unabhängigkeit ihres Seins und Wesens sichert, wie er überhaupt die Zuversicht der Wahrheit feststellt, das möge nachlesen, wer gern in diese hohen metaphysischen Regionen steigt. Wir wollten nur auf den Reichthum der neuen Arbeit des Verf. hinweisen und dadurch zu ihrem Studium anreizen. Wer nach irgend einer Seite hin Interesse hat an der Frage, wie sich Idee und Mechanismus, Wahrheit oder Objectivität und Subject zu einander verhalten, wird gern auf die angezeigte Arbeit verwiesen sein.

# Johann Sebastian Bach.

(J. S. Bach von E. F. Bitter, Berlin 1865, 2 Bände.)

Hundert Jahre erst nach dem Tode J. S. Bach's (1850) trat eine Gesellschaft zusammen, um seine Werke zum ersten Male in einer kritisch geſichteten und vollſtändigen Ausgabe zu ſammeln. Es wird noch eine lange Reihe von Jahren vergehen, bis dieſe Aufgabe bewältigt iſt; erſt dann wird eine erſchöpfende und abſchließende Biographie Bach's, die dort ihr werthvollſtes Material ſuchen muß, möglich ſein. Man hat aber auch mehr, als den gleichen Zeitraum, verſtreichen laſſen, ehe es zu einem ernſtlichen Verſuche kam, über den Gang ſeines Lebens wirklich eingehende Ermittlungen anzustellen. Die älteren Biographen behandelten dieſes ihr nächſtes Ziel meiſt als etwas Vorkläufiges, um ſich ſofort in die ihnen bekannten Werke, in das Ganze dieſer mächtigen Perſönlichkeit zu vertiefen und meiſt in den Nebel bloß bewundernder Phraſen zu verlieren. Die eben erſchienene Bitter'sche Biographie hat das nothwendige Gleichgewicht zwiſchen beiden Elementen wenigſtens in der Hauptſache hergeſtellt: ſie bringt zu den bekannten Thatſachen mancherlei Neues und wenn es dem Verfaſſer trotz aller Bemühungen nicht gelungen iſt, alle Lücken auszufüllen, ein durchweg anſchauliches und lebensvolles Bild zu geben — was wohl nie erreicht werden wird — ſo liegt doch jetzt genug vor, daß man den Verſuch wohl wagen darf, einen beſtimmten Zuſammenhang der künſtleriſchen Entwicklung Bach's mit den wenig beachteten äußeren Umſtänden ſeines Lebens darzulegen. Dieſes iſt die Abſicht der folgenden Darſtellung.

Luther hatte nicht nur am Gemeinbeſange, ſondern auch an der Figuralmuſik großes Intereſſe genommen, beiden eine Stelle in dem neu geordneten Gottesdienſte angewieſen. Die neue Kirche war aber nicht die Erbin des Glanzes der alten geworden, man mußte ſich mit geringen Mitteln behelfen. Dieſes führte in Niederdeutſchland zu einer beſonderen Pflege des Orgelſpiels, das zugleich einen Chor und ein Orcheſter allenfalls erſetzen konnte. Es iſt unmöglich, das ſtille, unſcheinbare, zudem zünftig abgeſchloſſene Treiben der lutheriſchen Organisten und Cantoren



im Einzelnen zu verfolgen: das Endergebniß liegt aber doch klar und deutlich vor. Es bildete sich mehr und mehr eine bestimmte künstlerische Tradition, welche sich immer höhere Aufgaben stellte und endlich auf einen Gipfel der Vollendung gelangte, der seitdem nie wieder erreicht worden ist. Persönlicher Wettstreit spielte dabei eine große Rolle. Man verlangte endlich von jedem tüchtigen Organisten, daß er die schwierigsten Aufgaben des Contrapunkts aus dem Stegreif sofort und mit künstlerischer Wirkung lösen könne. Schlagfertigkeit in jedem Augenblicke, majestätische Ruhe, trotzig-eigensinnige Sicherheit ziemten einem der alten Orgelhelden. Das Publikum weidete sich, wie noch jetzt, fast noch mehr daran, solchen Mann als Herrn über sein ungeheures Instrument walten zu sehen, als seinen Eingebungen mit dem Ohre zu folgen.

Die Familie, welcher Bach entstammte, war ganz und gar durch mehrere Generationen mit diesem Treiben verflochten: in Thüringen, Sachsen und Franken fanden sich zahlreiche ihr angehörige Organisten, die unter einander zusammenhielten. Es hat eine Sammlung von zahlreichen Choralbearbeitungen existirt, die nur von Mitgliedern der Familie Bach herrührten. Einzelne der letzteren waren von so hervorragender Bedeutung, daß Werke von ihnen zeitweise J. S. Bach zugeschrieben werden konnten.

Obwohl dieser seine nächsten Angehörigen schon im Kindesalter verlor und sich in die Welt hinausgestoßen sah — er empfing seine Schulbildung in Lüneburg, wohin er sich ohne alle Mittel auf gutes Glück begeben hatte —, so schlug er doch ganz in die Richtung seiner Familie. Er macht schon von Lüneburg Fußreisen nach Hamburg, um den berühmten Organisten Reinken zu hören: mit 18 Jahren 1703 in Arnstadt selbst als Organist angestellt, überschreitet er den ihm dort bewilligten Urlaub und setzt die kaum errungene Stelle auf's Spiel, um Monate lang in Lübeck, wohin er wieder zu Fuße wanderte, die Manieren Buxtehude's zu studiren. Auch in späteren Jahren macht er fast alle seine Reisen nur, um sich um Organistenstellen zu bewerben, neu erbaute Orgeln zu prüfen, sich mit Rivalen zu messen, seine Virtuosität zu bewähren. Er hört wohl in Dresden, wenn er seinen Sohn Friedemann dort besuchte, „die artigen Lieberchen“ der Oper gelegentlich mit an: dergleichen findet aber in seiner Seele keinen Wiederhall, er hängt ganz und gar an der ernstesten und strengsten Kunst seiner Vorfahren.

Demgemäß nahmen ihn auch seine Zeitgenossen vor Allem und fast nur als den ersten Virtuosen auf Orgel und Clavier, als den unübertroffenen Meister des Contrapunktes, als eine Art Tausendkünstler, der im Stande war, sabelhafte Dinge zu verrichten. Aesthetische, hochgegrif-

fene Gesichtspunkte waren damals noch nicht gäng und gäbe, man sprach aber mit vollstem Enthusiasmus davon, was Bach mit zehn Fingern und zwei Füßen zu leisten vermöge, und hatte auch einen gewissen Respect vor solcher Kunst. Friedrich II. empfing 1747 „den alten Bach“ sofort nach seiner Ankunft in Potsdam im Reiseanzuge und führte ihn selbst zu allen Instrumenten des Schlosses und zu allen Orgeln der Stadt. Er gab ihm ein Thema zu sofortiger Durchführung in den kunstreichsten Formen, kurz er behandelte ihn durchweg als musikalische Großmacht. Freilich lehrte er dann sofort wieder von dieser Episode zu der italienischen Musik zurück: selbst so hervorragenden Dilettanten handelte es sich damals bei der Musik weniger um innerliche Erlebnisse, als um ein Spiel mit gewohnten und durch die Gewohnheit lieb gewordenen Formen. Bach's Virtuosen-erfolge hatten wahrscheinlich bei aller Welt dasselbe Schicksal: man bewunderte ihn gebührend und wandte sich dann kurz wieder von ihm ab.

Dennoch legte er wahrscheinlich selbst das größte Gewicht auf dies sein virtuoses Können, das ja die vollste, souveräne Herrschaft über alle contrapunktischen Formen zur Voraussetzung hatte und das ihm, wenn er sich seinen Improvisationen überließ, gewissermaßen die Flügel gab, das ihm zugleich, da damals nur sehr wenig Werke selbst berühmter Meister zum Drucke gelangten, den Weg zur Doffentlichkeit, zum Publikum bahnte. Seiner Kunstfertigkeit verdankte er alle seine Erfolge, seinen Ruf als der Erste seines Fachs: es kam ihm nun weiter vor Allem darauf an, sich in dieser Stellung zu behaupten. Das Componiren behandelte er daneben fast wie eine Privatfache, theilweise als eine Art Amtsthätigkeit. Charakteristisch ist, daß fast alle Werke, die er drucken ließ, und die er theilweise nur mit großen Opfern in die Doffentlichkeit bringen konnte, meist Arbeiten von gelehrtem Ansirich waren, die ihn als strengen Contrapunktisten zeigen, der seines Gleichen suchte. Auch in den leichter gehaltenen gedruckten Stücken wandte er sich nicht nur an die Liebhaber, sondern „besonders an die Kenner.“

Es lag dies ganz im Sinne jener alten Traditionen, nach denen es vor Allem auf handwerksmäßige Tüchtigkeit ankam, nach denen es galt zu zeigen, daß man Alles gelernt hatte, was zu lernen war. Man frug zunächst nicht nach einem besonderen Inhalt, besonderen Darstellungsobjecten, sondern wollte einen rein musikalischen Stoff, ein Thema, nach den Regeln der Kunst behandelt sehen. Die Alten ließen ein solches in den verschiedensten Lagen und Verbindungen auftreten und schlossen ihren Satz, wenn diese Aufgabe im Wesentlichen erschöpft schien. Dies erinnert an malerische Studien, in denen auf die sorgfältigste Durchbildung des Einzelnen mindestens dasselbe Gewicht gelegt wird, wie auf eine Totalwirkung,

welche vor Allem die normale Entwicklung der Form, den Aufbau der Gestalt von Muskel zu Muskel anschaulich machen und in diesem Sinne betrachtet sein wollen. Wie gewisse Maler als genaue Kenner der Anatomie respectirt wurden, so die alten Musiker als Gelehrte ihres Faches.

Auch die Kritik der Zeit stellte sich so zur Sache. Das letzte jener gelehrten Werke, die Kunst der Fuge, wurde nicht vollendet, da Bach bei der Arbeit — er stach es selbst in Kupfer — erblindete und dann nach längerem Leiden starb. Es erschien nach seinem Tode mit einer Vorrede Marburg's, eines der ersten der damaligen Musikschriftsteller. Auch dieser weiß nur seine staunenswerthe Fertigkeit im Erfinden und Extemporiren, seinen in allen Tonarten ähnlichen glücklichen Vortrag in den schwersten Gängen und Wendungen, seine tief sinnige Durcharbeitung sonderbarer, sinnreicher, von der gemeinen Art entfernter und dabei doch natürlicher Gedanken, deren Gründlichkeit, Verbindung und Ordnung zu rühmen. Nur ein Prädicat findet der Lobredner, welches dem innerlichen Charakter dieser Kunst näher führt; er nennt sie, „der einreißenden Tröbheit eines weiblichen Gesanges“ gegenüber, eine „männliche“ Kunst.

Diese eine Bezeichnung wiegt aber fast alle anderen auf, welche der Enthusiasmus späterer Perioden zusammengetragen hat. Das *mulier tacet in ecclesia* galt für die ältere Kunst im umfassendsten Sinne: noch Bach wurde ein ernstlicher Vorwurf daraus gemacht, daß er eine Sängerin in der Kirche in Arnstadt hatte singen lassen, ebenso waren die älteren Compositionen in keiner Weise den Eigenthümlichkeiten des andern Geschlechtes angepaßt. Man kann den Uebergang zur Neuzeit sehr wohl von da an datiren, wo die Frauen eine hervorragende Rolle bei den Aufführungen und eine Stimme im Publikum erhielten. Erst seitdem hat sich die Kunst mehr und mehr an die Phantasie, an die Leidenschaft gewendet, die das Leben in glänzende Fragmente aus einander reißt, welche effectvoll gegen einander contrastiren, deren innerer Zusammenhang aber dahin gestellt bleibt. Die ältere Kunst dagegen wollte nicht bloß aufregen, fortreißen, überwältigen oder gar betäuben — das wäre im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein nur befrembliches Gebahren gewesen, von dem sich die Besseren ganz abgewendet hätten —, sie wollte vielmehr ernsthaft beschäftigen, überzeugen. Es ist ihr höchster Triumph, die Nothwendigkeit ihrer Gliederungen fühlbar zu machen, sie überrascht, im Gegensatz zur modernen, auf Contrasten beruhenden Kunst, lediglich dadurch, daß auch unter den schwierigsten Verhältnissen Alles nur so kommt, wie es kommen muß. In vollendeten Sätzen dieses Stils werden die Stimmen so geführt, so kunstreich in einander geflochten, daß man den Wiedereintritt der Themen an bestimmten Stellen mit vollster Gewißheit im Voraus stellt.

Nur der Meister kann sich gleichmäßig in solcher Weise auf der richtigen Linie bewegen; die Leute zweiten Ranges umschreiben dieselbe in unsicheren Kreuzungen.

Alle Bilder, durch die man die Art dieser Kunst veranschaulichen kann, deuten auf männliches Wesen. Man kann sie, wie oben geschah, mit formenstrenger Malerei, mit großartigen architektonischen Structuren, am treffendsten mit dem streng logischen Denken vergleichen, welches aus der Wurzel eines Gedankens die reichsten Consequenzen zu entwickeln versteht. Scheinbar ergiebt sich Alles mit einer Art Naturnothwendigkeit, die Themen scheinen ihr weiteres Wachsthum aus sich selbst zu ziehen, organisch sich weiter zu bilden, in Wahrheit ist aber ein fester und starker Wille, der die Phantasie durchweg zu seiner Dienerin zu machen weiß und sich nie von ihr fortreißen läßt, der seine gemessene Freiheit überall zu bewahren versteht, die erste Voraussetzung aller solcher Leistungen. Die alten Musiker wollen, wie sie selbst mit männlicher Systematik an ihr Wert gehen, auch mit männlichem Sinne gehört und aufgefaßt sein, der jedes Gebilde aufmerksam prüft und die complicirten Formen sofort zu analysiren vermag.

In Bach culminirt diese ganze Kunst: er hat sie vollständig erschöpft, ihre äußersten Grenzen umschrieben. Wo sie ihre Schranken findet, da macht sich eine solche auch bei ihm fühlbar, wo er in andere Gebiete der Kunst hinübergreift, fällt er unwillkürlich oft genug aus der Rolle und zeigt von Zeit zu Zeit immer wieder, mitunter befremdlich genug, die strenge, herbe Miene des Organisten, sein umständliches, feierliches Gebahren.

Er schloß die Richtung der älteren Zeit dadurch ab, daß er alle seine Vorgänger überbot, ihre Leistungen in den seinigen in der energischsten Weise zusammenfaßte, so daß durch ihn die ältere Literatur dieser Art fast alles Interesse verloren hat. Als ächter Künstler strebte er aber nach dem Aeußersten, in ungemessene Weiten. Auch die Gefahren jenes dialektischen Wesens und der trotzigen Haltung der alten Contrapunktisten, wenn sie sich mit ihrer Kunst an Alles wagen, werden an ihm deutlich. Er verliert sich häufig in ein grämliches Grübeln, läßt sich auf einen undankbaren Kampf mit widerstrebenden, knorrigen Themen ein, verfällt, um seinem Stoffe ganz gerecht zu werden, in die umständlichste Breite. Sein musikalisches Denken wird dann ganz abstract, giebt jede Rücksicht auf Schönheit und Weichheit der Form, auf charakteristischen Ausdruck auf, nur um den gegebenen Stoff dem System zu Ehren nach dessen Schema zu verarbeiten. Jener mächtige Wille zeigt dann despotische Züge, die Strenge wird zur Härte, die Kunst trotz der Freiheit von kleinlichen Absichten zur Künstelei. Er er-

innert dann an die bildenden Künstler, die den Sinn für den Reiz einfacher und natürlicher Stellungen verloren haben und die am liebsten gewagte Positionen, bedenkliche Verkürzungen darstellen. Man kann daher den polyphonen Stil bei ihm in seiner äußersten Vollendung, aber auch in manirirter Uebertreibung und Ueberspannung studiren.

Unübertroffen sind seine Orgelstücke. In ihnen wird — wir sehen hier von den Choralbearbeitungen ab — die ganze elementare Gewalt der Musik lebendig. Wie dem Ocean gegenüber, ist es vergeblich, ein bestimmtes Bild zu fixiren, bei einer Einzelheit zu verweilen, bestimmte Grenzen zu ziehen. Mächtige Schallwellen wälzen sich heran, von dem glänzenden Schaum des Figurenwerks umkränzt, um zu zerfließen, sich aber gleich wieder mit derselben Wucht zu erheben. Nur die großen harmonischen Grundverhältnisse prägen sich tiefer ein, das Detail zerflattert in dem Augenblicke, wo man es fixiren möchte. Wechselnde Lichter laufen über die ganze bewegte Masse hin, deren Auf- und Abwogen nach ewigen Gesetzen geregelt scheint und daher nichts Beunruhigendes hat. Auf dem Meere der Harmonie bewegen sich die Themen, wie kundig gesteuerte Schiffchen, die fortwährend zwischen den hochgehenden Wellen verschwinden, aber sofort an anderer Stelle wieder auftauchen und trotz allen Schwankens ihren Weg zu verfolgen wissen. Der Reichthum der verschiedenen Stimmen der Orgel, der Glanz ihres Klangs, die Starrheit ihres Tons und ihr etwas schwerfälliger Mechanismus, der feinere Nuancirung durch den Druck der Hand nicht zuläßt, sind für solche Wirkungen wie geschaffen. Der Orgelspieler kann die in dem ungeheuren Instrumente schlummernden Elemente wohl entfesseln, ihrer aber nicht vollständig Herr werden, sie nie ganz nach seinem Willen beugen.

Andere Stücke sind von mehr architektonischem Aufbau, lassen mehr charakteristische Einzelheiten wahrnehmen, die Wirkung ist aber doch eine ähnliche. Die großen Grundverhältnisse tauchen nach und nach aus der Masse der Ornamente doch mehr oder weniger deutlich hervor und geben die Gewißheit, daß man einem wohl gegründeten, fest in sich ruhenden Ganzen gegenübersteht.

Solche Musik bietet nicht Freud und Leid, wie sie sonst die Kunst erfüllen, hat auch nicht, wie man zu behaupten pflegt, einen specifisch christlichen Charakter. Freilich wiegt der Ton ernster Betrachtung über das Treiben der Menschen hinweg in die weitesten Fernen hinaus vor, es kommt aber nirgends zu so bestimmter Gestaltung, zu so scharfer Charakteristik, daß sich dem Hörer irgend welche bestimmte Bilder aufdrängen müßten. Diese Kunst führt uns auf Höhen, wo sich das Auge in anderen Dimensionen, als den gewohnten, zurecht finden lernen muß, wo das

Menschenleben mit seinen historischen Gegensätzen unten in der Tiefe zurückbleibt. Es sind Blicke in's Unendliche, das für alle Religionen dieselbe Bedeutung hat, es handelt sich um Vertiefung in die Natur der Dinge und das ihr verwandte eigene Wesen, um eine Art Philosophie. Die Musik kann mit ihren Mitteln freilich nicht gedankenschwere Probleme lösen, sie giebt aber analoge Stimmungsbilder, wie sich das Einfache, Unscheinbare, nach und nach aus sich selbst in's Ungeheure erweitert, den ganzen Horizont umfaßt, alles Fremdartige zurückdrängt oder überfluthet, dann aber wieder nach der vollsten Kraftentwicklung, wie alles Endliche, langsamer oder schneller in sich selbst zusammensinkt.

Dieser Kunst mit den ihr eigenthümlichen polyphonen Formen blieb Bach während seines ganzen Lebens treu, zu ihr kehrte er immer wieder zurück, wenn er sich nach anderen Seiten gewendet hatte, sie beherrschte seine ganze Bildung, sie bestimmte auch seinen Lebensgang.

Da seine Virtuosität früh Aufsehen erregte, gelangte er rasch von Stelle zu Stelle. Doch zeigte sich immer, daß seine ganze Art nicht nach den Maßstäben der Bürgerschaft in den Städten, in deren Dienst er trat (Arnstadt 1703, Mühlhausen 1707), zugeschnitten war; sie erregte dort Befremden. Er folgte daher gern einem Rufe an die Höfe von Weimar (1708) und Cöthen (1717). Der Herzog von Cöthen war ein kunstsinziger Mann, der zu Bach in ein näheres persönliches Verhältniß getreten zu sein scheint. Er nahm ihn mit auf Reisen, Mitglieder seiner Familie und seines Hofes verschmähten es nicht, bei Bach's Kindern Pauthensstelle zu vertreten.

Bach hatte sich schon mit 22 Jahren verheirathet: er verlor in Cöthen seine Frau und schritt dort zu einer zweiten Ehe. Seine Kunst beherrschte auch das Familienleben. Er unterrichtete seine zahlreichen Söhne, mit den älteren zugleich seine junge Frau, die musikalisch begabt war. Noch sind Notenhefte vorhanden, in denen er Stücke aller Art, ihren Fortschritten angepaßt, für sie zusammenschrieb. Es war ein reges Treiben in diesem Hause: Bach zog alle Mitglieder der Familie heran, die Stimmen seiner Compositionen für die Aufführungen auszusprechen, er selbst und seine Frau theilten sich hierbei, seine Söhne halfen ihm bei dem Stiche einzelner Werke. Wenn er, namentlich in späterer Zeit, auch in auskömmlichen Verhältnissen lebte, so blieben ihm doch für Kunstzwecke kaum Mittel übrig und es mußten deshalb alle disponiblen Kräfte dafür ausgebeutet werden.

Dieser Kreis erweiterte sich noch durch eine große Anzahl von Schülern, die sich schon früh um ihn sammelten und die oft lange Jahre bei ihm ausbielten. Er selbst war, soviel bekannt, Autodidakt, hatte sich ganz

auf eigene Hand an den besten Mustern gebildet und durch angestrengtesten Fleiß, an jene alten Traditionen anknüpfend, zu seiner Höhe hinaufgeschwungen. Er war — ein charakteristischer Gegensatz zu allen übrigen großen Musikern — eine lehrhafte Natur, die es antrieb, das selbständig Errungene weiter zu verbreiten. Er war unermüdet, durch lebendige Mittheilung, durch Vorspielen seiner Werke, durch Betheiligung bei ihren Arbeiten auf seine Schüler einzuwirken, aber kein Theoretiker, worin ihn später sein Schüler Kirnberger zu ersetzen suchte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der größte Contrapunktist aller Zeiten, der Meister der Harmonie, systematische Klarheit über die Grundlagen seiner Kunst kaum erstrebt hat. Er bedurfte dessen nicht: er bewegte sich darin mit der natürlichen Freiheit, wie jedes Wesen in dem Elemente, für das es geschaffen ist. Dagegen hatte er für Mechanik Anlage: er hat neue Instrumente erfunden, stellte selbst in Cöthen eine Spieluhr her und verstand sich auf den Orgelbau aus dem Grunde. Auch in der Akustik schrieb man ihm bedeutende Kenntnisse zu; um die Einführung der jetzigen temperirten Stimmung der Claviere (auf denen man nach dem älteren Systeme nicht in allen Tonarten spielen konnte) hat er die größten Verdienste. Seinem erschöpfenden Verständniß der mechanischen Construction der Instrumente verdankte er die vollste Klarheit über ihre Leistungsfähigkeit und über ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Nach diesen Seiten hin sind seine Compositionen für einzelne Instrumente ohne alle weitere Begleitung, z. B. für eine Violine, gar nicht zu überflügeln und noch immer einzig in ihrer Art.

Auch seine Claviercompositionen verdanken wir sicher in erster Linie seinem feinen Sinn für den instrumentalen Gegensatz von Clavier und Orgel, dem er ganz gerecht zu werden suchte. Die unendliche Beweglichkeit des Claviers, dessen Töne sich mannichfach nüanciren lassen, entfesselte er vollständig dadurch, daß er den üblichen schwerfälligen Fingersatz verbesserte (die ältere Schule gebrauchte merkwürdiger Weise den Daumen fast gar nicht) und dadurch wieder alle durch jene temperirte Stimmung gewonnenen Tonarten den Spielern zugänglich machte. Ein wirklich leichtes, gut verbundenes, durchweg nüancirtes Spiel wurde erst nun möglich.

Eine große Anzahl seiner Clavierstücke schrieb er zunächst nur für Unterrichtszwecke, selbst sein Hauptwerk, das wohltemperirte Clavier, verdankt seine Entstehung der Absicht, die Spieler in allen Tonarten zu üben. Concerte für zwei und mehr Flügel scheint er successiv geschrieben zu haben, je mehr seiner Cöthner nach und nach zu tüchtigen Virtuosen herangebildet waren.

Es war aber doch eine andere Sache, wenn Bach seine Stücke, die

zunächst gar nicht zum Druck bestimmt waren, für jenen ihm nahe gestellten, durch und durch bekannten Kreis schrieb, als wenn etwa heutzutage Instructives für alle Welt nach ganz mechanischen Gesichtspunkten zusammengestellt wird. Es übertrug sich sicher Etwas von den persönlichen Beziehungen, die bestanden, auf solche Werke, es spiegelt sich darin jenes rege, immer thätige Treiben, bürgerliche Gemächlichkeit und Gemüthlichkeit, im Hintergrunde steht nur auch hier, das Ganze beherrschend, jene ernste contrapunktische Kunst, der alle dienten und die von allen, die sich ihr nahen, ernstern tüchtigen Sinn, eine feste, gemessene Haltung verlangt.

Aus solchen Anfängen etwa entwickelte sich Bach selbst ein gewissermaßen persönliches Verhältniß zu diesem Instrumente: schon ihm wurde es, was es auch späteren Meistern war, der Vertraute, dem man in stillen Stunden ohne Rückhalt das eigene Innere aufschließt. Er nähert sich hier dem Treiben der Menschen wieder, das er in den Orgelstücken weit unter sich ließ, aber er tritt doch nicht, wie die moderne Kunst, in seine nächste Nähe. Betrachtendes, beschauliches Wesen bildet auch hier den Grundton, alles Leidenschaftliche, Begehrliche tritt zurück; er belauscht die innersten Regungen an ihrer ersten Quelle, ehe sie noch irgendwie vom Schmutze der Wirklichkeit getrübt sind. Er giebt nicht eigentliche Erlebnisse, Reminiscenzen an bestimmte Situationen, die etwa möglichst treu mit der ganzen Scenerie gemalt würden, wie dies Spätere versucht haben, sein künstlerisches Divinationsvermögen zaubert sich aus dem eigenen Innern in idealer Ferne mannichfache Stimmungsbilder vor. Er hält nicht Neben an seine Zuhörer, die eine schlagende, schnelle Wirkung üben sollen, es sind Monologe, in denen er zunächst nur mit sich selbst auf's Neue zu kommen sucht. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese ganze Haltung im Wesentlichen wieder durch jene dialektische contrapunktische Kunst vermittelt wird, an der er auch hier festhält. Er weiß aber hier den unbefangenen Hörer über die angewandten Künste oft vollständig zu täuschen: er entwickelt in den strengen Formen eine unnachahmliche, immerhin mitunter etwas pedantische Grazie, spielende Leichtigkeit; die unbefangenste Heiterkeit, stilles, sinniges, allem Schönen und Guten offenes Wesen klingt aus vielen dieser Stücke. Daneben tritt dann wieder gemessenster Ernst, eine vornehme, abweisende Haltung. Seltener tönt, wie aus der Tiefe hervor, ein leidenschaftlicher Ruf, der durch den gewaltigen Willen, dem er entstammt, aber sofort gebändigt, auf den maafsvollsten Ausdruck zurückgeführt wird.

Man findet eine ähnliche Haltung auch bei anderen Componisten der Zeit, z. B. bei Händel: alle haben noch Etwas von der Art kräftiger, keuscher männlicher Jugend, die, ganz auf ihre Ideale bezogen, die Dinge



der Welt ahnungsvoll aus der Ferne betrachtet und ihnen die eigene Reinheit verleiht, unbekümmert darum, ob die Wirklichkeit solchen Vorstellungen entspreche. In den Instrumentalcompositionen zeigt aber Bach die größte Beweglichkeit und Vielseitigkeit, den größten Reichtum, während die Uebrigen an ziemlich stereotypen Manieren festhalten. Es liegt ein unverwüßlicher Zauber über dieser Musik, sie blüht in ewiger Jugend, sie reizt und befriedigt selbst die, die, von der modernen Kunst übersättigt, sich zu ihr zurückwenden.

Selbst die Hauptwerke dieser Art waren zuerst nur handschriftlich in jenen engeren Kreisen verbreitet, drangen aber nach und nach von dort siegreich in die Oeffentlichkeit. Jede solide musikalische Bildung sucht seitdem darin ihre besten Grundlagen, die neueste Kunst, soweit sie ernstere Haltung zeigt, hat hier ihre glücklichsten Anregungen erhalten.

Die Instrumentalwerke, welche Bach auf ein größeres Publikum berechnete, für den Zweck der Aufführung schrieb, tragen dagegen mehr das Gepräge ihrer Zeit und stehen uns deshalb ferner. In Cöthen war er Capellmeister und hatte nur nebenbei kirchliche Functionen wahrzunehmen. Von dort stammen viele solche Stücke mehr gefelligen Charakters. Später stand er zeitweise in Leipzig „musikalischen Zusammenkünften“ vor, die wöchentlich stattfanden und in denen sich Dilettanten, meist Studenten, zu öffentlichen Aufführungen aller Art vereinigten. Hier mochte er neue Anregung für ähnliche Compositionen finden. Er ergeht sich hier in den concertirenden Manieren der Zeit, macht Salonmusik, „Galanterien,“ wie er sich selbst auf dem Titel eines Werkes ausdrückt, führt uns in die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts ein mit ihren Perrücken und ihren gravitätischen Manieren. Es erklingen vielfach die alten Tanzweisen, die contrapunktischen Formen werden loser, es spricht sich darin ein unruhiges, prickelndes Leben aus, das in diesem weltlicheren Tone kein rechtes Ziel der Bewegung finden kann und mit Hast von Figur zu Figur stürzt, als rege sich in ihm das Bewußtsein, daß es sich nicht auf seinem wahren Boden bewege. Dann wird ein derber, etwas spießbürgerlicher Humor laut, der wohlthätig hiergegen absticht, hin und wieder finden sich Stellen von schlichtester Haltung und ergreifender Innigkeit. Nur wollen sich diese Elemente noch nicht recht zu einem Ganzen verbinden, noch nicht in leichten Uebergängen unter einander in Fluß kommen. Die polyphone Schreibweise, welche auch hier vorherrscht, läßt dies nicht zu und giebt auch den populäreren Motiven einen etwas fremdartigen Anstrich. Bach läßt seine Hörer nie ganz vergessen, daß ein Meister der alten Schule sich ausnahmsweise einmal zu ihnen herabläßt, und zeigt ihnen immer wieder ein ernstes Gesicht oder auch eine gelehrte Miene. Wie launig und liebens-

würdig der soust in sich versunkene Mann unter Menschen sein konnte, zeigt am Besten die Orchester suite in D: wer sie nicht kennt, hat nur eine unzureichende Vorstellung von ihm.

In seinen Orgelstücken, den Claviercompositionen, besonders im wohltemperirten Clavier, worin er sich zum präciseften Ausdruck zusammenfaßt, in vielen Instrumentalsätzen der letzterwähnten Art ist Bach classisch: wir finden überall Ebenmaaß, Gleichgewicht, Formvollendung, nicht eine gerade leicht zugängliche, aber doch ohne besondere Voraussetzungen gemeinverständliche Kunst. Sie tritt als nothwendiges, unentbehrliches Element in den Gang der Entwicklung ein, die Nachfolger knüpfen daran an. Die nächste Generation täuschte sich bei der mangelhaften Verbreitung der Werke Bach's hierüber, sie nahm den Sohn für den Vater. Philipp Emanuel Bach galt ihr als bahnbrechender Meister; wir vermögen zu übersehen, daß er diese Ehre nur dem Abglanze des Vaters, der väterlichen Schule verdankte.

Wir haben diese Bedeutung der Bach'schen Instrumentalmusik ausführlicher darzulegen gesucht, weil sich das Interesse in der neueren Zeit mehr und mehr seinen Vocalwerken zugewendet hat. Bei jener findet die jetzt übliche ästhetisirende Auffassung, welche hinter den musikalischen Formen einen besonderen nachweisbaren Gehalt sucht und danach die einzelnen Kunstwerke zu rubriciren strebt, wenig ihre Rechnung. Man kann wohl versuchen, die Richtung dieser Kunst im Großen und Ganzen zu schildern, jeder einzelne Satz stellt aber einer Analyse in jenem Sinn sein festes Formgefüge, das für sich Werth und Bedeutung beansprucht, entgegen. Die nie zu unterschätzende Meinung der Zeitgenossen Bach's sieht uns zur Seite, wenn wir seinen Instrumentalwerken eine hervorragende Bedeutung beimessen.

Bach selbst hat wahrscheinlich auf seine Kirchencompositionen das größere Gewicht gelegt, diese für wichtiger und bedeutender gehalten. Schon in seinem Entlassungsgesuch an den Rath von Mühlhausen spricht er mit Bezug auf die seiner Richtung ungünstige Stimmung der Bürgerschaft aus, er hoffe „seinen Endzweck wegen der wohlzufassenden Kirchenmusik in Weimar ohne Verdrießlichkeit Anderer“ zu erreichen.

Dies veranlaßte ihn sicher auch, sich um das Cantorat der Thomasschule in Leipzig zu bewerben, wo sich ihm Aussichten zur umfassendsten Thätigkeit eröffneten. Die Thomasschüler hatten die Kirchenmusik an den vier Hauptkirchen der Stadt zu versehen und waren dabei nach dem damaligen Gebrauche fast täglich beschäftigt. Der Cantor hatte verfassungsmäßig eine einflußreiche Stellung an der Schule, welche zum Theil auf die Einnahmen aus musikalischen Leistungen bei Begräbnissen u. dgl. an-

gewiesen war. Namhafte Männer waren Bach's Vorgänger und Mitbewerber. Er trat 1723 in die Stelle ein und setzte seine ganze Energie daran, sie würdig auszufüllen. Doch wollte und konnte er dies nur ganz auf seine Weise thun. Er componirte unermülich, vernachlässigte darüber aber seine oft kleinlichen überhäuften Amtsgeschäfte. Er setzte dann seinen Oberen einen passiven, aber hartnäckigen Widerstand entgegen, machte ihnen auch gelegentlich, nicht immer unter den ihm günstigsten Umständen, directe Opposition durch Beschwerden bis in die höchsten Instanzen hinauf. Der Rath von Leipzig nennt ihn in einem seiner Protocolle „in-correctigibel.“

Er wußte sich augenscheinlich nur in dem Medium seiner Kunst zu äußern. Die Tradition berichtet kaum ein treffendes Wort, das ihm zugeschrieben würde, sie erzählt nur einige Geschichtchen, welche seine Virtuosität illustriren und seinen Feuerelber für die Kunst, seine Festigkeit gegen Stümper darthun. Schon hieraus ist klar, daß sich seine Zeitgenossen kein lebendiges Bild von dieser Persönlichkeit zu machen wußten, daß ihre Aufmerksamkeit Bach wenig zugewendet war; sie hätten sonst Geschichten erfunden, um ihrer Auffassung Ausdruck zu geben. Es fehlten ihm die Mittel, sich mit der eleganten Bildung Leipzigs, wohin er aus kleineren Städten erst in späteren Jahren kam, zu verständigen. Die Sorge für seine zahlreiche Familie, der Verkehr mit seinen Schülern, sein Amt und seine Arbeiten hätten ihm dazu auch kaum Zeit gelassen. So gerieth er immer mehr in eine isolirte und vereinsamte Stellung, seine Virtuosität wurde seiner nächsten Umgebung eine gewohnte Sache, die dadurch ihren Zauber verlor, man verstand ihn nicht und schätzte ihn nicht nach Verdienst. Daß er den Druck dieses Mißverhältnisses fühlte, ergeben seine Anstrengungen, äußere Auszeichnungen zu erlangen: er schrieb die ersten Sätze eines seiner größten Werke, um sich darauf hin den Titel eines Kurfürstlich Sächsischen und Königlich Polnischen Hof-Compositeurs zu erbitten. Noch kurz vor seinem Tode bewarb er sich um die Aufnahme in die Leipziger musikalische Gesellschaft, welche — charakteristisch für damalige Anschauungen — statutenmäßig nur „Theoretiker und Leute, die einen gradum oder ein Amt hatten, nicht aber blos praktische Musikverständige“ zuließ. Er verschmähte nicht, sich durch ein kunstreiches Probestück zu dieser Ehre noch besonders zu legitimiren. Alles dies blieb ohne Erfolg, nur ein kleiner Kreis von Kennern wendete ihm Theilnahme zu.

Man würde sich völlig täuschen, wenn man glaubte, Bach habe für dies Alles reichliche Entschädigung in seiner amtlichen Thätigkeit finden können. Die ihm zur Disposition gestellten Mittel waren kläglich, dürftig, seiner Kunst ganz und gar unwürdig. Nach einem eigenhändigen

Berichte Bach's an den Rath hatte er für den Dienst in allen Kirchen siebzehn tüchtige, zwanzig nur gerade brauchbare Sänger und acht Instrumentalisten von Fach, die Lücken mußten auf's Nothdürftigste durch Dilettanten, besonders Studenten, ergänzt werden, auf deren guten Willen nicht immer zu rechnen war. Ein Zeitgenosse schildert Bach, wie er diese ungefüge Masse, den einen mit Winken, den anderen mit Taktschlägen des Fußes, den dritten mit drohendem Finger in Ordnung erhält, wie er den nach und nach eintretenden Stimmen den Ton angiebt und bei alledem sein wunderbares Spiel auf der Orgel in Fluß zu erhalten weiß.

Fast alle Kirchencompositionen jener Zeit wurden nämlich an der Orgel oder dem Cembalo accompagnirt: zu den in der Partitur allein ausgeführten Hauptstimmen, zum Gesang und zum Spiel meist obligat gehaltener weniger Instrumente, trat über dem Grundbaß ergänzend und ausfüllend Improvisation des Accompagnenten, der hier seine ganze Schlagfertigkeit zu bewähren, unser Orchester zum guten Theile zu ersetzen hatte. Diese Gewohnheit hing mit der Spärlichkeit der disponiblen Mittel und damit zusammen, daß die Componisten fast nur für den nächsten Zweck ihrer Aufführungen, nicht für den Druck schrieben. Es genügte, solche Werke mehr oder weniger ausführlich zu skizziren, sie vertrauten nicht das ganze ihnen vorschwebende Bild der Notenschrift an. Es liegt auch hierin etwas vom zünftigen Geiste, der mit seinen Geheimnissen gern zurückhält.

Die damaligen öffentlichen Aufführungen der Vocalwerke Bach's waren nach dem Maße unserer Ansprüche sicher kaum erträglich zu nennen. Trotz seiner persönlichen Mitwirkung an der Orgel, trotzdem daß er alle Mängel durch sein Spiel nach Möglichkeit verdeckt haben mag, scheint er gar keine Wirkung auf seine Zeitgenossen erreicht zu haben. Es fehlt wenigstens an allen Nachrichten, die auf eine solche auch nur hindeuteten — nach einer von Bitter mitgetheilten Stelle scheint sogar die Matthäuspassion abgestoßen, einen „widrigen“ Eindruck gemacht zu haben. Selbst Bach's nächste Umgebung zeigte gegen diese Compositionen kühle Zurückhaltung: weder seine Söhne, noch seine Schüler sind für diese Kunst eingetreten, sogar an der Thomasschule fand sie — abgesehen von den Motetten, die sich auf Vocalsatz beschränken — keine nachhaltige Pflege. Die ungemein umfangliche Sammlung von Cantaten, Passionen, Messen u. s. w. wurde nach Bach's Tode zerstreut und nur durch glückliche Zufälle, durch die Sammellust der Kenner, von denen namentlich in Berlin eine Anzahl zusammenhielt, hat sich ein beträchtlicher Theil davon erhalten.

Erst die neuere Zeit trat diesen Schätzen näher; man entdeckte darin eine fremde Welt und stand verwundert vor ihren erstaunlichen Gebilden. Darüber vergaß man ganz, daß man nur Torfen vor sich hatte, denen

eine kundige Hand erst volle, abgeschlossene Form wiedergeben muß; man versank in eine unkritische Anbetung und führte Bach nach dem Wortlaute seiner Partituren auf. In diesem Sinne ist seine kirchliche Kunst auch jetzt noch nicht zu vollem Leben erweckt, sie gelangt, auch wenn man die reichsten Mittel dafür in Bewegung setzt, doch nur zu einem verkümmerten, keinesfalls den Intentionen ihres Schöpfers entsprechenden Dasein. Eine feste Tradition unter Benutzung der in neuester Zeit erschienenen Bearbeitungen muß sich für Aufführungen dieser Werke erst noch bilden.

Selbst in der herkömmlichen fragmentarischen Form macht sich aber eine mächtige, wenn auch vielfach abstoßende Wirkung geltend. Diese Musik ist jedenfalls durch und durch erfüllt von einer lebendigen religiösen Ueberzeugung, man hat darin den treffendsten Ausdruck protestantischen Sinnes und Geistes finden wollen.

Dies führt uns auf die Frage nach dem Verhältniß Bach's zu seiner Kirche. Nähere Nachrichten hierüber existiren nicht. Doch finden wir ihn schon als jungen Mann in Arnstadt in nächster Beziehung zu den Halle'schen frommen Kreisen: er betheiligte sich lebhaft bei der Herausgabe des oft aufgelegten Freilinghausen'schen Gesangbuchs, welches mit Noten erschten. Bei der exclusiven Haltung jener Circle kann man nicht daran zweifeln, daß sie ihn schon damals ganz als einen der Ihrigen betrachteten. Wie er in diese Richtung gelangte, ist unbekannt. Da sich ihm Alles durch seine Kunst vermittelte, wird er die erste Anregung durch seine Beschäftigung mit den alten Chorälen und Kirchenmusiken empfangen haben, es lag ihm dann nahe, sich nach der Seite zu wenden, wo man die alte, erstarrte Orthodoxie durch gemüthliche und phantastische Elemente, die man an sie heranbrachte, neu zu beleben suchte. In Leipzig trat er in ein näheres Verhältniß zu einigen Geistlichen pietistischer Färbung: mit ihnen suchte er sich über die jedesmalige Kirchenmusik so zu verständigen, daß sie in ein näheres Verhältniß zur Predigt trat.

In dieser Richtung befangen, drängte es ihn nicht, nach einer weiteren Bildung zu streben. Ganz abgesehen vom Theater, das ihm ganz fern lag, wandte er auch der Zeitpoesie nicht das Interesse zu, das viele andere Componisten an ihr nahmen. Man kennt kein Lied oder, wie man damals sagte, keine Ode von Bach. Er hatte kein Bedürfniß, seinen Geschmack im weltlichen Sinn zu bilden. Seine Texte suchte er vorzugsweise in dem Gesangbuche, der Bibel oder bei pietistischen Dichtern. Diese waren ohne alle künstlerische Zucht: sie hielten Alles, was ihnen in die Feder lief, für gut genug, um es an ihren Gott und Schöpfer zu richten, der ja mehr auf einen frommen, gläubigen Sinn, als auf eine glatte und gebil-

dete Form sehen mußte. Sie ergingen sich abwechselnd in den süßlichsten und gräßlichsten Wendungen. Jetzt sprechen sie in schmutzigen Bildern von ihren Sünden und dem Ekel davor, dann wieder halten sie Zwiegespräche mit Christus, die nur als Liebesgeflüster zu charakterisiren sind. Sie nahen dem Höchsten mit naiver Zubringlichkeit und spielen mit dogmatischen Fragen. Nirgends kommt es zu festerer, dichterischer Gestaltung, selten zu Ihrischem Schwunge; die „gläubige Seele,“ das Ich des Dichters, ist es, worum sich schließlich Alles dreht.

Bach vertiefte sich mit dem bittersten Ernste in diese Stoffe, es regte sich ihnen gegenüber Nichts von Kritik in ihm. Er baute sich eine eigene Welt auf diesen Grundlagen aus, die darüber hinaus bis in den Himmel hinaufreichte. Er scheint ganz einsam solch innerliches Leben gehegt zu haben, selbst keiner seiner Söhne hat sich, so viel bekannt, irgendwie dabei betheiligt. Der musikalische Ausdruck, den er dafür fand, blieb unverstanden, die Menge wandte sich gleichgültig davon ab, schon weil ihr Alles in entstellenden Formen nahe gebracht wurde.

Nach alledem kann man wohl sagen, daß Bach einen großen Theil dieser auch formell nicht abgeschlossenen Musik nur für sich geschrieben hat; eines seiner größten Werke, die Messe in Hmoll, ist nie von ihm zur Aufführung gebracht. Es kam ihm nicht in den Sinn, seine Werke jenen unzureichenden Mitteln anzupassen oder auch nur die Ausführbarkeit für bessere Kräfte im Auge zu behalten. Er kennt keine praktische Rücksichten, es kommt ihm nicht darauf an, seine Werke den Hörern, wie den Ausführenden leicht zugänglich zu machen. Seine Instrumentalwerke zeichnen sich durch die weiseste Defonomie der äußeren Mittel aus, er weiß hier das Schwerste handlich zurechtzurücken. In seinen Kirchenstücken behandelt er nach einem alten Aussprüche die Gesangsstimmen wie Instrumente, und diese wie jene, d. h. beide ohne große Rücksicht auf ihre Eigenthümlichkeit und Leistungsfähigkeit. Er gestattet sich hier contrapunktische Freiheiten, maaglose Kühnheiten, wie sie in anderen Stücken kaum bei ihm aufzuweisen sind, er vertieft sich in die befremdlichsten Probleme und ruht nicht, bis er sich selbst in Bewältigung derselben genügt hat, worauf es ihm allein anzukommen scheint. Er läßt sich nicht durch seinen Mißerfolg beirren, er geht seine Straße weiter, wohl wissend, daß ihm Niemand folgt. So entstehen Werke, von denen man sagen kann, daß sie wahre, erfüllte Existenz nur vor dem geistigen Schauen ihres Schöpfers erlangt haben und erlangen konnten, ganz einzige, eigenartige Werke, die so einsam in der Kunstgeschichte stehen, wie Bach unter seinen Zeitgenossen, außerhalb des großen Stromes der Entwicklung, auf den sie keinen Einfluß geübt haben, noch üben werden.

Die Cantaten, Motetten und kurzen Messen sind sämmtlich für den liturgischen Gebrauch der lutherischen Kirche geschrieben. Der confessionnelle Charakter tritt indeß deutlich nur in der häufigen Verwendung der Choräle hervor: die Melodien derselben wirken nicht blos durch ihren musikalischen Gehalt, sondern vor Allem dadurch, daß sie als etwas Allbekanntes, der kirchlichen Gemeinschaft Angehöriges, der Willkür der Erfindung Entzogenes allem Uebrigen gegenüberreten. Fast nur durch den Choral hängt die Bach'sche Kunst innig mit dem Leben der Gemeinde zusammen, ihm hat er aber auch bis an sein Ende die liebevollste Pflege zugewendet.

In den Gesangbüchern hat er ihn für den Gebrauch der Gemeinde in schlichten harmonischen Formen bearbeitet, in zahlreichen Orgelstücken nimmt er ihn zum ausschließlichen Thema, welches in den reichsten Figurationen immer und immer wieder erscheint. In den Cantaten gruppirt sich meist Alles um den Choral oder er giebt dem Ganzen wenigstens die eigentliche Weihe und vollen Abschluß. Bach schmiegte die alten Melodien durch freieste und flüßigste Behandlung der harmonischen Stimmen den von ihm gewählten Texten auf das Innigste an, so daß die ganze Fülle biegsamen Ausdrucks, der darin liegt, hervortritt und der Gesang zur treffendsten Declamation wird.

Dann wieder läßt er ihn als *cantus firmus* in frei bewegte Chöre hineinklingen und beutet so die Fähigkeit der musikalischen Kunst, Gegensätzliches gleichzeitig, verschmolzen und ausgeglichen, erscheinen zu lassen, auf das Glücklichsste aus. Während z. B. drei Stimmen über den Worten „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele“ die früher angebeutete Erregung noch immer unruhig ertönen lassen, tritt in der vierten das Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ gemessen in feierlichen Absätzen einfallend, wie ein Ruhe bringendes, Frieden verheißendes Element hinzu. Oder er drückt durch die bekannte Melodie eine sinnige Beziehung aus, wie wenn er in den freudig bewegten Eingangschor des Weihnachtsoratoriums den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ verslicht — eine musikalische Analogie zu dem ihm gewiß unbekanntem Madonnenbilde, welches in den Lüften über dem Christuskinde Engel mit den Marterwerkzeugen erscheinen läßt.

Dies sind die Gipfelpunkte jener alten contrapunktischen Kunst, welche, um ihre ungelenten Verjuche zu beleben, als erwünschten Stoff bekannte Volkslieder für ihre Arbeiten benutzte. Es ist zugleich die letzte Blüthezeit des Chorals selbst, der, ebenso wie das poetische Kirchenlied im Lauf des vorigen Jahrhunderts, nach langem glücklichen Gedeihen abstirbt und zu einer gefallenen historischen Größe herabsinkt. Schon Bach vermochte nur

den alten Melodien neuen Glanz zu verleihen, die von ihm componirten haben keine Verbreitung gefunden.

In der That wird schon in jenen Arbeiten Bach's ein zersetzendes Element fühlbar. Die alten Kirchentöne erlangen unter seinen Händen eine bis dahin unbekannte Geschmeidigkeit: ohne ihrem Wesen allzu nahe zu treten, weiß er doch ihre größten Härten abzuschleifen, sie dem modernen Tonsystem näher zu rücken. Ebenso löst er in seinen Figurationen das feste Gefüge der alten Melodien oft so vollständig auf, daß die ursprüngliche Form fast gar nicht mehr zu erkennen ist.

Seine Texte lassen ihn nun noch einen weiteren Schritt thun. Neben die Choräle und Choralbearbeitungen, neben freie Chöre, die ihm namentlich über kurzen Sätzen der Bibel herrlich gelingen und oft von Kraft und Fülle des Ausdrucks strotzen, stellt er, wie Arabesken zwischen größeren Bildern, Ergüsse persönlichster Empfindung in den Recitativen und Solosätzen. Diese namentlich sind der Tummelplatz für jene Schaar „gläubiger Seelen,“ welche dem Prediger durch fromme Erörterungen, oft ziemlich unmusikalischer Natur, zu Hülfe kommen sollen.

Man muß sehr kurzsichtig sein, um nicht zu bemerken welch scharfen, kaum vereinbaren Gegensatz diese Sätze gegen die Chöre bilden. Dies sind keine Stimmen, die nur aussprechen wollen, was die große Gemeinschaft bewegt, sie stellen sich ihr gegenüber. Es ist sectirerische, separatistische Musik mit der pharisäischen Neigung, immer darauf hinzuweisen, fühlen zu lassen, daß sie nicht der schlichten Art des Volkes dient, daß sie sich vielmehr an einen engen Kreis auserwählter Seelen richtet. Die sonderbarsten contrapunktischen Combinationen wagt Bach, um diesem abstechenden Wesen scharfen Ausdruck zu geben. Die Eigenthümlichkeiten des strengen Stils, die herkömmliche dreitheilige Form der Arien, an welcher er festhält, zeigen sich so subjectiven Tendenzen aber nicht förderlich: lyrischer Schwung und Fluß kommt selten in das Ganze, Bach ergeht sich dafür vielfach in Wortmalerei und sucht durch schlagenden Ausdruck im Einzelnen zu wirken. Kurz, wir sehen hier vor einer ganz bestimmten Manier, die häufig in Monotonie verfällt. Die glänzenden Ausnahmen, welche sich auch hier vorfinden, bestätigen dies Urtheil für die Masse dieser Stücke. Ein Zeitgenosse Bach's verglich seine Schreibweise mit der des Herrn von Hohenstein, vielen seiner Arien gegenüber liegt hierin etwas Wahres.

Aus der Masse der Cantaten heraus treten diejenigen, in denen lyrische Erregung Bach vor allzuweiten Abirrungen bewahrt. In den Passionen, deren Texte jene gegensätzlichen Elemente ebenfalls zusammenstellen, drängt die biblische Erzählung der Leidensgeschichte alles Uebrige in den Hintergrund. Hier allein erhebt sich Bach zu wirklich plastischer Gestalt-



tung: die Figur Christi tritt klar und bestimmt aus der ganzen Umgebung hervor, sie steht einzig in seiner, wie der gesammten Kunst da.

Auf gleiche Höhe in anderer Richtung stellt sich jene Messe in Hmoll, eine Vertiefung in die Mysterien des Glaubens ganz einziger Art. Den uralten Worten der lateinischen Messe gegenüber schweigt jene befremdliche Lyrik der Cantaten. Bach rollt große, breit ausgeführte Bilder der religiösen Grundstimmungen auseinander, er erhebt sich über den confessionellen Standpunkt und bietet seine ganze Kunst auf, über die Grunddogmen des Christenthums einen wunderbar fremdartigen Glanz auszugießen.

Wir können hier nicht näher auf die einzelnen Werke eingehen, sondern wollten nur auf die Hauptgruppen hinweisen. Bezüglich der weltlichen Cantaten, in denen mythologische Figuren u. dgl. auftreten, ist nichts zu sagen, als daß sie ganz in demselben Stile geschrieben sind, wie die geistlichen, so daß er Stücke von den einen ohne Weiteres in die anderen übertragen konnte. Die Texte stehen dichterisch ebenso tief, wie die früher erwähnten: die befremdlichste Unbefangenheit eines genialen Mannes tritt in dem Ganzen, das aus der Verbindung solcher Poesie und solcher Musik entsteht, zu Tage.

Die Vocalwerke Bach's, die hiernach vielfach die nächsten Beziehungen zu bestimmten Zeitmanieren haben, sind nicht von jener univervellen Bedeutung, wie die Instrumentalcompositionen. In den letzteren führte Bach's musikalisches Genie ihn auf geradem Wege seinen Zielen zu, in jenen beirrte ihn die Poesie seiner Dichter, wie seine eigene kirchliche Richtung oft bedenklich genug. Er erreichte es in seiner Isolirung nicht, den Gegensatz zwischen dem schlichten, kindlichen, religiösen Sinne, den er sich immer zu erhalten wußte, und der überspannten, selbstgefälligen Modestrommigkeit seiner Zeit, die auch ihn bestrickt hatte, ganz zu überwinden. Er findet auch keine volle künstlerische Ausgleichung für diese kaum vereinbaren Elemente: bald läßt er sich in weit ausgespannenen Formenspielen gehen, bald giebt er wieder Abrundung und Fülle der äußeren Form ganz daran, um das Absonderlichste in rücksichtslosester Weise auszudrücken. Er ist immer tiefinnig, aber bald in einfach natürlicher, bald in gesuchtester Weise. Die Kunst übte hier nicht den Zauber über ihn, seine Härten und Schroffheiten zu mildern, er steigerte, seinen religiösen Tendenzen nachgebend, in ihr häufig nur seine Eigenheiten.

Viele der Kirchenstücke haben so nur Interesse als Selbstbekenntnisse eines vereinsamten gewaltigen Geistes, der sich mehr und mehr in sich verliert. Bach sucht sich das ganze Dasein in rein innerliche Prozesse aufzulösen, er macht in seiner Weise vollen Ernst mit der Lehre von der

Rechtfertigung durch den Glauben. Man wird daher weder sagen können, daß eine bestimmte nationale Eigenthümlichkeit, noch auch, daß das Wesen des Protestantismus in jenen Werken erschöpft sei, dieselben tragen vielmehr ein stark persönliches Gepräge. Bach zeigt sich in ihnen als der Mann eines bestimmten Systems, einer in sich abgeschlossenen Weltanschauung, als eine Art Philosoph. Demgemäß hat ein Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie ein Spiegelbild der letzteren in der Bach'schen Musik aufzuweisen versucht. Aehnlich gestimmte Naturen suchen und finden in diesen Werken die höchste, wohl auch die alleinige Wahrheit und haben sich mit leidenschaftlichem Eifer um diese Verlässenschaft Bach's geschaart.

So hat sich der gewaltige Geist des Mannes nach fast einem Jahrhundert noch das Recht zu erkämpfen gewußt, das ihm seine Zeit versagte.

Er starb 1750 nach langer Krankheit, seine Grabstätte ist unbekannt. Seine Stelle wurde den Tag nach seinem Tode einem Günstling des Grafen Brühl vergeben, der Rector der Thomasschule gedachte seines Verlustes in der Jahresrede mit keinem Worte. Die in Leipzig nachgelassene Familie verkam in Dürftigkeit.

Eine der verspäteten Huldigungen der Nachwelt liegt uns jetzt in der Bitter'schen Biographie vor, die der nächste Anlaß und die hauptsächlichste Quelle dieser Darstellung ist. Dieselbe enthält noch mancherlei interessantes, noch näher in jene vergangene Zeit einführendes Detail: wir hoffen, dem fleißig zusammengestellten Buche einige Leser gewonnen zu haben. —

F. Hinrichs.

## Der Krieg in Nordamerika und die Präsidentenwahl im Herbst 1864.

Noch schneller und vollständiger, als wir erwarteten, hat sich unsere im März d. J. ausgesprochene Voraussage vom zweifellosen Ausgang des nordamerikanischen Krieges erfüllt. Das Ende dieses Krieges liegt bereits wie eine Thatsache hinter uns, die der Geschichte angehört; neue Fragen drängen sich in den Vordergrund und sind geschäftig, die Erinnerung an die denkwürdigen Ereignisse zu verwischen. Wir hatten dieselben früher bis über die Mitte des Jahres 1864 verfolgt. Der Kriegsplan der Nordstaaten war auf eine doppelte große Entscheidung angelegt. Grant war mit dem neu geschaffenen Rang eines Generallieutenants an die Spitze aller Landheere der Union getreten; er hatte zugleich den besonderen Befehl über die Potomac-Armee übernommen und hoffte die Conföderation in ihrem Hauptstiz, in Richmond, zu überwinden. Die zweite Absicht war in die Hand eines nicht minder tüchtigen Mannes gelegt. Sherman, Grant's Gefährte vom Mississippifeldzug des Jahres 1863 her, sollte von Chattanooga aus den Krieg in den Mittelpunkt der feindlichen Macht tragen, um dort die Hülfquellen und die Verbindungen zu treffen, aus denen die Conföderation den Kampf nährte. Beide Generale hatten den Feldzug zu Anfang Mai begonnen, und mit verschiedenem Glück gefochten, doch hatte als der Sommer seinem Ende nahte noch keiner einen vollständigen Erfolg davongetragen. Grant insbesondere hatte nach einer Reihe ununterbrochener heißer Treffen sein Heer zwar bis in eine feste Stellung in der Nähe der feindlichen Hauptstadt vorgeschoben; allein er verdankte diesen Vortheil weniger der Ueberlegenheit seiner Waffen, als der Uebermacht der Hülfquellen und Verbindungen der Union, namentlich zu Wasser. Auch mußte er ihn mit empfindlichem Schaden erkaufen, denn während er sich vor Richmond einzurichten begann, brach sein Gegner auf der gewohnten Straße durch das Shenandoahtal zum viertenmal in Maryland und Pennsylvania ein, drang siegreich bis in die Nähe von Washington vor und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt und rings im Lande, namentlich bei dem beweglichen Volke der großen östlichen Städte. Ueber die Partei der Regierung kam Entmuthigung, die Demokratie des Friedens um jeden Preis erhob ihr Haupt. Grant sah sich in seinem Angriff gehemmt, er mußte zunächst seine Kraft und Zeit darauf wenden, das Shenandoahtal und den Potomac zu sichern. Glücklicher war Sher-

mann; er zog, nachdem er lange im schwankenden blutigen Kampf um die Entscheidung gerungen, am 3. September als Sieger in Atlanta ein. Doch war auch er damit noch lange nicht am Ziel: der Feind hatte eine wichtige Stellung verloren, war aber noch nicht in's Herz getroffen, und die Eroberung selbst, so weit von ihrem Ausgangspunkt Chattanooga vorgehoben, stand noch ziemlich in der Luft. Die kühne Vernichtung der conföderirten Flottille im Außenhafen von Mobile durch den alten Seehelden Farragut (5. August) und die darauf folgende Wegnahme der zugehörigen Forts gab mehr einen moralischen Eindruck, als daß sie wesentlich zur Wendung des Krieges beitragen konnte. Der Guerillakrieg auf beiden Ufern des Mississippi bis nach Missouri, Tennessee und Kentucky herauf durchzog wie bisher verwüstend das Land, ohne einen Theil in's Uebergewicht zu setzen. Die Unionsregierung schien von der Erreichung ihrer beiden großen Absichten noch weit entfernt. Ein Fortschritt, der, für die Masse verständlich, den nahen Sieg der Union ankündigte, fand in keiner Weise statt.

Wir führen die Ereignisse von diesem Punkte bis zum Ende des Jahres fort. Zuerst den Feldzug in Virginien. Die Gefahr, daß er mißlinge, war in Wirklichkeit doch weit geringer, als es im Juli, wo die Conföderirten vor Washington erschienen, den Anschein hatte und als es namentlich die demokratischen Blätter in New-York in die Welt hinaus schrieben. Der Angriff auf Richmond nahm einen anderen Gang, als er ihn im Sommer 1862 unter Mc. Clellan genommen hatte: der Feldherr war ein anderer, und er hatte eine größere Macht, es standen, wie es damals nicht war und doch sein mußte, alle Heere in Virginien unter seinem Befehl. Der großartige Angriff auf die Petersburger Linien am 30. Juli mißlang zwar, aber er hatte doch den Erfolg, daß die Bildung des Unionsheeres am mittleren Potomac nicht auf's neue gestört wurde. Grant begab sich zu Anfang August selbst dahin, und es gelang ihm endlich Ordnung in die verworrene Angelegenheit zu bringen. Besonders glücklich war er in der Wahl des Generals für die neue Armee, Sheridan sollte den richtigen Blick des Oberfeldherrn sehr bald bewähren. Der August verlief unter einer Reihe von kleinen Treffen, in denen sich die Partelen im unteren Shenandoathal hin und her schoben, während Grant unablässig bemüht war, den Feind vor Richmond enger und fester zu umfassen. Im September war endlich die Bildung von Sheridan's Armee vollendet; sie stand zwischen Harpers Ferry und Winchester und zählte drei Corps, etwa 40,000 Mann. Auch Grant selbst soll um diese Zeit Verstärkung erhalten haben; es waren, wie es scheint, seine Corps durch neugebildete Truppentheile ergänzt worden. Seine Armee war in zwei selbständige

Theile, einen rechten und einen linken Flügel, getrennt. Der erstere etwa 40,000 Mann stand bei Vermuda, auf der Halbinsel zwischen James River und Appomatox; er führte den Namen die James-Armee und hatte die Aufgabe, zunächst die feste Stellung an den Flüssen und die Verbindung mit dem Meer zu sichern, sodann auch den Angriff auf Richmond einzuleiten; den Befehl führte General Butler. Der linke Flügel, unter dem Befehl Meade's, führte noch den uneigentlichen Namen der „Potomac-Armee,“ und zählte etwa 60,000 Mann. Er stand vor Petersburg und hatte die Hauptaufgabe, an dieser Stelle die Verbindungen des Feindes abzuschneiden und dessen Linien zu überwältigen. Ueber die Stärke von Lee's Armee ist wenig Zuverlässiges bekannt. Es scheint, daß er im Ganzen gegen 100,000 Mann zählte; etwa 30,000 standen unter General Early im Shenandoahthal; 70,000 unter Longstreet, A. P. Hill und einigen anderen Generalen bei Richmond und Petersburg.

Um die Mitte September hatte Grant mit Sheridan eine Unterredung in Harpers Ferry; bald danach griffen beide den Feind an. Sheridan scheint seinen Gegner überrascht zu haben; er nahm am 19. September nach hartnäckigem Kampf dessen Stellung am Opequan Creek und warf ihn nach Winchester zurück. Der Verlust Sheridan's wird auf 1 General und 2000 Mann, der Early's auf 3 Generale und 5000 Mann angegeben. Der letztere räumte in der Nacht die Stadt und zog sich über Strasburg und Woodstock zurück; Sheridan folgte und erfocht am 22. September bei Fishers Hill einen zweiten Sieg. Die Stellung der Conföderirten war fest, und es ward 4 Uhr Nachmittags, bis der Unionsgeneral sein Heer zum Angriff entwickelt hatte, dann war in wenig Stunden die Sache entschieden. Early vermochte von da an nicht mehr Stand zu halten, er wich über die „Blue Ridge Mountains“ zurück; Sheridan verfolgte mit Nachdruck. Die beiden Treffen sollen ihm 7000 Gefangene und 20 Kanonen eingebracht haben; von Early's Heer wären auf der Flucht viele Soldaten, namentlich aus Westvirginien, ausgerissen und nach Hause gegangen. Der Regierungspartei in den nordöstlichen Staaten wuchs der Muth bei den Siegesnachrichten, die so bald auf die Kunde von der Eroberung Atlanta's (3. September) folgten; sie erwartete nichts Geringeres, als daß Sheridan jetzt auf Lynchburg marschiren und so von Westen her den Kreis um Richmond schließen werde. Grant und sein Untergeneral sahen indessen die Dinge anders an; sie glaubten die Stunde zum letzten Angriff auf die feindliche Hauptstadt noch nicht gekommen. Sheridan folgte seinem Gegner bis Port Republic, von wo ein Weg östlich über die Blue Ridge nach Charlottesville, ein anderer südlich nach Staunton und Lynchburg führt. Hier blieb er 2 Wochen stehen; die Ketterei mußte in

beiden Richtungen vorgehen, das Land aufklären und allerlei lärmende Gerüchte verbreiten; zugleich wurden die Lebensmittelvorräthe zurückgebracht oder zerstört. Es war von dieser Seite keine Unterstützung des Hauptangriffs bei Richmond beabsichtigt; es sollte vielmehr dem Feinde ein wiederholtes Vordringen durch das Shenandoaktal möglichst erschwert werden, damit es zur Vertheiligung des letzteren nur einer geringeren Truppenmacht bedürfe.

Sheridan's Bewegung war von Seiten Grant's am Anfang durch einzelne wirkliche und Scheinangriffe unterstützt worden; dann gelang es diesem, auch an seiner Stelle einen nicht unwesentlichen größeren Vortheil zu ersechten. In der Nacht zum 29. September ging Butler mit dem 18. und 10. Corps auf einer Pontonbrücke und auf Schiffen über den James River und nahm nach heißem Kampf eine Reihe von Außenwerken, welche die Conföderirten am linken Ufer des Flusses, südlich von Richmond, bei Chapins Farm und Laurel Hill, aufgeworfen hatten. Er verlor den General Birney und über 1000 Mann; gewann aber auch 15 Kanonen und einige hundert Gefangene; seine Reiterei unter General Kauz sprengte bis an die innere Festungslinie, etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Stadt, vor; aus Richmond sollen in den nächsten Tagen viele Flüchtlinge, zum Theil selbst auf Flößen, den James River herab in's Lager Butler's gekommen sein. Zugleich führte Meade mit dem linken Flügel einen Angriff südwestlich von Petersburg, der ihm nach schwankendem Kampf, wobei namentlich die Reiterei unter Gregg gegen die der Conföderirten unter Wade Hampton im Vortheil blieb, einige feindliche Werke mit einem Theil der Weldon-Bahn in die Hand lieferte. Die Conföderirten versuchten in den nächsten Tagen eine Reihe von Gegenangriffen; sie blieben ohne Erfolg, Grant behauptete sich in der gewonnenen Linie und besetzte sich darin. Er hatte nun auf dem rechten Flügel eine Stellung, die den Feind in Richmond wesentlich eingngte und ihm selbst erlaubte, der Sache hier den Anschein eines ernstesten Angriffs zu geben. Er ließ zu diesem Zwecke namentlich mit großem Eifer an einem Kanal bei Dutch Gap arbeiten, der den sichtbaren Zweck hatte, eine starke Krümmung, die der Fluß nach der feindlichen Seite hin machte, abzuschneiden und auf diese Weise die Schiffe der Union kürzer und sicherer in die Nähe der feindlichen Werke zu bringen. Zugleich hatte sich Grant auf dem linken Flügel der Petersburg-Lynchburger Bahn fast auf Kanonenschußweite genähert, und es erleichterte ihm die neue Stellung auch die ferneren Unternehmungen gegen den südlichen Theil der Weldon-Bahn, welche, weil sie nach dem Hasen von Wilmington führte, weitaus die wichtigste Verbindungslinie für See war. So blieben hier die Dinge im Lauf der nächsten Monate. See erneuerte unermüßlich die Ver-

suche die empfindliche Einengung zu durchbrechen, es war umsonst; doch auch Grant vermochte zunächst nur wenig auszurichten. Gegen Ende October, namentlich am 27., versuchte er ernster angelegte Angriffe, wahrscheinlich zu Gunsten der Präsidentenwahl; sie mißlangen und wurden danach als „gewaltfame Recognoscirungen“ ausgelegt, obwohl Grant selbst seinen Verlust auf 4 bis 5000 Mann angab. Indessen mußte Lee die Gegenwart der feindlichen Armee um so drückender empfinden, als es ihm jetzt nicht mehr gelang, sich durch einen Ausfall nach der anderen Seite zu entschädigen; vielmehr lief ein Versuch in dieser Richtung mit beträchtlichem Verlust ab. Sheridan trat am 5. oder 6. October den Rückmarsch von Port Republic gegen Winchester an. Early, durch die ausgesogene Gegend nicht aufgehalten, folgte ihm rasch; seine Reiterei wurde am 8. October bei Fishers Hill zurückgewiesen. Dann nahm Sheridan nördlich von Straßburg, dort wo der Cedar Creek die Eisenbahn und Straße nach Winchester durchschneidet, Stellung: das 8. Corps hatte den linken Flügel, das 19. die Mitte, das 6., etwas zurückgestellt, den rechten Flügel; der General selbst begab sich nach Washington, um einem Kriegerath beizuwohnen. Inzwischen war Early von Lee mit 2 Divisionen Longstreet's bedeutend verstärkt worden, der letztere General selbst soll, wie Einige sagen, das Commando geführt haben. Genug, am 19. October in der Frühe sah sich Sheridan's Heer plötzlich überfallen; das 8. Corps wurde über den Haufen geworfen, ehe es sich zu sammeln vermochte, das 19. wurde vom Strom des Rückzugs mit fortgerissen, als es eben unter die Waffen trat, erst das 6. Corps vermochte eine geordnete Stellung zu gewinnen, hinter der sich die beiden anderen zu sammeln begannen; doch mußte auch hier die Armee dem Andrang des Feindes weichen, es waren 24 Kanonen verloren. Da eilt Sheridan von Winchester herbei, wo er eben auf dem Rückweg von Washington eingetroffen war. Er findet sein Heer bei Newtown, 4 englische Meilen hinter der früheren Stellung. Schnell hat er es so weit geordnet daß er einen erneuten Angriff abzuweisen vermag; dann, um 3 Uhr Nachmittags, geht er selbst zum Angriff über. Der Kampf schwankt lange unentschieden, am Abend wendet sich der Feind zur Flucht. Straßburg wird zurückerobert, 1500 Gefangene und 50 Kanonen, einschließlic der verlorenen, bleiben in den Händen der Sieger, doch hatten auch sie 4000 Mann verloren. Das Treffen legt für die Taktik und Disciplin beider Theile nicht eben ein rühmliches Zeugniß ab: zuerst reißt ein allgemeiner Schrecken das Unionsheer in die Flucht, dann sind die Conföderirten so langsam in der Verfolgung ihres Vortheils, daß ihnen von einer noch eben in Verwirrung gestürzten Armee der Sieg wieder entrisen werden kann. Doch das Ergebniß war wichtig genug. Lee's Plan

war völlig gescheitert. Early nahm Stellung bei Mount Jackson, Sheridan bei Winchester; die folgenden Wochen vergingen unter leichten Scharmützeln, worin bald der eine, bald der andere Theil einen kleinen Vortheil davontrug.

Während dieser Kämpfe in Virginiten schien in Georgien zuerst fast Waffenruhe eingetreten. Auch bedurften wohl die Heere der Ruhe. Die „New-York Times“ berechnete den Verlust Sherman's seit seinem Auszug aus Chattanooga (2. Mai) bis zur Einnahme Atlanta's (3. September) auf 31,300 Mann und 47 Geschütze, den Verlust seiner Gegner auf 43,700 Mann und 50 Geschütze; und gewiß ist, daß die Heere durch die Schlachten und Märsche auf beiden Seiten zusammengeschmolzen waren und erst der Herstellung bedurften. Sherman suchte sich zunächst in Atlanta einzurichten. Er gab den weißen Bewohnern eine kurze Frist, die Stadt zu räumen; den Negern ließ er die Wahl, entweder ihren Herren zu folgen oder in den Dienst der Vereinigten Staaten zu treten. Die conföderirten Blätter erhoben ein großes Geschrei über den „Führer der Straßenräuber, den Fürsten der Schurken und Wüthriche;“ doch mußten sie ihn gewähren lassen. Einige Wochen hindurch verbreiteten sich sogar Friedensgerüchte. Es hieß: Sherman habe den Gouverneur Brown von Georgien und den Vicepräsidenten Stephens der Conföderation zu Verhandlungen eingeladen; und es ergab sich zuletzt so viel, daß allerdings Briefe gewechselt waren, worin sich von Seiten der letzteren mehr Neigung zum Frieden aussprach, als dem Präsidenten Jefferson Davis lieb sein mochte. Dazwischen liefen die widersprechendsten Gerüchte über Sherman's weitere Absichten um: die Einen meinten, er werde umkehren und durch Ostennessee marschiren, um sich mit 30 oder 40,000 Mann an Sheridan anzuschließen; Andere sagten, er werde in's Innere des feindlichen Landes dringen; wieder Andere, er habe Noth sich seiner nächsten Gegner zu erwehren. In der That hatte Hood zu Ende September sein Heer wieder hergestellt; er marschirte jetzt südwestlich an Atlanta vorüber und dachte die Verbindung Sherman's mit Chattanooga zu zerlösen. Aber er fand den Gegner gerüstet; am 5. Oktober griff er den Punkt Alatoona an der Eisenbahn an, wurde mit Verlust abgewiesen und mußte nach Dallas zurückweichen. Sherman selbst machte sich auf, ihn zu verfolgen, Hood leistete nirgends ernstlichen Widerstand, er führte sein Heer nach Alabama. Nicht lange vorher hatte Jefferson Davis verkündigt, daß der Feind in Atlanta seinen Untergang finden werde; jetzt soll er selbst Hood zu einer neuen abenteuerlichen Unternehmung angewiesen haben: zum Zusammenwirken nämlich mit Forrest und zu einem Einfall in West- und Mitteltennessee. Wenn er dadurch den Feind von Atlanta dorthin nachzulocken



hoffte, so täuschte er sich; Sherman und Grant waren die Männer, den Augenblick zu ergreifen. Während in New-York seltsame Gerüchte umliefen, während sogar Börsenspeculanten mit der Nachricht vom Verlust von Atlanta das Goldagio in die Höhe trieben, bereitete Sherman den kühnen Zug vor, der die Einleitung zur letzten Entscheidung wurde.

Wir übergehen die Parteigängerkämpfe in den weiten Gebieten des Westens, sowie den See- und Küstenkrieg, aus dem seit dem Sieg bei Mobile (5. August) zunächst kein bedeutendes Ereigniß zu bemerken ist, und erwähnen noch einige Vorfälle, welche die Union in Händel mit dem Auslande zu verwickeln drohten. An der Nordgrenze bemächtigten sich von Canada aus zu Ende September Piraten zweier Dampfer auf dem Erie-see und führten eine Reihe von Raubansällen aus, bis es gelang, sie unschädlich zu machen. Zu Anfang October wurde von ebendaher das Städtchen St. Albans in Vermont von 25 Räubern überfallen, welche einige Einwohner verwundeten, einen tödteten, eine Reihe Häuser plünderten und 200,000 Dollars aus der Bank mitfortnahmen. Weidemale behaupteten die Räuber im Dienst der conföderirten Staaten zu stehen, und es knüpften alsbald unheimliche Gerüchte an, welche die Grenzlande in Aufregung setzten: die Conföderirten, hieß es, hätten zwei Regimenter aufgelöst und in einzelnen Abtheilungen nach Canada geschickt, um die Einfälle zu wiederholen. Dabei schien eine Mitwissenschaft oder doch eine sträfliche Nachsicht der canadischen Behörden im Spiel. Bald auch kam die Nachricht, die Gerichtshöfe in Toronto und Montreal hätten die anfangs verhafteten Räuber wegen „mangelnder Jurisdiction“ wieder entlassen. Es gab gewaltigen Lärm: die Zeitungen verlangten, daß der britischen Regierung sofort der Reciprocitätsvertrag über Canada gekündigt werde, im Repräsentantenhaus und im Senat zu Washington wurde sogar eine Resolution in diesem Sinne angenommen, General Dix, Militärcommandant der nördlichen Provinzen, gab die Ordre, bei wiederholten Einfällen die Räuber im Nothfall ohne weiteres über die Grenze zu verfolgen. Die böse Stimmung gegen England war zu der Zeit im Volke der Nordstaaten noch überdies durch zwei andere Nachrichten vermehrt. Es hieß, Capitain Semmes sei auf einem britischen Schiffe unterwegs, um seine Kaperlaufbahn neu anzutreten; außerdem war in Liverpool ein Bazar für die conföderirten Kriegsgefangenen veranstaltet worden, er ergab 17,000 Pfd. Sterling und ein Lord Warncliffe hatte die Taktlosigkeit bei der Regierung in Washington um die Erlaubniß zur Bertheilung einzukommen. Lincoln und sein Minister Seward ließen sich indessen von der Aufregung nicht fortreißen. Der letztere wies in einem Schreiben an den amerikanischen Gesandten Adams in London das Gesuch Warncliffe's mit schlagender Ironie zurück: die

britischen Kaufleute, hieß es darin, hätten aus der Sklavenarbeit durch Begünstigung des Schmuggels einen so großen Gewinn gezogen, daß jene 17,000 Pfd. ein armseliger Ersatz dafür seien, überdem wisse die Unionsregierung ihre Gefangenen schon aus eignen Mitteln anständig zu versorgen. Die staatsrechtliche Frage dagegen wurde streng nach den bestehenden Verträgen behandelt. Der Präsident hob jene Ordre des General Dix auf und zeigte der englischen Regierung nur an, er werde die vorgesehene Vermehrung seiner Streitmittel auf den Seen eintreten lassen. Der Attorneygeneral Carter von Canada seinerseits verfügte die Wiederverhaftung der Räuber, die auch theilweise gelang. — Mit gleicher Besonnenheit benahm sich die amerikanische Regierung im schwierigen Handel mit Mexiko. Es verbreitete sich gegen Ende September in New-York das Gerücht, der mexikanische General Curtinas sei vor den Franzosen über die Grenze von Texas gewichen, habe dort den Conföderirten die Stadt Brownsville abgenommen und biete der Union mit 2000 Mann seine Dienste an. Das Gerücht wurde mehrmals mit allen Einzelheiten wiederholt; Seward inbessen ließ sich zu keiner Art von Kundgebung verleiten; und nicht lange, so ergab es sich, daß General Curtinas noch in Mexiko im unentschiedenen Kampf gegen den Kaiser Max stehe. — Ebenso war man in Washington klug genug, die gerechten Ansprüche der Regierung von Brasilien zu erfüllen. Zu Anfang Oktober nämlich war der conföderirte Kaper *Florida*\*) im Hafen von Bahia eingelaufen. Sofort verlangte der amerikanische Consul vom Präsidenten der Provinz, Don Gomes, daß er das Schiff ausweise, ja daß er Offiziere und Mannschaften verhaften lasse; denn es habe 1863 durch Wegnahme unionistischer Schiffe in den brasilianischen Gewässern die Neutralität verletzt. Der Präsident wies das Verlangen zurück; denn die Thatsache sei nicht richtig und die Conföderation sei von Brasilien als kriegführender Theil anerkannt. Hierauf erfolgte in der Nacht zum 7. Oktober mitten im Hafen durch den Unionskriegsdampfer „*Massachusetts*,” Capitän Collin, die Wegnahme der *Florida*. Präsident Gomes brach sofort die Beziehung mit dem Consul ab, und seine Regierung verlangte Genugthuung für den offenbaren Neutralitätsbruch. Seward kündigte sie zu Ende Dezember in einer Depesche an den brasilianischen Gesandten an: Capitän Collin sei vor ein Kriegsgericht gestellt, der Consul in Bahia seiner Stelle entsetzt, die Bundesflotte mit der Weisung freundschaftlichen Auftretens gegen die brasilianischen Schiffe versehen.

Unter allen diesen Ereignissen war es zweifelhaft: ob die große Hauptfrage des Kampfes, die Herstellung der Union ohne Skla-

\*) Die Angabe bezüglich dieses Schiffes auf S. 288 im Märzheft muß hiernach berichtigt werden.

verei, im Volk der Nordstaaten einen hinreichend entschlossenen Willen für sich habe; und damit war trotz aller Erfolge der Waffen zugleich der Ausgang des Krieges selbst in Frage gestellt. Zwar hatte sich die große Mehrheit der republikanischen Partei in der Convention von Baltimore am 7. Juli 1864 auf Grund einer „Plattform,“ deren wesentlicher Inhalt „Fortsetzung des Krieges bis zur Unterwerfung des Südens und Aufhebung der Sklaverei“ hieß, zur Wiederwahl des Präsidenten Lincoln geeinigt. Aber ein Theil der Partei hatte, mit Lincoln's Verwaltung unzufrieden, zu Cleveland den General Fremont als Candidaten aufgestellt; und die demokratische Partei schien seit der Convention von Chicago festgeschlossen dazustehen: ihr Programm war Friede mit dem Süden selbst um den Preis der Zerreißung der Union, ihr Candidat General Mc. Clellan. Es schien im Sommer und selbst noch im Herbst sehr zweifelhaft, wer siegen werde. Da trat in einer für das Volk der Nordstaaten selbst überraschenden Mehrheit der Wille desselben für die Herstellung der Union in der Präsidentenwahl zu Tage; und nicht lange, so fand er auch in den Erfolgen der Waffen seine Bestätigung.

Die Convention von Chicago war unter dem Eindruck zu Stande gekommen, den im Juli der Einfall der Conföderirten in Maryland und Pennsylvanien, sowie der gleichzeitige Stillstand in Grant's großer Angriffsbewegung hervorgerufen hatten; ein großes Meeting in New-York am 10. August, selbst nach Regierungsblättern von 30,000, nach demokratischen von 75,000 Menschen besucht, hatte die Convention unterstützt; es war da, unter den heftigsten Anklagen gegen die Grundsätze und die Regierung Lincoln's, Mc. Clellan zum Präsidenschaftscandidaten ausgerufen worden. Bald danach kamen die Siegesnachrichten von Mobile, von Atlanta, von Winchester und Fishers Hill. Schon das Goldagio zeigte einigermaßen die Stufenleiter, welche jetzt die öffentliche Stimmung durchlief: es stand im Juli auf 185, Mitte September war es auf 124 gesunken, zu Ende des Monats nach Sheridan's glücklichem Treffen fiel es auf 102, und vorübergehend bei dem, bald wiederrufenen, Gerücht von der Einnahme Mobile's sogar auf 85. Unter diesen Umständen wagte Mc. Clellan nicht, die Nomination von Chicago unbedingt anzunehmen; er fügte der dort angenommenen „Plattform“ die Einschränkung hinzu: „Erhaltung der Union um jeden Preis.“ Das war in Wirklichkeit ein Riß in die demokratische Partei, denn jenes Programm war gerade vom secessionistischen Theil derselben aufgestellt worden; doch blieb die Partei bei Mc. Clellan, und es gelang ihr, den Schein der Einheit noch zu wahren. Dagegen stellte sich eben jetzt unter den Republikanern die Einheit wirklich wieder her: Fremont trat in einem Schreiben, das er am 21. Septem-

ber aus Boston erließ, von der Candidatur zurück. Das Programm von Chicago, sagte er, sei einfach: „Trennung der Union;“ Mc. Clellan's Annahmeschreiben sei: „Wiederherstellung derselben mit Sklaverei;“ Lincoln habe sich zur „Wiederherstellung ohne Sklaverei“ verbindlich gemacht. Unter diesen Umständen könne die Wahl nicht zweifelhaft sein; er halte zwar Lincoln's Verwaltung in politischer, militärischer und finanzieller Beziehung für eine fehlgeschlagene, bei der ungewissen Lage der Dinge sei es aber nicht an der Zeit, ein Verdammungsurtheil auszusprechen; es habe sich im Volke eine weitverbreitete Ansicht für Lincoln ausgesprochen, er vertrete die richtigen Grundsätze, auf ihn möchten sich die republikanischen Stimmen vereinigen. Fremont mit seinem Anhang, dem alle Maßregeln Lincoln's zu halb und zu schwach waren, hätte sicherlich, wenn er zur Gewalt kam, die eigene Sache durch übereilte Schritte verdorben, wie er schon 1861, wo ihn Lincoln deshalb vom Commando in Missouri entsetzen mußte, begonnen hatte: diese Entfagung aber war ein Entschluß ehrlicher und gesunder Vaterlandsliebe. Lincoln seinerseits that zur nämlichen Zeit einen Schritt, der Fremont und seinem Anhang entgegenkam. Er entließ den Generalpostmeister Blair, der ein entschiedener Gegner Fremont's war und an der Spitze einer ausgebreiteten angesehenen Familie einen großen Einfluß übte, aus dem Cabinet; und zwar hatte Blair, wie es scheint, aus Rücksicht auf die Einigkeit der Partei, den Wunsch selbst ausgesprochen. Ebenfalls ein patriotischer Entschluß, dessen Bedeutung sich schon daraus erkennen läßt, daß der Generalpostmeister alljährlich über ein Budget von mehr als 12 Millionen Dollars verfügt. An Blair's Stelle kam Dennison, ehemals Gouverneur von Ohio; es war kein Systemwechsel, denn auch der letztere zählte zu den Anhängern Seward's, der mit dem Präsidenten dem Gang der Politik im Großen die Richtung gab. Ein Zeichen des wachsenden Selbstgefühls der Regierung war es auch, daß die Durchführung der Conscription, bisher so oft begonnen und so oft vertagt, wieder in Angriff genommen wurde. Grant und Sherman hatten sie übereinstimmend gefordert: nicht bloß zur Ergänzung der Armeen, sondern auch um den Muth derselben zu heben und den des Feindes niederzuschlagen; denn die zahlreichen Ausreißer, welche herüberkämen, wiederholten immer auf's neue die Aussage, im Lager der Conscripten beruhe die Zuversicht hauptsächlich darauf, daß Lincoln keine Macht habe, und nicht einmal die nöthigen Soldaten aufbringen könne. Der Kriegsecretär Stanton gab daher den Befehl, daß mit dem 19. September die Conscription in allen Bezirken, die ihr Contingent noch nicht gestellt hätten, zur Durchführung kommen solle. Das Ergebnis blieb freilich noch sehr unvollkommen; das Volk war noch zu wenig an die Aus-

hebung gewöhnt, die Union mußte fortwährend einen großen Theil ihres Heeres, unverhältnißmäßig theuer, durch Werbung aufbringen.

Trotz der Festigkeit, Zuversicht und Einigkeit, welche auf diese Weise sowohl die Regierung Lincoln's, als die republikanische Partei an den Tag legten, schwankten die Wahlausichten fortwährend hin und her. Es war zwar nicht mehr zweifelhaft, daß Lincoln in den Staaten, welche noch zur Union hielten, die Mehrheit erhalten werde; es war aber ungewiß wie groß diese Mehrheit sein würde, und diese Ungewißheit wurde für die demokratische Partei und ihre Blätter ein Hauptmittel, um Aufregung und Zwiespalt zu säen. Sie behaupteten nämlich: die Stimmen der abgefallenen Staaten könnten nach der Verfassung, auch wenn sich nicht abgegeben würden, doch nicht als ruhend betrachtet, sie müßten vielmehr mit denen der unionstreuen zusammengezählt werden, und nur wenn Lincoln von dieser Gesamtzahl die Mehrheit habe, sei er als regelmäßig gewählter Präsident zu betrachten. Daneben wurden von aufgeregten Köpfen noch geheime, abentheuerliche Pläne betrieben, die weit über die offen ausgesprochenen Zwecke der Partei hinausgingen. Die Regierung kam Verschwörungen auf die Spur; es wurden namentlich zwei Orden, die „Sons of Liberty“ und die „American Knights“ entdeckt, die sich zum Umsturz der Bundesautorität und zur Errichtung einer unabhängigen Republik aus den Staaten des Nordwestens verbunden hatten; einige Mitglieder dieser Orden wurden verhaftet und es wurde über die Sache in Indianapolis ein großer Criminalprozeß geführt. Auch Frauen nahmen für den Feind leidenschaftlich Partei. Eine Mrs. Hutchins, die der vornehmen Gesellschaft in Baltimore angehörte, wurde wegen Lieferung von Waffen an die Conföderirten bei ihrem letzten Einbruch in Maryland vom Kriegsgericht zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt; eine junge Dame in St. Louis hatte wegen wiederholten Eidbruchs und fortwährender Spionage für die Südstaaten das Leben verwirkt, Rosenkranz begnadigte sie zu strenger Haft auf Kriegsdauer.

Die Conföderirten und ihre Anhänger im Norden, darunter auch einige Führer der Demokraten, hatten große Hoffnungen auf den Angriff Early's im Shenandoahthal gesetzt; sie erwarteten davon eine Sprengung von Sheridan's Heer und einen fünften Einfall in Maryland und Pennsylvania, der wesentlichen Einfluß auf die bevorstehenden Wahlen der Staatsbeamten in diesen Staaten und damit auch auf die Präsidentenwahl ausüben würde. Sheridan's Sieg am Cedar Creek am 19. Oktober machte diese Hoffnungen zu nichte. Sogar der zu Chicago aufgestellte Vicepräsidentencandidat Pendleton, der Führer der tollen Freunde des „Friedens um jeden Preis,“ ließ sich jetzt zu einer Art Verleugnung sei-

nes Programms herbei, indem er sich für die „Wiederherstellung der Nationaleinheit mit allen Mitteln, welche zum Ziele führen könnten,“ erklärte. Auch fiel jetzt die letzte Probe für die Präsidentenwahl, die Wahlen der Staatsbeamten in Ohio, Indiana, Maryland und Pennsylvania, zu Gunsten der Republikaner aus; und zwar in den beiden ersten Staaten mit großer, in den beiden letzteren mit geringerer Mehrheit. Hier scheinen die Soldatenstimmen den Ausschlag gegeben zu haben und zwar am meisten in Pennsylvania, wo die Stimmung der deutschen Bauernbevölkerung der Sklavenhalteraristokratie des Südens besonders geneigt gewesen sein soll.

Ein Umschlag zu Gunsten der Demokraten schien wieder in den letzten Oktobertagen einzutreten, als Grant's erneute Versuche bei Richmond mißlingen; denn daß in der „gewaltsamen Recognoscirung“ eine größere Absicht gelegen hatte, war bald erkannt. Das Soldagio, welches zwischen 110 und 120 geschwankt hatte, stieg sofort auf 140. Die Staatsbehörden von New-York und Kentucky legten Widerspruch gegen jede Einmischung militärischer Gewalt bei den Wahlen ein; die demokratischen Blätter erhoben gegen die Gültigkeit einer von den unionstreuen Staaten allein vollzogenen Wahl desto lautes Geschrei, je näher der Wahltag heranrückte. Die „New-Yorker Staatszeitung“ durfte es, unter dem Governor S. Seymour, sogar wagen sich, wie folgt, auszulassen: „Die ehrliche Mehrheit des Volks ist unbedingt gegen Lincoln. Sobald daher diesem am 8. November eine Stimmenmehrheit gegeben wird, ist damit ipso facto bewiesen, daß diese Mehrheit ein Werk des Betrugs und der Gewalt ist. Durch die Thatsache seiner Wiedererwählung wird Lincoln zum Hochverräther und Usurpator, zum Verbrecher an den Rechten und Freiheiten des Volks; und wie mit einem solchen zu verfahren ist, wird sich Hr. Lincoln selbst sagen.“ Die Partei solle sich nicht zu unbesonnenen Ausbrüchen ihres gerechten Zornes hinreißen lassen; der Staatsgouverneur Seymour werde im rechten Augenblick das Zeichen zur Erhebung gegen den Usurpator geben. Dabei wurde fortwährend über den „scheußlichen Despotismus“ Lincoln's geschrieen, der die Presse unterdrücke und das Volk der Freiheit beraube, die Waffen zu tragen. Dann betrieb neben der offenen Aufforderung zum Aufruhr auch der Betrug im größten Umfang sein Werk. Die Demokraten beschuldigten die Regierung, daß sie die Wahlen durch die Soldatenstimmen fälschen wolle; und unterdessen betrieb ein Bureau von „Agenten der demokratischen Partei des Staates New-York“ in Baltimore dasselbe Geschäft. In einer Anzahl Staaten nämlich dürfen gesetzlich die Soldaten nur in der Heimath stimmen; in den meisten dagegen gelten die Stimmzettel der im Felde stehenden Sol-

daten, sobald sie am Wahltag in der vorgeschriebenen beglaubigten Form von Bekannten abgegeben werden. Solcher Stimmzettel nun wurden zu Baltimore Tausende verfertigt; sogar ein Adjutant Seymour's, der Milizoberst Noith, soll dabei theilhaftig gewesen sein; und gewiß ist, daß der Governor Seymour sich bei der Entdeckung der Sache, so viel er vermochte, der Fälscher annahm.

Es scheint indessen, daß gerade diese maßlosen Ausschreitungen den Demokraten großen Schaden brachten. Die Regierung ihrerseits machte von ihren Befugnissen den ausgebehntesten Gebrauch; und es fehlte von der Gegenseite nicht an wiederholten Anklagen von Ungefeklichkeit und Gewalt; doch trugen die Maßregeln das Zeichen eines ruhigen entschlossenen Vorgehens. Den Fälschern in Baltimore wurde der Prozeß gemacht; sie kamen, trotz Seymour's Widerspruch, vor ein Kriegsgericht, das die Schuldigen zu Zuchthaus verurtheilte. In New-York, wo die Gefahr einer gewaltsamen Erhebung besonders groß schien, wurde eine Militärmacht zusammengezogen, und General Butler erhielt den Befehl über die Stadt und den Staat. Er verkündigte am 6. November dem Volke, daß er „auf Befehl des Präsidenten und um gewissen Eventualitäten vorzubeugen,“ hlerher gekommen sei. Einige der Hauptschreier ließ er sogleich vor sich kommen: sie erschienen mit Zittern, der General empfing sie, mit zwei geladenen Revolvern vor sich; doch kamen sie mit dem Schrecken davon, die Ermahnung lautete sehr ernst und gemessen, doch durchaus gefeklich. Das kurze, kalte, höfliche Benehmen der höheren Offiziere des Generals vermehrte den heilsamen Eindruck in der Stadt. Am Wahltag selbst erschien dann eine Verkündigung, wonach kein Bürger in der freien Ausübung seines Wahlrechts gehindert werden solle; dagegen seien 10,000 Mann Soldaten und eine Anzahl Kanonenboote auf dem Fluß und im Hasen bereit, jede Ungefeklichkeit sofort zu unterdrücken. Daß es daneben die Führer der Republikaner nicht an den gefeklichen Mitteln die Stimmen zu gewinnen fehlen ließen, versteht sich von selbst. Unter den Reden machte besonders die Ansprache, die Seward am 7. November an seine Wähler in Auburn hielt, durch ihre Klarheit und Schärfe bedeutenden Eindruck. Ein günstiges Zeichen war es auch, daß sich der Governor von Tennessee Andrew Johnson, zu Baltimore als Vicepräsidentchaftscandidat aufgestellt, mit Entschiedenheit für die völlige Emancipation der Neger aussprechen konnte. In der That zogen in Tennessee die Demokraten das Programm Mc. Clellan's als hoffnungslos zurück, und in Baltimore sprengten die Republikaner ein Mc. Clellan-Meeting auseinander. Trotz alledem blieb die Stimmung vor der Wahl zweifelhaft und gedrückt. Das Gewicht der Mehrheit, welche sie ergeben würde, schien unsicher; und die

Drohungen, sich gegen das Ergebniß mit Gewalt aufzulehnen, waren so oft und laut erklingen, daß eine überwältigende Mehrheit erforderlich schien, um ihre Urheber einzuschüchtern. Namentlich in der Stadt New-York war in der Masse des niederen Volks, insbesondere unter den irischen Lazzaroni, ein wilder Eifer verbreitet; „der Widerstand gegen den Tyrannen“ galt bei ihnen als eins mit dem „Gehorsam gegen Gott;“ wer sich an die Greuel bei der Conscription im Juli 1863 erinnerte, mochte trotz der militärischen Maßregeln dem Ausgang mit Besorgniß entgegensehen.

Die Befürchtungen wurden durch die Wahl über alle Erwartung widerlegt. Nach der Verfassung der Vereinigten Staaten wählt jeder einzelne Staat so viele Wähler, als er Senatoren und Repräsentanten zusammen in die gemeinsame Vertretung, den Kongreß, schickt. Diese Wähler werden durch alle Staaten an dem nämlichen, vom Kongreß zu bestimmenden Tage gewählt; sie versammeln sich dann wieder an einem und demselben Tage in den Staatshauptstädten, geben dort ihre Stimmen absondert für den Präsidenten und den Vicepräsidenten ab und schicken die Listen, mit ihrer Namensunterschrift versehen, versiegelt an den Präsidenten des Senats, der sie vor versammeltem Senat und Repräsentantenhaus öffnet, wonach alsdann derjenige zum Präsidenten erklärt wird, der die Mehrheit der Stimmen aller ernannten Wähler für sich hat. Diesmal war der 8. November als Tag der Urwahl, der 7. Dezember als Versammlungstag der Wahlmänner für die Präsidentenwahl bestimmt. Der erstere Tag war der entscheidende; denn die Parteien waren für die Urwahl so organisiert, daß nur Wähler daraus hervorgehen konnten, die entweder für Lincoln oder für Mc. Clellan waren. Die Wahlhandlung ging ohne alle Störung vorüber, das Ergebniß wurde schnell bekannt. Es hatten 25 Staaten gestimmt, 11 nicht: den ersteren kamen im Ganzen 234 Wähler, d. h. ebensoviele Stimmen für die Präsidentenwahl zu; davon hatten 22 Staaten mit 213 Stimmen für Lincoln und nur 3 Staaten (Kentucky, Delaware und New-Jersey) mit zusammen 21 Stimmen für Mc. Clellan entschieden. Die Stimmenzahlen der Urwähler kamen in mehreren Staaten für beide Parteien einander sehr nahe, besonders in New-York: hier waren in der Stadt die demokratischen Massen für Mc. Clellan, und es fiel auf diesen, zum Zeichen wie wenig die verschrieenen Maßregeln Butler's die Wahlfreiheit störten, eine Mehrheit von 37,000 Stimmen; im Lande dagegen blieb Lincoln so im Uebergewicht, daß er von der Gesamtzahl der Stimmen des Staates 7 bis 8000 mehr, als sein Gegner erhielt. Es war gerade dieser Sieg im wichtigsten Staat der Union, wenn auch nur mit wenig Stimmen erfochten, von um so



größerer Bedeutung, als gleichzeitig die Stelle des Governors aus den Händen des Demokraten Seymour in diejenige des Republikaners Ruben Fenton überging. Dagegen hatte Lincoln wohl kaum erwartet, daß Kentucky für seinen Gegner stimmen werde, denn er hatte wesentlich aus Rücksicht auf die Skavenhalter dieses Staats die Sklavenfrage anfänglich mit der Zurückhaltung behandelt, die ihn mit Fremont und einem Theil seiner eignen Partei überwarf. Im Ganzen war eine Mehrheit von 407,302 Urwählerstimmen für Lincoln; an sich unter 4 Millionen, welche überhaupt stimmten, keine sehr große Zahl, aber dadurch von besonderer Bedeutung, daß sie im Durchschnitt, ebenso wie im Staate New-York, den Kern des Volks, den landeseingebornen Bürger, Bauer und Handwerker darstellt. Jedenfalls war Lincoln so gewählt, daß von der Verfassung aus ein Einwand gegen die Gültigkeit seiner Wahl auch nicht dem Scheine nach erhoben werden konnte; denn er hatte auch dann noch die überwiegende Mehrheit, wenn die Stimmen der sämtlichen 11 Staaten, die nicht gestimmt hatten, seinem Gegner zugezählt wurden. Seit 44 Jahren, wo Monroe zum zweitenmal zum Präsidenten gewählt worden war, hatte kein Präsident eine solche Mehrheit erhalten. Als Vicepräsident wurde der vorhin genannte Andrew Johnson, Governor von Tennessee, gewählt; damals ahnte Niemand, daß er so bald den Präsidentenstuhl selbst besteigen sollte.

Zur nämlichen Zeit vollendeten sich auch die letzten Wahlen zum neuen Kongreß, dessen gesetzliche Vollmacht vom 1. März 1865 an lief, der jedoch nach der gewöhnlichen Ordnung erst den 4. Dezember, d. h. den ersten Montag dieses Monats, zusammenzutreten hatte. Soweit sich seine Zusammensetzung erkennen ließ, ergab sich auch hier eine weit größere Mehrheit für die republikanische Partei, als dieselbe bis dahin gehabt hatte; man nahm mit Sicherheit an, daß im neuen Senat neben 38 Republikanern nur 14 Demokraten, im Repräsentantenhaus neben 134 Republikanern nur 47 Demokraten sitzen würden. Die demokratische Partei konnte dieses Ergebnis so wenig als die Präsidentenwahl anfechten; sie verstummte trotz der wilden Drohungen, die vorher ihre Blätter ausgestoßen hatten, man vernahm nichts von gewaltsamer Auflehnung. Das zwar ließ sich vorhersehen, daß die bösen Leidenschaften, welche in dem Kampfe heraufgerufen worden waren, nicht etwa leicht und schweigend in die Tiefe der Gemüther zurückkehren würden; es ließ sich vorhersehen, daß die fertigeschrittenen Führer der Partei mit ihrem Anhang jede Gelegenheit ergreifen würden, um die Regierung zu bekämpfen und ihr die Aufgabe zu erschweren. Aber es war doch zugleich ausgesprochen, daß die Mehrheit der demokratischen Partei zu viel Sinn für die verfassungsgemäße

mäßige Ordnung hatte, um gegen den gesetzmäßig ausgesprochenen Willen des Volks die Gewalt zu Hülfe zu rufen. Die ganze Wahlhandlung mit ihrem Ergebniß war ein großartiger Beweis, daß das Volk mit seltener Einmüthigkeit die Neubegründung der Nationaleinheit auf der Grundlage allgemeiner Freiheit, d. h. unter Aufhebung der Sklaverei wolle; und sie war auch ein Beweis, daß die freie Regierungs- und Verfassungsform der Union noch fest genug in dem Kern des Volkes wurzele, um den Gefahren, welche ihr von rohen Pöbelmassen drohen konnten, gewachsen zu sein. Es ist diese Erscheinung um so höher anzuschlagen, je weniger sie sich aus den vorhergegangenen Ereignissen vollständig erklären läßt; denn diese waren nicht der Art, wie sie sonst die schwer berechenbare Stimmung der Menge in einer bestimmten Richtung mit fortzureißen pflegen. Die weise und gemäßigte Regierung Lincoln's konnte wohl die Gemüther der besonnenen Männer gewinnen; allein sie war noch auf dem schwierigen Wege zu ihrem Ziele, sie hatte noch keine blendenden Erfolge aufzuweisen. Die Kriegführung hatte im letzten Jahre viele Siege gewonnen; doch war es für die Menge durchaus nicht erkennbar, wie nahe sie ihrem Ziele war, vielmehr waren es zunächst neue Opfer, um den Krieg unerbittlich zu Ende zu führen, die das Programm von Chicago dem Volke verkündigt hatte. Hatten die wilden Ausschreitungen der Demokraten das Volk um so viel besonnener gemacht, so spricht dies um so mehr für dessen gesundes politisches Gefühl. Genug; es war die Wahl ein großartiges Vertrauensvotum für den Präsidenten, seine Regierung und seine Partei: daß sie das Werk der Herstellung der Union nach den von ihnen verkündigten Grundsätzen in den nächsten Jahren weiter führen sollten.

Bei den Südstaaten mußte diese Wahl die Stimmung um so schwerer treffen, je mehr sie sich an der entgegengesetzten Möglichkeit gehoben hatte. In der That war Sherman's Hoffnung auf besondere Friedensverhandlungen mit dem Vicepräsidenten der Confederation, Stephens, und dem Gouverneur Brown von Georgia nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Man wollte wissen, daß der letztere nach dem Fall von Atlanta die Milizen seines Staates aus der Armee Hood's zurückgerufen habe; und Jefferson Davis selbst fand es, wie oben berichtet, für nöthig, sich um jene Zeit nach Macon zu begeben, um den wankenden Muth zu befestigen. Er mußte freilich in seiner Rede zugestehen, daß die Stadt Macon im Fall eines Angriffs nur von Greifen und Kindern vertheidigt werden könne; und die wiederholten Aufrufe der Regierung, daß alle Männer von 18 bis 45 Jahren ohne Ausnahme in das Heer eintreten sollten, bewiesen, wie sehr es an waffenfähiger Mannschaft zu fehlen anfing. Bald sprachen es auch eine Reihe von Blättern geradezu aus, daß die Hoffnung des Südens auf

der Wahl Mc. Clellan's beruhe, denn die Conföderation sei nicht im Stande noch 4 Jahre zu widerstehen. In Alabama wurde in der gesetzgebenden Versammlung geradezu der Antrag eingebracht, es möchten für den glücklichen Fall der Wahl Mc. Clellan's auf Grund des Programms von Chicago Friedensverhandlungen eröffnet werden. Daneben suchte der Finanzsecretär der Conföderation, Benjamin, die europäischen und namentlich die deutschen Kapitalisten durch seinen Agenten Dubley Man in Brüssel zu warnen, daß sie ihr Geld nicht in Papieren der Union anlegten, denn die Schuldenlast derselben müsse sich bis zum 1. Mai 1865 auf 2430 Millionen Dollars mit einer Zinsenlast von 112 Millionen belaufen. In der Presse aber wurden die Stimmen immer lauter und zahlreicher, welche die Einstellung von 100,000 bis 300,000 Negern in die Armee verlangten. Etwas trostreicher stellte sich freilich die Lage des Bundes in der Rede dar, womit Jefferson Davis zu Ende October in Richmond den wieder zusammengetretenen Kongreß eröffnete. Es war ein Anklang an das stolze Wort vom vorigen Jahr; es sei eine Thorheit von der Unterwerfung von 8 Millionen zu reden, die frei sein wollten. Von Unterhandlungen mit dem Norden könne keine Rede sein; denn dieser weise die einzige Grundlage des Friedens, die Unabhängigkeit, zurück; die Hülfquellen des Südens seien unerschöpflich und zur Durchführung des Krieges hinreichend. Sklaven in das Heer einzustellen sei unnöthig; man möge die Regierung ermächtigen die Zahl derselben durch Ankauf bis auf 40,000 Mann zu vermehren; sie sollten hauptsächlich als Arbeiter und Pioniere verwendet und nach dem Kriege mit der Freiheit beschenkt werden. Doch kam auch die bittere Klage über die auswärtigen Mächte vor, daß sie, deren Intervention man gar nicht begehre, nicht einmal die Anerkennung gewährten; und bezüglich der Sklaven hieß es: wenn einzig die Wahl zwischen deren massenweiser Einstellung und der Unterwerfung stehe, dann sei die erstere vorzuziehen. Ein verzweifeltes Mittel, das dann jedenfalls zu spät angewendet war; wenn es auch nicht schon seiner Natur nach der Todesstoß der Conföderation gewesen wäre. Und dies Alles war noch vor der Präsidentenwahl der Nordstaaten gesagt; nach dieser Wahl trat die Lage und Stimmung der Südstaaten noch in weit unzweideutigeren Zeichen hervor. Am 25. November brachte der Abgeordnete Leach von Nordcarolina im Namen der Mehrheit der Repräsentanten seines Landes im Kongreß zu Richmond folgende Resolution ein: „Da die Bürger der Sklavenstaaten in einem unbewachten Augenblick unter dem Einfluß unweiser Rathschläge und ohne reifliche Ueberlegung der schrecklichen Folgen die Erwählung Lincoln's zum Präsidenten der Vereinigten Staaten als Anlaß benutzt haben, um die conföderirten Staaten von der Union loszureiß-

und da die Repräsentanten des Volks der Rebellenstaaten den Kampf für eine südlüche Conföderation müde sind: so sei beschlossen, daß sie zum Frieden auf der Basis der Constitution der Vereinigten Staaten bereit sind.“ Die Resolution wurde mit großer Mehrheit verworfen; aber eine solche Sprache hatte Jefferson Davis doch noch nicht gehört; das Gefühl, daß die Sache der Südstaaten hoffnungslos sei, mußte stark sein, wenn es sich im Mittelpunkt des Abfalls, wo noch die ganze Gewalt seiner Führer herrschte, so ausdrücken durfte.

Es war ein bedeutungsvoller Gegensatz zu diesen Erscheinungen in Richmond, als Lincoln um dieselbe Zeit den Kongreß in Washington eröffnete. Die Versammlung war am 5. Dezember in Washington zusammengetreten, am 6. brachte der Präsident seine Botschaft ein. Es war dieselbe ernste, ruhige, würdige Sprache, wie sonst bei Lincoln, aber sie war diesmal von einer anderen Zuversicht getragen. Zunächst ist es für europäische Verhältnisse wunderbar, wie die Botschaft nach einem vierjährigen erschöpfenden Krieg von der zunehmenden Wohlfahrt des Landes sprechen konnte. Das stolze Wort von den unerschöpflichen Hülfquellen der Union war hier keine leere Redensart. Nicht die von jeder großen Umwandlung unzertrennlichen Schwindelgeschäfte, wie sie namentlich in New-York Millionäre gestürzt und geschaffen hatten, waren der Ausgangspunkt dieser Schilderung; sondern die Arbeit war es, auf der allein das Gedeihen der Einzelnen und der Völker beruht. Die Gesamtproduction der Nordstaaten wurde 1860 auf 3804, 1864 auf 4018 Millionen Dollars geschätzt, sie hatte in 4 Kriegsjahren um mehr als 200 Millionen zugenommen, und betrug fast das Doppelte der gesammten Staatschuld. Der Staat Indiana zählte 1860 1,350,479 Einwohner, er hatte nach und nach, die mehrfach Eingestellten eingerechnet, 124,000 Mann zum Heer gestellt, dennoch hatte sich seine Production an Getreide von 10 auf 13 Millionen Scheffel gehoben. Im Staat Nevada, im Gebiet der Felsgebirge, erst vor kurzem durch den Präsidenten zum Staat erhoben, berechnete man die jährliche Ausbeute an Gold schon jetzt auf 100, später auf 200 Millionen Dollars, an Silber auf 18 Millionen, an Kupfer, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kohle hing der Aufschwung des Ertrags nur von den Armen ab, die sich zur Arbeit finden würden. Und eben an solchen Armen war trotz aller Opfer, die der Krieg gefordert hatte, ein Zuwachs eingetreten. Die Botschaft stellte aus dem Ergebniß der Präsidentenwahl fest, daß sich in 23 stimmgebenden Staaten, worunter die beiden neuen, Kansas und Nevada, seit 1860 die Zahl der Stimmgebenden um 145,751 vermehrt hatte, und daß hierzu noch alle Soldaten im Felde aus Massachusetts, Rhode Island, New-Jersey, Delaware, Indiana, Illinois und

Californien, zusammen gewiß 100,000, hinzugezählt werden müßten, weil die Gesetze dieser Staaten die Abstimmung nur in der Heimath erlaubten. Man mag daraus immer den Schluß ziehen, daß die amerikanischen Zeitungen die Opfer, welche die Schlachten forderten, bedeutend übertrieben haben; es bleibt doch die Thatsache, daß mitten im Krieg ein Zuwachs nicht bloß an der Volkszahl überhaupt, sondern gerade an den kräftigen Armen, von denen der Wohlstand des Volks abhängt, stattgefunden hat. Ein bedeutsames Zeichen, wieviel Europa und namentlich Deutschland zur Blüthe dieser Staaten beiträgt; und wie sehr das Programm von Chicago Recht hatte, der einst mächtigen Doctrin der „Knownothings“ entgegen, die Beförderung der Einwanderung zu empfehlen.

Weniger glänzend stellt sich in der Botschaft und im beigelegten ausführlichen Bericht des Schatzsecretärs Fessenden die Lage der Finanzen dar. Der Bericht begann mit einer geschichtlichen Uebersicht der seit Beginn des Krieges mit Genehmigung des Kongresses durchgeführten Finanzmaßregeln. Sie waren in ihrem Ergebnis fast alle unter der Erwartung geblieben; und es war nicht möglich die Einnahmequellen in annäherndem Verhältniß zu dem wachsenden Bedürfnis zu vermehren. Die Einnahme des angetretenen Finanzjahres war auf 396 Millionen und außerdem auf 350 Millionen unverwendeter Einnahmen aus früheren Jahren, die Ausgabe auf 1168¼ Millionen (darunter Kriegsdepartement 531¼, Flotte 112, Verzinsung der Staatsschuld 127, Staatspensionen aller Art 4½ Millionen) ange schlagen, so daß ein Defizit von 422¼ Millionen durch Anleihen zu decken blieb. Die Staatsschuld wurde bis Ende des Jahres auf 2645 Millionen geschätzt; darunter 400 Millionen unverzinsliches Nationalpapiergeld, 210¼ Millionen unverzinsliche Noten, 65 Millionen Noten der Nationalbanken. Die Schwankungen des Goldagio, die hauptsächlich den unpatriotischen und verbrecherischen Bemühungen der Speculanten zugeschrieben werden, hätten die Finanzmaßregeln öfter empfindlich gestört. Die in Gold zu zahlenden Zinsen betrügen 56 Millionen, ebenso hoch belaufe sich der Ertrag der Zölle; für neue Anleihen mit Zinsen in Gold sei erst der Weg der Aufbringung des Geldes zu finden. Dennoch zeigte der Bericht keinerlei Entmutigung; er gewährte vielmehr den Eindruck, daß die für die Union neue Bahn einer so großen Staatswirthschaft durch beide aufeinander folgenden Finanzminister im Einverständnis mit der gesammten Regierung und der gesetzgebenden Gewalt in einer Reihe zusammenhängender Maßregeln mit Erfolg betreten war. Als Chase am 5. Juli 1864 das Amt an Fessenden übergab bezeichnete dies keine plötzliche Aenderung des Systems; er behielt das Vertrauen der öffentlichen Gewalt, wenigstens bezüglich seines Charakters, in dem Grade, daß er von Lincoln

zum Präsidenten des Obertribunals ernannt und bald nach Eröffnung des Kongresses vom Senat bestätigt wurde. Die Maßregeln welche jetzt Fesseln empfahl waren: bessere Aufbarmachung der Domänen, namentlich in den Gold- und Silberdistrikten; Einkommensteuer von allen Bürgern ohne Ausnahme; Aufnahme der Anleihen ausschließlich im Inland; Beschränkung der Banken der Einzelstaaten zu Gunsten der Nationalbank; Ernennung einer Staatsschulden Tilgungscommission und Verwendung der Einkünfte der Domänen für den Tilgungsfond. Als Hauptmittel erschien darunter ein neues System direkter Besteuerung mit der zuversichtlichen Rechnung auf den wachsenden Wohlstand; indirekte Steuern und Regalien waren weit weniger in Aussicht genommen; die Post z. B., die bekanntlich in den meisten deutschen Staaten eine beträchtliche Einnahme liefert, erschien mit einer Einnahme von 12½ Millionen und einer um 200,000 Dollars größeren Ausgabe, die also vom Staate zugeschossen werden mußten, im Budget. Das ganze Finanzsystem entsprach dem Programm von Chicago: die nationale Ehre sei für die Einlösung der öffentlichen Schuld verpfändet; ein durchgreifendes gerechtes Steuersystem in Verbindung mit Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung seien die Mittel zum Zweck.

Ueber das Heer war die Botschaft kurz, über die Flotte ausführlich. Die Aufbringung und Organisation des Heeres hatte ohne Zweifel fortwährend mit bedeutenden Gebrechen und Schwierigkeiten zu kämpfen; die letzte Conscription von 500,000 Mann soll z. B. in Wirklichkeit nicht mehr als 125,000, d. h. den vierten Theil, geliefert haben. Eine so große Veränderung kann in einem Staatswesen, das nur Milizen gekannt hat, nicht auf einmal gelingen. Rascher natürlich hatte sich das alte Lieblingskind der Vereinigten Staaten, die Flotte, in die ungemessene neue Entwicklung gefunden. Der Bericht des Marinesecretärs entwarf ein glänzendes Bild davon. Die Zahl der Fahrzeuge, einschließlich der im Bau begriffenen, betrug 671 mit 4610 Geschützen und 510,396 Tonnen Gehalt; der Zuwachs im letzten Jahr, trotz der Verluste in Schlachten und durch Naturereignisse, 88 Schiffe mit 167 Kanonen und 42,427 Tonnen Gehalt; die Besatzung, einschließlich der Offiziere, zählte 51,000 Mann. Die Flotte hatte nach und nach auf einer Küstenstrecke von 700 deutschen Meilen die Blockade verwirklicht. Nur beim Hafen von Wilmington war in Folge örtlicher Verhältnisse die Absperrung nicht vollständig erreicht worden. Bemerkenswerth ist, daß nur Eisenschiffe für den Dienst auf hoher See bestimmt waren. Weitaus die Mehrzahl auch der im Bau begriffenen Schiffe waren nach dem Berichte hölzerner von den verschiedensten Gattungen und Größen: es geht aus der Menge der aufge-

zählten verschiedenen Bedürfnisse des Dienstes hervor, daß sie immer bedeutend in der Uebersahl bleiben werden.

Die Gesamttlage der Union begründete nach der Botschaft die Zuversicht auf einen günstigen Ausgang des Krieges. Die Beziehungen zum Auslande seien befriedigend: die schwierigen Fragen hatte in der That, wie wir gesehen haben, die Regierung Lincoln's mit großem Takt behandelt. Die Häfen von Norfolk, Ferdinandina und Pensacola seien dem Handel durch öffentliche Verkündigung wieder geöffnet, und es sei zu erwarten, daß die ausländischen Kaufleute davon Gebrauch machen würden. Gegen die abgefallenen Staaten bleibe nur Fortführung des Krieges bis zur Unterwerfung, doch sei allen denen Amnestie versprochen, welche die Waffen niederlegen würden. Uebrigens zeige die Wiederherstellung bereits erfreulichen Fortgang: 12,000 Bürger in Arkansas und ebenso viele in Louisiana hätten lokale Staatsgouvernements mit freier Verfassung organisiert; Bewegungen in derselben Richtung in Missouri, Kentucky, Tennessee seien noch ausgedehnter, doch weniger definitiv; Maryland aber sei für alle Zukunft der Freiheit und der Union gesichert. Die Verfassung der Vereinigten Staaten sei so abzuändern, daß die Sklaverei im ganzen Gebiet derselben abgeschafft werde; und der Präsident hoffe noch von der Weisheit des gegenwärtig tagenden Kongresses, ob auch früher die Meinungen darin auseinander gegangen seien, daß er diese Maßregel beschließen werde; denn der Grundsatz habe gestimmt und im nächsten Kongreß sei diese Anerkennung zweifellos zu erwarten.

Das war die Botschaft des Präsidenten; sie stellte den Gegensatz in der Lage der Union und der Conföderation nicht größer dar, als er wirklich war. Schon im Sommer 1863 hatten die militärischen Ereignisse den Sieg der ersteren angekündigt, sobald nur der einmüthige Wille des Volks dafür vorhanden war. Er hatte sich jetzt in der Präsidentenwahl ausgesprochen.

# Der französische Protestantismus der Gegenwart.

## Zweiter Artikel.

### 1.

Jede religiöse Bewegung ist eine Bewegung der Freiheit. Hindernisse hinwegzuräumen welche den unmittelbaren Zugang zu Gott versperren, Bande zu sprengen welche den freien Aufschwung des frommen Gemüths niederhalten, dies wird immer das tiefste Motiv sein, wenn über veraltete Bildungen hinweg der religiöse Geist neue Bahnen sich eröffnet. Aber nicht minder feststehend ist das Gesetz, daß eine religiöse Bewegung sich niemals auf der Höhe ihres Principis hält. Sei es, daß dieses Princip doch nur im Stande ist sehr allmählich und unter Rücksällen Wirkung zu erlangen, oder daß, um eine Autorität zu stürzen, eine andere Autorität zu Hülfe gerufen und um so intensiver bejaht wird: diese Gebundenheit scheint dem religiösen Leben ebenso eigenthümlich und nothwendig, als auf der andern Seite der Drang diese Gebundenheit zu sprengen. Der unvermeidliche und nie ruhende Kampf beider Richtungen ist die bewegende Seele des religiösen Fortschritts.

Als im Anfang der dreißiger Jahre der Methodismus aus England und Deutschland in die französische Kirche eindrang, lag auch dieser Bewegung unstreitig ein freiheitliches Interesse zu Grunde. Das unendliche, fromme Gefühl setzte sich einem fixirten Dogmatismus, das religiöse Subject der äußerlichen Autorität der Kirche gegenüber. Allein um diese Autorität zu stürzen, bediente sich der Methodismus einer Waffe, die nur eine neue Autorität war, nämlich der Schrift, deren Glaubensansehn in diesen Kreisen nun nicht minder überspannt wurde, als jemals das Princip der kirchlichen Autorität gewesen war. So fiel die neue Richtung gleichfalls wieder einem Autoritätssystem anheim, auch die ganze Dogmatik erhielt sie nur auf einem Umweg zurück, und was sie von der orthodoxen Kirche noch unterschied waren im Grunde wenig beneidenswerthe Aeußerlichkeiten. Und dennoch war das Princip ein richtiges gewesen, es war nur auf halbem Wege stehen geblieben. Wie nun, wenn der Methodismus dieser Halbheit sich bewußt wurde, wenn er sich anschickte mit demselben Recht, mit welchem er die eine Autorität verneinte, auch jede andere zu verneinen, wenn er den Grundsatz, daß allein dem frommen Gefühl die Souveränität in Glaubenssachen zukomme, bis in



seine äußersten Konsequenzen zu verfolgen sich entschloß? Auf diese Frage ertheilt uns eine der interessantesten Episoden in der kirchlichen Geschichte der Gegenwart die Antwort.

Im Jahre 1832 war in Genf neben der bestehenden nationalkirchlichen Facultät eine unabhängige, d. h. methodistische Schule gegründet worden, deren ausgesprochenem Zweck die Aufrechterhaltung und Verbreitung des reinen Glaubens war. Für die Rechtgläubigkeit des Unternehmens bürgten die Namen der Lehrer: Gaussen und Merle d'Aubigné, Hävernick und Steiger; die beiden letzteren hatte man auf Hengstenberg's und Tholuf's Empfehlung aus Deutschland verschrieben. Im Jahre 1845 wurde auf den Lehrstuhl der neutestamentlichen Kritik und Exegese an dieser Schule Herr Edmund Scherer berufen, der, in Paris geboren, in Straßburg seine Studien gemacht und hier bereits auch als Lehrer gewirkt hatte. In die Oeffentlichkeit war er zuerst mit einer dogmatischen Arbeit getreten, welche die Schule Schleiermacher's verrieth. (*Prolegomènes à la dogmatique de l'Eglise réformée*, Strasbourg 1843.) Die Religion war hier, wie es der Methodismus verlangte, auf das Gefühl basirt, das Dogma verinnerlicht, aber vom Standpunkt des Gewissens bejaht. In zwei weiteren Schriften hatte er den andern Grundsatz des Methodismus, die absolute Trennung von Kirche und Staat, mit Entschiedenheit vertheidigt. (*De l'état actuel de l'église réformée*. Paris 1844. *Esquisse d'une théorie de l'église chrétienne*. Paris et Strasbourg 1845.) Der junge Docent schien somit ganz an seinem Platz. In demselben Sinn, im Sinn der methodistischen Orthodoxie schrieb er einige Jahre hindurch die Zeitschrift *la réformation au 19. siècle*. Seine Lehrgabe war höchst bedeutend und anziehend und von einer seltenen Gelehrsamkeit unterstützt.

Plötzlich im Sommer 1849 erfuhr man, daß Scherer aus Gewissensbedenken seine Professur niedergelegt und in einem Absagebrief an Merle d'Aubigné, den Präsidenten der Schule, die freiesten Ansichten über Jaspiration und Kanon des neuen Testaments entwickelt habe. Im folgenden Jahr erschien dieser Brief gedruckt und von einem zweiten begleitet unter dem Titel: *la critique et la foi. Deux lettres par E. Scherer*. Paris 1850. \*)

So außerordentlich das Aufsehen war, welches diese Veröffentlichung in der protestantischen Kirche Frankreichs und der Schweiz machte, so zeigte sich doch bald, daß es sich hier nicht um ein Ueberspringen von ei-

\*) Ausführlich handelt über diese Vorgänge Dr. Rielen in den Straßburger „Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften,“ herausgeg. von Reuß und Kunig. Bd. VI S. 221 ff.

nem Extrem zum anderen, nicht um einen jener plötzlichen Umschläge handelte, welche zuweilen bei begabten Naturen im einen oder anderen Sinn erfolgen. Auch jetzt noch stand Scherer mit dem einen Fuß im Methodismus. Sein Standpunkt war überhaupt noch im Werden, und das Ziel, an welchem er schließlich anlangen werde, ließ sich noch nicht übersehen. Aber er hatte begonnen, die Principien des Methodismus energisch nach der freiheitlichen Seite zu entwickeln, die Bahn die er einschlug war nur die Consequenz der Ideen in welchen er von Anfang an stand. Hier war ein strenger, tiefgründiger Denker, der nicht ruhte, bis er erschöpft hatte, was für ihn in dem von ihm bekannten Princip lag. Sein Cultus galt der Freiheit. Sie war ihm zuerst in der Form der methodistischen Frömmigkeit und der methodistischen Gemeinde erschienen. Aber sie konnte für ihn nicht eingeschlossen bleiben in dieser Form. Einmal entbunden durchbrach der Geist der Kritik Schranke um Schranke, nirgends hielt er inne, um in einem Compromiß die bequeme Ruhe zu finden, und der mythisch Gläubige wurde zum freiesten Denker, der aus der französischen Theologie hervorgegangen. Und nicht dieser Umschwung selbst sondern die Art, wie er sich vollzog, war das am meisten Bemerkenswerthe. Man vergaß daß man einen individuellen Entwicklungsgang vor sich hatte mit seinen Zufälligkeiten und unberechenbaren Einflüssen. Was in den sich folgenden Wandlungen sich darstellte, schien nur die innere Gesetzmäßigkeit der Sache selbst zu sein. Mit Nothwendigkeit folgte das Eine aus dem Anderen, und eben diese innere Dialektik des Umschwungs ist es, welche Scherer zu einer höchst eigenthümlichen Erscheinung in der Theologie macht, auch wenn seine Initiative für das kirchliche und wissenschaftliche Leben seines Vaterlands nicht von so wichtigen Folgen gewesen wäre.

Die kritische Richtung ist in Scherer die Tochter der mythischen. Beide liegen in dem ersten jener Briefe welcher die Frage vom Schriftansehen behandelt noch friedlich neben einander. Scherer bestreitet die Auctorität der Bibel, um für die christlichen Glaubenswahrheiten, befreit vom Joche äußerer Satzung, eine um so tiefere Grundlage zu finden. Der Begriff der Inspiration, zeigt er, ist ein Element des Katholicismus, welches sich unmerklich in der alten Kirche entwickelt und in der Reformation des 16. Jahrhunderts erhalten hat. Der Glaube an die Eingebung der Schrift läßt sich durch gar nichts begründen, vielmehr steht er im Widerspruch mit Wesen und Inhalt des neuen Testaments; er soll alles Uebrige beweisen, kann aber selbst nicht bewiesen werden. Der Kanon ist nichts als eine Festsetzung der Kirche, und daraus folgt daß jeder Christ das Recht, um nicht zu sagen die Pflicht hat, das Urtheil der Kirche zu revidiren und vorkommenden Falls sein eigenes Urtheil an die Stelle zu setzen.

Eben deshalb kann man hinsichtlich der Bibel verschieden denken ohne darum aufzuhören ein Christ zu sein. Ihre Autorität ist ein Gegenstand subtiler Untersuchungen, literarischer Operationen, und dies sollte eine haltbare Grundlage für den Glauben der Kirche sein? Dies hat man aus dem Evangelium gemacht, dessen tiefster und ruhmvollster Charakter ist, sich gleichmäßig an Alle zu wenden, an den Unwissenden wie an den Gelehrten!

Aber wenn die Autorität der Schrift fällt, so bleibt das Evangelium. Christus ist die Offenbarung; sein Leben, sein Tod, seine Auferstehung, seine Lehre, seine Person, das ist das Heil und das ewige Leben. Auch die Apostel bleiben bevorzugte Organe des neuen christlichen Geistes. Ihre Schriften haben einen doppelten Werth, einen historischen, sofern sie Zeugnisse des ursprünglichen und maßgebenden Christenthums sind, und einen innerlichen, sofern die Apostel vom Geist durchdrungen und auserwählte Gefäße des neuen Lebens waren. Die Bibel ist nicht eine Autorität aber ein Schatz. Sie ist nicht Gottes Wort aber sie enthält Gottes Wort. Der einfache Christ liest in der Bibel um sich zu erbauen und seinen Heiland zu finden, aber seine Frömmigkeit läuft keine Gefahr, wenn er eine Autorität eintauscht gegen eine Geschichte, den Buchstaben eines Gesetzbuchs gegen die lebendigen Erzeugnisse der apostolischen Individualitäten. Der heilige Geist wird wieder den Platz im Leben der Kirche und des Einzelnen einnehmen der ihm gebührt. Die Reformation, die Bekämpfung des dogmatischen Kirchenthums, das Austreten aus der Nationalkirche, die Emancipation der Laien, dies sind lauter Schritte in dieser Richtung. Der Glaube an den heiligen Geist ist die Einweihung der Rechte des Individuums und zwischen dem Individuum und der Autorität giebt es kein Mittelbing.

Dem kirchlichen Christenthum stellt sich also das individualistische Christenthum gegenüber, welches in Sachen der Kritik sich die vollste Freiheit wahrt aber des Glaubensinhalts um so inniger sich bewußt ist. Das letztere, das mystische Element, tritt in dem zweiten jener Schreiben fast noch schärfer hervor. Ganz nach Schleiermacher ist hier die dogmatische Bedeutung der Person Christi in den Mittelpunkt gerückt. „Du fragst was vom Christenthum bleibt, wenn man das Dogma von der Schriftengebung weggeräumt hat? Es bleibt Christus übrig. Was von der Schrift bleibt? Die Geschichte Christi. Was dem Glauben bleibt? Die Person Christi. Das ist der Anfang und das Ende, der Mittelpunkt von Allem.“ Christus ist der Urmenich, das Ideal in welchem die Menschheit sich zur Gottheit erhebt. Der gerichtliche Begriff der Rechtfertigung wird verworfen und der mystische Begriff einer Gemeinschaft mit Christus an die Stelle

gesetzt. Freilich die Kirche der Masse, dieses pädagogische Institut, welches sich vorgesetzt hat die Völker für Gott zu erziehen, hat seinen Zweck verfehlt: die wahre Kirche sind die Gläubigen, welche durch den religiösen Individualismus befreit nicht mehr aus der Schrift einen Codex, noch aus einer Confession ein Grundgesetz machen werden.

Dies also war die neue überraschende Evolution aus einer Richtung, deren Orthodoxie über allen Verdacht erhaben schien. Die Tendenz den Glauben zu verinnerlichen wendet sich zuerst gegen die Autorität der Kirche, darin steht Scherer noch auf Einem Boden mit der Schule Vinet's welche die Subjectivität der religiösen Ueberzeugung in ihr Recht einsetzte, aber noch nicht an dem Ansehen der Schrift und der Symbole zu rütteln wagte. Erkannte aber nun die Kritik weiter vordringend, daß die Autorität der Schrift und der Symbole selbst nur ein Theil der Autorität der Kirche ist und mit ihr stehen und fallen muß, wie es in der That der Fall ist, so war der neue Standpunkt gegeben: das Individuum schüttelt die Autorität der Schrift ab um sich in die unmittelbare Nähe Christi zu stellen. Die Kritik ist kühner geworden, aber zugleich der Glaube innerlicher, mystischer. Allein wird nun dieses Verhältniß auf die Länge dauern? Wird die Kritik bei dem ersten Erfolg stehen bleiben, wird sie nicht am Ende das aus Mystik und Andacht gewobene Christusbild selbst; das noch unangefochten jenseits der wissenschaftlichen Erörterung steht, in den Bereich ihrer Untersuchung ziehen? Und wenn dann der unvermeidliche Conflict ausbricht, wer wird unterliegen, das kritische oder das mystische Element? Darüber muß uns die weitere theologische Entwicklung Scherer's Antwort stehen. Mit ihm tritt nun zugleich ein neuer Mitstreiter auf den Platz.

Im Juli 1850 erschien das erste Heft der Revue de théologie et de philosophie chrétienne in Straßburg, herausgegeben von dem jungen Licentiaten an der dortigen Facultät, Timotheus Colani. Das Vorwort des Herausgebers ließ keinen Zweifel, daß eben die Ideen zu welchen sich Scherer in seinen beiden Briefen bekannte, in der neuen Zeitschrift ihr Organ und ihre weitere Begründung finden sollten. Nach einer geharnischten Polemik gegen die beiden herrschenden Systeme der Orthodoxie und des Rationalismus definiert hier Colani die Theologie als eine religiöse Pöhsik, welche zuerst die Thatfachen constatirt und dann aus ihnen die Gesetze ableitet; sie hat demgemäß eine doppelte Aufgabe, eine geschichtliche und eine philosophische. Jene, indem sie vor Allem die wirklichen Züge des Menschenschns wiederherstellen und die Mauern niederwerfen soll welche man um den Erlöser her erhoben hat; diese, indem sie die Identität der Philosophie und der Dogmatik nachzuweisen hat, sofern nämlich

die Dogmen nichts anderes sind als menschliche Formeln einer göttlichen Thatsache. Beide Aufgaben fließen zusammen in der Lehre von der Person Christi, der wiederum ganz in Schleiermacher'scher Weise als die vollkommene historische Verwirklichung des menschlichen Urbilds gefaßt wird, dessen versöhnender Kraft der Mensch durch freie Hingabe seiner Persönlichkeit theilhaftig wird.

Von diesem Standpunkt aus war nun zunächst die Reformirung der Dogmatik eine Hauptaufgabe der Revue, welche neben Colani und Scherer bald einen Kreis junger frischer Kräfte, auch aus der Schweiz und aus Holland um sich sammelte. Von der Trennung von Kirche und Staat, vom Separatismus gegenüber dem Nationalkirchentum war ferner nicht die Rede: ein weiterer Schritt der Entfernung vom Methodismus. Zum erstenmal in Frankreich emancipirte sich das wissenschaftliche Interesse vom kirchlichen. Glaubt man, sagte einer der Mitarbeiter, daß man das Metall in die Form gießen könne ehe es von seinen Schlacken gesäubert ist, daß man die Kirche der Zukunft vor der Dogmatik der Zukunft gründen könne? \*) Insbesondere war es das protestantische Grunddogma von der Sünde und Erlösung, welches meist im Anschluß an Schleiermacher behandelt und über die äußerliche orthodoxe Auffassung hinausgeführt wurde. Aber gleichen Schritt mit diesen dogmatischen Versuchen hielt die historisch-kritische Aufgabe. Sie wurde an der zunächst gleichfalls dogmatischen Kritik des Schrifttums weiter geführt. Gleich im zweiten Heft der Revue suchte Scherer in einem Aufsatz über Autorität in Glaubenssachen mit der ihm eigenen Schärfe zu zeigen, daß Autorität und Glaube widersprechende Begriffe seien und es gar keinen Autoritätsglauben gebe. Denn Autorität sei das, was eine Handlung oder Meinung durch solche Gründe bestimme, welche vom inneren Werth des gegebenen Befehls oder des ausgesprochenen Satzes unabhängig sind. Der Glaube aber sei persönliche religiöse Erfahrung und setze eine Wahrheit voraus, die sich nur auf ihren inneren Werth berufe. Christus und die Apostel haben keinen Autoritätsglauben aufrichten wollen; das alte Testament sei die Religion der Autorität, das neue Testament die Religion des Glaubens, der Individualität, Geist, d. h. inneres Leben. Von hier aus werden nun bereits einzelne Elemente aus dem neuen Testament ausgeschieden, welche unmöglich „vom Herrn kommen“ können, weil sie wider das religiöse

\*) Eduard Berny, derselbe der im October 1854 während der Predigt auf der Kanzel der Thomaskirche zu Straßburg plötzlich starb. Eben diese Predigt wurde vom Generalsuperintendenten Hoffmann in's Deutsche überetzt. Wußte der Uebersetzer, daß fast gleichzeitig mit dem Tod des Verfassers ein Aufsatz desselben in der Revue de théologie erschien, „*Vom Recht der Wissenschaft*,“ worin er sich ganz im Sinn der Scherer'schen Ideen ausdrückte?

Bewußtsein streiten oder ihm wenigstens fremd sind. Denn es finde zwischen dem Herrn und unserem religiösen Bewußtsein eine gewisse prästabilierte Harmonie statt. Jene fremdartigen Elemente, wie die Wiederkunft Christi, die Lehre vom Satan und den Engeln, die Ewigkeit der Höllestrafen, Ausdrücke wie Himmel, vom Himmel kommen, sich zur Rechten des Vaters setzen u. s. w. werden nicht etwa durch Akkomodation erklärt, auch noch nicht rein kritisch angesehen, sondern ihnen nur der buchstäbliche Sinn abgesprochen, sie werden symbolisirt. Man sieht, die Kritik steht immer noch unter der Herrschaft der Dogmatik.

Allein nachdem einmal die vollständige Souveränität des Gewissens in Glaubenssachen eingesetzt ist, — und in einer Arbeit Scherer's vom August 1851 erscheint auch bereits die „Vernunft“ als eine Instanz, mit welcher das von der Dogmatik Geforderte nicht im Widerspruch stehen dürfe — rückte die Kritik der Schrift und der Person Jesu immer näher. In einem Aufsatz vom December 1854 vindicirte Scherer in beredtester Weise der Bibel den Charakter der Eingebung, so wie sie sich von selbst dem frommen Gemüth kundgebe, allein der Glaube finde den Geist Gottes in der Bibel nicht überall und nicht gleichmäßig, und er finde ihn auch anderswo als in der Bibel, bei Augustin, Bernhard, Thomas von Kempfen, Arnd, Vinet. Er machte auf die Unterscheidung aufmerksam die man unter den verschiedenen Schriftstellern der Bibel machen müsse, und regte zugleich kritische Fragen über den Kanon, über die Unächtheit einzelner Bücher an. Wurde die Bedeutung des Christenthums in seine Identität mit dem Inhalt des Gewissens gesetzt, so konnte von einer übernatürlichen Offenbarung nicht mehr die Rede sein, und Colani sagte geradezu: der Meister, und wäre er Gott selbst, kann niemals dem Jünger Anderes geben als was dieser nach und nach aus seinem eigenen Schatze oder aus der Erfahrung gezogen hätte. Daß in letzter Instanz nur das individuelle Gewissen in Glaubenssachen zu entscheiden habe, sprach sich am schärfsten in dem Worte Scherer's aus: würde ich in Christi Lehre ein Wort finden, welches mein inneres Gefühl zurückwies, so würde ich nicht sagen: dies Wort ist doch wahr weil er es gesagt hat, sondern: er hat es nicht gesagt, weil es nicht wahr ist. Dies war zwar noch kein Angriff auf die Autorität Christi, welche noch immer dogmatisch gedeckt war, sondern nur auf die Autorität der biblischen Erzähler. Aber im Fall jene prästabilierte Harmonie in die Brüche ging, zeigte sich schon jetzt auf welche Seite das Uebergewicht fallen werde. Colani sagte es mit den Worten: ich nehme das Aergste an: ich setze, daß in Folge unparteiischer Forschungen der Charakter des Herrn als von irgend einem moralischen Fehler befleckt erscheine, jeder Christ würde dann im höchsten Grad die fürchterliche Leere

empfinden welche man fühlte wenn man plötzlich das Vertrauen in einen Herzensfreund verliert. Eine ungeheuere Trauer würde die Erde durchziehen. Aber — der Glaube würde bleiben, der Glaube an den himmlischen Vater, das Leben in Gott.

Es war dies eine äußerste Supposition. Aber daß man überhaupt solche Suppositionen machen konnte, zeigt daß der Schwerpunkt der Fragen sich allmählich veränderte. Man mußte seine Gründe haben um den Fall zu setzen, daß uns von Jesus auch Worte überliefert sein könnten welche mit dem religiösen Gefühl im Widerspruch stehen, oder daß eine wissenschaftliche Untersuchung ein ganz anderes Bild vom Erlöser geben könnte als das religiöse Gemüth verehrte. Je besser die Kritik ihre Waffen handhaben lernte, um so weiter wich das Wunderbare und Uebernatürliche zurück. Die Kritik konnte, wie vorauszusehen war, nicht vor dem Schleiermacher'schen Urbild stehen bleiben. Stützte sich die Verwerfung der Schriftautorität nicht bloß auf religiöse sondern auch auf kritische Gründe, so war damit auch die Grundlage für unsre bisherige Kenntniß von Person und Leben Jesu in Frage gestellt. Es war doch noch ein Rest von Autorität gewesen, in Jesus die übernatürliche Vollendung des Menschheitsideals zu erblicken. Denn wenn auch das religiöse Gemüth ihn als dieses Ideal bejahte, so war es doch nur weil es sich in Uebereinstimmung wußte mit dem schon gegebenen und durch die Bibel vermittelten Bild seiner Persönlichkeit. Indem nun aber die Kritik immer tiefer in Ursprung und Composition der Bibel eindrang, wurde das Postament, auf dem dieses Bild ruhte, schwankend, die dogmatische Frage wurde eine einfach historische, aus der Mythik hatte sich die Kritik entbunden. Und hier ist nun der Punkt wo die Arbeiten der Tübinger Schule eingreifen in den Entwicklungsgang der französischen Theologie. Die letztere war durch eine innere Evolution genau an der Stelle angekommen wo ihr die deutsche Kritik eine willkommene Ergänzung war. Jetzt erst faßte sie sicheren Grund auf dem Boden der historischen Forschung. In raschem Fluge hatte sie nachgeholt, was die deutsche Wissenschaft in langsamer mühevoller Arbeit seit einem Jahrhundert zu Tage gefördert hatte. Wie in Deutschland Schleiermacher den Wendepunkt bildete, in welchem die Fäden der Orthodogrie und des Rationalismus, des Pietismus und der philosophischen Kritik zusammenliefen, so war es derselbe Schleiermacher, an welchem die französische Theologie in rascher und doch keineswegs oberflächlicher Wendung den Uebergang von der alten zur neuen Zeit vollzog; und vermöge derselben inneren Logik, welche den Umschwung in der deutschen Theologie beherrschte, standen dieselben Männer, welche gestern noch Separatisten waren wie Arnd und Spener, heute mit Baur und Strauß auf



der Höhe der wissenschaftlichen Kritik des 19. Jahrhunderts. Ein merkwürdiges Zeugniß für die Elasticität des französischen Volksgeistes, der wohl die tiefere Arbeit des wissenschaftlichen Gedankens seinen Nachbarn überläßt, aber ebenso leicht als energisch das Versäumte nachzuholen, sich anzueignen und fruchtbar zu machen versteht.

## 2.

Wir sind einen Augenblick vorausgeeilt. Wir wissen nun bereits, zu welchen Konsequenzen die Scherer'sche Richtung schließlich treiben mußte, aber wir müssen nachtragen, welchen Empfang die neue Schule, noch bevor sie bei den letzten Zielpunkten anlangte, bei den älteren französischen Parteien fand. Im Voraus läßt sich denken, daß dieser Empfang nicht der freundlichste war. Diese Vertiefung der Probleme, diese Ausdehnung der bisherigen Grenzen theologischer Wissenschaft, diese kühne Hinwegsetzung über das Hergebrachte war neu, ungewöhnlich. Es erforderte einen nicht alltäglichen Aufwand philosophischer Bildung, um den Ausführungen Scherer's und Colani's auch nur folgen zu können. Man zitterte vor den bedenklichen Konsequenzen einer so lechz vorbringenden Richtung und anstatt einfach nach bestem Gewissen zu prüfen, fragte man ängstlich: Aber wohin soll das führen? Man witterte Pantheismus, Hegelianismus, und was derlei bedenkliche Ismen mehr sind.

Den leichtesten Standpunkt hatte natürlich die schroffe Orthobozie neuesten Datums, welche von dem Grundsatz *credo quia absurdum* aus operirt und folgerichtig durch keine Schwierigkeiten in Verlegenheit gebracht oder erschüttert werden kann. Aus diesem Lager erschien zuerst eine Schrift des bekannten Grafen Agenor von Gasparin: „die Schulen des Zweifels und die Schule des Glaubens.“ Die neue Schule wurde als Rationalismus mit dem Katholicismus in Eine Verdammniß geworfen, als beide der göttlichen Autorität entbehrend, welche allein der protestantischen Orthobozie vindicirt wurde. Die schweren Einwürfe gegen die Inspiration glaubte der Graf freilich noch nicht widerlegen zu können, er erbat sich noch 5 bis 10 Jahre, um gründliche Studien zu diesem Zweck zu machen. Inzwischen galt ihm schon allein das Wort Jesu: Es steht geschrieben! als ein vollkommen genügender Beweis für die absolute Inspiration. Das Buch, mit ebenso großer Ignoranz als Selbstgefälligkeit geschrieben, wurde, wie ein unparteiischer Beurtheiler sagt, von der Revue mit Triumph begrüßt, von deren Gegnern fast als ein Selbstmord betrachtet. Keinen größeren Eindruck machten die übrigen Streitschriften die von dieser Seite kamen, und auch der Versuch, welchen Merle d'Aubigné machte, mit einer deutschen Autorität der bedrängten Sache zu Hülfe zu kommen, indem



er einen Aufsatz von Neander übersezte, mißlang insofern gänzlich, als dies nur Veranlassung wurde, der Orthodoxie dieser gefeierten Autorität näher auf den Grund zu sehen, wobei sie nicht zum Besten bestand wie auch sofort Herr von Gasparin bereitwillig zugestand. Die Polemik im Sinne des Letzteren wurde namentlich von den Archives du Christianisme geführt.

Im Sinne des älteren durch Rationalismus gemilderten Supranaturalismus schrieb der Professor Jalaguiet in Montauban von 1850 bis 1853 eine Reihe von Schriften, worin er eine mildere Art von Inspiration zu vertheidigen suchte, indem er diese nämlich auf den religiösen und moralischen Theil der Bibel beschränkte. Zur Begründung dieser Art von Inspiration führte der Professor den altmodischen Apparat des Supranaturalismus, den Wunderbeweis, Weissagungsbeweis, die Verheißungen Christi u. s. w. in's Feld, eine Art der Beweisführung, deren Widerlegung Scherer und Colani nicht eben schwer wurde. Die Esperance war das Organ dieser Gattung von Orthodoxie.

Man konnte denken daß die rationalistische Richtung sich eher mit der neuen Schule befreunden werde. Allein auch in Deutschland hat ja der alte Rationalismus der philosophischen Kritik nicht zu folgen vermocht. Die Professoren an der nationalkirchlichen Facultät zu Genf, der von Coquerel (Water) in Paris herausgegebene Lien wollten weder das Uebernatürliche noch die Autorität missen, am allermeisten aber widerstrebte ihnen das mythische Element in der neuen Schule; die Schriften der Genfer Professoren Muntz, Chenevidre, Cellérier vermochten sich, eingeschlossen in den Gesichtskreis ihrer Schultheologie, in die neuen Anschauungen nicht zu finden, und ihre unklaren Definitionen der Inspiration konnten die Entscheidung des Streites nicht fördern.

Am meisten durfte man gespannt sein, wie der Methodismus eine Richtung aufnehmen werde, welche sich mit solcher Consequenz aus seinem eigenen Schoße entwickelt hatte. Wirklich schien es eine Zeit lang als ob sie in diesem Lager am meisten Verständniß und Uebereinstimmung finden werde. Hierher gehört eine wohlmeinende Schrift des dissidirenden Predigers Astié: „Scherer, seine Schüler und seine Gegner, von Einem der weder das eine noch das andere ist.“ Astié versuchte in dieser Schrift welche eine Zeitlang den Mittelpunkt der ganzen Polemik bildete, die goldene Mittelstraße einzuschlagen und zu zeigen worin die neue Schule Recht habe und worin sie über das Ziel hinausgeschossen sei. Allein von Gasparin als unklarer tiers-parti bekämpft, kamen Astié und seine Freunde auch von Scherer nicht besser weg. Er urtheilte über sie, freilich werde es immer eine solche Mittelpartei geben weil es überall und immer Gel-

ster ohne Kraft und Kühnheit geben werde. Der geistvollste Vertreter dieser Richtung, Edmund von Pressensé, Prediger an der von Grandpierre gegründeten Kapelle Jaitbout in Paris, war eine Zeitlang selbst Mitarbeiter an der Revue, zog sich jedoch bald zurück, da er den Zielen der neuen Schule mißtraute, den Eifer Scherer's für die Losrennung von der Staatskirche erkalten fühlte und in den kritischen Evolutionen desselben nur eine allmähliche Entfernung vom Christenthum erkennen konnte. Zur Aufrechthaltung der methodistischen Orthodoxie gründete dieser wissenschaftlich wenig bedeutende, aber berebte und feurige Vertheidiger des Princip's der Separatkirchen 1854 die Revue chretienne, welche den nach der Februar-Revolution eingegangenen Semeur ersetzen sollte. Die Polemik war übrigens anfangs zwischen den feindlichen Brüdern ziemlich gemäßigt. Hatte doch Scherer Manche von seiner früheren Richtung nach sich gezogen, und es gab solche, welche an beiden Revuen zugleich arbeiteten. Pressensé bekämpfte hauptsächlich den Satz daß die neue Schule die direkte Fortsetzung und Entwicklung der Theologie Viner's sei, und meinte die Verirrten auf die rechte Straße zurückführen zu können. Allein die Wege gingen immer weiter auseinander. So rabikal Pressensé in Fragen der kirchlichen Verfassung war, so beschränkt war er in Sachen des Dogma und vor Allem in Ansehung der Schrift. So wurden der Berührungspunkte zwischen dem Methodismus und der neuen Schule immer weniger. Gemeinsam war ihnen die Opposition des freien Subjects gegen die Autorität der Kirche gewesen. Aber als Scherer dazu fortschritt mit denselben Gründen gegen die Autorität der Schrift anzugehen, zeigten sich die ersten Differenzen. Und als dann die Kritik nicht zufrieden das dogmatische Ansehen der Schrift zu bekämpfen, in deren Composition einbrang, sie wie ein anderes Buch auf ihre schriftstellerischen Motive ansah, und Person und Lehre Jesu selbst unter die Beleuchtung der reinen Historie stellte, da war der Bruch entschieden. In demselben Maße, in welchem so der Schwerpunkt der Streitfragen sich verrückte, veränderte sich die ganze Stellung der Parteien. Die Orthodoxen sahen sich einem Feind gegenüber, der die Unterschiede, in welche sie sich selbst bis jetzt gespalten, die Streitfrage: ob Staatskirche ob Separatkirche? zu untergeordneten machte. Das Heiligthum selbst schien gefährdet, und zu seinem Schutze schlossen sich die Gegner von gestern enger zusammen. Umgekehrt sahen sich die freisinnig Denkenden unter den alten Parteien, denen an freier Bewegung mehr lag als an definitiven Machtsprüchen in diesem oder in jenem Sinn, mehr und mehr auf die Seite der jungen Schule hingedrängt. Man prüfte die neuen, ungewohnten Anschauungen, man befreundete sich mit ihnen mehr oder weniger, und selbst diejenigen die sich nicht in dieselben finden konnten, sahen sich doch

angezogen von der wissenschaftlichen Bedeutung und dem moralischen Ernst der hier mit der höchsten Freimüthigkeit der Discussion verbunden war. Im Augenblick als die neue Schule hervortrat, war allgemeine Betroffenheit, die alten Parteien fühlten den Boden unter ihren Füßen schwanken, die Rollen schienen vertauscht, und Freund und Feind nicht mehr zu kennen. Aber aus der chaotischen Gährung schieden sich bald die Elemente aus, das Verwandte trat zusammen, und aus der Verwirrung der Parteien stellte sich der eine große Parteiunterschied heraus, der Orthodoxen und der Liberalen, wie er heute besteht.

## 3.

Mit dem Auftreten Colani's und der Gründung seiner Zeitschrift wurde Straßburg der wissenschaftliche Mittelpunkt des französischen Protestantismus. Genf trat um so mehr zurück, als es den neueren Entwicklungen der Theologie nicht zu folgen vermochte. Montauban verharrte in seiner orthodoxen Exklusivität.

Die eigenthümliche Zwischenstellung, in welcher sich der Elsaß befindet, dem einen Volk durch das Band der Nationalität und der Tradition, dem andern durch das noch frische aber starke Band der politischen Ordnung angehörig, hatte auch auf die theologische Facultät in Straßburg drücken müssen. Nahm sie auch fortwährend eine ganz ehrenwerthe Stellung ein, so war ihr Wirkungskreis doch wesentlich ein lokaler, wie denn die elsässische Kirche immer einen ziemlich isolirten, eigenlebigen Charakter hatte. Schon Ludwig XIV. hatte ihr eine Ausnahmestellung gewährt und sie in Ruhe gelassen, während er die Reformirten verfolgte. Von einem Einfluß nach der französischen Seite konnte um so weniger die Rede sein als die elsässischen Protestanten lutherisch, die französischen reformirt sind. Aber auch nach deutscher Seite konnte seit der politischen Trennung kein enger Verkehr sich bilden, die Arbeiten der elsässischen Gelehrten — freilich zumeist der Specialgeschichte ihres Landes zugewandt, waren in Deutschland wenig gekannt. Und nur insofern war jene Zwischenstellung von günstigem Einfluß, als hier an diesem Grenzpunkt immer der wissenschaftliche Zusammenhang mit Deutschland aufrecht erhalten wurde. Man folgte dem Gange der übergheinischen Theologie, zu einer Zeit als die französische Schultheologie noch in den alten Gleisen sich bewegte oder vielmehr nicht bewegte. Man schrieb deutsch, schon weil man keinen Leserkreis in Frankreich gefunden hätte, und es ist ohne Zweifel zumeist ein Verdienst der lutherischen Kirche, daß das Elsaß bis heute noch im Wesentlichen seine Nationalität bewahrt hat.

Wie wohlthätig diese fortwährende Berührung mit der deutschen Wis-

fenschaft war, zeigte sich eben jetzt, als durch die Ideen der Zeit der Gegensatz der Reformirten und der Lutherischen beinahe verschwand und in der französischen Kirche selbst ein wissenschaftliches Leben erwachte. Straßburg war nun der gegebene Mittelpunkt für die Einführung der Resultate deutscher Forschung nach Frankreich. Die studirende Jugend fand sich auch aus den inneren Landestheilen, aus dem Süden, und der Verschiedenheit des Bekenntnisses ungeachtet, zahlreicher in Straßburg ein. Die Facultät selbst sah sich dadurch genöthigt sich mehr der französischen Seite zuzuwenden. War es doch an dem, daß sie bald auf mehr Verständnis für ihre Arbeiten in Frankreich zählen durfte als in Deutschland! Während sie bisher fast ausschließlich in deutscher Sprache geschrieben hatte, erschienen später ihre bedeutenderen Werke in der Sprache der jetzigen politischen Heimath.

Die neue Schule, indem sie in Straßburg auftrat, fand also hier bereits einen wohlvorbereiteten Boden. Sie stand eben im Begriff ein Bündniß mit der deutschen Wissenschaft einzugehen, und gerade dafür waren hier die günstigsten Anknüpfungspunkte vorhanden. Sie fand hier noch überdies einen freien toleranten Geist, wie er die alte Tradition der Straßburger Facultät war und durch die hier mit Vorliebe gepflegten historischen Disciplinen genährt wurde. Trägt doch das Interesse welches sich an geschichtliche Untersuchungen knüpft, wie der sogleich zu nennende Hauptvertreter dieser Schule sagt, „überhaupt dazu bei die Theologie vor dem Geist der Trägheit, der Macht des Fortkommens und der Herrschaft des Buchstabens zu bewahren.“ Die vorherrschende Richtung war allerdings jene vermittelnde, wie sie in Deutschland von den Nachfolgern Schleiermacher's gepflegt wurde. Allein auch dies war ein Fortschritt, schon um deswillen, weil dadurch eine Menge von Ideen in Umlauf gebracht wurden, welche hier noch unbekannt waren und zu weiterem Suchen und Forschen anreizten. Ueberdies war der bedeutendste Gelehrte an der Straßburger Facultät, Eduard Reuß, bereits in denselben Studien heimisch, welche jetzt von den Gründern der Revue eifrigst in Angriff genommen wurden; an ihm erhielten sie nun einen Mitstreiter, der längst eine wohlbegründete wissenschaftliche Autorität besaß. Mit ernstem historischen Sinn und einer außerordentlichen, namentlich philologischen Gelehrsamkeit ausgestattet, hatte Reuß die Geschichte der Bibel zu seinem besonderen Studium erwählt. Gleich am Beginn seiner Aufgabe sah er sich so denselben Problemen gegenüber, welchen die Tübinger Schule eben jetzt in immer weitergreifenden Dimensionen eine neue Gestalt und Lösung gab. Schritt für Schritt war er genöthigt sich mit den Resultaten dieser Kritik auseinanderzusetzen, wie er dies in zahlreichen Aufsätzen der Revue gethan hat. In welchem Sinne

er es gethan, ist aus seinen beiden großen zusammenfassenden Werken, die auch in Deutschland geschätzt sind, \*) bekannt. Wie vieles er auch im Einzelnen und in der ganzen Auffassung des apostolischen und nach-apostolischen Zeitalters von Baur sich aneignen mußte, so schien er doch jeden Schritt gleichsam widerwillig zu thun; mit Zähigkeit vertheidigte er die verlorenen Posten; waren die Gründe der Kritik übermächtig, so trat er ihnen zwar nicht im Stile der gewöhnlichen Apologeten mit Machtsprüchen entgegen, aber er klammerte sich wenigstens an die Möglichkeiten an die traditionelle Auffassung zu retten. Der Hauptunterschied zwischen seiner und der Baur'schen Geschichtsauffassung läßt sich dahin bestimmen, daß er die Gegensätze der urchristlichen Zeit nicht wie Baur unter den Gesichtspunkt eines successiven, durch Reibung der Parteien sich entwickelnden Processes brachte, sondern mehr als gleichzeitig darzustellen suchte, der individuellen Freiheit und Mannichfaltigkeit damit einen größeren Spielraum gewährte, und so, was offenbar ein Hauptmotiv war, der Nöthigung entging, für manche Schriften einen verhältnißmäßig so späten Ursprung anzunehmen. In diesem Sinne legte er seine Lanze ein für die Aechtheit sämmtlicher Paulinischen Briefe, selbst der Pastoralbriefe, suchte die Schranken der Tendenzkritik enger zu ziehen, milderte an dem Gegensatz der Judenchristen und Heidenchristen, namentlich sofern er die Apostel selbst betrifft u. s. w. Indessen die Hauptsache war, daß man sich überhaupt mit den Aufstellungen der kritischen Schule auseinandersetzte und dieselben Probleme durcharbeiten mußte, daß man lernte, um welche Fragen es sich handelte und sich an eine kritische Behandlung des Kanons und der ältesten Zeit des Christenthums gewöhnte. Es konnte nicht ausbleiben daß die Jüngerer sich immer mehr mit den Resultaten der Kritik befreundeten.

Auch sie waren keineswegs gemeint sich Kopfüber in die Entdeckungen Baur's zu stürzen. Zwar traf es sich daß in demselben Augenblick, als diese fruchtbare Berührung deutscher und französischer Wissenschaft stattfand, die Arbeit der Tübinger Schule als ein Ganzes abgeschlossen und der Zusammenhang ihrer Theile klar zu übersehen war. Baur schrieb eben seine abschließenden Werke, und wenn der wissenschaftliche Streit lebhaft fortbauerte, so betraf er doch jetzt mehr nur untergeordnete Punkte, wie z. B. die Priorität unter den synoptischen Evangelien, über welche voraussichtlich die Wissenschaft es nie zu derjenigen Evidenz bringen wird wie über die von Baur gewonnenen Hauptresultate. Allein es lag in der selbständigen Art der Aneignung jener französischen Kritiker, daß sie nur

\*) Die Geschichte der heiligen Schriften neuen Testaments. 3. Aufl. 1860. *Historie de la théologie chrétienne au siècle apostolique.* 3. Aufl. 1864.

allmählich in das ihnen neue Gebiet eindringen. Sie faßten die Aufgabe von verschiedenen Punkten an, arbeiteten sich, der eine verwegener, der andere vorsichtiger, in die einzelnen Probleme hinein und schufen so die Arbeit der deutschen Kritik selbständig nach. Dabei wollten sie es nicht Wort haben daß sie zu Baur's Schule gehören. Baur und vollends Strauß waren damals noch ungleich verpöntere Namen als sie es heute sind, es ging ihnen in dieser Beziehung kaum besser als diesseits des Rheins, wo ja auch heute noch jeder Kritiker, der eines eigenen Fändleins sich rühmt, stolz an die Brust schlägt: ich bin nicht von dieser Schule! Ein gewisser Eklekticismus war dann freilich bei dieser Art der Behandlung im Anfang nicht zu vermeiden. Man war sich noch nicht bewußt, wie eng alle Fragen des Urchristenthums unter sich zusammenhängen. Man glaubte hier ein Resultat der Kritik aufnehmen zu können, dort ein anderes, und in der ersten Freude über die neuen Entdeckungen beeilte man sich sie unterzubringen in einem Rahmen, der im Wesentlichen noch aus der traditionellen Auffassung stammte. Man erkennt diese Art des Verfahrens z. B. deutlich aus der anziehenden und lebendigen aber doch noch flüchtigen Schilderung, welche Réville im *Lion* von 1855 über die christliche Kirche in den zwei ersten Jahrhunderten entwarf. Erst allmählich, im Weiterforschen wurde man sich der zwingenden Logik bewußt, welche auf diesem Gebiet alle Einzeluntersuchungen beherrscht und keine willkürlichen Anhaltspunkte gestattet. Am hartnäckigsten wurde, wie begreiflich, die herkömmliche Ansicht in Betreff des vierten Evangeliums festgehalten. Aber auch diese Position darf in der neuesten Zeit nach dem Vorgang Scherer's und Réville's als gewonnen betrachtet werden. Das lichtvolle Resumé des Prof. Scholten in Leipzig, von Réville für die *Revue* übersetzt, wird hier vollends das Uebrige thun.

Auch auf dem Boden der neutestamentlichen Kritik hatte der Scharfsinn Scherer's, der zugleich der genaueste Kenner der deutschen Literatur war, die Bahn eröffnet. In einem Aufsatz der *Revue* über innere und äußere Kritik hatte er in ächt Baur'schem Geist gezeigt, wie unzulänglich die äußeren Zeugnisse sind auf welche sich die traditionelle Ansicht von der Bildung des Kanons stützte, und wie demnach nichts übrig bleibt als nach den inneren Merkmalen, nach der schriftstellerischen Eigenthümlichkeit der einzelnen Bücher ihren Standort in der Geschichte des Urchristenthums zu bestimmen. Scherer brach damit der sogenannten Tendenzkritik, um doch diesen Namen beizubehalten, in der französischen Wissenschaft die Bahn. Daran schlossen sich dann die weiteren Einzeluntersuchungen, über die Glaubwürdigkeit der Kirchenväter, die Geschichte und Lehrbegriffe der Apostel, über den Kampf zwischen Paulinismus und Judenthum,

über das Verhältniß der Offenbarung zum vierten Evangelium, endlich über die Composition der synoptischen Evangelien. Außer Scherer, Colani und Reuß waren es insbesondere Albert Réville, Pfarrer an der wallonischen Gemeinde zu Rotterdam, und Michel Nicolas, Professor der Philosophie an der Facultät von Montauban, welche sich an diesen kritischen Arbeiten betheiligten.

Auf das Einzelne dieser Untersuchungen einzugehen dürfen wir uns um so mehr ersparen, als das was sie zu Tage förderten für uns nichts Neues ist. Es ist in hohem Grade anziehend, wie die junge Schule, ohne allen Schulzwang, in freiem, regem Wettstreit zu suchen, unbehindert durch argwöhnisch lauernde Staats- und Kirchenbehörden, die neuen Waffen handhaben lernte, und bald noch ungelent oder jaghaft, bald auch allzukühn in die neuen Gebiete vordrang. Weber da wo die Resultate unserer Forschung näher ausgeführt oder modificirt, noch wo sie im Einzelnen bekämpft wurden, hatten wir viel zu lernen: wir begegneten überall schon bekannten Instanzen; Werke von so selbständigem wissenschaftlichen Werth wie Colani's Buch über Jesus und Messiasidee (1864) sind noch immer eine Seltenheit. Wohl aber war uns diese französische Kritik in Einem Punkt von Anfang an überlegen, nämlich in der Eleganz, mit welcher sie jene von uns entlehnten Waffen führte. Wir meinen die geschmackvolle Form in welcher die Ergebnisse verwickelter kritischer Prozesse dargeboten wurden, den ästhetischen Sinn, welcher sie sofort in lebendige Gesichtsbilder umwanbelte. Die methobische Untersuchung wurde bei unseren über-rheinischen Nachbarn von selbst zum Essay, und wenn auch hiermit ohne Zweifel einem gewissen Dilettantismus die Thüre geöffnet wurde, so war dies doch ein Mangel der sich im Lauf der Untersuchungen von selbst verbesserte, während die Vortheile sofort zu Tage traten. Befreit von dem Staub der Gelehrtenstube, der ihnen freilich in Deutschland mit gutem Grund anhing, und über welchen man ohne Ursache die Achsel zucken würde, gingen diese Forschungen als populäre anziehende Darstellungen hinaus, und eroberten sich schnell einen gewissen Leserkreis. War dieser Kreis auch nicht sehr bedeutend, so ging er doch über die Junft des theologischen Publikums hinaus. Auch die Laien unter den Protestanten, auch die Gebildeten unter den Katholiken bekamen Interesse an Fragen, die hier unter einem so neuen Lichte dargeboten wurden, und der Zusammenhang zwischen der Theologie und der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung wurde so fester geknüpft in einer Zeit, da in Deutschland dieser Zusammenhang unter dem Druck der Reactionsjahre und bei der Beschaffenheit unserer Universitäten vollends zu zerreißen drohte.

Auch in Zeitschriften welche sonst nur der Latenwissenschaft, der Ge-

sichte, der Literatur oder den Interessen des Tages zugänglich sind, konnte man bald bisher unbekannte Dinge lesen vom Kanon und von den Synoptikern, von Gnosticismus und Montanismus. Man konnte es ordentlich verfolgen, wie der Geschmack an derlei Dingen wuchs. Als im Jahr 1856 von den Elsäßern C. Dolfus und A. Neffzer die *Revue Germanique* begründet wurde, in der Absicht, die Schätze deutscher Wissenschaft und Literatur in Frankreich einzuführen, sagte ihnen ein richtiger Takt, daß sie ihre Landsleute nicht besser in den Geist der deutschen Kritik einzuführen vermöchten, als indem sie ihnen das Verständniß der kritischen Arbeiten auf dem Gebiet des Urchristenthums nahe brächten. Hier war nun Popularisirung der ausgesprochene Zweck. Man wandte sich an ein Publikum das zunächst nur von der historischen Seite oder durch die reine Lust am Wissen überhaupt sich von diesen Gegenständen angezogen fühlte. Gerade in den ersten Jahren hatte diese *Revue* es ganz besonders mit der deutschen Theologie, d. h. mit der Baur'schen Schule zu thun, und neben den Herausgebern und Anderen haben auch hier Réville und Nicolas werthvolle Studien niedergelegt. Réville, dieser glänzendste Schriftsteller der neuen Schule, wie Scherer ihr schärfster Denker ist, unternahm noch ein größeres Wagniß: es gelang ihm in den vornehmen Spalten der *Revue des deux mondes* Eingang zu finden, sicher zum nicht geringen Mißbehagen der Herren v. Sacy, v. Remusat, Guizot und der anderen Träger der altfranzösischen Wissenschaft, welche ihr Heiligthum so bedenklischen Neuerungen mußten sich öffnen sehen. Durch die Aufnahme in diese Zeitschrift, den getreuesten Spiegel der wissenschaftlichen Bewegung in Frankreich, war die neue Wissenschaft so zu sagen legitimirt. Mit Stolz konnte Réville von einer „Renaissance“ der theologischen Studien in Frankreich reden, und kaum war den Franzosen das Bewußtsein aufgegangen, wie weit sie hinter Deutschland zurückgeblieben waren, so stachelte sie der Ehrgeiz, es den Nachbarn gleichzuthun, ja die Hoffnung, sie vielleicht in Bälde zu überholen. „In der That,“ schrieb Réville im Jahre 1859, „wir sind lange den religiösen Studien abgewandt gewesen; wir können das verlorene Gebiet nicht wieder erobern als unter der Bedingung eine Art geistiger Tortur unter der Disciplin fremder Schriftsteller durchzumachen, welche unsere Sprache nicht sprechen und noch weniger unsere Ideen denken. Gleichwohl, sobald der französische Geist nur einmal die Gelehrsamkeit, das kritische Geschick, die religiöse Aesthetik, wenn man so das besondere Talent nennen darf die religiösen Dinge objectiv zu würdigen, sich zu eigen gemacht hat, so ist er besser als jeder andere geeignet daraus dauerhafte Ergebnisse abzuleiten und vor Allem ihnen die anziehende Form zu geben, welche allein im Stande ist diejenigen in die Geheimnisse dieser



höheren Welt einzuführen, welche sie nicht zu ihrem besonderen Studium gemacht haben. Weniger idealistisch als der deutsche Geist, weniger positiv als der englische, ein Freund des Maßes und gleicherweise der Schönheit, unvermögend die Wissenschaft von der Kunst getrennt zu denken, wird der französische Geist stets der Eroberer der Welt sein, so oft der Inhalt so viel werth ist als die Form, und die Kunst auf tüchtiger Arbeit beruht.“ \*)

## 4.

Dies also war der Gang der wissenschaftlichen Bewegung, wie sie aus methobistischen Anfängen heraus sich entwickelt hat. Gewiß ein merkwürdiges Schauspiel, das, wie ein Mitarbeiter der Straßburger Revue sich ausdrückte, „durch die verschiedenen Phasen, welche diesen Kampf charakterisiren, und durch die Einheit, welche dieselben unter einander verbindet, durch die erstaunliche Raschheit, mit welcher sie auf einander folgen und welche fast augenblicklich die Rolle und Stellung der Theilnehmer verändert, durch das Unvorhergesehene der Uebergänge, die Confusion der Vermittlungen, die Sonderbarkeit der Mißverständnisse, endlich durch die Zahl, Verschiedenheit und Werth der achtungswerthen überlegenen Geister, welche derselbe erweckt und gebildet hat, eines der reichsten und mannichfaltigsten Bilder darbietet, welche die Einbildungskraft fassen kann.“ Entsprungen aus religiösen Motiven hatte die Bewegung einen Verlauf genommen, der sie zu einer rein kritischen und wissenschaftlichen zu machen schien. Mit der Autorität der Kirche warb auch die Autorität der Schrift in Anspruch genommen, mit dieser sank die Verbindlichkeit der Dogmen, selbst der Glaube an das Uebernatürliche schien nicht länger vereinbar mit der Selbstgewißheit des religiösen Subjects, und am wenigsten durfte es an Erzählungen und Thatfachen gebunden sein, welche doch nur auf menschlicher Relation beruhten, und somit der Domäne der historischen Kritik anheimfielen.

Dennoch würden wir die ganze Bewegung falsch verstehen, wenn wir glaubten sie erschöpfe sich in diesem kritischen Prozesse. Ausgehend von der Opposition gegen den Intellectualismus der Orthodorie konnte sie nicht in einen neuen Intellectualismus einmünden. Vielmehr erwies sich gerade das religiöse Moment ihres Anfangspunktes fortwährend wirksam, und dies ist das eigentlich Charakteristische an ihr. Wir haben ihren wissenschaftlichen Verlauf zu schildern versucht. Es ist dies nur die eine Seite, und im Grunde die weniger bedeutende, wenigstens für uns, für

\*) A. Réville, *Essais de critique religieuse*. Paris 1860. p. 376.

welche sie inhaltlich nichts Neues war. Die andere Seite, die Rückwirkung des Kampfes auf das religiöse und kirchliche Leben, bleibt uns zu schildern noch übrig. Hier liegt ihre eigentliche Stärke, und bei dem propagandistischen Talent unserer Nachbarn ist hier zugleich der Punkt, von welchem sie für uns ein erhöhtes Interesse gewinnt. Daß die Ansichten der Tübinger Schule in die Theologie Eingang fanden, nun, darüber werden wir uns nicht wundern. Aber daß die Geistlichen sofort auch den Muth und die Gewissenhaftigkeit haben, ihr Bekenntniß vor der Gemeinde in Einklang zu setzen mit den Ergebnissen der Wissenschaft, das was die Kritik zu bezweifeln Ursache hat, nicht mehr als unzweifelhafte Gotteswahrheit zu verkündigen, und was keinen Anhalt mehr im modernen Denken hat, auch nicht mehr die zu unterrichtende Jugend gläubig nachsprechen zu lassen, weil die Kinder unserer Altvordere vor 300 Jahren es nachgesprochen haben, dies, wird man zugeben, ist für uns allerdings noch ziemlich neu. Ein Geistlicher im Süden Frankreichs erzählte mir im vorigen Jahr, er sei alle Jahre genöthigt sein Manuscript zum Religionsunterricht umzuarbeiten, weil er selber an den Fortschritten der Wissenschaft fortwährend seine Ansichten zu berichtigen habe. Solcher Mühe ist freilich die große Mehrzahl unserer Geistlichen überhoben. Damals war er eben im Studium der johanneischen Frage begriffen, die für ihn noch nicht entschieden war. Ich bin gewiß, er hat sie seitdem im Sinne der Kritik gelöst, und von da an ist dann auch der apostolische Ursprung dieses Evangeliums aus seinem Religionsunterricht verschwunden. Freilich geht dann nicht Alles so schön glatt ab, als wenn man in herkömmlicher Weise am Schnürchen des Katechismus zieht. Derselbe Geistliche hatte im vorigen Jahre in seinem Unterricht, welcher der ersten Communion voranzugehen hat, über die dogmatischen Punkte die freiesten Ansichten vorgetragen, Erbsünde, stellvertretenden Tod, Dreieinigkeit u. s. w. nicht nur nicht als Gegenstände des Glaubens entwickelt, sondern im Gegentheil als Verirrungen menschlicher Reflexion dargestellt, welche nicht auf Jesus selbst zurückzuführen sind. Nun traf es sich daß die Predigt am Tage der ersten Communion von einem höchst orthodoxen Prediger gehalten wurde, der es sich nicht versagte, gerade diejenigen Punkte, welche die Liberalen bekanntermaßen aus dem Unterricht entfernen, als Ecksteine des Glaubens, auf welche nun die Jugend verpflichtet wurde, eindringlichst hervorzuheben. Sie sollte also wörtlich auf etwas verpflichtet werden, was ihr als unsinnig dargestellt worden war. Die Feierlichkeit des Moments steigerte noch die Erregung der Gemüther, und es wäre vielleicht zu einer peinlichen Scene gekommen, wenn nicht der Gebrauch bestände, daß nur ein einzelnes Kind im Namen der übrigen die Verpflichtung ausdrückt. Dies

ein Beispiel der Unzukömmlichkeiten, wie sie bei einem Uebergangsstadium, wie das gegenwärtige, schwer zu vermeiden sein mögen. Oder wollte man etwa sagen, jener liberale Pfarrer habe die Pflicht gehabt seinem Amt zu entsagen, weil er andere Ansichten hat als sein Kollege?

Nun allerdings, nichts anderes ist die Forderung welche die Orthodoxen stellen, und wir treten damit in den Mittelpunkt des Kampfes welchen auf kirchlichem Gebiet die Gegner der neuen Schule um so energischer aufnahmen je weniger sie ihn wissenschaftlich zu führen vermochten. Sobald die Schule bei jenen vorgerückten Resultaten anlangte, mußte sich die Frage erheben, ob sie denn noch auf dem Boden der Kirche, auf dem Boden des Protestantismus, ja auf dem des Christenthums stehe. Ihr möget ganz religiöse Leute sein, sagten die gemäßigteren Gegner, aber Religion und Christenthum ist zweierlei; wenn ihr die Thatfachen leugnet auf welche unser Glaube sich erbaut hat, die Bekenntnisse verwerfet für welche unsere Väter die Dragonaden erduldet haben und Märtyrer ihres Glaubens geworden sind, so steht es euch ja frei außerhalb der Kirche, die an ihren Traditionen festhält, Gemeinden zu gründen und euch Bekenner zu sammeln. Die Eiferer sprachen von einem ungläubigen Liberalismus, von nagenden Würmern, welche den Glauben der Kirche untergraben, deren Brod sie essen, von elenden Schauspielern . . .\*)

Es kam diesen Stimmen welche gern den entschiedenen Bruch provocirt, d. h. sich im Alleinbesitz der Kirche behauptet hätten, zu statten, daß sie sich auf einige Führer der neuen Schule selbst berufen konnten, welche wirklich jene äußerste Consequenz zogen. Scherer, welcher der ganzen Bewegung den Anstoß gegeben hatte, legte nicht nur seine Professur an der Genfer Facultät nieder, sondern trat ganz in das Privatleben zurück. Unter den Schülern welche seinem Beispiel folgten, ist der bekannteste Felix Peccaut, der in einem Buch über den christlichen Theismus die Hoffnung aussprach und begründete, daß aus dem christlichen Geist selbst eine neue Religion ohne Autorität, ohne Uebernatürliches hervorgehen werde.

Scherer selbst ließ keinen Zweifel über sein Verhältniß zum Christenthum übrig. Mit dem edlen Freimuth, der diesen ausgezeichneten Mann charakterisirt, sprach er es aus daß er die jetzige Bewegung im Protestantismus für eine entscheidende Krisis für das Christenthum überhaupt, ja für die Religion halte. „Ich kann nicht umhin,“ schrieb er im Jahre 1861, „mich mit einer gewissen Besorgniß zu fragen, ob denn der christ-

\*) So F. Puang, Pfarrer in Mühlhausen, in seiner Schrift: „Die Dragoner von ehemals und die nagenden Würmer von heute“ 1864, ein Pamphlet, welches für den Geist und die nicht eben wählerische Sprache der orthodoxen Polemik sehr bezeichnend ist.

liche Rationalismus überhaupt noch eine Religion ist. Was nach den kritischen Operationen übrig bleibt, ist es das Wesen des positiven Dogmas oder dessen entseelte Hülle? Das Christenthum, für den Geist durchsichtig geworden, der Vernunft und dem Gewissen angepaßt, kann es noch eine große Kraft besitzen? Liegt nicht die Macht, welche die Glaubensvorstellungen ausüben, gerade in den dogmatischen Formeln und in den wunderbaren Legenden weit mehr als in ihrem eigentlich religiösen Gehalt? Ist nicht immer ein wenig Aberglauben in der wahren Frömmigkeit, und kann diese sich trennen von jener populären Metaphysik, von jener glänzenden Mythologie, welche es gilt daraus zu entfernen? Die Elemente, von welchen ihr die Religion reinigen wollt, sind sie nicht die Legirung ohne welche das kostbare Metall untauglich ist für den gemeinen Gebrauch des Lebens? Und endlich wenn die Kritik das Uebernatürliche als unnütz und die Dogmen als vernunftwidrig beseitigt hat, wenn das religiöse Gefühl von der einen Seite, und von der anderen eine unerbittliche Vernunft den Glauben durchbrungen, ihn umgewandelt, sich assimilirt haben, wenn es keine Autorität mehr giebt als das persönliche Gewissen jedes Einzelnen, wenn der Mensch mit Einem Wort alle Schleier zerrissen hat und in alle Geheimnisse eingebrungen ist, und dem Gott in's Antlitz schaut, nach welchem er verlangt, wird er dann nicht finden, daß dieser Gott nichts anderes ist als der Mensch selbst, die Personification des Gewissens und der Vernunft der Menschheit? Und die Religion, unter dem Vorwand religiöser zu werden, wird sie nicht aufgehört haben zu existiren? Dies ist, wenn ich mich nicht täusche, das furchtbare Problem das sich jenseits aller kirchlichen Fragen erhebt, und das den gegenwärtigen Kämpfen des Protestantismus ein so tragisches Interesse verleiht. Es scheint, eine Religion darf nicht streben, ich will nicht sagen vernünftiger, sondern selbst religiöser zu werden, ohne aufzuhören, Religion zu sein; es scheint indem sie sich vervollkommenet, zerstört sie sich, und es ist ihr ebenso unmöglich der Bewegung zu widerstehn als ihr nachzugeben, sich überholen und fortreißen zu lassen von dem Fortschritt der Menschheit. Man sehe sich wohl vor: in der Lösung dieser Schwierigkeit liegt die Zukunft des Christenthums." \*)

Wenn die Gegner aus dieser berühmt gewordenen Stelle nichts herauslasen als die Selbstqual eines nihilistischen Scepticismus und triumphirend darauf hinwiesen, daß dies das natürliche Ende der neuen Schule sei, so erwiderte Scherer: „Der Sceptiker hat doch wohl dasselbe Recht wie der Dogmatiker. Uebrigens wäre der Vorwurf des Scepticismus hier übel angebracht. Wenn ich an Vielem zweifle, so ist es nicht aus

\*) E. Scherer, *Mélanges de l'histoire religieuse*. Paris 1864. p. 243.

Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, sondern im Gegentheil weil ich die Wahrheit ernster nehme als meine Widersacher, und strengere Beweise verlange als sie. Wenn ich überlieferte Ideen, bestehende Glaubensvorstellungen in Frage stelle, wenn ich an den relativen Charakter der Meinungen erinnere, wenn ich hervorhebe, was Unvollkommenes und Bewegliches in den scheinbar fundamentalsten Aufstellungen ist: was thue ich anderes, als die Bedingungen des Wahren auf der Erde suchen oder constatiren, und diese Untersuchung, schließt sie nicht den Glauben an die Wahrheit in sich? Ich gebe mich im voraus an jede Wahrheit und jede Consequenz der Wahrheit gefangen: ist dies die Haltung des Sceptikers? Der wahre Sceptiker ist im Grunde der Parteimann, der ein für allemal in allen Fragen seine Stellung genommen hat und nur daran denkt sie zu vertheidigen, und der viel mehr auf die sociale, moralische und religiöse Nützlichkeit der Ideen sieht als auf ihre Uebereinstimmung mit den Thatsachen; wahrhaftig was in unserer frivolen Gesellschaft noch am wenigsten ernst, gesund und aufrichtig ist, das ist jener Dogmatismus der sich so gern das Monopol des Ernstes und der Aufrichtigkeit zuschreibt!"

Als Scherer im vorigen Jahr seine letzte Sammlung von Aufsätzen religiösen Inhalts herausgab, klang seine Vorrede wie ein Abschiedswort an die Theologie: „ich habe mich lange mit diesen Gegenständen beschäftigt, ich habe mich auf's Thätigste an den Debatten betheiliget, welche heute das Publikum aufregen; ich habe viel gesucht wenn auch nicht viel gefunden; ich habe nach der Reihe die Freuden und die Bitterkeiten der Wissenschaft gekostet, den Reiz der Befreiung und den Schmerz welchen große Ruinen einflößen. Ich bin weit entfernt zu glauben daß ich den Kreis der Untersuchungen, denen ich mich widmete, eröffnet oder geschlossen hätte, aber es scheint mir, ich habe so ziemlich die Aufgabe erfüllt die mir zugewiesen war, und gern rufe ich, indem ich diesen Band veröffentliche: adieu paniers, vendange est faite!“ Wirklich entfernte sich Scherer schrittweise aus den Studien an welchen er in so hervorragender Weise Theil genommen. Nach den eigentlich theologischen Arbeiten kamen Essais über verschiedenartige in's Gebiet der Religion einschlagende Gegenstände. Scherer folgte wenigstens noch als Kritiker den religiösen Bewegungen der Gegenwart. Auch davon zog er sich allmählich zurück. Als vor 5 Jahren der Temps begründet wurde, siedelte er nach Paris über um an der Leitung dieses Blattes Theil zu nehmen. Mit dem bekannten Aufsatz über Renan's Leben Jesu, der zuerst in diesem Blatt erschien, schloß er mit der Theologie ab. Seine Feder gehört fortan der literarischen Kritik und der politischen Debatte. Ein männlicher Charakter, vertieft durch ein vielseitiges und doch concentrirtes Wissen, ein starker Geist,

durch eine reiche Erfahrung gereift, welche ihn, wie man sagen möchte, bis an die Grenzen des Gedankens geführt und nichts von Illusionen, aber auch nichts von den kleinen Leidenschaften des Tages in ihm zurückgelassen, mit dem überlegenen Gleichmuth, welchen nach allen schmerzlichen Enttäuschungen doch immer aus der Betrachtung der menschlichen Dinge ein wahrer Weiser sich retten wird, und doch zugleich so rüstig als jemals, für das Wahre und Rechte seine blanke, schneidige Waffe zu erheben, — dies ist der Mann, der immer eine bemerkenswerthe Stelle einnehmen wird in der Reihe derjenigen, welche mit der Tradition brachen, nachdem sie mit aller Hingebung den religiösen Glauben umfaßt hatten, und von welchen Scherer selbst die treffenden Worte sagt: \*) „Sie haben nicht gezweifelt um sich einer Lehre zu entledigen deren Heiligkeit ihnen unbequem geworden war, sie haben nicht geleugnet, weil ihnen daran lag es zu thun: es ist wider ihren Willen daß die Glaubensvorstellungen ihnen entflücht sind. Zwanzigmal haben sie sich entschlossen, an ihren eigenen Zweifeln zu zweifeln, sie wollten die Augen einem verhassten Lichte verschließen, sie strengten sich an um jeden Preis zu glauben; aber immer wieder fanden sie sich angesichts jener absoluten Herrschaft welche das Wahre auf aufrichtige Geister ausübt. Gewöhnt ihr Gewissen zu hören, konnten sie ihm keinen Widerstand leisten. Die Aufrichtigkeit ist für sie eine so hohe und geheiligte Sache daß sie am Ende ihr selbst den Glauben zum Opfer bringen. Der Conflict in dem sie sich befinden ist schließlich ein Conflict der Moral mit dem Dogma, der Loyalität des Charakters mit der Treue gegen eine Fahne. Mit Einem Wort, wenn das Wesen der Religion das Gerechte und Wahre ist, so kann man sagen, daß die Männer, von welchen wir sprechen, ungläubig werden aus Hingebung an die Religion selbst.“

## 5.

Diese Resignation Scherer's also war es auf welche die Orthodoxen sich beriefen, wenn sie die Liberalen „bei ihrer Ehre“ aufforderten, gleichfalls dem Dienst an der Kirche zu entsagen. Die Liberalen thaten ihnen den Gefallen nicht, und wenn wir Scherer's Gewissenhaftigkeit achten, die ihn zu jenem Schritt drängte, so werden wir nicht minder an einem Colani und Réville die Gewissenhaftigkeit achten, die ihnen denselben Schritt verbot. Wenn die Gegner mit der bekannten freundlichen Salbung meinten, man könne sich ja ganz in Frieden trennen, die Brüder möchten nur eine neue Kirche gründen, so rief Colani: „Ja wahrhaftig, ungefähr wie

\*) In der Studie über den Bischof Colenso. *Mélanges de l'histoire religieuse.* S. 276.

wenn ein älterer Bruder den jüngeren aus dem Hause triebe, aber ihm zur Entschädigung die volle Freiheit ließe sich eine andere Wohnung zu suchen, und noch behaupten wollte, billig und brüderlich gehandelt zu haben. So hört es denn, wenn ihr es nicht wisset: so wenig man sich selbst ein Vaterhaus bauen kann, so wenig kann man sich eine Kirche gründen; denn eine Kirche ohne die Erinnerungen der Kindheit, ohne die Ueberlieferungen der Familie, eine Kirche, die aus Verathung und Vertrag hervorgeht, ist einfach eine Sekte, und ich will eine Kirche.“ Mit anderen Worten: die neue Schule wollte an dem historischen Zusammenhange der christlichen Kirche festhalten, sie wollte es, weil sie ihres Rechts, ihrer legitimen Abkunft von der Kirche der Reformatoren bewußt war. Worauf gründeten denn die Gegner ihr Vorzugsrecht oder gar ihr ausschließliches Monopol? Nun ja, sie waren die Majorität. Aber die Meinungen der Mehrheit als Gesetz der Gesamtheit aufzuerlegen wäre doch ein sonderbares Verlangen von Solchen, die den Namen Protestanten tragen und sich des Tages von Speyer erinnern. Sie hatten das Alter für sich und die Ueberlieferung, aber dieses Vorzugs konnte sich freilich die katholische Kirche noch in einem ganz anderen Grade rühmen als sie. Sie hatten die Meinungen Luther's und Calvin's auf ihrer Sekte. Aber gerade die That der Reformatoren war der stärkste Rechtstitel auf den die neue Schule sich berief. Hatten doch die Reformatoren, indem sie den Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben der kirchlichen Autorität gegenüberstellten, den Schwerpunkt des religiösen Lebens verlegt: anstatt in Rom, war nun dieses Centrum in das Gewissen eines Jeden, in den Grund der menschlichen Seele selbst gelegt. Ist der Katholicismus auf die Autorität gebaut, so ist es der Protestantismus auf die Freiheit des Gewissens. Die protestantische Kirche ist nicht blos eine reformirte Kirche, sondern eine Kirche welche sich selbst in alle Zukunft reformirt, sie ist nicht ein vor drei Jahrhunderten vollendetes Ereigniß, sie ist eine Thatsache welche sich beständig fortsetzt. Eine neue Autorität aufzurichten widerstreitet dem Wesen des Protestantismus. Wollte man von Neuem Schranken setzen, so wäre gar kein Grund vorhanden sie gerade hier oder dort zu errichten, der eine würde sie weiter ausdehnen, der andere weniger weit, und dann erst würde der Protestantismus in der That nichts anderes sein als subjective Willkür, wie ihr fälschlich dem Christenthum der Liberalen vorwerfset. Innerhalb des Protestantismus ist gar kein Boden, keine Möglichkeit mehr für die Schranken einer Autorität. Das Evangelium und die Freiheit, jenes als Grundlage, diese als Methode, sind die beiden Principien, auf welchen der Protestantismus ruht.

Das Evangelium! Also doch wieder eine Autorität? Nein, fahren

die Wortführer der Liberalen fort, in Verbindung mit dem Recht freiester Prüfung ist das Evangelium nicht mehr eine Autorität, sondern nur Grundlage, Ausgangspunkt für die Entwicklung des religiösen Lebens. Die Basis muß das Evangelium sein, nicht bloß, weil der Protestantismus nicht identisch ist mit der Philosophie, sondern weil die Absicht nicht sein kann mit der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geistes zu brechen. Es gilt das Ueberlieferte zu verbessern nicht zu zerstören, umzuwandeln vielmehr als abzuschaffen. Dies ist der wahre geschichtliche Fortschritt, welchen das Christenthum nicht hindert, sondern an welchem es Theil nimmt. Die Wissenschaft ist im Schooß des Protestantismus um so weniger eingeschränkt, je einfacher die Grundsätze des Christenthums sind. Wendet sich das Evangelium nur an die religiöse und sittliche Natur des Menschen, läßt es den intellectuellen Kräften volle Freiheit, so muß man zugeben, daß sich die Wissenschaft innerhalb der protestantischen Kirche mit aller Unabhängigkeit die sie nur wünschen mag bewegen kann. Allerdings es besteht ein Zwiespalt zwischen der Wissenschaft und der Religion, aber der sichere Weg ihn aufzuheben ist die Geschichte. Die Geschichte der Glaubensvorstellungen ist ihre unablässige Kritik. Das Dogma ist in einem ununterbrochenen Bildungsprozeß begriffen, der keine andere Tendenz hat als dasselbe immer in Uebereinstimmung zu setzen mit der Entwicklung des modernen Gedankens. So sind denn in unserer Zeit die besonderen Dogmen der Reformation und diejenigen, an welchen sie im sechszehnten Jahrhundert festhalten zu müssen glaubte, in einer sichtbaren Wandelung begriffen. Nicht sie absolut zu leugnen, wie dies im achtzehnten Jahrhundert der Fall war, sondern zu erhalten, was sie an Wahrheit in sich enthalten, und es in eine unserm Wissen und unserer Vernunft gemäße Vorstellung zu bringen, ist der Gedanke der modernen protestantischen Theologie, und auch das, was sich heutzutage die Orthodoxie nennt, d. h. die Rechte, welche den vom modernen Geist verlangten Umwandlungen Widerstand leistet, sucht sich dieser Tendenz vergeblich zu entziehen, auch sie ist von Gesichtspunkten und Ideen durchdrungen welche aus ihr etwas ganz anderes machen als die Orthodoxie des sechszehnten Jahrhunderts gewesen ist.

Aber, erhebt sich nun die Frage, ist denn das durch solche unaufhörliche Wandlungen hindurchgehende Christenthum noch das alte ächte Christenthum, verdient es noch diesen Namen, wird es nicht in diesem historischen Prozesse am Ende ein ganz anderes werden? Oder, wie derselbe Einwurf von einer anderen Seite lautet, darf man von einer definitiven Religion sprechen, da man ja nicht weiß was der Zukunft vorbehalten ist? Kühn antwortet darauf die neue Schule: Gerade die Fähigkeit



in alle Entwicklungen des menschlichen Gedankens einzugehen, macht das Christenthum zur letzten definitiven Religion. Trägt nicht Alles, so ist die Periode der großen religiösen Inspirationen in der Menschheit vorüber. Der Mensch ist in die Periode der Reife, an die Stelle der Spontaneität die Reflexion getreten. Aber wenn die Bedingungen für eine neue originelle Religionsbildung schwerlich mehr vorhanden sind, so trägt dafür das Christenthum selbst die Kraft einer unendlichen Entwicklungsfähigkeit in sich. Ja erst in der Zukunft, wenn die Kritik der Ueberlieferungen, welche es noch zum großen Theil bebeden, vollendet und in das öffentliche Bewußtsein übergegangen sein wird, wird man allgemein seine Größe und unvergängliche Jugend begreifen können. Oder wäre es möglich über denjenigen hinauszugehen, der sich selbst zum Besten der Menschheit geopfert hat, der kühn die Idee des unendlichen Fortschritts ausgesprochen, die allgemeine Brüderlichkeit gelehrt, eine Religion nicht der Dogmen und Gebräuche, sondern des Herzens und des beständigen Aufschwungs zu Gott verkündigt hat? Könnte eine neue Religion etwas Anderes sein als die Wiederholung dieser? Und kann der weitere Fortschritt der Menschheit etwas anderes sein, als die Verwirklichung und Ausdehnung derjenigen Principien, welche damals der Menschheit eingepflanzt sind? Und hier ist nun der Punkt wo gerade der religiöse Werth der kritischen Untersuchungen über das älteste Christenthum, die positive Seite der „destructiven“ Kritik in das volle Licht tritt. Denn um zu wissen, worin das Werk und die Lehre Jesu bestand, ist es wesentlich, ihn selbst zu befragen und das Christenthum nicht zu vermengen mit einer christlichen Ueberlieferung wie alt und ehrwürdig sie auch sein mag. Man muß die Bücher der Bibel betrachten als Dokumente an welche die Kritik dieselben Rechte hat wie an alle anderen Denkmäler der Vergangenheit. Man muß unterscheiden lernen zwischen dem Gedanken Jesu und dem seiner Geschichtschreiber, welche den ersteren nicht immer in seiner ganzen Geistigkeit gefaßt und sich mit Vorliebe an die wunderbare Seite gehalten haben, die in ihren Augen die Erscheinung ihres göttlichen Meisters hatte, während dieser selbst ausdrücklich dem Vorurtheil entgegentrat daß das Wunder ein nothwendiges Zeichen der wahren Offenbarung sei. Und endlich muß man in der Lehre Jesu selbst die unvermeidlichen Elemente der Unvollkommenheit ausscheiden, welche mit dem damaligen geistigen Zustand der Welt zusammenhängen, an dem er selbst nothwendig Theil haben mußte. Man darf ihn mit Einem Wort als Offenbarer nur da betrachten, wo er sich selbst als solchen giebt, d. h. wo er aus seinem innersten Bewußtsein heraus die wesentlichen Grundlagen der Religion giebt die er gründen will. Allerdings, je genauer man die Dokumente untersucht, um so mehr verschwin-

bet das Uebernatürliche aus der Geschichte. Charakter und Lehre Jesu, indem sie auf den Anspruch eines wunderbaren Ursprungs verzichten müssen, sind gleichsam dem gemeinen Rechte, der Domäne der Discussion anheimgefallen. Aber sind sie nicht unversehrt aus dieser Prüfung hervorgegangen, haben sie, auf die Proportionen der menschlichen Wirklichkeit zurückgeführt, nicht unendlich mehr gewonnen als verloren? Erst die Kritik, welche den unzerstörbaren Kern des Christenthums aus der Ueberslieferung herausgeschält, hat ein Recht zu sagen: das Christenthum ist nicht eine Religion, es ist die Verwirklichung der Religion.

Es schien mir nicht überflüssig zu sein, die Grundgedanken der neuen Schule eingehend und mit Wiedergabe ihrer eigenen Worte (nach Réville, Colani und A. Coquerel, Sohn) zu resumiren. Freilich sind es überall dieselben, wo das Recht des Fortschritts und der Wissenschaft auf dem Boden des Protestantismus anerkannt wird. Doch schienen sie mir nirgends mit solcher Bestimmtheit und Klarheit ausgesprochen zu sein als eben bei diesen französischen Theologen, und zwar nach einer doppelten Seite. Für's Erste ist das Recht der Kritik mit einer Rückhaltlosigkeit anerkannt, welche für die Wissenschaft nicht die mindeste Schranke mehr übrig läßt. Für's Andere aber der Zusammenhang mit dem historischen Christenthum gewahrt, der allein den stetigen Fortschritt verbürgt und die Aufklärung Weniger zum Gemeingut Aller machen kann. Die Versöhnung ist eine wirkliche, weil sie eine aufrichtige ist, unverfälscht durch Hintergedanken von der einen oder andern Seite. Es würde sich nun nur noch fragen, wie sich denn die Principien der neuen Schule zu der kirchlichen Praxis verhalten und in ihr sich bewähren. Die Frage fällt mit der anderen zusammen, inwiefern, wenn die Grenzen des Christenthums so elastisch gebehnt, der Kritik ein so unbeschränktes Recht verstattet wird, die Person Jesu von Nazareth noch Gegenstand des Cultus, Mittelpunkt der Predigt sein könne. Glücklicherweise können wir uns hier begnügen einfach auf die Thatsache zu verweisen. Ich meine, die Erscheinung eines Predigers wie Colani, um nur an diesen zu erinnern, sei für sich selbst die bündigste Rechtfertigung eines Gottesdienstes, dem schwerlich die Christlichkeit wird bestritten werden können, und der zugleich anstatt Mißtrauens oder verstockten Widerspruchs sich mit wahrer Freude zu allen Fortschritten der Wissenschaft bekennt. Ich weiß nicht ob irgend ein Prediger ist, der mit so inniger Wärme die Bedeutung Jesu für das religiöse Leben einem modernen Publikum zu entwickeln versteht als Colani, dem das Dogma von der Gottheit Christi nur ein bizarres heidnisches Philosophem ist. Colani war es möglich an jenem mythischen Ausgangspunkt der neuen Schule festzuhalten und doch an dem großen Räumungswerke, welches die

Kritik auf dem Gebiet des Urchristenthums vornahm, selbstthätig Theil zu nehmen. Indem er das religiöse Gebiet auf seine wirklichen Grenzen beschränkte, konnte für ihn die Kritik, wie unerbittlich sie auch in die Anfänge des Christenthums einbrang, nie in Widerspruch kommen mit der religiösen Wahrheit, welche, wie er sich ausdrückt, in Jesus nur auf eine andere Weise zur Erscheinung kommt als im menschlichen Gewissen. Unermüdet ist er, die Religion und die Wissenschaft, den lebendigen Glauben und die menschlichen Meinungen, Wissen und Gewissen auseinanderzuhalten als zwei verschiedene Gebiete, und in kühner Wendung konnte er seinen Zuhörern zurufen: „Wenn ihr eure Freiheit zu verlieren fürchtet, indem ihr Verpflichtungen gegen eine religiöse Gesellschaft eingeht, wenn ihr so eifersüchtig auf eure Unabhängigkeit seid, daß die Formen des Cultus als obligatorisch euch widerstehen, so zögere ich nicht, euch im Namen Jesu zu sagen: seid Christen ohne Mitglieder der Kirche zu sein! Oder, wenn die Wunder, welche die Evangelien von Jesus erzählen, euch erschrecken, wenn ihr es unmöglich findet sie für wahr zu halten: im Namen des Erlösers räume ich eure Bedenken hinweg und sage euch: seid Christen ohne die Wunder! Endlich sind es die Dogmen, welche euch zurückhalten, ist euer Denken von Zweifeln angefochten, wenn ihr die Spitzfindigkeiten und zahlreichen Lehrsätze hört, welche den Theologen zufolge das evangelische System bilden, so weiß ich, daß ich der Dolmetsch des Gedankens meines göttlichen Meisters bin, wenn ich euch sage: seid Christen ohne die Dogmen!“

Die Namen Scherer und Colani sprechen für sich allein, welche Verschiedenheit des Standpunkts, welche individuelle Mannigfaltigkeit innerhalb der neuen Schule Raum hatte. Diese Mannigfaltigkeit ist nicht ihre Schwäche, sondern ihre Stärke; denn sie entspringt aus der Folgerichtigkeit ihres Princips. Der Grundgedanke der Bewegung ist nicht die Herstellung einer neuen Einheit, wenn auch auf liberalster Grundlage, sondern die völlige Freiheit der Glaubensmeinungen. Wenn wir den Korpphäen der Schule das Wort gegeben haben, so geschah es um Richtung und Ziel zu charakterisiren; aber es fehlt viel, daß nun Alle, die zur liberalen Fahne halten, bereits bei denselben Schlußfolgerungen angekommen wären. Dazu ist schon die Wirkung der neuen Ideen noch viel zu jung. Wir sehen auf dieser Seite z. B. noch Theologen stehen, welche sich zum Glauben an das Uebernatürliche bekennen, welche, wenn sie auch die Wunder im Princip ablehnen, doch auf die Auferstehung Jesu noch nicht verzichten können, Solche, die was ihre individuelle Glaubensmeinung betrifft, der Orthodoxie noch ziemlich nahe stehen. Auf der andern Seite ist die heutige Orthodoxie keineswegs das, was sie im sechszehnten Jahrhundert

war, \*) und wenn das neueste Buch Guizot's als ein authentischer Ausdruck der heutigen französischen Orthodorie angesehen werden dürfte, — es ist freilich nur ein dilettantischer Versuch, — so hätten die Urheber der Glaubensbekenntnisse alle Ursache über die Rechtgläubigkeit unfres Jahrhunderts sich zu verwundern. Wenn nun dem so ist, wie kommt es denn, muß man fragen, daß gleichwohl eine so haarscharfe Linie die Orthodoren und Liberalen scheidet und ein so energischer Kampf zwischen beiden begonnen hat? Die Antwort ist einfach. Was die Orthodoren und die Liberalen trennt, ist nicht ein bestimmtes quantitatives Maß von Anhänglichkeit an die Tradition, sondern die Verschiedenheit des Werths, welcher den Glaubensmeinungen überhaupt, seien sie welche immer, beigelegt wird. Machen die Orthodoren ihren Glauben an das überlieferte Dogma zur Bedingung der Mitgliedschaft der Kirche, so streiten die Liberalen überhaupt jeder Glaubensmeinung das Recht ab, sich als für Alle verbindlich der Kirche aufzuerlegen. Der Streit ist also weit weniger eine Frage der Theologie als der Toleranz, weniger des Glaubensbekenntnisses als der kirchlichen Praxis. Die Orthodorie ist ihrer Natur nach exklusiv, sie kann ohne ihre Principien zu verleugnen gar nicht anders, sie muß intolerant sein. Die Liberalen umgekehrt verlangen für alle Meinungen, eben weil es nur Meinungen sind, „selbst für den Irrthum“, wie Scherer sagte, die gleiche Berechtigung. Daher ihre theologische Duldsamkeit unter sich wie gegenüber der Orthodorie. „Man kann,“ äußert sich Réville „für die eine oder die andere Richtung entschiedene Partei ergreifen, ohne die relative Rechtmäßigkeit der anderen zu verkennen. Unter dem historischen Gesichtspunkt ist die eine wie die andere nothwendig, sie halten sich beide im Gleichgewicht und ihr Antagonismus ist es aus welchem die Entwicklung des religiösen Gedankens hervorgeht.“ Aber diese Freiheit des Urtheils, gewonnen auf einem geschichtlich überschauenden Standpunkt, ist doch nur den Liberalen möglich. Diese wollen in der That nichts anderes als gleiches Recht neben der Orthodorie. Die Orthodorie dagegen, wenn sie

\*) „Was ist aus dem Systeme Calvin's geworden? Kein Mensch glaubt mehr daran. Diejenigen, welche meinen Calvinisten zu sein, bringen unbewußt Milderungen, Einschränkungen in der Lehre Calvin's an, sie verstehen sie nicht mehr auf eine so barbarische Weise wie im 16ten und 17ten Jahrhundert, und ich spreche es als eine Thatsache aus, daß es heute keinen einzigen wahren Schüler Calvin's giebt. Wenn der Scheiterhaufen Servet's heute noch aufgerichtet wäre, würden wir Alle darauf gebracht, und Alle würden wir es verdienen. Jeder Protestant ist rettungslos ein Ketzer, und Gott sei Lob dafür! Es giebt noch eine Hinneigung, eine Tendenz zu jenen Glaubensvorstellungen, aber die Strenge des calvinischen Dogma existirt gottlob nirgends mehr.“ A. Coquery, fils, le catholicisme et le protestantisme. Paris 1864.

diese Gleichberechtigung zugestände, gäbe damit ihr innerstes Princip auf: sie wäre dann keine Orthodorie mehr und daher die Erbitterung des Streits. Es handelt sich wirklich um eine Lebensfrage für die Orthodorie; denn sobald sie genöthigt ist, Häretiker auf Einem Boden neben sich zu dulden, so ist auch ihr Bekenntniß nichts anderes mehr als eine Meinung wie die andern auch, und jeder besondere Anspruch ist dahin. Die Lage ist eine ähnliche, wie damals als Paulus den älteren Aposteln gegenüber für sein Heilenevangelium stritt. Auch er wollte nur Gleichberechtigung, allein sobald diese zugestanden wurde, war es mit der Orthodorie des Judenthums vorbei, und die universalistische Opposition hatte gewonnen.

Es wird Niemand entgehen wie diese Taktik der französischen Bewegung von der der deutschen wesentlich verschieden ist. Die in Deutschland am weitesten vorgeschritten sind, — ich erinnere an Strauß, der in dieser Beziehung noch wesentlich Theologe ist, — legen das Hauptgewicht auf die Meinung, d. h. darauf was Einer glaubt oder nicht glaubt: die Kirche überlassen sie mit Vergnügen den Gegnern. Die französischen Liberalen umgekehrt gestatten auf dem Boden der Meinungen unbedingte Freiheit, die Hauptsache ist daß Jeder sich frei zu der seinigen bekennen kann, und ebendarum sorgen sie dafür, daß die Kirche, dieses Institut zur Erziehung der Massen, nicht Monopol einer Partei sei. Es liegt auf der Hand auf welcher Seite die größeren praktischen Erfolge sein werden.

Wilhelm Lang.

## Die Parteien und die Herzogthümer.

Am 5. Oktober 1665 wurde die Universität Kiel von den Götterper Herzogen gegründet. Sind wir recht berichtet, so hat die akademische Obrigkeit die Losung ausgegeben, die Hochschule solle ihren zweihundertjährigen Geburtstag mit stiller Trauer begehen. Auf jeden Fall werden die Straßen Kiels am 5. Oktober jenen feierlichen Prunk nicht schauen, der sonst üblich ist an akademischen Jubelfesten. Wir würden den Beschluß der akademischen Behörden loben, wenn er hervorgegangen wäre aus dem tiefen Ekel, den die lärmenden Feste dieses Jahres, inmitten unsicherer Zustände und eines habernnden Volkes, in jedem ernstern Manne erwecken mußten. Offenkundige Thatfachen verbieten leider eine so milde Deutung. Die Kieler Gelehrten haben sich bisher festlichem Jubel keineswegs abgeneigt erwiesen, sie haben oftmals wacker getrunken und getoastet auf das Wohl des Herzogs von Augustenburg und erst kürzlich dessen Geburtstag mit ungewöhnlichem Lärm gefeiert. Wie kommt es doch, daß eine so festlustige Genossenschaft plötzlich vorzieht, die etwas abgespielte tragische Rolle der Niobe unter den Nationen aufzuführen? Fürchtet sie etwa jene frommen Empfindungen des Dankes, die Jedem sich regen müssen beim Zurückschauen auf die Geschichte der Hochschule Kiel? Wem nicht das Herz geschworen ist von kleinlichem Haß und Neide, der wird bekennen, daß die Gnade der Vorsehung Großes gethan hat an diesem Lande und seiner hohen Schule. Der halbtausendjährige Kampf des deutschen und des skandinavischen Wesens in unserer Nordmark ist siegreich beendet. Wo vor zwei Jahren noch der Danebrog flatterte, da weht heute unser Adler auf deutschen Kriegsschiffen. Eben jetzt regen sich die Spaten um unserer werdenden Seemacht ein festes Bollwerk zu schaffen, und auch die Universität geht, der fremden Herrschaft entleibt, besseren Tagen entgegen. Sind solche Ereignisse und Ausichten dazu angethan die Kieler Gelehrten mit stiller Trauer zu erfüllen? Gilt dies Alles Nichts gegenüber der einen Thatfache, daß die Pergamente des Hauses Augustenburg noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben?

Die Preussischen Jahrbücher sind den Herzogthümern durch alte treue Freundschaft verbunden. In Tagen, da die heut vielgepriesenen Schirmherren des Holstenrechtes noch auf anderen Pfaden wandelten, da Herr von der Pforden die Herzogthümer danisiren wollte und Herr von Veust die Sammlungen für Schleswig-Holstein verbot — selbst in jenen bösen

Tagen haben diese Blätter das Recht Deutschlands auf unsere Nordmark verteidigt. Freilich, es war eine männliche Freundschaft. Zu schmeicheln nach oben wie nach unten haben wir nie verstanden, wir Männer der Mittelpartei. Wir hielten das Volk der Herzogthümer zu hoch um es zu hätscheln nach Demagogenweise und ihm das Ohr zu füllen mit jenen plumpen Lobpreisungen, die dort eine nur zu bereite Stätte fanden. Wir haben uns erlaubt, wenn wir das Volk von Schleswig-Holstein auf Abwegen glaubten, ihm rechtschaffen unsere Meinung zu sagen und dafür gelegentlich jenen Dank gefunden, dem ein aufrichtiger Freund selten entgeht. Genug, die Jahrbücher lassen sich das Recht nicht nehmen, nach Kiel hinüber ihren Glückwunsch zum Jubelfeste zu senden. Hier ist er, kurz und gut: Möge diese ehrwürdige Universität auch in ihrem neuen Jahrhundert fortfahren an ihrem Theile mitzubauen an dem Werke deutscher Wissenschaft! Und möge sie unter dem Segen deutscher Herrschaft wiederum werden, was sie heute nicht mehr ist — eine Pflegestätte treuer opferbereiter Liebe zum Vaterlande.

Es gab eine Zeit, wo Kiel seinen Stolz darein setzte, nicht einer Provinz, sondern dem ganzen Vaterlande anzugehören. Wo einst Dahlmann die Lehren eines hochherzigen und hochgebildeten Patriotismus verkündete, dort steht heute der gefeierte Redner des neuen Kiel, Herr Peter Forchhammer. Eine ehrenwerthe gelehrte Körperschaft hört ruhig mit an, wie dieser Herr von dem traurigen Vorrechte der Aularedner, dem Rechte Gemeinplätze mit feierlicher Gespreiztheit zu sagen, einen unerhört ausgiebigen Gebrauch macht und an wissenschaftlicher Stätte die schalen Redensarten der allergewöhnlichsten Kannegießerei entwickelt. Wenn den Schleswig-Holsteinern dasselbe widerführe, was den Pommern und Schlesiern, den Rheinländern und Westphalen zu ihrem Heile geschehen ist, so wird dies ein Verrath gescholten, ein Eingriff in das Heiligthum des unantastbaren Stammesbewußtseins — Alles im Namen deutscher Wissenschaft! — und wer unter den Collegen in dieser ernstern Krisis nach größeren Dingen fragt als nach dem Stammbaume des Hauses Augustenburg, wird mit ungezogenen Worten als eine unsoziale Natur abgefertigt. Von Dahlmann zu Peter Forchhammer! Wahrlich, Kiel ist nicht mehr was es war. Noch ein anderer Mann aus den besseren Tagen der Hochschule will genannt sein, ein Name hellsten Klanges — Barthold Niebuhr. In müßt Ihr gelten lassen, den Sohn der Marschen; er läßt sich nicht abweisen mit dem beliebten Kraftworte „leichtfertiger Süddeutscher!“ Wie würde der Leidenschaftliche zürnen, wenn er hören könnte, wie seine Landsleute auf sein geliebtes Preußen schmähcn, wie die deutsche Vaterlandsliebe Jener, die das große Wort führen im Lande, in den sauberen Ver-

sen gipfelt: „Schleswig-Holstein stammverwandt, schmeißt die Preußen aus dem Land!“ Man liebt in den Kieler Gelehrtenkreisen, und die lange Reihe trefflicher Männer vorzurechnen, welche Preußen den Herzogthümern dankt. Heilsamer als dies eitle bis zum Ueberdruß wiederholte Selbstlob wäre den Schleswig-Holsteinern, wenn sie fragten, was diese ihre Landsleute dem preussischen Staate dankten. Es ist lehrreich, in Niebuhr's Briefen Schritt für Schritt zu verfolgen, wie dem herrlichen Manne der politische Gesichtskreis sich erweitert und das Gemüth reicher und glücklicher wird, seit er Dänemark verlassen hat und in Preußen lernt ein Vaterland zu lieben — wie ihm dann im preussischen Dienste eine vornehme Auffassung der deutschen Frage und herrliche Verachtung der Kleinstaaterei sich bildet — wie er endlich auftritt für das höhere Recht Preußens und der deutschen Nation gegen die legitimen Ansprüche des Hauses Wettin und jene goldenen Worte schreibt, die ein Selbstbekenntniß sind und eine ernste Mahnung an seine Landsleute von heute: „Die Zeit verwandelt sich, Reiche entstehen und werden mächtig, und die kleinen Gemeinden und Fürstenthümer hören auf Staaten zu sein. Denn ein Staat kann nur heißen was in sich Selbständigkeit hat, fähig ist den Willen zu fassen sich zu behaupten und sein Recht geltend zu machen; nicht was einen solchen Gedanken gar nicht hegen kann, was sich einem fremden Willen anschließen und unterordnen muß und diesen ergreifen, wo er der eigenen Lebensfristung am günstigsten erscheint. Solche geschützte Gemeinheiten mögen denen, die in einem Zeitraume von Ruhe in ihnen leben, sehr gemächlich sein, günstig sogar für Literatur und Künste: aber wer nur ihnen angehört, hat kein Vaterland, und ihm gebricht es an dem Besten, was das Schicksal zur Ausrüstung des Mannes zu verleihen vermag. Denn nicht nur in der Knechtschaft ist die Hälfte des Mannes geraubt; ohne Staat und unmittelbares Vaterland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige viel.“

So lähn und frei stand vor mehr denn fünfzig Jahren der größte Schüler Kiel's dem Räthsel unserer Zukunft gegenüber — der conservative Mann, den unsere sich so radikal dünkenden Demokraten längst unter das alte Eisen geworfen haben. Fast scheint es, dies halbe Jahrhundert sei an den politischen Ideen der Deutschen spurlos vorübergegangen. Heute wie damals werden Niebuhr's hohe unitarische Gedanken nur von einer verschwindenden Minderzahl verstanden. Die Gründe, womit heute das unantastbare Recht des legitimen Augustenburgers vertheidigt wird, scheinen wörtlich abgeschrieben aus den Schriften, welche damals von den Männern des Rheinbundes zum Besten Friedrich August's von Sachsen in die Welt geschickt wurden. Und doch besteht ein großer, für die Ge-



genwart nicht rühmlicher, Unterschleß. Die braven Rheinbändler, mit denen Niebuhr zu kämpfen hatte, die Armin und Hönmann, verfuhrten doch als denkende, consequente Männer. Sie wußten, daß nur „Doruffomanen“ von deutscher Einheit träumen könnten. Ihnen stand fest, daß man nimmermehr beabsichtigen könne, „aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Baiern und Württembergern, sozusagen eine Nation zu bilden.“ Die Männer aber, welche heute die alten Rheinbundsweisen des Preußenhasses beharrlich nachsingen, das souveräne Selbstbestimmungsrecht jedes Stammes und Stämmchens vertheidigen und Preußen mit dürrer Worten als „eine fremde Macht“ bezeichnen — sie haben noch vor wenigen Monaten die preußische Spitze als eine Nothwendigkeit gefordert, und sie gebärden sich noch immer als die Vertreter des Einheitsgedankens. Was hat Preußen an den Herzogthümern so Ungeheures verbrochen? Was ist geschehen in den jüngsten Monaten, das diesen so unerhörten Abfall der großen Masse der nationalen Partei von ihren obersten Grundsätzen rechtfertigen oder auch nur erklären könnte?

Die preußische Regierung hat, wie Jedermann weiß, im Februar die Bedingungen aufgestellt, unter welchen sie bereit sei einen Staat Schleswig-Holstein anzuerkennen. Mochten die Einen, wie der Schreiber dieser Zeilen, diese Forderungen allzubeseiden finden, die Anderen darin Einzelnes erkennen, was die Selbständigkeit der Herzogthümer zu sehr gefährde: ein lokales Programm der preußischen Regierung lag vor, ein Programm, dessen Sätze im Wesentlichen übereinstimmten mit den Forderungen, welche die nationale Partei seit Jahren verfolgt hatte. Right or wrong, my country sagt ein tapferes englisches Wort. Wir sind nicht leichtsinnig genug um zu hoffen, die politische Zuchtlosigkeit der Deutschen werde sich jemals zu so schneller Einseitigkeit des Patriotismus erheben. Nur dies Eine, dies Allerbeseidenste verlangen wir von den Preußen und von Allen, die in Preußen den Staat der deutschen Zukunft sehen, daß sie unentwegt zu unserem Staate halten, wenn er Recht hat. Dies war der Fall, die Februarforderungen waren gerecht und einsichtig, und dem Patrioten gezieme, auf seine persönliche Ansicht über Fragen dritten Ranges zu verzichten; er durfte nicht darum eine im Ganzen verständige Politik bekämpfen, weil er etwa meinte, das schleswig-holsteinsche Stammbewußtsein werde beleidigt, wenn künftighin der Adler auf den Briefmarken der Herzogthümer prangte.

Das Berliner Cabinet stellte seine Forderungen hin nicht als einen Gegenstand des Verhandeln und Abdingens; es erklärte, diese Bedingungen müßten erfüllt und sichergestellt sein, bevor von der inneren Einrichtung eines Staates Schleswig-Holstein und von der Ordnung seiner Erb-

folge auch nur die Rede sein könne. Wenn Deutschlands Einheit mehr ist als eine Phrase, wer in den Fragen nationaler Staatskunst zuerst an das Ganze denkt, dann erst an den Theil, wird auch dies Verfahren des auswärtigen Amtes selbstverständlich finden. Wenn ein Land, das bisher nur dem Namen nach zu Deutschland gehörte, durch deutsche Waffen in unseren Staatsverband eingefügt wird, so hat Deutschland das Recht die Bedingungen dieses Eintritts zu dictiren. Es handelt sich hier nicht um Zugeständnisse, die auch unterbleiben könnten und Dank verdienen, sondern um Pflichten gegen das ganze Vaterland, deren Erfüllung im Nothfall erzwungen werden muß. Ein schrankenloses Selbstbestimmungsrecht führt zur frechen Anarchie, führt endlich dahin, daß jede Ortschaft selber entscheidet, ob sie eine Festung sein oder einen Freihafenbezirk bilden will. Nun wohl, rufen die gemäßigten Liberalen, welche den Widersinn dieses Selbstbestimmungsrechtes durchschauen — nicht Preußen, das ganze Deutschland soll entscheiden! Wo ist Deutschland? erwidern wir. Wo ist das rechtmäßige politische Organ unserer Nation? Wollt Ihr im Ernst Euch an den Bundestag wenden, Ihr Männer der nationalen Partei, die Ihr uns jahraus jahrein bewiesen habt, daß der Bundestag nicht zu Recht bestehe und zu jeder That unfähig sei? Diese hohe Körperschaft ist in der Lage des unnützen Knechtes, dem sein langmüthiger Herr nach wiederholten Besserungsversuchen erklärt hat: beim nächsten Vergehen wirst du fortgeschickt! Nun hat er gute Tage, er darf noch eine Weile lustig drauf los sündigen, bis endlich einmal die Drohung doch zur Wahrheit wird. Einer Behörde, die also zu ihrer Nation steht, können besonnene Männer ein ernsthaftes Geschäft ebenso wenig zuweisen wie dem Abgeordnetentage, dieser improvisirten, tumultuarischen Körperschaft, der es sowohl am Rechte als an der Macht und dem moralischen Ansehen gebricht. Da nun das deutsche Parlament vorläufig und noch auf lange hinaus in Wolkenkuckucksheim tagt, so bleibt in unseren chaotischen Zuständen als Vertreter der Interessen der Nation allein übrig der preußische Staat, der zum Ueberfluß im jüngsten Kriege unser Arm und unser Haupt zugleich war und auch fernerhin gezwungen ist unsere Nordmark zu schützen. Wenn wir sagen: der preußische Staat, so meinen wir als treue Constitutionelle die Krone und den Landtag. Graf Bismarck hat in diesem Falle seine Pflicht als constitutioneller Minister erfüllt, er verlangte das Urtheil des Landtags und gab ihm die beneidenswerthe Gelegenheit, einmal das Amt des deutschen Parlaments zu üben und im Namen der gesammten Nation zu reden. Wie hat der Landtag die gute Stunde benutzt? Das Herrenhaus billigte die auswärtige Politik der Krone. Das Haus der Abgeordneten — eine minder von Parteihatz zerrissene Zeit wird es dereinst kaum

glauben wollen — das Abgeordnetenhaus kam zu keinem Entschlusse über die wichtigste Frage der deutschen Gegenwart. So sah die Regierung nur einen Weg offen, selbst wenn sie mehr Ehrfurcht vor dem Willen der Volksvertretung hegte als sie wirklich besitzt. Sie mußte auf eigene Faust ihr Februarprogramm durchzusetzen suchen und — bei veränderten Umständen darüber hinausgehen.

Was hat Schleswig-Holstein, was hat die Partei des Nationalvereins gethan um Preußens gerechte Forderungen zu befriedigen?

Der Herzog von Augustenburg hat nicht nur den hochherzigen Entschluß nicht gefunden, den er fassen mußte, wenn er sein eignes Wort nicht Lügen strafen wollte — sein Wort: ich fordere mein Recht allein um meines Landes willen. Er hat auch in den jüngsten Monaten einen so ungewöhnlich hohen Grad von Unklugheit und Unaufrichtigkeit gezeigt, daß wir nur mit schwerer Sorge in die Zukunft eines Landes schauen könnten, welches von diesem Manne regiert würde. Einsichtige, seinem Hause treu ergebene Rathgeber haben ihm nicht gefehlt. Er aber verschmähte die allein verständige, fast zweifellos zum Ziele führende Politik. Er mußte rückhaltlos auf die Februarforderungen eingehen und diesen Entschluß seinem Lande in der bestimmtesten Weise öffentlich erklären, er mußte bis zum Austrag der Sache als ein schlichter Privatmann in Kiel leben, ohne den Frieden des Landes zu stören, und aus seiner Umgebung mindestens jene Personen entfernen, welche dem Berliner Hofe geradezu als Feinde erschienen. Schloß er sich also unbedingt an Preußen an, so waren nur zwei Fälle wahrscheinlich. Entweder Preußen setzte sein Februarprogramm durch; dann erhielt der Herzog die Stellung eines preussischen Vasallen, welche gemeinhin mit dem wohlklingenden Namen „bundesstaatliche Unterordnung“ bezeichnet wird und dem dynastischen Selbstgeföhle immerhin noch erträglicher sein muß als die Lage eines Prätendenten ohne Land. Oder Preußen ward durch Oesterreich gebemüthigt: — um so besser für die Patrioten im Sophienblatt! Dann eröffnete sich die Aussicht auf die ersehnte unbeschränkte Souveränität. Noch ein dritter Fall war denkbar: Preußen konnte im Uebermuth des Sieges den Herzog treulos verlassen. Aber selbst der bitterste Feind des Grafen Bismarck wird zugeben, daß ein solcher Treubruch, nachdem der Herzog die preussischen Bedingungen feierlich angenommen, kein leichtes Werk, kein wahrscheinliches Ereigniß war. Statt dessen hat der Herzog eine Brücke nach der anderen abgebrochen, die zur preussischen Krone hinüberführte. Er umgab sich mit Männern von entschieden preußensfeindlicher Richtung, darunter einigen Demokraten von jener sonderbaren, halb rothen, halb schwarzgelben und doch nicht ehrlich schwarzrothgoldenen Färbung, die in Berlin

aus guten Gründen sehr ungern gesehen wird. Aus solchen Elementen bildete er eine ungefehrliche Nebenregierung, die kein Mittel vorwerflicher Demagogenfünst unversucht gelassen hat. Sie ließ durch ihre Agenten und Hofblätter jede erdenkliche Schmähung gegen Preußen und dessen Anhänger verbreiten, sie hegte die Bürger wider einander zum gehässigsten Parteikampf, sie störte den geregelten Gang der Verwaltung, sie mißbrauchte die Gewalt über die Gewissen wackerer Männer, welche der Herzog in Folge der voreilig geleisteten Huldigung besaß, und verführte Beamte zur Verletzung ihrer Dienstpflicht. Die Blätter des Nationalvereins versicherten bis vor Kurzem beharrlich, diese Kieler Nebenregierung sei ein preussisches Märchen; heute lesen wir in dem Rechenschaftsberichte des Sechshunddreißigerausschusses die Summen, welche „an die herzogliche Landesregierung in Kiel“ gezahlt worden sind! Nunmehr, da das Dasein dieser jedem Kinde im Lande wohlbekannten Regierung sich nicht mehr leugnen läßt, versucht man sie zu rechtfertigen, da ja der Herzog legitimer Landesherr sei, also auch das Recht habe zu regieren u. s. w. — Ist das Euer Liberalismus? Ihr, die Ihr sonst jedem Schritte gekrönter Häupter mit schonungsloser Kritik zu folgen pflegt, warum verzichtet Ihr dem Augustenburger gegenüber in allerunterthänigster Kammerherrngesinnung auf Euer sittliches Urtheil? Wir wollen auch dem Kieler Hofe gegenüber Liberale bleiben. Kein Fürst, und sei sein Stammbaum noch so wohl in Ordnung, hat das Recht, ein braves Land, das schon unter dem Unglück einer Doppelherrschaft leidet, noch mit dem Fluche einer im Dunkeln wühlenden und hegenden dritten Regierung zu belasten. Er hat dies Recht am Wenigsten, wenn er bei einigem Nachdenken sich sagen muß, daß diese schlechten Künste seinem Hause eher schaden als nützen werden. Der Herzog hat das Pflichtgefühl eines Landesherrn nicht bewährt, darum verdient er nicht jenes schonende Urtheil, das er in seiner bedrängten Lage sonst beanspruchen könnte. Während er also Preußen beleidigte, versuchte er sich zu stützen auf Oesterreich, dessen ausdauernde Freundschaft sehr zweifelhaft blieb, und unterhielt tausend kleine Verbindungen mit den Mittelstaaten und den Männern des Nationalvereins, denen insgesamt die Macht fehlte ihm wirksam zu helfen. Das Februarprogramm beantwortete er in jedem wesentlichen Punkte ausweichend oder ablehnend und versicherte gemüthlich, es stände besser um ihn, wenn die Preußen nie in's Land gekommen wären. Als dies bekannt ward, gab er die in der Geschichte der Diplomatie einzig dastehende Erklärung, er könne das gar nicht geäußert haben. Als ihm hierauf abermals eine öffentliche Beschämung bereitet wurde, rechtfertigten seine Hofblätter jenes Wort, dessen Wahrheit sie soeben bestritten hatten. Wenn der Herzog ohne Land also han-

belte, was durfte man erwarten von dem Herzog auf dem Throne? Die preussische Regierung that nur das Unvermeidliche, als sie endlich jede Verhandlung mit dem unbelehrbaren Dynastendümel abbrach. Man hat ihr von sehr ehrenwerther Seite vorgeworfen, warum sie denn, kleinlichen Sinnes, dem Herzoge nicht einige unschuldige fürstliche Ehren erwiesen habe. Wir meinen, solche Höflichkeiten waren nicht an der Stelle, so lange man in Berlin nicht wußte, ob der Herzog auf die unerläßlichen preussischen Bedingungen eingehen werde; Preußen hätte sich dadurch nur den gerechten Vorwurf treulosen Verhaltens zugezogen. Dagegen ist allerdings gefehlt worden durch die höhnische schmähfüchtige Sprache der Berliner officiösen Blätter, welche dem Herzog ein verständiges Verfahren gegen Preußen sehr erschweren mußte. Und da die Augustenburger ihrerseits in Denunciationen und persönlichen Schmutzgeschichten Unvergleichliches leisteten, so ist auch leider aus dem Kreise unserer nächsten Freunde, der liberalen Annexionisten, hier und da eine Aeußerung hervorgegangen, deren persönliche Verbitterung wir begreifen, doch nicht billigen. Ein lustiger persönlicher Ausfall mag dem Politiker gelegentlich zur unschuldigen Ergänzung dienen, wenn das Urtheil seiner Partei bereits fest steht. In Tagen, wo alle Parteien zerfallen und das öffentliche Urtheil erst anfängt sich zu bilden, können solche Gesechte nur schaden. Durch beiderseitige Verschuldung ist der Augustenburger ein erbitterter Feind Preußens geworden. Was man auch anfänglich denken mochte über die Annexion — welcher gute Preuße kann heute noch wünschen, das Blut der preussischen Truppen möge geflossen sein zum Besten eines Thrones, dessen Invasse uns verfeindet ist?

Auch die ehrenreiche Geschichte des Volkes der Herzogthümer ist inzwischen reicher geworden um einige dunkle Blätter, die wir gern hinwegwünschten. Ein starker Bruchtheil der Schleswig-Holsteiner hat sich erwiesen als ein gefügiges Werkzeug in der Hand rühriger Demagogen. Aus der Geschichte der augustenburgischen Partelumtriebe erinnern wir nur an eine Thatsache, die vernehmlicher spricht als lange Schilderungen. Es ist weltkundig, daß der alte Herzog von Augustenburg vor Zeiten in den Herzogthümern sehr verhaßt war. Darum mußte man im Jahre 1848 den naheliegenden Gedanken, den Herzog zum Souverän oder zum Regenten auszurufen, abweisen; die Erhebung klammerte sich an die unfruchtbare juristische Fiction: „wir kämpfen für den Königherzog gegen den Königherzog.“ Der Herzog verzichtete sodann gegen Geld auf sein Erbrecht, durch eine Urkunde, welche eine juristisch werthlose Täuschung war, wenn die Agnaten nicht zugestimmt hatten; er mußte also gerade in den Augen der augustenburgischen Legitimisten als ein Mann erscheinen,

der das Recht des Landes, so weit dies in seiner Hand lag, um einige Silberlinge verkauft hatte. Dieser Mann erscheint jetzt in den Herzogthümern um zu agitiren für das Erbrecht, das er sich abkaufen ließ, und dieselben Nordschleswiger, die einst dem hochfahrenden, unbarmherzigen Grundherrn gefluht, spannen ihm unter brausendem Jubelruf die Pferde vom Wagen. Hält man in Kiel die böse Welt wirklich für so kindlich, daß sie an die Echtheit und Reinheit eines solchen Volkswillens glauben sollte? Man wende nicht ein, der gesetzte Sinn des Schleswig-Holsteiners widerstehe jeder Verführungskunst. Wer das Glück hat in Baden zu leben unter den festen, aufrechten Alemannen, muß die beliebten reaktionären Klagen wider den unstäten, meisterlosen Sinn des badischen Volkes als ein Parteimärchen belächeln; und doch ward dieser wadere Stamm vor sechszehn Jahren durch radikale Demagogen, die ihn beharrlich als den feinsten und gebildetsten der deutschen Stämme priesen, zu einer sinnlosen Empörung verführt: er kämpfte für die Reichsverfassung gegen eine Regierung, welche die Reichsverfassung freiwillig anerkannt hatte! Genau so, und durch das gleiche Mittel plumper Schmeichelei gegen den Kernstamm aller Kernstämme haben legitimistische Demagogen einen Theil der Schleswig-Holsteiner heute in eine solche Verwirrung aller Begriffe hineingetrieben, daß man den Verkäufer des Landesrechts als den Vertreter des Rechts feiert. So leicht ist es, in einem Volke von geringer politischer Erfahrung ein Strohfeuer zu entzünden! Die Hebel dieser Agitation bildeten, außer der Schmeichelei und Einschüchterung, vornehmlich der schlechte Rechtsinn des Volkes — denn es gereicht dem Gemüthe unserer Nation zur Ehre, ihrer politischen Befähigung zur Unehre, daß sie politische Fragen nach den Gesichtspunkten des Civilprozesses zu beurtheilen liebt — und sobann die bequeme Selbstsucht, welche sich fürchtet vor den hohen Staatslasten in Preußen. Die Gesinnung der Masse ist hier, wie fast überall in Deutschland, durchaus partikularistisch: zuerst wir und unser Herzog, dann mag Deutschland zusehen, ob wir ihm einige Garantien für die Interessen der Nation zu gewähren geruhen! Nur ein letzter Schritt führt von solcher Denkweise zu dem Feldgeschrei: lieber dänisch als preußisch!

Das trübe Chaos solcher Gedanken wird dem großen Haufen mündgerecht gemacht durch das Schlagwort: Selbstbestimmungsrecht! Die praktischen Folgen dieses liberum veto der deutschen Stämme liegen jetzt vor Aller Augen: in Lauenburg. Dort hat das Selbstbestimmungsrecht seinen glänzendsten Triumph gefeiert. Die Volksvertretung entschied sich für die Personalunion mit der Krone Preußen, das Völkchen zeigte sich einverstanden mit seinen Vertretern, und der Mitbesitzer ward abgefunden (die-

fer rechtmäßige und den Lauenburgern sicherlich sehr angenehme Her- gang wird freilich von den süddeutschen Liberalen als Länderschacher ver- dammt). Kein legitimes Erbrecht ward dabei verletzt; denn heute wird doch kein ehrlicher Mann mehr die lächerliche Behauptung wiederholen, daß der Herzog von Augustenburg der Souverän von Lauenburg sei, weil er den Titel führt: Erbe von Norwegen. Wie kommt es doch, daß die- ser durchaus correcte Vorgang, diese gewissenhafte Wahrung des Selbst- bestimmungsrechtes unter unseren liberalen Freunden laute Mißbilligung findet? Fühlen sie endlich, daß auch der Volkswille das Unvernünftige wollen kann? Begreifen sie, daß es weder recht noch anständig ist, wenn die Lauenburger zu den Preußen sagen: „Ihr habt die fremde Herrschaft von uns genommen. Zum Dank dafür wollen wir uns unter den Schutz der preußischen Krone begeben und die Annehmlichkeiten des Zollvereins und einer stehenden Garnison genießen. Ihr zahlt für uns die hohen Steuern und erfüllt die harte Wehrpflicht; in unserem Phäakenländchen soll der Braten sich auch fürderhin lustig am Spieße drehen.“ —? Wir, die wir nie an das absolute Selbstbestimmungsrecht der Theile geglaubt, haben ein Recht die zu weit gehenden Zugeständnisse an den lauenburgi- schen Volkswillen lebhaft zu bedauern und finden einen Trost nur in der zuversichtlichen Hoffnung, daß der gegenwärtige Zustand ein Provisorium ist und das selbstzufriedene kleine Herzogthum über lang oder kurz einen Kreis der preußischen Provinz Schleswig - Holstein bilden wird. Die au- gustenburgische Partei hegt über ihre Pflichten gegen Deutschland genau dieselben Ansichten wie der stillvergnügte lauenburgische Landtag; kein Wun- der, daß sie bei der Masse Anklang fand.

So ging denn die Agitation der Kampfgenossen- und schleswig - hol- steinischen Vereine fröhlich weiter, und in solcher Parteiverbitterung kam einem Theile des Volkes jede Billigkeit so gänzlich abhanden, daß kürzlich eine Adresse aus Angeln Schmerz und Entrüstung aussprach über den Raub, welchen der Wiener Frieden an dem Boden Schleswigs begangen habe. Also, die verständige Grenzregulirung, welche den ganz unhaltba- ren Verhältnissen im Amte Ribe und auf den friesischen Inseln ein Ziel gesetzt hat, gilt diesen Fanatikern als ein Raub! Ueberall fanden nur We- nige den Muth, sich den einsichtigen und entschlossenen Männern der na- tionalen Partei anzuschließen. Indessen bewährte die preußische Armee, daß sie dem Bilde nicht entspricht, welches die Männer der äußersten Lin- ken von ihr zu entwerfen lieben. Die Truppen bewahrten inmitten des gehässigen Parteitreibens eine musterhafte Haltung, und wer die Bedeu- tung dieses Heeres für unsere Zukunft zu würdigen weiß, wird mit Be- friedigung die freundlichen Abschiedsgrüße lesen, welche heute die Städte

Schleswigs ihren scheidenden Garnisonen nachrufen. Der preußische Commissär stand nahezu machtlos neben Herrn v. Halbhüser, der die augustenburgischen Bestrebungen unverhohlen beförderte. Wie die Dinge lagen, wird jeder Billigdenkende gestehen, daß Preußen in diesen Monaten der Aufregung und Verwirrung die Stände nicht einberufen durfte. Die Stimmung der einzelnen Landestheile war sehr verschieden, wie wir dies vor acht Monaten voraus sagten. Die deutschen Schleswiger zeigten in der That den Preußen eine weit freundlichere Gesinnung als die Holsten. Nur in einem Punkte bekennen wir uns geirrt zu haben — hinsichtlich der Stimmung Nordschleswigs. Zwar daß die Nordschleswiger dänischen Blutes und Sinnes sind und der Erwerb dieses Landestheils ein zweifelhafter Gewinn für Deutschland ist — diese Behauptungen, welche wir damals nur mit Wenigen theilten, werden heute von der Mehrzahl anerkannt. Aber wenn wir glaubten, Nordschleswig werde lieber einem schwachen, den Zerfall drohenden Kleinstaate angehören wollen, als dem starken Preußen, so sind wir inzwischen, Dank dem Fanatismus der augustenburgischen Beamten, thatsächlich widerlegt. Das rücksichtslose Verfahren dieser Beamten gab Anlaß zu einigen ungerechten und vielen sehr gerechten Beschwerden. Was würden wir denn sagen, wenn die Franzosen den Elsaßern den Gebrauch deutscher Ladenschilde verbieten wollten? So ist in dem Grenzlande die vorherrschende Meinung entstanden: „Wir wollen zurück zum alten Dänemark. Ist dies unmöglich, so betrachten wir Preußens Herrschaft als das geringere Uebel, denn Preußen hat uns den Willen gezeigt unser Volksthum so weit möglich zu schonen. Doch nimmermehr wollen wir diesen Augustenburgern gehorchen, die uns mit dem Hochmuth des sieglosen Siegers behandeln!“ —

So war die Lage im Lande vor dem Gasteiner Vertrage. Wenn der Partei des Nationalvereins außerhalb der Herzogthümer das Wohl unserer Nordmark ernstlich am Herzen lag, so mußte sie das Volk von Schleswig-Holstein für die Februarforderungen zu gewinnen suchen. Sei Einer noch so überzeugt von dem absoluten Selbstbestimmungsrecht — ein souveränes Volk ist doch kein unbelehrbares Wesen; man hatte Monate vor sich, um durch die Presse und persönlichen Zuspruch die Versöhnung zwischen Preußen und den Herzogthümern vorzubereiten. Diese unabwiesbare Pflicht ist nicht erfüllt worden. Mit Ausnahme weniger Blätter, deren Muth wir nicht genug loben können und die dann auch von dem Nationalverein geächtet wurden, hat die große Masse der liberalen Blätter die preußischen Forderungen erst geschmäht, nachher todtgeschwiegen und durch unermüdeliches Schimpfen wider den preußischen Staat — nicht



blos gegen den Grafen Bismarck — den partikularistischen Troß der Herzogthümer absichtlich großgezogen.

Doch dies ist nur ein unbedeutendes Symptom der alten schweren sittlichen Krankheit unseres Volks, die in den letzten Monaten sich schrecklich verschlimmert hat. Jetzt erst ermessen wir ganz die entsetzlichen Wirkungen unserer Zerspaltung, jetzt erst wissen wir, was es heißen will, daß diese Nation kein gesetzliches Organ ihres Willens besitzt und ihre Politiker in formlosen Versammlungen eine recht eigentlich unverantwortliche Staatskunst treiben. Wenn eine begeisterte Versammlung einstimmig Gut und Blut einzusetzen schwört und jeder Anwesende in der Stille den felsenfesten Entschluß faßt, er seinerseits werde keinen Kreuzer zahlen, keinen Säbel ziehen: so mag man dies zum ersten und zum andern Mal als eine harmlose Kraftübung unbeschäftigter Zungen und souveränen Unverständes belächeln. Wiederholt sich aber die Erscheinung, wird sie gar epidemisch, so erschrecken wir vor den Folgen. Zu Bergen thürmen sich die Phrasen auf, die besten Worte verlieren ihren Sinn, auch der ehrliche Mann wird zum Lügner, denn ihm kommt das Bewußtsein abhanden, daß man einstehen soll für seine Reden. Null und nichtig — Gut und Blut — die Krone darein werfen — Länderschacher — Brandmarken — schreiende Rechtsverletzung — himmelschreiende Vergewaltigung — durch Kraftworte dieses Schlages wissen unsere Vereine und ein guter Theil unserer Presse mit den Nordamerikanern würdig zu wetteifern. Wir glaubten sie endlich überstanden, jene Volksversammlungen schauerlichen Andenkens, da das souveräne Volk von Pflaumloch und Bopfinger am Nipp die Londoner Conferenzen für null und nichtig erklärte. Jedes neue Zeitungsblatt belehrt uns, daß die Krankheit fortwährt. So eben hat eine schwäbische Volksversammlung beschlossen, der Abgeordnetentag solle sich im Nothfall als Vorparlament constituiren. Wollte Gott, unter den Hunderten, die diese Tollheit beschlossen, wäre auch nur Einer wirklich toll gewesen, vor Leidenschaft! Aber diese braven Leute befanden sich allesammt in der friedfertigsten Gemüthsstimmung, sie könnten morgen die Einsetzung eines Wohlfahrts-Ausschusses decretiren und würden übermorden mit der Ruhe des Weisen ihren Kohl bauen, ihre Steuern zahlen und vor dem Felbjäger den Hut ziehen. Einem der Hauptförderer solchen Treibens, Herrn Pastor Schrader in Aiel, war beschieden, das kostbarste Pasquill auf sein eigenes Thun zu schreiben. Als seine Holsten wieder einmal einen Protest beschlossen, da meinte er, so milde Worte geziemten sich wohl für einen gesetzgebenden Körper, der eine Verantwortlichkeit trage, nicht für eine Volksversammlung. Man debattirte von Neuem, man fügte dem Beschlusse einige Redensarten hinzu, welche in

unseren Complimentirbüchern nicht enthalten sind, und die unverantwortlichen Patrioten zogen fröhlich von dannen. Doch was vermag die warnende Stimme des Einzelnen wider diese epidemische Verblendung? Nur eine Heilung giebt es für solche Krankheit. Die Phrase muß so riesenhaft anschwellen, daß sie endlich in ihrem eignen Fett erstickt. Einmal doch muß der überreiche Schatz deutscher Schimpf- und Kraftwörter sich erschöpfen, einmal doch werden die Liberalen müde werden, deren neue zu erfinden. Dann wird man erwachen und mit Schrecken erkennen, daß unsere politische Erziehung von vorn zu beginnen hat.

Seit zweiundzwanzig Monaten ist lichterlose sittliche Entrüstung der alltägliche Gemüthszustand des normalen deutschen Redateurs und Volksredners; in dem gellenden Lärm der sich gegenseitig überschreienden Stimmen weiß Keiner mehr was er sagt. Wer während der jüngsten Krisis mit anhören mußte, wie die Blätter der Mittelstaaten mit tobendem Hej! Hej! Oesterreich in den Bürgerkrieg zu treiben suchten, der mochte meinen, diese kleinstaatliche Bevölkerung sei ebenso von todesmuthigem Hass gegen Preußen beseelt, wie die Conföderirten gegen die Yankee's. Und doch war Alles nur Phrase. Dieselben sächsischen Blätter, welche Oesterreich mit Scheltworten überhäufsten, weil es verständig genug war nachzugeben, dankten im Stillen dem Himmel, daß ihr idyllisches Ländchen nicht zum Kriegsschauplatz geworden, und unter den süddeutschen Preußenfeinden war kaum Einer, der nicht in den leuchten Tiefen seines Busens die fröhliche Hoffnung trug, sein Staat werde an dem Kriege sich nicht betheiligen. Ebenso steht es mit dem Muth der augustenburgischen Partei in den Herzogthümern. Man scheut sich nicht zu jubeln, wenn Herr Drouin de Lhuys unfreundlich über die preussische Politik redet: — oh daß wir ihn nie gehört hätten, diesen Jubelruf aus deutschem Munde! Doch ein ernstliches Verlangen nach einem Bürgerkriege oder gar nach der Einmischung des Auslands hegt Niemand, Niemand.

Oftmals mußten wir bei dem Gebahren der liberalen Presse uns schmerzlich fragen: wo ist sie noch, die deutsche Rebligkeit und Treue? Jedes noch so durchsichtige Märchen der Augustenburger — von dem deutsch gestunten Nordschleswig, von der nicht existirenden Kieler Regierung u. s. f. — ward treulich nachgebetet. Rein noch so ernsthafter Einwand erregte auch nur auf Augenblicke Besinnen und Bedenken. Den faulsten Fleck in den Rechtsansprüchen des Prätendenten bildet sicherlich die Thatfache, daß sein Vater sein Erbrecht verkaufte und der Sohn erst nach Jahren dawider protestirte. Dies Bedenken war zunächst nur sittlicher Natur, denn rechtsgiltig blieb auch der späte Protest. Nun wiesen vor einigen Monaten die preussischen Kronjuristen nach und die Augusten-

burger mußten es zugestehen, daß der alte Herzog das von Dänemark empfangene Geld verwendet hat zur Stiftung eines Familienfideicommisses und der Prätendent dieser Verwendung förmlich zugestimmt hat. Also, der Vater verkauft die Erbansprüche, der Sohn genehmigt, daß der Kaufpreis zu seinem, des Sohnes, Vortheil verwendet wird, und macht den- noch den Erbanspruch geltend. Wir gestehen, diese Thatfache hat uns, die wir auch nach dem Lesen der oldenburgischen Denkschrift die augustenburgischen Ansprüche für die besser begründeten hielten, zum ersten Male stutzig gemacht. Will man einmal eine große nationale Frage mit den Augen des Advocaten betrachten, so muß man doch gestehen, daß der Prätendent *rem et pretium* fordert. Die liberale Presse ist durch diese Enthüllung zu Nichts Anderem veranlaßt worden, als zu einigen Schmähreden mehr gegen die preussischen Kronjuristen — wiederum mit Ausnahme einiger muthiger Blätter, die bereits als Verräther am Liberalismus gelten. So lebte man weiter in Scheltworten und unausrottbaren Parteivorurtheilen; die besonnenen Männer zogen sich Einer nach dem Anderen von dem lärmenden Treiben zurück. Am häufigsten nahm der Liberalismus für den Augustenburger Partei in Süddeutschland. Zunächst aus einem sehr naheliegenden Grunde, den ein trefflicher süddeutscher Staatsmann drastisch ausgesprochen hat. Ein Agent des Augustenburgers äußerte an einem süddeutschen Hofe: woher kommt es nur, daß unsere Sache im Süden mehr Anklang findet als im Norden? Darauf Jener antwortete: „Sehr natürlich. Hier kennt man Euch noch nicht.“ Zu dieser Unkenntniß der nordalbingischen Dinge kam die nicht minder gründliche Unkenntniß der großen Politik — man hat in dem Stillleben dieser Kleinstaatlichen Welt gar keine Ahnung, was der Krieg ist und was die Macht im Völkerverleben bedeutet — endlich und vornehmlich der Preußenhaß. Niemals schmerzlicher als in dem jüngsten Kriege haben wir empfunden, welch' ein Segen die Staatseinheit ist auch für den Charakter eines Volks. Während im Einheitsstaate jeder Erfolg der vaterländischen Waffen von jedem Bürger mit rechtschaffener Freude wie ein persönlicher Triumph empfunden wird, regt bei uns der Sieg alle niedrigen Leidenschaften auf. Man freute sich wohl im Süden der Niederlage der Dänen; aber warum mußten grade diese Preußen den Sieg ersehnen? Nachher haben die Scheelsucht von der einen, die Prahlerei von der andern Seite mit einer gewissen Nothwendigkeit sich gegenseitig großgezogen, und heute ist im Süden der Augustenburger schon darum populär, weil er ein Feind Preußens ist.

Wir fürchten, die Politik der großen Worte und der permanenten sittlichen Entrüstung wird in diesen Tagen ein letztes unfruchtbares Schau-

gepränge aufführen: — auf dem Frankfurter Abgeordnetentage. Wir bebauern die vielen hochachtbaren Männer, welche dort tagen werden, wir bebauern noch schmerzlicher diese unglückliche Nation, die — mediatisirt wie sie ist — augenblicklich nur die Wahl hat entweder auf die Kundgebung ihres Gesamtwillens zu verzichten oder sich durch eine nichtige Demonstration dem Gespött Europa's preiszugeben. Der Abgeordnetentag hat sich einmal ein großes Verdienst erworben, als er sein verwerfendes Votum abgab über die phantastischen Pläne des Fürstentages; damals stand ihm die öffentliche Meinung und — der preussische Staat zur Seite. Noch einmal, im Dezember 1863, konnte er Einiges leisten, als die Höfe, verwirrt und geängstet, über den Charakter der schleswig-holsteinischen Bewegung im Unklaren waren. Heut wissen die Höfe längst, wie harmlos und zu jeder That unfähig diese Aufregung gewesen. Der Augenblick für die neue Versammlung konnte nicht unglücklicher gewählt werden. Der preussische Landtag, eine legitime Volksvertretung, ist heute nahezu ohnmächtig. Meint man, eine Versammlung, die sich selber berufen hat, werde größern Einfluß üben? Durch welche Mittel will man denn wirken? Durch Worte, Worte, Worte. Aber die deutschen Superlative sind durch die Presse und die Vereine abgenutzt, es wird nicht leicht sein den Herobes zu überherobessen. Auf wen denkt man zu wirken? Etwa auf die beiden Großmächte? Man täusche sich nicht, am Berliner und am Wiener Hofe gilt der Abgeordnetentag als eine verwerfliche Wählerversammlung; sollten seine Beschlüsse von jenen Höfen überhaupt beachtet werden, so wird die Wirkung sicherlich nicht die beabsichtigte sein. Oder auf die Mittelstaaten? Ueber die Macht dieser Bundesgenossen kann heute Niemand mehr im Zweifel sein, ihre Zuverlässigkeit muß gerade den tüchtigsten Elementen der Versammlung sehr verdächtig erscheinen; denn Karl Brater und Herr von Beust haben mit einander im Grunde Nichts gemein als den Haß gegen den Grafen Bismarck, und selbst diese Empfindung stammt bei Beiden aus sehr verschiedenen Quellen. Oder hofft man die öffentliche Meinung umzustimmen? Nun, wir können versichern, daß bei uns im Süden unter Hunderten kaum Einer der Versammlung mit ernstlicher Spannung entgegensteht; und daß der Norden sich noch weit theilnahmloser verhält, ist durch die zahlreichen Absageschreiben preussischer Abgeordneter erwiesen. Wenn diese Blätter die Presse verlassen, ist der Abgeordnetentag vermuthlich beendet. Dann werden — wir wagen die Prophezeiung — einige Parteiorgane, die noch immer sprechen, als seien wir um zwei Jahre jünger, mit hohem Pathos reden von der erhabenen Kundgebung des Volkswillens, welche den Grafen Bismarck zermalmen müsse; der Nation wird zu Muth sein, als sei Nichts geschehen.

Ein Mittel giebt es, ein einziges, um dieser todtgeborenen Versammlung ein Scheinleben einzuhauchen. Sollte das Gerücht sich bestätigen, das wir gern für ein Parteimärchen halten, sollte man in Berlin die preussischen Mitglieder des Abgeordnetentags zur Verantwortung ziehen, dann freilich hätte die Regierung den Weg gefunden ihren Gegnern einige Theilnahme der Nation zu sichern.

Doch die krampfhafsten Versuche eines staatenlosen Volks, irgend einen Antheil an seiner nationalen Politik zu nehmen, wollen mit Milde beurtheilt werden. Wir würden die Berufung der Versammlung selbst zu so ungünstiger Stunde billigen, wenn ihre Führer nur den guten Willen zeigten, mit einiger Unbefangenheit an's Werk zu gehen. Der Gasteiner Vertrag wird bereits ausgeführt; jedes Kind begreift, daß der Abgeordnetentag die Vollziehung nicht hindern wird. Es gilt also, nicht rückwärts-, sondern vorwärts zu schauen und die Mittel zu suchen, um auf Grund der gegebenen Sachlage die baldige Wiedervereinigung der Herzogthümer und die Sicherung der Nordgrenze zu bewirken. Statt dessen bricht Herr S. Müller schon in seinem Einberufungsschreiben im wohlbekanntesten schreienden Demagogentone den Stab über den Gasteiner Vertrag. Noch mehr, die Einverleibung Lauenburgs, die bekanntlich auf den Antrag des Landtags geschah, ohne daß auch nur eine namhafte Stimme im Volke widersprach, wird von den Herren Kolb und S. Müller wörtlich also geschildert: „die Verschacherung von Lauenburg, ohne alle Zustimmung dieses Landes selbst!“ Lassen diese Herren den Volkswillen nur gelten, wenn er sich gegen Preußen ausspricht? Oder verlangen sie statt des gesetzmäßigen Landtags das suffrage universel — jenes selbe allgemeine Stimmrecht, das von den Liberalen so oft als ein fluchwürdiges Werkzeug des Cäsarismus mit hoher sittlicher Entrüstung gebrandmarkt ward? Oder sollte Preußen den Lauenburgern eine provisorische Verfassung octroyiren, da an eine freiwillige Verfassungsänderung durch den dortigen Landtag gar nicht zu denken war? Das ist die Billigkeit und Besonnenheit der Führer! Wie es um die Klarheit ihrer Gedanken steht, davon giebt uns leider, leider Karl Brater eine Probe. Er berichtet seinem Erlanger Vereine aus dem Sechsunbbreisigerausschusse Folgendes: die Meinungen gingen sehr weit auseinander, der Abgeordnetentag dürfe also nicht darüber entscheiden, ob die Volksvertretung Schleswig-Holsteins sich für die Souveränität oder für die halbe oder auch für die ganze Annexion erklären solle. Nur ein entscheidender Gesichtspunkt müsse festgehalten werden: einem freiheitsliebenden Volke dürfe nimmermehr die Zustimmung gestellt werden sich einem Staate anzuschließen, der so regiert werde wie heute Preußen. — Zu deutsch: der Abgeordnetentag soll nicht

entscheiden, ob die Herzogthümer preussisch werden sollen oder nicht; aber er soll erklären: man darf den Schleswig-Holsteinern nicht einmal zumuthen preussisch zu werden! Zu solcher Logik gelangt in der Verbitterung des Parteihaßes ein trefflicher, einsichtiger, hochgebildeter Mann. Eine Partei, die auf solchen Wegen geht, verdient sich nur den Hohn der Gegner.

Diese vollendete Dohnmacht der Genossen des Nationalvereins ist die verdiente Strafe der leichtfertigen Felonie und Fahnenflucht, deren die Partei sich schuldig gemacht. Das Programm des Nationalvereins enthielt neben Anlagen, Stoßseufzern und unbestimmten Wünschen einen einzigen positiven Satz von der sogenannten preussischen Spitze. Diesen hat man fallen lassen, die Phrasen sind geblieben. Vor acht Monaten hielten die Jahrbücher noch für nöthig, sich zu vertheidigen gegen den Vorwurf des Gesinnungswechsels, da sie eine Zeit lang die Einsetzung des Augustenburger's für unvermeidlich gehalten hatten und später von dieser Ansicht zurückkamen. Diese Selbstvertheidigung war im Grunde unnöthig; denn für uns, die wir Deutschlands Einheit ernstlich wollen und in dem schleswig-holsteinischen Handel immer nur an das Recht der deutschen Nation gedacht haben — für uns ist die Einsetzung des Augustenburger's bloß eine Zweckmäßigkeitsfrage, und über solche Fragen muß es erlaubt sein, bei veränderten Umständen anders zu denken. Heute, da die Haltung der Parteien sich klarer übersehen läßt, müssen wir den Vorwurf der Sinnesänderung zurückgeben. Wir haben unser altes Ziel, Deutschlands Einheit durch Preußen, unverrückt im Auge behalten; die große Masse der weiland nationalen Partei ist untreu geworden dem einzigen Gedanken, der ihrem Dasein ein Recht und einen Sinn gab. Ja, wir können nicht zurückhalten mit der Anklage, daß der Nationalverein die preussische Führung niemals mit rechtem, derbem Ernst gewollt hat. Eine Idee wie diese, die zusammenhängt mit allen großen Erinnerungen unsrer Geschichte, eine solche Idee wirft ein Mann nicht gelassen über Bord, sobald er sie einmal mit heiligem Ernst ergriffen hat. Oder, wenn er sie aufgibt, so geschieht dies doch erst nach schmerzvollem inneren Kampfe. Von solchen schweren sittlichen Leiden haben wir an den Männern des Nationalvereins Nichts bemerkt; sie wissen gar nicht, daß sie ihre Fahne verlassen haben, daß sie heute das Gegentheil ihrer früheren Absichten wollen. Oh, es ist so bequem, der eitlen Masse beharrlich zu erzählen, daß allein die Selbstsucht der Hölle die Einheit dieses Volkes hindere. Daß die Nation den Feind im eignen Busen trägt, daß sie krank an der Unfähigkeit bei einem großen politischen Plan in guten wie in bösen Tagen unentwegt auszuharren, an ihren gemüthlichen Antipathien, die immer stärker sind als ihr

Verstand — so herbe Wahrheiten können freilich nicht auf den Beifall der Volksversammlungen zählen.

Wir begreifen die Stimmung mancher ehrenwerther alter Herren in den Mittelstaaten, die heute einhergehen, als breche die Welt zusammen. Sie kannten nur ein hannoversches, ein sächsisches Vaterland, ihre Welt allerdings ist im Versinken. Aber mit welchem Rechte darf der Nationalverein zürnen, weil heute le groupe de la troisième Allemagne bei der ersten Regung preussischer Thatkraft zusammenbricht? Er hat ja fort und fort gepredigt, daß die Mittelstaaten ihre scheinbare Bedeutung allein der Unthätigkeit Preußens verdankten. Nun gehen die Männer der nationalen Partei Hand in Hand mit den würdigen Nachfolgern der Montgelaß und Senfft, mit diesen Menschen, in deren Munde das Wort Deutschland genau so klingt wie das Wort Liebe im Munde einer Dirne. Nun vertheidigen sie geschäftig jeden Abberitenstreich mittelstaatlicher Politik. Sogar der Rückmarsch der sächsischen Truppen über Hannover und Meiningen hat die Bewunderung des Nationalvereins gefunden. Die gestern Preußens Führung forderten, sind heute die Freunde jener Korybanten des Großhenthums, welche gemüthlich die Lausitz für Sachsen, Schlesien für Oesterreich verlangen. Traurige Zeichen des alten, ewig neuen deutschen Jammers. Unser Parteileben war und ist rein theoretisch. Wird die deutsche Frage an irgend einer Stelle praktisch, so gehen alle Parteien aus Raub und Band. So geschah es in den zwanziger Jahren, als der Herzog von Köthen, gestützt auf sein unbestreitbares Selbstbestimmungsrecht und auf die Zustimmung seines treuen Volks, eine selbständige Handelspolitik gegen Preußen begann — ein Fall, der mit dem gegenwärtigen überraschende Aehnlichkeit hat — und die Männer der Einheit für den Partikularismus Partei ergriffen. So wieder, als der Zollverein gegründet wurde und die verbienten Altmeister des Liberalismus dawider kämpften. So nochmals im Jahre 1848, als die Liberalen zu spät und mit halbem Herzen ihre Abneigung gegen Preußen überwandten. Wir hegen eine zu hohe Meinung von dem deutschen Liberalismus, als daß wir glauben sollten, seine gegenwärtige Verirrung könne fortbauern. Nur fürchten wir, die Besinnung werde zu spät eintreten, der unselige esprit d'escalier der Deutschen werde sich wieder einmal bewähren.

Vor der Hand wird die Zerfetzung der nationalen Partei noch eine Welle fortwähren. Soeben hat sich in Hessen-Darmstadt unter der Führung des Herrn Professor Schardt eine äußerste Linke als deutsche Volkspartei abgesondert. Diesen Herren ist unser Vaterland bereits zu einig. Sie wollen ein föderales demokratisches Deutschland, nur scheint man darüber noch nicht im Reinen zu sein, ob sechzig oder hundert deutsche

Cantone sich des Selbstbestimmungsrechtes erfreuen sollen. Wir freuen uns dieses Vorgangs. Ungeheuerliche Parteibildungen sind das nothwendige Ergebnis ungeheuerlicher Zustände, und der Ruhm der Consequenz gebührt dieser Partei so gut wie den Ultramontanen. Der fanatisirte Partikularismus hat nunmehr einen ungestörten Tummelplatz für seine blutrothen Orgien gefunden, und der Nationalverein ist seiner allerunbrauchbarsten Elemente entledigt. Wie diese Männer nach links, so scheidet sich auch nach rechts hin eine Partei von dem Nationalvereine ab, welche, gemäßigt in ihren Ansprüchen an innere Reformen, unwandelbar festhält an dem Gedanken: Deutschlands Einheit durch Preußen! Diese Richtung kann vorerst im Süden nur auf wenige Genossen zählen, sie wird durch lange Jahre auf den Velfall der Menge verzichten müssen. Aber so wahr Preußen alle Elemente vernünftiger Freiheit in sich enthält, die sich unfehlbar entfalten werden, ebenso gewiß gehört der preussischen Partei die Zukunft. Die Ueberbleibsel des Nationalvereins werden vermuthlich, in erheblich gelichteter Anzahl, weiter leben. Sie mögen da und dort in einem Kleinstaate eine dankenswerthe Reform durchsetzen. Einfluß auf Deutschlands Geschicke kann eine Partei nicht erlangen, welche dem preussischen Staate gegenüber heute verständig rechnet, morgen launisch grohlt.

Auch das Verhalten der Liberalen in Preußen hat billigen Erwartungen nicht entsprochen. Wir würdigen sehr wohl die unvergleichlich schwierige Lage einer Volksvertretung, welche zu gleicher Zeit über einen verhängnißvollen Verfassungsconflict und über die Schlangenwindungen einer höchst verwickelten auswärtigen Politik zu berathen hat. Wir wissen, daß eine tiefgehende unheimliche Verbitterung sich des Volkes bemächtigt hat, daß ein täglich fühlbarer Druck durch tausend kleine polizeiliche Härten die Gemüther immer von Neuem erregt und sogar der Glaube an die unsträfliche Reinheit der Gerichtshöfe zu wanken beginnt. Mit Alledem wird nicht entschuldigt, daß der preussische Liberalismus in einige Kinderkrankheiten zurückgefallen ist, die wir schon in den ersten Jahren des Verfassungslebens überstanden glaubten. Damals wurde der gute Grundsatz: *measures not men!* von unseren jungen Parteien doch mit einiger Mäßigung befolgt. Der Septembervertrag mit Hannover und die Erwerbung des Jahdebusens fand auch bei heftigen Demokraten Zustimmung, obschon beide Schritte von dem verhassten Ministerium Mantouffel ausgingen. Heute steht die Masse der Fortschrittspartei jedes wichtige politische Ereigniß allein darauf an, ob es dem Grafen Bismarck Vortheil oder Schaden bringt. Nun wollen wir dem Minister des Auswärtigen den Namen eines interessanten Mannes keineswegs bestreiten:



so interessant ist er doch nicht, daß wir über ihm das Vaterland und dessen dauernde Interessen vergessen sollten. Wer Personen und Stimmungen am Berliner Hofe auch nur oberflächlich kennt, wird keinen Augenblick hoffen, auf den Sturz des Ministerpräsidenten werde ein liberales Ministerium folgen. Vielmehr, wir würden die Reaction behalten und ein zweites Nütz dazu erleben. Die Opposition ist in den Fehler der französischen Liberalen verfallen, welche jahrelang in unfruchtbarer Negation verharrten — bloß aus Aerger, weil Ludwig Napoleon der beschränkte Kopf nicht war, wofür man ihn gehalten hatte. Auch Graf Bismarck ist der frivole Abenteuerer nicht, wofür man ihn einst ausgab. Seine auswärtige Politik verfolgt ein ernstes Ziel, sie darf schon jetzt einiger Erfolge sich rühmen, sie hat gerechten Anspruch auf unbefangene Würdigung. Von solcher Besonnenheit finden wir in dem Verhalten der Fortschrittspartei keine Spur. Es schien recht löblich, daß Herr Birchow und seine Genossen zur Zeit der schleswig-holsteinischen Debatte sich mit den Herzogthümern in Verbindung setzten, scheinbar um beiden Theilen gerecht zu werden. Aber war es billig, war es patriotisch, daß man unter allen Parteien der Herzogthümer allein die ausgesprochenen Feinde Preußens herbeizog und die liberalen Annektionisten nicht einmal hörte? In demselben Geiste gehässiger Partelleidenschaft verhandelte das Haus weiter. Man verwarf die Bankvorlage, diesen heilsamen Plan den Einfluß Preußens in Deutschland auf gesetzlichem Wege zu erweitern. Herr Frese sprach das große Wort, Preußen dürfe nicht wachsen, sonst werde die Machtsphäre des Ministeriums erweitert! Sind wir schon so weit, daß wir Nichtpreußen den Fortschrittmännern zurufen müssen: „vergeßt nicht, daß Ihr nicht bloß Liberale seid, sondern auch Preußen“ —? O nein, der Ruf würde von Vielen dieser Fanatiker nicht einmal verstanden werden. Derselbe Herr Frese zog in die Herzogthümer, spann dort Ränke mit den Augustenburgern gegen seinen eigenen Staat, und als Preußen auf ein so außerordentliches Verfahren mit einer außerordentlichen Gewaltmaßregel antwortete, da rief der preußische Patriot den I. I. Commissär zu Hilfe gegen die preußischen Beamten. Mit welchem Namen würden die Engländer oder ein anderes Volk von starkem politischen Gesammtbewußtsein ein solches Betragen bezeichnen? Wir bezweifeln leider, ob die Regierung den ernststen Willen hegte sich mit dem Landtage zu verständigen, aber wir wissen noch sicherer, daß bei der Haltung der Fortschrittspartei eine Verständigung unmöglich war. Vor einigen Jahren waren die Liberalen der Junterpartei nicht ohne Grund vor, sie wolle kein mächtiges Preußen. Heute wird der Vorwurf mit besserem Rechte einem Theile der Fortschrittspartei zurückgegeben. So dehnt sich denn die Klust

zwischen Regierung und Volksvertretung durch die Schuld beider Theile weiter und weiter. Unfäglich geschadet haben die Vorgänge in Köln. Warum ohne Grund und Zweck jene Provinz beleidigen, in der die Anhänglichkeit an den Staat ohnedies nicht sehr tief wurzelte? Warum die gedankenlose Masse erbittern, der ein gestürtes Mittagessen wichtiger ist als ein Staatshaushalt ohne Budget? Wenn sich so die Unklugheit dem Unrechte gesellt, verschwindet die Aussicht auf Beilegung des Conflicts in weite Ferne.

Weil es so steht, weil die innere Krisis nicht heute noch morgen beendet werden kann, während in dem schleswig-holsteinischen Handel die Stunde drängt und jeder nächste Augenblick eine Entscheidung bringen mag, darum können wir nicht hören auf den unpraktischen Rath einiger altliberaler Freunde: „zuerst eine gesicherte Verfassung, nachher eine thatkräftige Politik nach Außen.“ Auch den Vorwurf lassen wir nicht gelten, daß wir voreilig zusammenzwängen wollen „was die Natur für einander bestimmt hat.“ Wir leben des Glaubens, auch Hannover und Sachsen seien von der Natur für den preussischen Staat bestimmt; aber der Himmel weiß, wann die Natur so freundlich sein wird diese Länder zusammenzufügen. Der schwerste Fluch der deutschen Geschichte liegt ja darin, daß wir träge zuschauend den politischen Naturwuchs äppig aufwuchern ließen, und nur selten einmal Vernunft und Wille in der Wildniß rodeten. — Durch Vorgänge wie jene Schritte des Herrn Frese werden hoffentlich mehrere altliberale Genossen, die uns zürnen, belehrt werden. Vielleicht begreifen sie endlich, daß sie es sind, die heute irren, verführt durch einen ehrenwerthen Rechtsformalismus und einen falschen Begriff von Consequenz. Das Recht eines Herzogshauses muß dem höheren Rechte der nationalen Selbsterhaltung weichen. Die Consequenz besteht nicht darin, daß in alle Ewigkeit A sagen muß wer einmal A gesagt hat; man soll sich das Herz fassen zur rechten Stunde B zu sagen. Nur Einzelne unter den Altliberalen hoffen wir nicht zu überzeugen: jene Doctrinäre, welche den Verfassungsplan des Staates unserer Zukunft bis auf den letzten Paragraphen fertig in der Tasche tragen und nun groffen, weil die Weltgeschichte auf einen anderen Plan verfiel.

Während die Masse des Liberalismus sich in reinen Negationen bewegte, hat die preussische Diplomatie gehandelt. Eine Versöhnung mit dem Prätendenten war auf lange hinaus, eine Verständigung mit dem Lande war für den Augenblick unmöglich. So blieb, um die unerträgliche Dreiherrschaft zu beendigen, nur übrig die Verhandlung mit dem Mitbesitzer, und Oesterreich hat abermals, wie einst in dem Rendsburger Handel, vernünftig nachgegeben. Wir befassen uns nicht mit der demokrati-

sehen Grille, welche in dem Gasteiner Vertrage ein achtfaches Dimut sieht. Wir widerlegen auch nicht den unbegreiflichen Irrthum eines vortrefflichen Freundes, der ernstlich fürchtet, Oesterreich werde von Altona aus Preußens Sicherheit bedrohen — mit einem Heere, das noch nicht dasiebt. Die Vortheile des Vertrags liegen auf der Hand. Die geheime Regierung des Prätendenten ist für Schleswig gänzlich beendet. Der k. k. Statthalter von Holstein ist verpflichtet, auch dort keine Mitregierung zu dulden. Vernachlässigung dieser Pflicht kann für Preußen ein Hebel weiterer Unterhandlungen werden. Lauenburg steht definitiv, das nicht ungünstig gestimmte Schleswig provisorisch unter preussischem Scepter. In Holstein besitzt Preußen einen Kriegshafen, eine Festungsbefahrung und die nothwendigen Communicationen. Daß Kiel der Hafen für die imaginäre Bundesflotte werden soll, scheint uns nur einer jener kleinen Scherze, die man den Diplomaten zur Erholung von ihrem harten Tagewerke wohl gönnen darf. Ebenso bestimmten die Zollvereinsverträge vom Jahre 1833 ehrfurchtsvoll und feierlich: durch diesen Vertrag wird der Bundeszollgesetzgebung nicht vorgegriffen — und die verheerende Wirkung dieser Clause ist bekannt. Nunmehr, da Preußen nicht mehr durch zwei Mitregenten gehemmt wird, ist die Bahn frei die Schleswiger für unseren Staat zu gewinnen. Es wird dazu der gewissenhaftesten Sorgfalt von Seiten der Regierung bedürfen, denn leider besitzt man in Preußen eine verhängnißvolle Fertigkeit die Bevölkerung neu erworbener Länder vor den Kopf zu stoßen. Man gedenke der Vorfälle bei der Besetzung der Rheinlande. Wir wünschen kein unwürdiges Buhlen um die Volksgunst; wir freuen uns, daß Herr von Manteuffel sein Amt nicht wie Herr von Gablenz mit einer plumpen und unwahren Schmeichelei gegen die „hochausgebildete“ Selbstverwaltung der Herzogthümer begonnen hat. Entfernung der Beamten, welche unter Verletzung ihrer Dienstplicht mit dem Prätendenten in Verbindung standen — aber auch nur dieser — und dann ein rechtschaffenes, ernstes Regiment; vor Allem in Nordschleswig Gerechtigkeit gegen die Unterdrückten, ohne Schwäche. Da in Schleswig augenblicklich ein eigentliches Verfassungsleben nicht besteht, so wird dem Statthalter leicht fallen, über alle Parteigegensätze kalt hinwegzusehen und durch eine thätige Verwaltung für mannichfache technische Verbesserungen, deren das Land bedarf, zu sorgen. Ein Gerücht redet von der bevorstehenden Verleihung des preussischen Indigenats an die Schleswiger. Wir hoffen, daß die Kunde sich bestätigt und dem Lande der Genuß aller der Vortheile gewährt wird, worüber ein großer Staat verfügt.

Verfährt man also — und die Aufgabe zählt zu den schwierigsten — so wird die Umstimmung der Gemüther nicht ausbleiben. Das Land em-

pfundet bereits und wird noch deutlicher empfinden, daß der passive Widerstand, welcher gegen den schwachen fremdländischen Gebieter genügte, nicht ausreicht gegen das mächtige, deutsche, höher gesittete Preußen. Das unverständige Parteitreiben der letzten Zeit hat sich noch einmal in zwei lauten Schlägen entladen. Die schleswig-holsteinischen Vereine wandern auf den Abgeordnetentag, und eine Versammlung von Deputirten bittet den Bundestag „ohne weiteren Verzug“ dahin zu wirken u. s. w. Mit dieser humoristischen Zusammenstellung der Worte „Bundestag“ und „ohne Verzug“ wird hoffentlich das schlafwandlerische Thun zu Ende sein und das vernünftige Handeln beginnen. Einem so verständigen Volke kann doch unmöglich entgehen, daß der Bundestag ein allzu reifes Alter erreicht hat um seinen Charakter noch zu ändern; er wird auch diesmal mit Würde thun was er nicht lassen kann — nämlich gar Nichts. Jeder ernste Mann soll jetzt darauf sinnen, wie der Stolz des Landes, das alte up ewig ungedoelt, das der Gasteiner Vertrag leider provisorisch aufgehoben hat, wieder hergestellt werde. Dahin führt ein gerader Weg: man muß das Wohl des Landes höher stellen als die Ansprüche des Prätendenten, der schon so viel Unheil über das unglückliche Volk gebracht hat. Wenn man sich hierzu nicht entschließen kann, wohlán, so beginne man endlich, endlich die höchste Angelegenheit des Landes mit dem Ernste und der Klugheit des Geschäftsmannes zu behandeln. Man wende sich nicht an die traumhaften Gewalten in Frankfurt, sondern, nach dem Beispiel der Lauenburger, an die Macht, welche über das Schicksal des Landes das gewichtigste Wort zu sagen hat — an die Krone Preußen. Dies wird zunächst die wohlthätige Folge haben, daß die Schleswig-Holsteiner sich wieder an jene maassvollen Formen gewöhnen, welche zum Heile der Welt bei der Behandlung von Staatsgeschäften üblich sind. Redensarten wie „null und nichtiger Ränderschacher“ darf man Sr. Majestät dem Könige von Preußen allerdings nicht bieten. Man kann ihm auch nicht Bedingungen stellen, die wie Hohn klingen, nicht das beliebte allgemeine Versprechen, irgend einmal irgend ein „Opfer“ zu bringen; man versuche — wenn dieser Beweis sich führen läßt — der Krone zu beweisen, daß die Durchführung der Februarforderungen durch die Einsetzung des Prätendenten nicht gefährdet wird. Verharren die Schleswig-Holsteiner bei der Thorheit, Hilfe zu suchen bei Preußens Feinden, so wird es ihnen ergehen wie den starrköpfigen Holländern auf dem Utrechter Congreß: die Mächte werden ohne sie und über sie verhandeln. Eine ruhigere Zeit wird dann urtheilen: auch Preußen hat gesündigt durch die Härten, Unwahrheiten und Widersprüche einer unberechenbaren Politik; aber ein vollgewichtiger Tadel wird auch auf den Troß der Schleswig-Holsteiner fallen.

Wir hoffen, daß Preußen zäh ausdauernd den getreuen Allirten zum dritten Male zum Nachgeben bewegen wird. Unsere Stärke dem Mitbewerber gegenüber liegt zunächst in unserem guten Gewissen. Preußen hat ernste, entscheidende Interessen im Norden zu vertheidigen, darf und soll Großes dafür wagen. Das Donaureich ist nur durch eine frivole Phantasterei in den ihm fremden Handel gezogen worden. Es wird nicht leicht sein, die Preußen wieder aus Schleswig zu verdrängen. Kann Oesterreich ernstlich daran denken, seine provisorische Herrschaft in Holstein gleichfalls zu einem definitiven Zustande zu machen? Daß der Kaiserstaat an seiner Stärke krankt wie andere Staaten an ihrer Schwäche, ist nach gerade zum Gemeinplatz geworden. Man wird in Wien nicht wünschen, noch eine halbe Million unzufriedener Unterthanen zu so vielen anderen zu erwerben. Die Holsten sind Lutheraner, Deutsche, höher gesittet als die Oesterreicher; ein solches Volk auf die Dauer festzuhalten ist dem Mikschreie an der Donau noch nie gelungen. General Gablenz wird den Holsten das Provisorium so gemüthlich als möglich einrichten, er wird jetzt wie einst im Kriege Hunderte von Journalisten finden, die das Lob des lebenswürdigen k. k. Wesens singen. Würde der Besitz definitiv, so muß sich der schneidende Gegensatz der Interessen zwischen dem Staate des Concordats und dem deutschen Herzogthume sehr bald zeigen; Holstein würde wie welland Belgien ein Mühlstein am Halse Oesterreichs. Der unhaltbare Außenposten brächte überdies den Kaiserstaat in unabsehbare Händel mit seinem preußischen Allirten. Für die Ehre, Deutschlands Nordgrenze zu vertheidigen, ist die kühle Wiener Politik heute ebenso unempänglich wie einst für die Ehre, in Belgien unsern Westen zu hüten. Daher werden sich die k. k. Staatsmänner die Frage vorlegen: sollen wir Holstein für eine Summe harter Thaler an Preußen abtreten und also die von dem Volke ersehnte Wiedervereinigung der Herzogthümer bewirken? — oder sollen wir das Land für ein Lohn Dir's Gott! an den Prätendenten geben, Preußen uns zum erbitterten Feinde machen und die verhasste Trennung der Herzogthümer verewigen? Uns scheint, die Antwort kann für einen geldbedürftigen Staat nicht zweifelhaft sein. Es ist bedeuftam, daß einige Organe der ultramontanen Partei, der man Verständniß für reale Machtverhältnisse nicht absprechen kann, dem Kaiserhause schon längst besonnene Nachgiebigkeit empfehlen. Mit seltener Offenheit haben die Staatsmänner Italiens gestanden, daß sie im ersten Augenblicke eines Krieges um Holstein sich auf Venetien stürzen werden. Das Volk in Oesterreich ist des fremden nordischen Handels müde, während die Preußen — was auch die Fortschrittsmänner sagen mögen — für die Position an unseren beiden Meeren mit Freuden in den Kampf ziehen würden. Dazu das



Chaos der k. k. inneren Zustände. Die Oesterreicher finden jetzt den wohlverdienten Lohn für den Spott, womit sie den ehrenwerthen Verfassungskampf des preussischen Volks verfolgt haben. Nachdem eine Zeit lang Niemand wußte, ob das Februarpatent oder das Oktoberdiplom oder ein Gemisch aus beiden die Verfassung des Reiches bilde, rückt das neueste k. k. Manifest die Constituirung des Reichs in weite Ferne. Noch jede österreichische Verfassungskrisis hat den Bestand des Reiches selber in Frage gestellt. Unheimlich erscheint vor Allem die tiefe Gleichgiltigkeit der Völker Oesterreichs, während allein die Magyaren, das politisch bestgeschoolte Volk des Reichs, Thakraft und Leidenschaft zeigen und ihr altes Spiel mit immer steigenden Forderungen abermals erneuert haben und auch fernherin erneuern werden. Wir wünschen herzlich, der Kaiserstaat möge diese unabsehbare Krisis überstehen, aber noch herzlicher, Preußen möge sie ausbeuten für seine guten Zwecke. Es war abermals eine Phrase, wenn die liberalen Blätter versicherten, alle deutschen Cabinette ständen auf Oesterreichs Seite. Herr von Barnbüler hat gegenüber seinen Gut und Blut opfernden Kammerern wiederholt die Ueberlegenheit des praktischen Geschäftsmannes bewiesen: er kennt die bescheidenen Pflichten eines Kleinstaats. In München träumt Herr von der Pfordten von der Erneuerung der Lorbeeren von Bronzell; bei seinen Genossen und bei dem jungen Könige überwog bisher die ruhige Ueberlegung. Von dem anerkannten Patriotismus des bairischen Hofes ist eine Betheiligung am Kriege gegen Preußen nicht zu erwarten. Das jüngste bairische Votum in Frankfurt zeigt, daß die Souveränität des Augustenburgers in Karlsruhe keineswegs als unabweisbare Nothwendigkeit betrachtet wird. Die niederdeutschen Höfe fühlen die harte Wahrheit des vielverspotteten Wortes, daß sie in der Machtsphäre Preußens liegen. Auch der König von Sachsen würde sich als gewissenhafter Mann die Frage stellen, ob es patriotisch sei, der Eitelkeit eines vielgeschäftigen Ministers zu Liebe einen Bürgerkrieg zu beginnen. Wer bürgt für den Ausgang? Wer weiß, in welcher Felsenspalte der sächsischen Schweiz man die dareingeworfene Krone des Hauses Wettin suchen müßte? — Alles in Allem, liegen die Dinge in Deutschland nicht ungünstig für eine entschlossene preussische Politik.

Ueber unser Verhältniß zum Auslande haben wir uns nie behaglichen Täuschungen hingeeben. Kein Nachbarland sieht mit Freude, daß die Mitte des Continents zu erstarren beginnt. Die Thaten Oesterreichs in Italien und die Sünden so vieler deutscher Dynastien im Auslande haben den deutschen Namen mit den Verwünschungen aller Nationen belastet. Wir mögen mit den Russen streiten um den traurigen Ruhm, wer das unbeliebteste Volk Europas sei. Doch von der Abneigung zur thät-

lichen Einmischung ist ein weiter Weg. Die einzige unmittelbar bei der Frage betheiligte Macht, Rußland, kann die Entstehung einer neuen baltischen Seemacht nicht wünschen. Aber das Czarenreich bedarf der Ruhe zur Durchführung einer umfassenden socialen Reform, und wir geben etwas — wenn auch nicht sehr viel — auf die Nachwirkungen der alten Bundesgenossenschaft und jener verständigen Politik, welche Preußen während der polnischen Revolution innehielt. Der Eroberer von Savoyen und Nizza hat soeben seinen tugendhaften Widerwillen gegen alle Annexionen der Welt verkünden lassen. Dieses sehr ernste Ereigniß scheint uns doch kein Grund zum Verzagen. Napoleon III. besitzt in hohem Maße den Instinkt für das Nothwendige, der den großen Staatsmann macht. Wie er Italiens Einheit nicht wollte, doch als unvermeidlich hinnahm, so weiß er auch — besser als sein Volk, besser als viele Deutsche — daß Preußen wachsen muß kraft einer Nothwendigkeit, die stärker ist als eines Menschen Wille. Er wird versuchen von diesem Wachsthum Vortheil zu ziehen, nicht es zu hindern. Er bedauert innig, daß es zwischen unseren Großmächten nicht zum Kriege kam; aber er weiß, daß er am Rheine deutschgesinnten Menschen und einem zähen Widerstande begegnen würde, dessen unberechenbaren Folgen er seine junge Dynastie nicht gern aussetzen mag. Die Träume des Fürsten Richard Metternich finden in diesem nächsternen Kopfe keine Stätte; denn zwischen Frankreich und Oesterreich stellt sich trennend unser bester Bundesgenosse — Italien. Und am Ende liegt es ja in des Kaisers Hand, ob die Annexion im Norden erfolgen soll mit oder ohne eine preußische Garantie für den Besitz Venetiens. Auch von dieser Seite sehen wir noch keine Schwierigkeit, die ein entschlossener und behutsamer deutscher Wille nicht bewältigen könnte.

Die Wogen der demagogischen Aufregung beginnen zu ebbn, die Zeit der Ernüchterung bricht an. Wenn die Vorsehung mit inniger Barmherzigkeit auf dieses habende Land hinabschaut, so hoffen wir den Tag zu erleben, da die Stände Schleswig-Holsteins sich ihrer Pflichten gegen das große Vaterland erinnern und eine hochsinnige, eine deutsche Entschließung finden werden. Dann wird ihrem Lande die demüthigende Rolle eines Vasallenstaates erspart bleiben. Die Herzogthümer werden, so hoffen wir, nicht durch das lose Band einer Personal-Union mit Preußen verkettet werden, sondern als eine gleichberechtigte Provinz in diesen Staat eintreten. Schwer sind die Lasten, welche das neue Scepter bringt. Aber die Erwerbung eines so köstlichen Besitzes wird den ersten Keim bilden für die Versöhnung des Volkes und der Krone in Preußen. Und wie immer die Würfel fallen mögen — dies Eine weiß man in den Herzogthümern: die deutsche Herrschaft bringt diesem Lande nicht Tage des

trägen Behagens, sondern eine Zeit rechtschaffener Arbeit, um Vieles nachzuholen, was in einer langen Epoche des Halbschlummers versäumt ward. In solcher Hoffnung rufen wir der alma mater von Kiel zum 5. Oktober den besten Glückwunsch zu, den wir zu sagen wissen: „ein gefegnetes neues Jahrhundert unter dem Schutze des ersten deutschen Staates!“ —

23. September.

Heinrich von Treitschke.

## Notizen.

Von Julian Schmidt's Literaturgeschichte liegt der erste Band einer fünften Auflage vor uns (Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Bd. I: das classische Zeitalter. 1781—1797. Leipzig bei Grunow. 1865). Diese Auflage darf als ein neues Werk betrachtet werden. Denn sie ist unter einem ganz neuen Gesichtspunkt gearbeitet.

Unsere älteren Leser erinnern sich der Wirkung, welche vor etwa zwanzig Jahren die Grenzboten von Gustav Freytag und Julian Schmidt übten. Sie kämpften im Vorvertreffen einer wichtigen Wendung des deutschen Geistes. Wie sie die neu gefundenen Grundsätze handhabten, verbreiteten sie einen panischen Schrecken in den Kreisen der jungdeutschen Schule und unter den letzten Ausläufern der Romantik. Die Analyse war grausam, mit welcher der Zusammenhang in den Erzählungen der damaligen Romanschriftsteller geprüft, das specifische Gewicht der Empfindungen in den Versen unserer Dichter bestimmt wurde. Aber nothwendig war daß das geschah. Unzählige Repliken stürmten damals auf die Dioskuren herein. Der Humor in einigen Erwiderungen Freytag's wirkt noch heute, nachdem diese Streitigkeiten so lange vergessen sind, wirklich erheitern und diese Bände der Grenzboten werden gewiß einmal für den Literaturhistoriker eine lustigere Lectüre sein, als die Gedichte und Romane der Zeit, auf welche sich die Kritiken beziehen.

Aus diesen Streitigkeiten entsprang damals die Literaturgeschichte Julian Schmidt's. Sie war ein durch und durch polemisches Buch. Es sprach aus ihr das klare Bewußtsein der ersten und großen Zukunft, welche dem deutschen Volke bevorstand; nicht unvorbereitet sollte dasselbe über sie hereinbrechen, nicht vage Empfindungen, sondern eine ernste politische Bildung, wie sie insbesondere das historische Studium giebt, sollte sie antreffen.

Die Erinnerung daran, wie das Buch hierzu wirksam war, hätte schon für sich Beurtheilungen, welche vor wenig Jahren und ganz verspätet hervortraten, einen völlig verschiedenen Ton, einen ganz anderen Gesichtspunkt geben müssen, als der ist durch welchen sie eine Art von Ruf erlangt haben. Es wäre leicht, zu zeigen wie viele von den einzelnen Ausstellungen auf geradezu lächerlichen (wir schreiben das Wort mit Bedacht) Mißverständnissen beruhten. Das Wichtigste ist, daß es höchst unbillig war, das Buch unter einem anderen Gesicht-



punkt zu beurtheilen als unter welchem es entstanden war und gewirkt hatte — in so weiten Kreisen gewirkt hatte als wenig Schriften dieser Jahrzehnte. Fehlerlos und aus genauer Lektüre alles Erwähnten werden einmal dergleichen Bücher überhaupt nicht geschrieben. Und dieses gerade war aus den Gesichtspunkten der damaligen deutschen Bildung und ihrer Bedürfnisse entworfen, nicht aus denen der Gelehrsamkeit.

Eine Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode findet heute nichts mehr von jenem Publikum vor, welches sich aus jungdeutschen Romanen und Dramen bildete und lyrische Gedichte bündeweise consumirte. Der fortgesetzte Kampf gegen die falschen Maximen und Empfindungen jener Zeit wäre überflüssig. Und wir dürfen nicht ohne Stolz hinzufügen, daß das gegenwärtige Publikum nicht nur andere, sondern daß es eben höhere Ansprüche an ein Werk dieser Art macht.

Demgemäß hat die neue Auflage sich eine Aufgabe gestellt, wie sie diesen veränderten Bedürfnissen des Publikums entspricht.

Sie reproducirt den wesentlichen Inhalt der Bildung unserer classischen Epoche. Es herrscht in dem Buche ein höchst wohlthätiger sachlicher Zug. Die Form der Kunstwerke, die Individualität der Schriftsteller, das Urtheil über ihre Denkart — das alles tritt ganz zurück hinter die inhaltreiche Reproduktion der geistigen Welt, welche sich damals bildete und die heute noch Deutschland und seine Bildung beherrscht.

Hierdurch unterscheidet sich diese Literaturgeschichte fundamental von allen übrigen. Und darum wird sie dem, der Belehrung über den Inhalt dieser großen Epoche sucht, stets am nützlichsten sein. Die von Gervinus überliefert in großem Styl und mit genialem Blick den historischen Geist dessen was geschah. Bücher wie die von Gottschall, Fettner bewegen sich in der dünnen Luft von ästhetischem Urtheil, Schilderung der Individualitäten. Stoffreiche Mittheilung des Gehaltes unserer Literatur gewähren sie nicht. Der vorliegende Band von Julian Schmidt zeigt den Reichthum unserer classischen Epoche so deutlich, daß man meint ihn zusammenzählen, gewissermaßen Gedanke für Gedanke durch die Finger rollen lassen zu können.

Für diese Wirkung wird ein Mittel benutzt, welches auch seine Schattenseiten hat. Die wesentlichen Stellen, in welchen die verschiedenen Schriftsteller ihre Denkart aussprechen, werden wörtlich mitgetheilt. Die Vortheile hiervon leuchten unmittelbar ein. Aber man empfindet doch auch sehr stark die Nachtheile. Die Einheit eines größer gedachten Zusammenhangs wird zerrissen. Ebenso wird der äußerliche Zusammenhang des Lesens zerschnitten. Stellen, die man an ihrem Orte mit Entzücken lesen würde, müssen da ihren Nachdruck verlieren, wo man schon ungeduldig geworden ist, vom Subject des Literaturhistorikers zu dem der Schriftsteller jener Tage und wieder zurück sich hin und her werfen zu lassen.

Wichtiger noch ist, daß die Form einer Geschichte der einzelnen Schriftsteller, in welcher das Material der Literaturgeschichte überliefert ist und die daher noch in den meisten Literaturgeschichten mitten im Zusammenhang hindurch scheint, in dem vorliegenden Buche völlig aufgehoben ist. „In der Geschichte des geistigen Lebens“ — sagt der Autor — „ist es nicht anders als in der politischen Geschichte: auch in jener läßt sich die gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung

der Selben in Form von Grund und Folge entwickeln. Wenigstens habe ich so empfunden, als ich die geistige Bewegung von den ersten Kämpfen des gesunden Menschenverstandes und des Gefühls gegen den kirchlichen Zunftzwang bis auf unsere Lage in ihrem inneren Zusammenhange zu erforschen mich bemühte. Es schien mir, als ob diese geistigen Kämpfe Deutschlands ein ebenso zusammenhängendes und einheitliches Gemälde bilden, als irgend ein geistiger Kampf; mit anderen Worten, daß sie sich vollkommen für die Form der Erzählung qualificiren.“ Demgemäß erblickt man hier an einzelnen Materien Wirkung und Gegenwirkung der Schriftsteller dergestalt im Spiel gegeneinander, daß der wesentliche Gehalt der Anschauungen über dieselben hervortritt.

Der Autor selber bekennt seinen Eindruck, daß auf diese Weise eine gewisse Unruhe entstehe, da die Aufmerksamkeit zwar im Ganzen durch eine Einheit des Gegenstandes zusammengehalten, doch aber durch den Wechsel der Personen, ja selbst durch ein gelegentliches Abschweifen von dem Gegenstande auf der anderen Seite gar sehr zersplittert wird.

Wir finden vornehmlich in zwei Punkten seines Verfahrens den Grund zu der Thatfache, daß diese Unruhe manchmal sich störend aufdrängt.

Eine Gruppierung in Capiteln, welche besondere Ueberschriften trügen und den Stoff durch allgemeine Gesichtspunkte gliederten, die naturgemäße Form für einen solchen Gegenstand, ist von ihm mit einer Ueberlegung vertauscht, welche große Abschnitte nur durch Striche trennt, bei kleineren nicht selten anstatt einer durchschlagenden Disposition zufällige erzählende Uebergänge giebt. Die treffliche Disposition der Inhaltsangabe ist hier eine ungenügende Aushülfe; wer mag sie immer zwischen den Fingern haben?

Zugleich sind viele Data um der Vollständigkeit willen an Orten gegeben, an welchen sie den Leser zerstreuen, ja sogar stören. Das ist freilich unvermeidlich, wenn man mit der von J. Schmidt eingeschlagenen Methode Vollständigkeit der wesentlichen biographischen Data verknüpfen will. Aber wozu — bei so vielen sonstigen Hülfsmitteln und besonders bei der Unmöglichkeit diese Data an ihrem zufälligen Orte zu suchen — soll eine solche Vollständigkeit dienen?

Was wir auch im Einzelnen anders wünschten: wir haben doch zugleich den Wunsch daß diese Manier der Literaturgeschichte jene andere verdrängen möchte, die durch Schilderung, durch ästhetische und biographische Charakteristik, geistreiche Urtheile den großen Stoff bequem fassen zu können glaubt und durch die Fetterer, Gottschall, Schäfer, Hilbebrand zur Herrschaft gelangt ist. Die Literaturgeschichte nahm einst einen großen Anfang, als Servinus, Danzel, Guhrauer, ernste und energische Köpfe, sie in Angriff nahmen. Seitdem ist sie in's Kraut geschossen. Die synchronistische Form des vorliegenden Buchs, welche es möglich macht die Bildung einer Zeit nach Grund und Folge darzustellen, enthält den Keim einer strengeren wissenschaftlichen Form. Und der sachliche, realistische, auf den Gehalt gerichtete Sinn kommt den gesunden Interessen des Publikums entgegen. Darum heißen wir das Buch, was wir auch im Einzelnen anders wünschen mögen, sehr willkommen.

Wir haben das Vergnügen, unsern Lesern das Erscheinen des zweiten Bandes von Springer's österreicher Geschichte seit dem Wiener Frieden 1809 (Staatsgeschichte der neuesten Zeit. Bd. 10) anzuzeigen. Nach dem, was der erste Theil dieses Geschichtswerks uns für die Zeit bis zum Vorabend der Revolution von 1848 gebracht hatte, konnte man der Fortsetzung, der Darstellung des Revolutionsjahres selbst, nicht anders als mit gespannter Erwartung entgegensehen. In dem Augenblick, wo das Buch uns zukommt, tritt noch ein specielles Interesse hinzu. Eben in diesen Tagen ist Oesterreich in eine neue Phase seiner vielgewundenen, schicksalsreichen Entwicklung getreten, ein Entschluß ist dort gefaßt worden, dessen schwer zu berechnende Folgen in den nächsten Monaten sich vollziehen werden, und die daraus hervorgehenden Eventualitäten werden vielleicht von einem weit über die Grenzen Oesterreichs hinausreichenden praktischen Interesse sein. Diese neueste Wendung der österreichischen Politik ist beispiellos in der Geschichte dieses Reiches; aber dennoch ist es für jeden aufmerksamen Beobachter der gegenwärtigen Vorgänge in Oesterreich von dem höchsten Werth, gerade jetzt die Ereignisse des Revolutionsjahres sich von einem kritischen Forscher und kundigen Erzähler recht ausführlich vor die Augen stellen zu lassen. Denn, was auch dazwischen liege, mehr als anderwärts walten hier noch die nämlichen Hauptverhältnisse wie damals, die nämlichen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die alten Ansprüche und die alten Gegensätze, die alten Wünsche und die alte Verblendung; noch dreht sich, möchte man sagen, heute wie damals Alles um Bewahrheitung oder Widerlegung von Dahlmann's altem trostlosen Ausspruch: „Oesterreich kann seinen Völkern keine Freiheit geben, den völkerschaftlichen Charakter zwar im Privatrecht und in der Sitte ehren, aber nicht im öffentlichen Rechte hervortreten lassen. Das fordert seine Selbsterhaltung.“

Hierneben nun der jüngste Staatsstreich und das neueste jetzt im Gang befindliche Experiment. Die Lectüre des Springer'schen Buches führt uns mitten hinein in die lebendige Kenntniß der Elemente, die dort neben und wider einander stehen; zum Theil sind es sogar die nämlichen Persönlichkeiten, welche noch heute auf der Bühne stehen.

Wir werfen einen raschen Blick auf das bunte und bewegte Bild, welches der Verfasser vor uns aufrollt, um vorläufig nur einzelne Punkte aus demselben hervorzuheben. Mit der Darlegung des vollendeten inneren Bankerutts, wie ihn das alte österreichische System um die Mitte der vierziger Jahre erkennen ließ, schloß der erste Band; Alles war reis zum Zusammenbrechen, sobald nur ein einigermaßen kräftiger Stoß von außen oder innen dawider geführt wurde. Wie viel rascher und vollständiger mußte der Zusammenbruch sein, wenn das feindliche Element, welches sich zum Stöße erhob, die mächtigste und einflussreichste Gewalt war, welche überhaupt die neueste Geschichte der europäischen Staaten beherrscht, und wenn gerade die österreichische Monarchie nach ihrer ganzen Natur und Geschichte gleichsam der verkörperte Gegensatz desselben war. Dieses Element war das erwachende Bewußtsein der Nationalitäten, und damit von selbst gegeben die feindselige Richtung der einzelnen in dem österreichischen Complex enthaltenen wider einander. In anderen Vereichen mochte dieses Erwachen des moderneren Nationalbewußtseins zur Kräftigung und Zusammenfassung dienen; das alte Oesterreich gerieth ihm gegenüber in die Lage des Schiffes in der Fabel, welches sich dem verhängnißvollen Magnetberg nähert und dem mit einem Male alle Nägel und Klammern von ihrer Stelle weichen und der unwiderstehlichen Anziehungskraft folgen. Von diesem Punkte nimmt die neue Darstellung Springer's ihren Ausgang. In ausführlicher Schilderung treten die einzelnen nationalen Hauptgruppen vor unsere Augen. \*) Als actives,

\*) Es ist vielleicht von Interesse, hier die Verhältniszahlen zu notiren, welche der Ver-

zu gesteigertem Bewußtsein erwachendes Element tritt uns vor Allem das czechische entgegen. Wir verfolgen den Proceß, wie ausgehend zunächst von einem ziemlich unschuldigen philologisch-patriotischen Enthusiasmus für das nationale böhmische Völkern man Schritt für Schritt sich weiter emporzuschwingen sucht; die zweifelhafte Königinhofer Handschrift bringt dem wachsenden Nationalgefühl mit einem Male den Stolz einer uralten Literatur; man hat, mögen auch immer dann die weiteren Entwicklungsglieder bis jetzt noch fehlen, doch wenigstens einen literar-historischen Anfang wie die anderen Culturnationen, man hat ein altes Epos, alte Heldenlieder, einen „czechischen Homer“ und der Beweis ist geführt, nicht nur daß der slawische Stamm den Romanen und Germanen geistig ebenbürtig ist, vielmehr eben weil man die weiteren literarischen Entwicklungsstufen noch nicht gemacht hat, so ist klar, daß die Zukunft der europäischen Cultur diesem jüngsten Kulturstamme angehört: „bei den Slawen ist erst der Morgen angebrochen, bei den Deutschen herrscht voller Tag, während die Engländer schon den Mittag feiern, Franzosen und Italiener dem Abend sich zuneigen und die Spanier vollends in nächtliches Dunkel versunken sind. Die Slawen sollen die Antike und das Mittelalter versöhnen und . . . für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen.“ Mit so naiven Gedanken nährte sich diese Bewegung; mit ihnen ging sie bald von dem literarischen Gebiet auf das der politischen Agitation über, und weiter greifend über das Reich des einzelnen slawischen Stammes hinaus erzeugte sie das unfruchtbare Phantom des Panlawismus. Mit hohem Interesse verfolgt man durch das Buch hindurch das Schicksal dieser Bestrebungen, deren ganze innere Nichtigkeit der Verfasser schonungslos offenlegt. Auch die panslawistische Idee bewegt sich anfänglich nur auf dem Gebiet philologisch-literarischer Liebhaberei; mit dem Ausbruch der Bewegungen von 1848 drängt man mehr und mehr zu praktischer Bethätigung und Gestaltung; in den Kreisen der Südslawen in Kroatien und Slawonien, wo man durch die Gegenwirkung der magyarischen Herrschaftsbestrebungen sich am schwersten bedroht fühlte, reifte der Gedanke einer allgemeinen Slawenverbrüderung, ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung in dem großen Slawencongreß, der im Juni 1848 zu Prag zusammentrat. Ein höchst anziehendes und lehrreiches Capitel schildert diese wunderliche Zusammenkunft. Bereits seit dem März hatte die an allen Punkten losgebrochene Bewegung die Monarchie der völligen Auflösung nahe gebracht; schon wurde in allen österreichischen Zeitungen das Aufgeben der empörten Lombardei, ein „friedliches Scheiden“ von ihr, offen empfohlen, für die bleibenden Lande nahm man als einzige noch denkbare Form des Zusammenhangs nur eine möglichst lockere bundesstaatliche Verfassung in Aussicht, selbst die Augsburger Allgemeine Zeitung pries damals die Föderativverfassung als das einzige Heil Oesterreichs. In diese Situation hinein trat der große Congreß der österreichischen Slawen. Er trat auf mit eben diesem föderalistischen Programm, speciell angewandt auf die Ansprüche oberste Rangstellung des slawischen Elements in dem neuen Bundesstaat: seine Aufgabe stellte er sich dahin, ein Trug- und Schutzbündniß zwischen den slawischen Völkern Oesterreichs zu gründen und darauf gestützt „die österreichische Monarchie als Bundesstaat wieder aufzubauen;“ auf einem „Völkertage“ in Wien sollte dann die Verständigung mit den anderen Nationalitäten der Monarchie Statt finden; an strafenden und drohenden Seitenblicken

fasser den einzelnen Bevölkerungselementen zuweist. Von der Gesamtbevölkerung Oesterreichs kommen auf

die deutsche Bevölkerung	23 Procent	die rumänische	8 Procent
die czechoslawische	19 "	die polnische	7 "
die magyarische	14 "	die serbische	5 "
die italienische	8 "	die slawonische	4 "
die ruthenische	8 "	die kroatische	4 "

nach Rußland und Preußen in Bezug auf ihre Verpflichtungen gegen das slavische Element, an Protesten gegen die rivalisirenden Tendenzen der Magyaren in Ungarn und der Deutschen in dem Frankfurter Parlament ließ man es nicht fehlen. Wie kläglich ging diese geträumte Slaweneinheit zu Schanden. Nicht einmal, daß Czechen und Süßlawen ihrem zunächst auf den Bestand Oesterreichs gerichteten Programm die nöthige Consistenz zu geben vermochten gegen die weitergehenden radicalen Tendenzen der außerösterreichischen Minderheit; der Congreß wurde hineingerissen in eine Richtung, die auf Oesterreich gar keine Rücksicht mehr nahm und in die lustigen Bereiche der demokratischen Weltpropaganda und Völkerverbrüderung führte; der Pole Libelt, der Russe Watutin bestimmten die von dem Congreß einzuschlagende Bahn; in ihrem Sinne mußte, um nur vor der Welt den Schein der Einigkeit aufrecht zu erhalten, der im Herzen ganz anders gesinnte czechische Geschichtsschreiber Palazky das Manifest des Congresses an die Völker Europa's rebigiren, worin zu einem allgemeinen europäischen Völkercongreß aufgefordert wurde — man kam ab von der Rücksicht auf Oesterreich, aber auch von dem ursprünglichen panslawistischen Zweck der Zusammenkunft, der demokratische Kosmopolitismus scheidet nicht mehr zwischen den Nationalitäten. So vollständig ließ der so anspruchsvoll verkündete Slawencongreß sich von seinem Ziele abbringen. Man kam nicht viel weiter in den Verhandlungen, blutige Ereignisse machten ihnen ein rasches Ende: mitten in den Congreß hinein brach plötzlich, wahrscheinlich durch einen ungarischen Emissär angeregt, während des Pfingstfestes ein Aufstand der Prager Massen; Fürst Windischgrätz war zur Stelle — in wenigen Tagen erfolgt das Niederwerfen der Revolution, die Ergebung der Stadt, natürlich auch die Sprengung des Slawencongresses. Und mit diesem dramatischen Schluß hat nicht allein die panslawistische Komödie in Prag ihr Ende erreicht, es konnte auch nicht ausbleiben, daß die auseinander gesprengten Elemente, nun sie ihr Werk vereitelt sahen, sich gegenseitig die Schuld des Mißlingens zuschoben, der innere Gegensatz der österreichischen und außerösterreichischen Slawen trat, lange verheimlicht, nun an's Tageslicht, die Absichten der polnischen Emigration auf eine europäische Revolution und die praktischeren der Czechen und Süßlawen auf eine möglichste Slawifung Oesterreichs mußten auseinander gehen — die panslawistische Idee konnte für's erste ihren Schiffbruch nicht mehr verbergen. Und dies war eins der entscheidendsten Ereignisse in dem Gang der österreichischen Revolution, eine von den Wendungen, durch welche Oesterreich gerettet wurde. „Es gab,“ sagt Springer, „nach der Pfingstwoche keine slavische Welt mehr, welche sich, innerlich gesammelt und abgeschlossen, drohend der alten Ordnung der Dinge gegenübergestellt hätte, sondern zwei slavische Parteien — die unbedingt revolutionäre und die austroslawische, welche, wenn auch im letzten Ziel einig, doch zunächst sich gegenseitig anfeindeten, unter einander bekämpften und dadurch aufhörten gefürchtet zu werden. — Die Czechen und Kroaten erblickten ihr Heil nur noch in der Erhaltung und Unterstützung des Kaiserstaates. Hat sich mit ihrer Hilfe die Macht Oesterreichs aus dem Staube zu neuem Glanze erhoben, so kann es nicht fehlen, daß sich der wiedergeborene Staat dem Vetter in die Arme wirft.“ So rechnete man von jetzt an — es ist bekannt wie trügerisch; der Hauptvertreter dieser neuen austroslawischen Politik ist der Banus Tellačić — es ist bekannt, welche Rolle er gespielt hat.

Ein ganz verschiedenes Bild bietet sich dar, wenn wir mit dem Verfasser den Blick nach der anderen wichtigsten nichtdeutschen Gruppe in der Bevölkerung der österreichischen Monarchie richten. Wir dürfen auf dem beschränkten Raum dieser Zeilen es nicht versuchen, von den überaus schwierigen und verwickelten Verhältnissen Ungarns und der magyarischen Bewegung auch nur eine flüchtige Andeutung zu geben und verweisen den Leser auf die reichen Ausführungen Springer's über diesen Gegenstand. Bemerkenswerth aber ist die allgemeine Beobachtung, welche diese Lectüre Jedem zuführen wird. Ein verrottetes, de-

pravirendes System hat Jahrzehnte lang auf den Bälkern Oesterreichs gelastet; weit über die Zeit seiner Herrschaft hinaus dauern seine Nachwirkungen, sie dauern in der vollkommenen, oft lächerlichen politischen Impotenz, welche an fast allen Stellen zu Tage tritt; der Metternich'sche Absolutismus wirkt noch nach in der kläglichen Unreise, wovon die meisten der einzelnen Elemente das Werk der Revolution betreiben; fast noch unter den Slawen steht in dieser Hinsicht das deutsche Element, wenigstens so weit es sich in der Wiener Revolution bethätigt. In dieser Umgebung steht die Führung der maggarischen Angelegenheiten (von Italien hier abgesehen) einzig und weit überragend da. Die geschichtlichen Verhältnisse Ungarns seit Jahrhunderten haben es mit sich gebracht, daß hier durch allen Wechsel von Regierungen und Systemen hindurch dasjenige erwuchs und sich erhielt, was an allen anderen Stellen eben so vollständig fehlte: politische Tradition und Praxis, ein weiter Kreis in den Geschäften des Landes geübter Männer, eine mehr oder minder durchgebildete Organisation des Parteilebens und in Folge davon das ziemlich klare Bewußtsein über die anzustrebenden Ziele, sowie die Ausschließung aller der utopistischen Richtungen, welche anderwärts zu Ehren gelangten; hier allein in dem ganzen Umkreis der österreichischen Revolutionsgeschichte begegnen uns von Anfang an an der Spitze der Bewegung Männer von Bedeutung und staatsmännischem Verus, hier fast allein sowohl Capacitäten als Charaktere, wie Deak und Cötvös (von anderen kaum noch einen andern als den Böhmen Palazty hinzuzurechnen), hier allein im weitern Verlauf ein wahrhaftes Revolutionsgenie, Ludwig Kossuth, von den militärischen Leistungen des Revolutionskrieges ganz abzusehen. Diese politische Ueberlegenheit des maggarischen Elements in Oesterreich, wir wollen sagen, des maggarischen Adels ist allerdings bekannt genug, auch aus den Zeiten die noch frischer im Andenken stehen; die Maggaren sind das vorwärtstreibende Element in dem österreichischen Staatswesen fort und fort gewesen, auch für das von ihrer Wirksamkeit nicht direct berührte oder sogar angefeindete Ganze; was in dem letzten Jahrzehnt Förderndes, Besserndes in Oesterreich geschehen, man weiß wie viel davon ihnen indirect zuzuschreiben ist; indem der ungarische Particularismus seine Sache trieb, hat er in wesentlichen Stücken immer auch die des Ganzen getrieben. Ganz besonders aber muß die Darstellung Springer's, aus der dieses Verhältnis hell hervortritt, den Leser in der gegenwärtigen Situation zum Nachdenken führen, in dieser Situation, wo jene Ueberlegenheit gewissermaßen ihre officielle Anerkennung gefunden hat, wo in die Hände Ungarns in gewisser Weise das Schicksal Oesterreichs und seiner constitutionellen Zukunft gelegt ist. Eine mächtig gesteigerte Aufgabe ist diesem Reich und seinen Staatsmännern jetzt gestellt — sie haben die ungarische Politik meisterhaft geführt, sie sollen jetzt — man darf es wohl so ausdrücken — die österreichische Politik machen oder doch wesentlich bestimmen. Wird dies die Klippe für ihre staatsmännische Fähigkeit sein, wird ihr Talent, ihre Klugheit, ihre Mäßigung, ihr Glück an der Leitha seine Grenze haben, oder steht von diesem neuesten Experiment die wahre Regeneration Oesterreichs zu erwarten? Die nächsten Monate werden es lehren.

Wir begnügen uns mit diesen kurzen, abgerissenen Bemerkungen, welche nur den Zweck haben, vorläufig auf das Werk Springer's hinzuweisen: eine eingehendere Besprechung desselben bleibt unseren Lesern vorbehalten. Mit steigender Spannung verfolgt man in der knappen und doch reichen Erzählung den Verlauf der Revolution bis zu ihrem letzten Ende in Ungarn. Die Siege Kadekty's in Italien bildeten einen entscheidenden Wendepunkt: „das Wichtigste war, daß in der bewährten Organisation der Armee das Muster einer österreichischen Constitution vorlag, die Schöpfer der ersteren das Recht für sich in Anspruch nahmen, auch in den allgemeinen Verfassungsfragen das entscheidende Wort zu sprechen. Wie in der Armee die verschiedenen Nationalitäten einträchtig neben einander stehen, im Dienste für den Kaiser ihre Einigung finden, ebenso müssen im Gesamtstaate die einzelnen Stämme durch die Idee eines

großen und starken Oesterreichs zusammengehalten werden ... in militärischen Kreisen wurde der Gedanke eines centralisirten Oesterreichs geboren, und zu einer Zeit bereits gepflegt, in welcher die altgeschulten Staatsmänner noch immer an der lockeren Form eines Reichs festhielten.“ Kaum einen Monat nach den entscheidenden Ereignissen in Italien ging die lange schwankende Krisis in Ungarn in das Stadium des offenen Kampfes über. Der kroatische Banus Jellacic überschritt, nun ein willkommenes Werkzeug des kaiserlichen Hofes, die Drau — der Bürgerkrieg begann. Der Verfasser verfolgt denselben in all seinen Wechselfällen bis zu seinem Ende, bis bei Vilagos Görgei mit 23,000 Mann vor den Russen die Waffen streckte. An diesem Punkte, mit dem Herbst 1849 hält er inne, das Jahrzehnt des neuen nun folgenden Absolutismus bis zum Ausgang des italienischen Krieges, so wie dieser selbst bleiben von der Darstellung ausgeschlossen. Nur einen kurzen Ueberblick wirft der Verfasser im Schlußwort auf die ferneren Geschehnisse Oesterreichs bis auf die Gegenwart: auf den Trümmern der Revolution eine neue Periode consequenter absolutistischer Reaction, aber eine ganze Reihe werthvoller Resultate hat sich dennoch festgesetzt und ist nicht mehr zu rauben: die Befreiung des Bauern von der Unterthänigkeit, die größere Klarheit der Ziele, die festere Ausbildung der Parteien und ihre Programme. Und endlich ist auch diese Reaction zu Ende gegangen, und die schwachvolle Weise wie es geschah, wie der Absolutismus diesmal selbst seinen kläglichen Bankerutt eigenhändig zur Schau der Welt stellen mußte, scheint eine Art Garantie dafür zu enthalten, daß es mit ihm zu Ende sei. Freilich hat man wohl in diesen jüngsten Tagen in Oesterreich aus gewissen Kreisen die thörichte Drohung vernommen: wenn der gegenwärtige Versuch mißlinge, so sei der Beweis geführt, daß eine constitutionelle Gestaltung der Monarchie unmöglich sei und daher die Rückkehr zum Absolutismus das einzige Mittel. Als ob der Beweis für die Unmöglichkeit des Absolutismus nicht schon längst und in viel zwingenderer Weise geliefert wäre. Das hieße sich ertränken um nicht zu verbrennen. Die österreichische Monarchie ist nach ihrer Zusammensetzung und nach ihrer Geschichte ohne Analogie unter den Staaten Europas, aber die Prophezeiung derer, die ihr überhaupt eine lange fernere Lebensfähigkeit absprechen möchten, wird sie nur dann wirksam Lügen strafen können, wenn es ihr durch alle Schwierigkeiten hindurch gelingen kann, die Anomalien ihrer Existenz mit dem beherrschenden Zug des Jahrhunderts in Einklang zu setzen. Das Wie? ist eine Sache der dunkelsten Ungewißheit. Die europäische Politik kennt kein verschlungeneres Räthsel als das der Zukunft Oesterreichs.

Wir ersuchen unsere Leser, in dem Septemberheft der Preuß. Jahrb. S. 273 einen chronologischen Irrthum zu corrigiren, welcher durch ein Versehen des Abschreibers des Manuscripts entstand und von uns nicht bemerkt wurde. Es muß dort (in der biographischen Skizze über den „Grafen Ludwig York von Wartenburg“) heißen: „heiratete im Mai 1829 und trat nach dem am 4. October 1830 erfolgten Tode des Feldmarschalls“ u. s. w.

## Zur Vorgeschichte der Erhebung Italiens.

Storia documentata della diplomazia europea in Italia dall' anno 1814 all' anno 1861 per Nicomede Bianchi. Vol. I. 1814—1820. Torino 1865.

Unter den wenigen Erfolgen von dauernder und hervorragender Bedeutung, zu denen die politischen Kämpfe seit 1814 bis jetzt geführt haben, wird kaum einer genannt werden können, der an allgemein menschlicher Tragweite und an segensreicher Kraft für die unmittelbar Beteiligten der Herstellung Italiens vergleichbar wäre. Die Geschichte dieses Landes sind, wie Jeder weiß, seit mehr als zweitausend Jahren für den Gang der menschlichen Entwicklung in einem seltenen Grade maßgebend gewesen; was Italien that, litt oder dachte, das hatte zu den Zeiten der Scipionen, der Imperatoren, der Völkerwanderung, der Kämpfe zwischen Kaiser und Papstthum, der Rivalität zwischen Spanien-Oesterreich und Frankreich fast immer für das Culturleben der Welt den Werth eines bestimmenden Factors. Seit die Römer mit ihrer gewaltigen Thatkraft die italische Heimath zum Mittelpunkte des Weltlebens erhoben und in ihr die Elemente der verschiedenartigsten Völkerbildung zusammenströmen und Hausrecht gewinnen ließen, ist diesem Boden die Kraft verblieben, in einer eigenthümlichen Weise die universalsten Bewegungen sei es anzuregen oder zu durchkreuzen, heute die großartigsten Geisteskämpfe zu wecken, morgen den wichtigsten Entscheidungen wenigstens als passiver Schauplatz zu dienen, immer seine besonderen Erlebnisse mit dem Gesamtgange menschlicher Dinge in einem merkwürdig innigen Zusammenhange zu erhalten.

Das ist nun, wenn man will, ein Gemeinplatz, von dem man sich scheuen sollte zu reden. Und doch, scheint mir, hat man ihn oft vergessen, wenn es sich darum handelte, das Gewicht dessen zu schätzen, was das letzte Jahrzehnt in Italien hat vollziehen sehen. Man hat, wie es geht, den Vorgang des Tages an den Interessen des Tages bemessen; man hat die Bedeutung des Ereignisses für die augenblicklichen Constellationen der europäischen Politik, für die Machtstellung Frankreichs und Oesterreichs, für den Widerstreit zwischen liberal-nationalen und conservativ-dynastischen Tendenzen, für den Haber, der das deutsche Leben erfüllt, mit großer Sorg-



falt in's Auge gefaßt und darüber, meine ich, zu wenig beachtet, von wie unendlicher Wichtigkeit es für die Gestaltung der größten und allgemeinsten Weltverhältnisse werden muß, wenn dasjenige Land in die Reihe der selbständigen Mächte wieder einrückt, welches seit mehr als tausend Jahren den großen Rivalitäten der um den Vorrath in Europa Ringenden zum Tummelplatz dienen mußte, dessen Zerrissenheit und Schwäche unzählige Kriege entzündete, dessen hohe politische Begabung so lange nur indirect oder theoretisch wirken konnte, dessen künstlerische, wirtschaftliche, wissenschaftliche Kräfte so lange unter dem kläglichsten Druck seufzten. In welcher Weise diese Rückkehr Italiens zu würdiger Selbstbestimmung wirken wird, ob sich aus ihr rasch eine schöpferische Activität des aus langer Erniedrigung erstandenen Volkes im Stil seiner großen Vergangenheit entwickeln, oder ob die Arbeit der häuslichen Einrichtung die Kräfte auf langem abforbiren, ob die Emancipation des nationalen Trägers der katholischen Herrschaft dieser einen unverwindbaren Stoß versetzen, oder ob die beiden so vielfach verwandten Elemente eine neue Allianz schließen werden, darüber mag Niemand nur etwas vermuthen. Daß aber die Constatirung Italiens auf die wichtigsten Weltverhältnisse, auf die Entwicklung der höchsten Culturmomente einen unendlich bedeutsamen Einfluß üben muß, das wird Niemand bezweifeln wollen, welcher mit der geschichtlichen Stellung dieses Landes auch nur einigermaßen vertraut ist.

Wertwürdiger Weise wurden diejenigen, welche unter uns für die grünlichsten Kenner der Vergangenheit Italiens galten, von dem großartigen Aufschwunge der letzten Jahre am stärksten überrascht. Mit ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Verständniß vorzugsweise in den letzten großen Epochen der italienischen Geschichte verweilend, sprachen sie fast durchweg der Gegenwart jede Fähigkeit zu größerem politischen Handeln ab und die Unzähligen, welche das Land als Kunstfreunde durchzogen, waren rasch bereit, dieses Verdict zu unterschreiben. So wurde unter uns die Bewegung von 1848, die angestrengte Arbeit der fünfziger Jahre und die kühne Erhebung von 1859 kaum irgendwo in ihrem wahren Wesen gewürdigt. Es ist schmerzlich zu sagen, aber nur zu wahr, daß wir in der Beurtheilung der italienischen Verhältnisse eine sehr bescheidene politische Sehergabe bewiesen haben, daß wir von einer unendlich folgenreichen Entwicklung noch kaum eine Ahnung hatten, als man in Frankreich und England längst das Bevorstehende in den Kreis sehr praktischer Berechnungen zog; die betrübende Mangelhaftigkeit unserer politischen Information, von deren verhängnißvollem Einfluß auf den Gang unserer vaterländischen Dinge noch so Wenige eine Ahnung haben, trat recht grell hervor. Aber wenn wir seitdem in Bezug auf Italien einigermaßen das Versäumte nachge-

holt haben, so erscheint uns nichtsdestoweniger noch heute das, was sich jenseits der Alpen vollzogen, fast wie ein Räthsel; es ist für uns ein plötzlicher Sprung; es fehlen uns die Mittelglieder, welche die harmlosen Tage des achtzehnten Jahrhunderts, in denen die Italiener dankbar zu der aufgeklärten Verwaltung Maria Theresia's und des spanischen Carl aufblickten, mit dem Moment verknüpfen, wo sich Cavour an die Spitze eines entschlossenen und gereiften Volkes stellt. Sollten diese Mittelglieder in der That fehlen? Sollte die italienische Einheit in einem solchen Maße das Werk des großen Piemontesen und der Gunst europäischer Constellationen sein, daß vor ihm nur patriotische Schwärmerei auf der Bahn getaumelt, die er mit festem Schritt und klarem Blick betreten, daß die einzigen Vorarbeiten, die sich ihm darboten, in einem leidenschaftlichen aber dunkeln Drange des Volksgemüths und in den Gedanken einzelner einsamer Vaterlandsfreunde bestanden?

Das oben genannte Werk Nicomede Bianchi's läßt uns in die Genesis der italienischen Wiedergeburt höchst lehrreiche Blicke thun. Zwar hat uns schon Neuchlin aus Farini Einiges über das weite Zurückgehen der nationalen Tendenzen der piemontesischen Diplomatie mitgetheilt; aber es genügte nicht, um einen festen Eindruck, ein klares Bild zu gewinnen; man konnte diese Aeußerungen hochstrebenden Sinnes für vorübergehende Velleitäten halten. Bianchi giebt uns aus und mit den Urkunden ein umfassendes Material zur Beurtheilung des Verhältnisses, wie es sich schon in der Zeit von 1814 bis 1820 zwischen Sardinien und Oesterreich mit großer Schärfe ausbildete und wir erfahren daraus, daß Cavour in einem sehr wesentlichen Punkte lediglich die Traditionen der piemontesischen Diplomatie und Dynastie fort führte, daß bereits die Staatsmänner des streng absolutistischen und bigotten Königthums, die Minister und Gesandten jenes Victor Emanuel, der die Restauration 1814 in dem närrischen Stil betrieb, die Verwaltung einfach nach dem Staatskalender von 1798 zu besetzen und die Soldaten von 1797 einzuberufen, consequent und mit weitgreifenden Operationen auf ein Ziel hinarbeiteten, das nicht zu weit von dem abwich, was Cavour beim Bruch mit Oesterreich erstrebte. Daneben ergeben sich aus dem Buch die schätzenswertheften Aufschlüsse über die Gesamtlage Italiens nach dem Wiener Frieden und wenn man bald wahrnimmt, daß die Spitze der ganzen Darstellung mit einer Einseitigkeit gegen Oesterreich gelehrt ist, von der man eine treue Abspiegelung der Totalität der Italien berührenden diplomatischen Beziehungen nicht erwarten kann, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß uns manche geheimste Gedanken, manche versteckteste Künste der Metternich'schen Politik, die ganze heillose Unnatur und Verwerflichkeit vieler österreichischer Manipulationen in Ita-

lien hier zum ersten Male mit greßler Greifbarkeit entgegnetreten. Das Verdienst der Erzählung, welche den ganzen Körper der neuesten Geschichte Italiens als bekannt voraussetzt und einfach aus den Archiven bisher weniger oder gar nicht bekannte Details heraus nimmt und unvermittelt an einander reiht, ist bescheiden: sie giebt nur Material für den Historiker, keine Geschichte; aber die Thatfachen sprechen zu dem Kundigen vielleicht in dieser Form beredter, als wenn sie sorgfältig zu einem künstlerisch abgerundeten Gemälde verarbeitet wären.

Schon Gerwinus hat darauf hingewiesen, eine wie wichtige Schule für die Italiener in politischer und militärischer Hinsicht die napoleonische Herrschaft wurde. Hätte er Bianchi's Buch gekannt, so würde er seine Schilderung wesentlich einem Memoire haben entlehnen können, welches der Graf Cotti di Brusasco, 1817 zum Gesandten Piemonts am russischen Hofe ernannt, dem Kaiser Alexander im März 1818 überreichte, um den moralischen und politischen Zustand Italiens, über den er aller Orten die irrigsten Ansichten verbreitet fand, genauer kennen zu lehren. Es ist das eine Schrift, \*) welche vielleicht am besten geeignet ist, den Leser über die wichtigsten Momente der vor 1814 liegenden Entwicklung zu orientiren und ihm zugleich den Geist der Diplomatie eines Regiments vorzuführen, das damals in Europa für eines der stupidesten gehalten wurde und zum großen Theile noch heute gehalten wird. Brusasco beginnt mit einem raschen Blick auf die Zeit glänzender Blüthe von Wissenschaft und Kunst, in der Italien der Lehrmeister aller Völker war, und bemerkt, nicht genug sei beachtet, daß zu derselben Zeit fast alle modernen politischen Theorien in den kleinen italienischen Staaten erörtert, alle Regierungssysteme versucht worden, ehe sie ihren Weg nach dem übrigen Europa angetreten. „Unter vielen Irrthümern, sagt er, tauchten große Wahrheiten auf, und wenn Italien sich selbst überlassen wäre, so würde man mit dem Fortschritt der Einsicht und mit Hülfe der Erfahrung vielleicht dazu gelangt sein, ein System weiser Freiheit aufzurichten. Aber dieses mögliche Glück wurde zerstört durch die Macht der Fremden. Im sechzehnten Jahrhundert nahm die spanische Herrschaft Italien jegliche politische Unabhängigkeit. Da sich zu derselben Zeit in vielen Ländern eine Neigung zu religiösen Reformen ausgebreitet hatte, so hielt es der römische Hof in Uebereinstimmung mit dem spanischen für nothwendig, Italien von dem übrigen Europa abzusperrn durch eine so strenge Censur, daß jede literarische Verbindung aufhörte und jede Freiheit zu reden und zu schreiben erstickt wurde. Während halb Italien von spanischen Vicekönigen regiert

\*) Bianchi I. 442 ff.

wurde, merkten die kleinen Staaten, vom spanischen Druck niedergehalten, daß für sie in Zukunft keinerlei Kraftentfaltung mehr möglich sei und verzichteten in Folge dessen auf jede kriegerische Uebung. Da die Italiener sich so weder in Politik noch in Krieg hervorthun konnten, büßten sie jede Spur nationalen Geistes und kriegerischer Tüchtigkeit ein. Die spanische Herrschaft endete im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts durch das Erlöschen der österreichischen Linie. Aber der Erbfolgekrieg und der Utrechter Vertrag änderten nichts Wesentliches an der politischen Lage Italiens. Nur Piemont, das einzige Land, welches einen militärischen Stand behaupten konnte, errang seitdem etwas mehr Kraft und Festigkeit. Das übrige Italien änderte lediglich den Herrn. Statt ausschließlich von Spanien abhängig zu sein, wurde es nun mehr oder weniger unter die Häuser Bourbon und Oesterreich getheilt, welche sich mehr als einmal um die Fesseln des Landes bekriegten. Wie hätten die Italiener, Zuschauer solchen Haders und Opfer für solche Zwecke geführter Kriege, irgend etwas von nationalem Geist behaupten können? Eine lange Erniedrigung führt zur Gleichgültigkeit; zuletzt hatten sie nicht nur jede Hoffnung, sondern auch jede Vorstellung von Unabhängigkeit verloren und sich daran gewöhnt, alle funfzehn oder zwanzig Jahre ihre Felder von den Fremden verwüstet zu sehen, welche darum stritten, welchem von diesen Fremden sie dienen sollten. Das war der moralische Zustand Italiens, als etwas nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts die fremden Bücher, namentlich die französischen Werke über politische und philosophische Fragen, einen Zutritt und eifrige Leser fanden. Da bald darauf einige Regierungen die Censur milderten, erschienen Schriftsteller wie Genovesi, Galiani, Filangieri in Neapel, Decaria, Carli und Verri in Mailand. Sie verbreiteten viel Licht über Finanzen und Gesetzgebung, bereiteten die Abstellung einiger Mißbräuche vor und erwarben sich dadurch das große Verdienst, die Geister auf politische Ideen hinzulenken. Nach ihnen und auf einer anderen Bahn erschien Alfieri, der durch die Macht seiner Gedanken und den Schwung seiner Verse die Gemüther zu großen Empfindungen und zur nationalen Unabhängigkeit zu erheben trachtete. Da die Italiener bis dahin unter dem härtesten Zwang und in der absolutesten Nullität gehalten waren und gewissermaßen nach drei Jahrhunderten zum ersten Male wieder das Licht erblickten, wäre es nicht verwunderlich gewesen, wenn sie diese neuen Ideen mit zu großer Leidenschaft und einiger Uebertreibung ergriffen hätten. Da außerdem der Wedruf von der französischen Philosophie ausging, so war es fast unvermeidlich, daß sie aus dieser unreinen Quelle einige jener Irrthümer schöpften, mit welchen diese Philosophie große Wahrheiten vermischt hat.“

„So waren die Geister vorbereitet, als die französische Revolution ausbrach. Viele haben behauptet, sie habe in Italien zahlreiche Anhänger gefunden und es ist unzweifelhaft, daß 1796, im Moment der Invasion, und in der nächstfolgenden Zeit man in Italien wie anderwärts in Thorheiten und Uebertreibungen verfallen ist. Aber keiner unter den politischen Schriftstellern unserer Zeit hat meines Wissens bemerkt, daß die Italiener vielleicht das erste Volk Europas waren, welches die falschen Doctrinen der Revolution durchschaute, ihre Maßlosigkeiten abstieß und zugleich aus diesem großen Ereigniß einen reellen Nutzen zu ziehen strebte. Es gab in Italien eine beträchtliche Anzahl einsichtiger Männer von großem Geist und hohem Streben, welche eine Veränderung nur in der Hoffnung gewünscht hatten, ihr Vaterland zu befreien und vor dem Schicksal zu bewahren, das ewige Kriegstheater für fremde Nationen abzugeben. Diese Männer kehrten den revolutionären Excessen rasch den Rücken und strebten mit Verzicht auf die demokratischen Chimären danach die Umstände zu benutzen, um die alte Spaltung zu beseitigen und den vaterländischen Geist zu wecken. Da sie dieses Ziel nicht mit einem Schlage erreichen konnten, suchten sie die Nation dafür vorzubereiten und die Macht Bonaparte's ihren Zwecken dienlich zu machen, indem sie sich ihr beugten. Obwohl diese Ideen in ganz Italien Wurzel gefaßt hatten, waren sie doch am meisten in denjenigen Gebieten verbreitet, welche unter dem Namen des Königreichs Italien zu einem einzigen Staat verknüpft wurden. Zwischen diesem und dem französisch gewordenen Italien entwickelte sich ein unendlicher Abstand, den man nicht genügend beachtet hat. In einer seiner despotischen Launen, mit denen er der Natur zu trogen liebte, hatte es Bonaparte unternommen, einige Millionen Italiener in Franzosen zu verwandeln. Zuerst die Piemontesen, dann die Genuesen, danach die Toskaner, endlich die Römer. Eine seltsame Grenze zerschnitt Völker, welche die Lage des Landes, Sprache, gemeinsame Abstammung, mit einem Worte die Natur bestimmt hatte, Eine Nation zu bilden. Man erlebte da ein wunderliches Schauspiel. Auf dem einen Ufer eines Flusses wurde die italienische Sprache ermutigt, auf dem andern verfolgt. Von italienischer Unabhängigkeit zu reden war ein Verbrechen in Parma, eine Tugend in Modena. Das ganze französische Italien wurde mit französischen Beamten bevölkert, vom Präfecten bis zum letzten Einnehmer. Die Rekruten mußten die Cadres der französischen Regimenter füllen und die bescheidenste Petition wäre lebiglich deshalb zurückgewiesen, weil sie in der Sprache des Landes abgefaßt.“

„Zu gleicher Zeit wurde das Königreich Italien in einem durchaus andern Stil regiert. Bonaparte erhielt dort die Sprache, schuf eine na-

nationale Armee und militärischen Geist, gab alle Stellen an Kinder des Landes und bildete keinen Fremden als den Vicekönig. Männer von großem Verdienst, welche an der Spitze der Geschäfte standen, gaben dem nationalen Geiste einen mächtigen Impuls und wirkten durch die Erziehung auf die heranwachsende Generation; die Jugend lernte den Gebrauch der Waffen; die schönen Künste wurden ermutigt, würdige Denkmäler erhoben sich aller Orten und italienische Sprache und Literatur wurde mit Enthusiasmus gepflegt. Die Bewohner der verschiedenen Provinzen, nicht durch den Raum, aber durch Gewohnheiten und langjährige politische Scheidung getrennt, lernten sich jetzt in demselben Staat kennen, sich als die Glieder desselben Volkes betrachten. Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag wurde diese Einheit inniger, gewannen diese Empfindungen mehr Kraft, diese Hoffnungen mehr Ausbreitung. Gezwungen der Macht des damals unwiderstehlich scheinenden Herrschers zu gehorchen, sahen sie sich lieber Unterthanen des Kaisers der Franzosen als der französischen Nation; gezwungen für eine fremde Sache zu kämpfen, trösteten sie sich mit dem Gedanken, daß sie sich üben mit der Zeit für die eigene Sache zu kämpfen. Und diese Zukunft der Unabhängigkeit schien nicht sehr entfernt; beim Tode oder beim Sturze Bonaparte's schien es im ganz natürlichen Verlauf der Dinge zu liegen, daß dieses bereits constituirte Königreich Italien mit seiner selbständigen Regierung, seiner Armee, seinem öffentlichen Geist im Stande sein würde sich auf die eigene Kraft gestützt von Frankreich unabhängig zu machen und das französische Italien in der Abschüttelung der Ketten zu unterstützen."

Man weiß, wie diese Hoffnung 1814 getäuscht wurde. Was Brusasco darüber sagt, hat kein besonderes Interesse; die Wahrheit dieser Vorgänge stimmte zu wenig zum Zweck seiner Denkschrift, als daß er Anlaß gehabt hätte, sich in sie zu vertiefen. Italien war zu innig mit dem Napoleonismus verknüpft, zu sehr auf denselben angewiesen, als daß es sich mit einer einmüthigen Initiative von ihm hätte losreißen können; auf der anderen Seite herrschten besonders in Mailand, der Hauptstadt des Königreichs, zu freundliche Erinnerungen an das österreichische Regiment, als daß den erscheinenden Oesterreichern sich eine imposante Macht des nationalen Widerwillens hätte entgegen stellen können. Seit dem russischen Feldzuge regte sich im Volk eine starke Abneigung gegen das Napoleonische Regiment, dem doch die angesehensten Männer unlösbar verbunden waren; jene Abneigung führte zu Oesterreich,\*) in dem doch jeder

\*) Es ist lehrreich bei Bianchi I. 76 f. zu lesen, wie 1814 nicht nur die Lombarden, sondern auch die Bewohner von Lucca und Genua das größte Vertrauen zu Oesterreich hatten und nach seiner Herrschaft verlangten.

denkende Italiener die größte Gefahr erblicken mußte; die Lage des Landes nöthigte alle Hoffnung auf eine selbständige Entwicklung an die Person Eugen's zu knüpfen, der doch unzertrennlich an das Geschick des Imperators gefesselt war. Aus einer so widerspruchsvollen Situation mußte sich wohl das widerspruchsvollste Handeln ergeben: die Schwärmer für ein freies Italien bereiteten der Herstellung der österreichischen Herrschaft die Bahn. Wie diese Herrschaft sich einrichtete und welche Verhältnisse sie in Italien schuf, darüber äußert sich Brusasco so: „Indem die Oesterreicher das Königreich Italien zerstörten, verwandelten sie seinen schönsten Theil in eine abhängige Provinz und stellten in dem Rest die alten Spaltungen her; sie tödteten die Hoffnung der guten Italiener und warfen sie in jenen Zustand der Schwäche, der Abhängigkeit und der Nullität zurück, aus dem sie angefangen sich zu erheben. Früher war die österreichische Regierung in der Lombardei eine Art nationale Regierung unter der Suzeränität Oesterreichs gewesen, von dem die Gesetze und Gewohnheiten des Landes respectirt und die ganze Verwaltung in den Händen der Eingebornen belassen wurde. Nichts von diesem Regime lehrte jetzt zurück. Das gegenwärtige lombardisch-venetianische Königreich ist nur ein leerer Name, in Wirklichkeit sind es zwei Provinzen des Reichs, die Venedig und Mailand zu Hauptstädten haben, und in denen alles Eigenthümliche systematisch untergraben wird. Die ganze österreichische Politik geht dahin, diese Provinzen in Handel, Verkehr und Gesetzgebung möglichst eng mit dem Reich zu verknüpfen, möglichst weit von dem übrigen Italien zu entfernen. Die ganze Verwaltung, Gesetzgebung und Justiz ist von Grund aus umgestaltet und in der neuen Organisation eine Menge italienischer Beamten durch fremde ersetzt. Man hat den Italienern von Oesterreichern geschriebene Gesetzbücher gegeben von einer solchen Mangelhaftigkeit, daß man ein ganzes Buch schreiben mußte, um die unzähligen Verkehrtheiten aufzuführen. Und alle diese Neuerungen sind um so empfindlicher, als nicht eine einzige irgend welchen Fortschritt, irgend eine Verbesserung in sich schließt. Mitten unter so vielen Veränderungen ist ein einziges Gebiet der Verwaltung unberührt geblieben, das der Finanzen. Im tiefsten Frieden fordert man von diesen Provinzen ebenso viel, als ein Eroberer zur Zeit langwieriger Kriege fordern konnte, aber mit dem Unterschiede, daß gegenwärtig die Zahl und die Besoldung der Beamten unendlich vermindert ist, daß keine Armee, keine Marine mehr existirt, alle öffentlichen Arbeiten eingestellt, alle Monumente dem Verfall preisgegeben sind. Es liegt auf der Hand: dieses Königreich wird nur wie eine Mine betrachtet, die man möglichst vorthellhaft ausbeuten muß, deren Erträge verwendet werden, um die Schulden der andern Provinzen zu zahlen, die man bezeich-

nend Erbstaaten nennt, und ihren Reichthum zu mehren. Aber damit die Mine nicht zu bald verloren geht, ist es nothwendig, jede Energie, jeden militärischen Geist zu ersticken und Italien in den alten Zustand der Apathie, der Verweichlichung und der politischen Nichtigkeit zurück zu werfen. Das österreichische Cabinet hat diese Wahrheit sehr wohl erkannt, wie es handgreiflich durch die Auflösung der italienischen Armee beweist. Diese noch vor wenigen Jahren so zahlreiche und kriegerische Armee ist jetzt auf weniger als 4000 Mann reducirt und nicht ein Mann steht mehr in Italien. Man hat die italienischen Offiziere durch jede Art von Widerwärtigkeit, durch schlechte Garnisonen in fremdem Land, durch die Bevorzugung österreichischer Offiziere auszutreiben gesucht. In Folge dessen hat der größte Theil derselben seinen Abschied gefordert und es sind nur die zurückgeblieben, denen der absolute Mangel an Subsistenzmitteln keine Wahl läßt als den Dienst. Kurz, unter welchem Gesichtspunkte man die Lage der Oesterreich unterworfenen Italiener betrachte, sie sind in gleichem Maße zu bedauern, ob es sich um die Verwaltung, die Finanzen, das Militärwesen oder den Verkehr handelt. Sie seufzen nicht unter einer grausamen Tyrannei, aber unter einem dumpfen Druck, der sie nieder beugt; sie fühlen sich entmuthigt, erniedrigt, in einen Zustand der Würbelosigkeit und Hoffnungslosigkeit herabgestoßen. Seit zwei Jahren hat jeder Act der Verwaltung, jede Maßregel der Regierung irgend eine wohlthätige Institution beseitigt, irgend welche Interessen geschädigt, irgend eine Hoffnung zerstört. Für den Verlust ihrer Unabhängigkeit haben sie nicht einmal das passive Glück wieder gewonnen, das sie vor der Revolution genossen. Wenn sie ihre Blicke auf das übrige Europa werfen, so sehen sie Deutschland und Holland wieder frei geworden, Polen wieder auferstehen, Frankreich mit Europa ausgesöhnt und zu seiner rechtmäßigen Regierung zurückgekehrt, die Schweiz glücklich, die Universalmonarchie zerstört und jeder Nation ihre Unabhängigkeit zurückgegeben: sie allein sind davon ausgenommen.“

Und während die Oesterreicher so im Norden herrschen, haben sie die ganze Halbinsel ihrem Einfluß unterworfen. „Den reichsten und fruchtbarsten Theil Italiens mit einem Fünftheil oder Viertel der Gesamtbevölkerung halten sie in eigenem unmittelbarem Besiz und über Toskana, Parma und Modena verfügen sie durch Prinzen ihres Hauses, Italien so in zwei Theile zerschneidend, seine wahren Herren. Von der einen Seite sind durch die Herstellung der ganzen weltlichen Macht des Papstes zwei und eine halbe Million Italiener zur vollendetsten Nullität verurtheilt und der König von Neapel, in den äußersten Winkel der Halbinsel verwiesen, hat kein Mittel mehr zu ihrer Vertheidigung beizutragen.



Auf der anderen Seite faßt Oesterreich den König von Sardinien in der Flanke und drückt auf ihn mit seinem ganzen Gewicht; wenn es nur seine Garnisonen in der Lombardei versammelt, kann es sich auf ihn werfen, in zwei Tagemärschen vor den Thoren seiner Hauptstadt stehen und ihn vernichten. So an den Fuß der Alpen gedrückt, ist dieser Fürst fortwährend den Unternehmungen seiner Nachbarn ausgesetzt und genießt nur eine sehr precäre Unabhängigkeit. Seine Besorgnisse sind um so begründeter, als sich die Absichten Oesterreichs bei mehreren Gelegenheiten auf's unzweideutigste kundgegeben haben, wie z. B. indem es sich das Garnisonsrecht in den beiden wichtigen Plätzen Ferrara und Placenza aneignete, bei dem Versuch, dem König von Sardinien das Obernovaresische zu entreißen, bei dem Plan, einen italienischen Bund unter seiner Leitung zu bilden (ein wahres Abbild des Rheinbundes) und Alessandria zur Bundesfestung erklären zu lassen. Im Ganzen muß man sagen, daß nicht allein der König von Sardinien, sondern ganz Italien gegenwärtig noch schwächer ist als es vor der Revolution war, weil mit der Republik Venedig der einzige Wall zerstört ist, der es früher gegen die Habsucht Oesterreichs schützte.“

So stellt sich die Lage Italiens in jedem Betracht als höchst beklagenswerth heraus. Aber wenn die bescheidensten Ansprüche, die ein Volk auf Glück und Gedeihen in eigener Weise erheben kann, unbefriedigt bleiben, so sind die Interessen Europas bei der gegenwärtigen Gestaltung der italienischen Verhältnisse ebenso übel gewahrt. Es ist begreiflich, daß die Mächte auf dem Wiener Congreß in die jetzt bestehende Theilung des Landes willigten; es handelte sich damals vor Allem darum, Frieden zu schaffen, ihn rasch zu schaffen; alle anderen Erwägungen mußten hinter dieser Aufgabe zurückstehen. Es fragt sich nur, ob der jetzige Zustand Italiens beitragen wird, die Ruhe Europas zu erhalten, den Frieden zu schützen, das Gleichgewicht zu sichern. Das, meint der Graf, sei die Frage, auf die man antworten müsse; er suche diese Antwort an der Hand der Geschichte. Sie lehre, daß die Herrschaft Fremder über Italien die Quelle unzähliger Kriege gewesen, daß entfernte Völker, ohne allen natürlichen Anlaß der Feindschaft, sich um des Besitzes von Italien willen Jahrhunderte lang zerfleischt. Es gebe keine frappantere, keine unbestreitbarere historische Wahrheit. In der That braucht man nur an die großen Thatfachen des Mittelalters, an die Reihe durch Karl VIII. und Ferdinand den Katholischen entzündeter Kriege zu denken, an das Elend, welches diese Kämpfe um die Herrschaft in Italien nicht allein über Italien, sondern ebenso über Flandern, Lothringen, die Provence, Navarra, Deutschland brachten, an die unter Ludwig XIV. erneuten und nach dem spanischen

Erbsolgekriege durch den Ehrgeiz der Isabella Farnese abermals um den Besitz von Parma und Neapel angefahten Fehden, an den durch alle diese Ereignisse erhärteten unversöhnlichen Widerstreit spanischer oder österreichischer mit den französischen Interessen, wenn das eine oder andere dieser Reiche in Italien ein Uebergewicht ausübt, um Brusasco Recht zu geben, wenn er ausruft: „Diese Wunde wird bluten, bis man Italien sich selber überläßt und alle Fremden in gleicher Weise von ihm ausschließt. Nie wird weder Frankreich noch Oesterreich darein willigen, ganz und ehrlich die Ansprüche des Andern zu gewähren. Nie wird sich der eine dieser Staaten sicher fühlen, so lange der andere einen Fuß in Italien hat, und so werden sie stets, halb aus Furcht, halb aus Eier, um Italiens willen die Ruhe Europas stören. Wollten sie den italienischen Besitz theilen, sie würden nichtsdestoweniger durch unaufhörlichen Argwohn gegen einander getrieben werden, ein Jeder stets trachten, sein Theil zu erweitern, oder den Rivalen vollkommen zu vertreiben. Es ist deshalb sowohl aus den Lehren der Erfahrung als aus inneren Gründen evident, daß, so lange diese Rivalität existirt, Europa auf keine wahrhafte Ruhe rechnen darf. Das einzige Mittel aber, um diese Rivalität zu beseitigen, scheint darin zu bestehen, daß man im Norden Italiens einen Staat aufrichtet, der stark genug ist, um die Alpen zu vertheidigen und jedem Fremden die Thore Italiens zu verschließen. Die Grenzen eines solchen Staats hat die Natur selbst gezogen. Die Alpen und die Apenninen fassen das Bassin des Po ein, dieses herrliche Thal, das am Mont Cenis beginnt und an den kärnthischen Bergen endet. Die Sprache scheidet das italienische Tyrol vom deutschen, die venetianischen Gebiete von den illyrischen. Und nicht allein die Berge und die Sprachen, die wahren natürlichen Grenzen, zeigen den Umfang dieses Staates an, sondern auch die Sitten, Gewohnheiten und Beziehungen. In der That verbindet keinerlei Gemeinsamkeit Piemont mit der Dauphiné, Venedig mit Oesterreich, während im Gegentheil ganz Norditalien genau auf derselben Stufe der Civilisation steht, durch gleiche Meinungen und Interessen verknüpft ist, seinerseits wieder in mehrfacher Beziehung geschieden von Toskana, Rom und Neapel. Dieses Norditalien hat ohne Parma und Modena sieben bis acht Millionen Einwohner. Ein solcher Staat würde Niemand bedrohen. Zwischen zwei Mächte gestellt, von denen eine jede mehr als die dreifache Bevölkerung hat, würde er kaum stark genug sein, seine Unabhängigkeit zu behaupten und es ohne den Beistand Rußlands nicht vermögen. Schon vor zweihundert Jahren hatte Heinrich IV. diese Wahrheit erkannt und vorge schlagen, das Haus Savoyen auf den Thron der lombardischen Könige zu setzen. Der natürliche Verlauf der Dinge und die Wünsche Italiens ru-

fen Sardinien auf diesen Platz. Es wird von der einzigen italienischen Dynastie regiert und es bedeutet viel für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas, daß die eiserne Krone von Fürsten getragen werde, die ebenso wenig dem Hause Oesterreich angehören, als dem Hause Bourbon."

Diese Denkschrift des piemontesischen Diplomaten würde in mehr als einem Betracht höchst merkwürdig sein, auch wenn die in ihr entwickelten Gedanken lediglich der individuellen Auffassung desselben angehörten. Nun aber lehrt uns Bianchi's Buch, daß die Ueberzeugung, Piemont habe gegen Oesterreich das italienische Nationalinteresse zu vertreten und müsse mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, Oesterreich ganz oder doch zunächst theilweise aus der Halbinsel zu verdrängen, schon 1814 bei allen hervorragenden Staatsmännern des Landes unerschütterlich fest stand. Dieser Ansicht in England Geltung zu verschaffen durch den Hinweis, daß in diesem Punkte das Interesse Piemonts vollkommen mit dem Europas sich decke, weil nur ein so verstärktes Piemont einen zuverlässigen Schutz gegen Frankreich bilde, während dasselbe, wenn die Abreden des ersten Pariser Friedens ausgeführt würden, sich nothwendig, um vor Oesterreich Schutz zu finden, Frankreich in die Arme werfen müsse — diese Politik den britischen Staatsmännern plausibel zu machen war Graf San Martino d'Aglié in London unausgesetzt thätig. In einem noch kühneren Sinne faßte diesen nationalen Beruf Piemonts Joseph de Maistre, seit dem Beginn des Jahrhunderts Gesandter in St. Petersburg, ein Mann, der durch seinen Ultramontanismus nicht gehindert wurde, für die Größe und Unabhängigkeit Italiens mit einem Eifer, einer Leidenschaft zu arbeiten, die lebhaft an die italienischen Patrioten der jüngsten Zeit erinnert.

Kaum hatte der Brand Moskaus die erste Hoffnung auf den Sturz Napoleon's eröffnet, so faßte er die Gestaltung der italienischen Verhältnisse scharf in's Auge. „Oesterreich, schrieb er im December 1812, hat in den letzten Kriegen trotz unserer Bereitwilligkeit, mit ihm gegen Frankreich zu sechten, unerbittlich auf unsere Vernichtung hingearbeitet; die Eroberung Piemonts war sein unablässig verfolgtes Ziel und wird immer der letzte Gedanke der österreichischen Politik sein. In Folge dessen giebt es für das Haus Savoyen kein höheres Interesse — und dasselbe Interesse hat ganz Italien — als daß Oesterreich auf der Halbinsel nicht eine Handbreit Landes besitze.“ Diese Aufgabe, den Fremden zu verdrängen und sich selber an seine Stelle zu setzen, aus Sardinien ein großes italienisches Königreich zu machen, schien de Maistre so über Alles wichtig, daß er es für Pflicht erklärte, ihr jede andere Rücksicht zu opfern. „Unsere furchtsame, bedenkliche, schwankende Handlungsweise, heißt es in einer Depesche vom 18. Juli 1814, ist tödtlich. Der König muß sich zum

Haupt der Italiener machen, er muß in alle Civil- und Militärposten selbst seiner Residenz sogar Revolutionäre berufen. Das ist wesentlich, das ist eine Capital- und Lebensfrage. Wir fehlen die Ausdrücke, um ganz meine Meinung zu sagen. Aber das ist mein Satz: wenn wir uns nicht rühren, wenn wir ein Hinderniß abgeben, dann requiem aeternam.“ Und nicht allein seine conservativen, sogar seine religiösen Ueberzeugungen war de Maistre bereit, der italienischen Zukunft Piemonts zu opfern. Als es sich 1816 um die Vermählung des Prinzen von Carignan handelte, lenkte er die Blicke seines Souveräns auf eine russische Heirath. „Ich schrieb er, könnte keinen größeren, keinen nützlicheren Plan ersinnen, als den, die Familie Carignan mit dem mächtigsten Hause des Czaren zu verbinden. Und wenn es scheinen sollte, daß demselben religiöse Bedenken im Wege stünden, so würde ich mich gern anheilschig machen den Nachweis zu führen, daß solche Heirathen unerläßlich geworden sind.“ \*)

Und merkwürdiger Weise erfüllten derartige Ideen über die Zukunft Piemonts damals nicht allein die Köpfe seiner fähigsten Staatsmänner, sondern ebenso die seiner eifrigsten Gegner in Italien. Keine von allen italienischen Gebietsveränderungen stieß 1814 auf heftigeren Widerspruch, als die Vereinigung der Republik Genua mit Sardinien. Nachdem die Abgesandten der alten Meereshönigin im Frühling vergebens sich bemüht hatten, in Paris bald England durch Handelsvortheile zu ködern, bald Oesterreich durch die Erklärung, man sei bereit sich einem Erzherzoge zu unterwerfen, appellirte im October der Marquis Brignole-Sale an das allgemeine europäische Interesse. In einer den beim Wiener Congreß bevollmächtigten Ministern der Allirten übergebenen Note vom 11. October vereinigte er alle Gründe, die nur der italienische Scharfsinn erfinden mochte, um die Selbstständigkeit der stolzen Seestadt zu retten. Nachdem er die Rechtsfrage ausführlich erörtert, wandte er sich zu der anderen, ob das allgemeine Interesse, in dessen Namen man die Einverleibung Genuas in Piemont fordere, wirklich eine solche Maßregel empfehle und schrieb da folgende dem heutigen Leser höchst merkwürdige Sätze: „Was wird aus dem Könige von Sardinien werden, wenn er Ligurien gewonnen? Er wird mächtiger sein als zuvor, aber auch dann nur einen Staat zweiten Ranges beherrschen, der weder schwach genug ist, um seine Existenz von der Erhaltung des allgemeinen europäischen Gleichgewichts abhängig machen zu müssen, noch stark genug, um in ruhiger Befriedigung ein unabhängiges Dasein zu führen, das keiner Projecte auf Gebiets-erweiterungen bedarf. Am Fuß der Alpen gelegen, in unmittelbarer Be-

\*) Bianchi I. 45 ff. 231. 241. 263 f.

rührung mit den fruchtbarsten Ländern Italiens, die so zu sagen nur eine Fortsetzung Piemonts bilden, wird dieses Königreich umhin können sich mit dem Gedanken der Vergrößerung zu erfüllen, mit dem Gedanken, sich unabhängig zu machen, endlich jenes Reich herzustellen, zu dem es den Keim enthält und dessen durch die Natur angezeigte Bildung bereits der Herzenswunsch einer zahlreichen Partei ist, welche schon jetzt im Hause Savoyen ihre Stütze und ihre Hoffnung sieht? Ist man nicht berechtigt anzunehmen, daß diese Tendenzen sich des Cabinets von Turin bemächtigen und daß diese Macht durch eine so wichtige Vergrößerung ermutigt, den Vorsatz fassen und verfolgen wird, ihre Allianz, wie sie zu allen Zeiten gethan, vortheilhaft zu verhandeln, um Schritt für Schritt mit dem Beistande Frankreichs sich ganz Italiens zu bemächtigen? Das ist der natürliche Gang der Dinge. Piemont wird, wenn es Herr Liguriens, in seiner Stellung und in seiner Macht einen Keim unwiderstehlichen Ehrgeizes hegen, der sich bei der ersten Gelegenheit entfalten wird. Es wird nothwendig nach den angrenzenden Ländern Verlangen tragen und alle Anstrengungen machen müssen, um sie zu erobern. Es wird sich endlich in der verhängnißvollen Nothwendigkeit sehen, die Streitigkeiten der anderen Mächte für diese seine Zwecke zu benutzen und den Frieden Europas zu stören. Frankreich, von der Unmöglichkeit und Nutzlosigkeit überzeugt, sich selber dieser schönen Halbinsel zu bemächtigen, wird in der Besorgniß, sie ganz in die Hände Oesterreichs fallen zu sehen, die Entwürfe des Königs von Sardinien unterstützen müssen. Daraus werden ewige Reibungen entstehen, geschürt und genährt von derselben Macht, die man jetzt zum Wächter des Friedens machen will, die aber in Wahrheit das größte Interesse haben wird, den Krieg zu entzünden.“ \*)

Aber auch dieser scharfsinnige Kopf, der mit so wunderbarer Lebendigkeit in eine ferne Zukunft blickte, wurde, sobald seine Bemühungen für Genua gescheitert waren, ein eifriges Glied der piemontesischen Diplomatie, um hinfort zusammen mit de Malfre, d'Aglié u. A. gegen dasselbe Oesterreich zu arbeiten, dessen Unterthan er 1814 gern geworden wäre. Und für diese neue Stellung wurde dann die Ansicht wichtig, welche er in derselben Note über die italienische Einheit entwickelt hatte. Mit der Prüfung der Frage beschäftigt, wie Italien am besten den europäischen Interessen gemäß constituiert werden könne, trieb ihn so zu sagen der nationale Instinct gegen das von ihm damals vertretene Problem am wärmsten die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zu empfehlen. Um zu verhindern, schrieb er, daß Italien in Zukunft wie seit Jahrhunderten ein Zankapfel

\*) Bianchi I. 363 f.

unter den Mächten sei und unaufhörliche Kriege unter seinen Nachbarn entzünde, müsse man es entweder in seiner Gesamtheit mit einem Staate ersten Ranges vereinigen, oder ihm die Existenz eines ganz selbständigen Staats geben, oder es in eine große Zahl kleiner Souveränitäten zertheilen, die nur im Gleichgewicht und der Ruhe Europas eine Garantie ihres Daseins finden. Von diesen drei Möglichkeiten hatte begreiflicher Weise nur die mittlere einen Sinn; die erste kam im Wesentlichen auf dasselbe hinaus, da das ganze Italien mit einem Großstaat vereinigt, der durch diese Vereinigung doch nicht das Gleichgewicht stören sollte, nothwendig diesen Staat mit der Zeit in einen italienischen verwandeln mußte; die Zerreißung Italiens in eine Menge kleiner Staaten würde die Zustände des späteren Mittelalters hergestellt haben, aus denen die großen europäischen Kämpfe in Italien sich entwickeln mußten. So kam es denn auch, daß in der Begründung seines Satzes der Marquis nur für die Herstellung eines unabhängigen einigen Italiens gewichtige Argumente vorzubringen wußte, dafür aber auch die gewichtigsten.

Fragen wir nun, welche praktischen Consequenzen diese unter den damaligen piemontesischen Diplomaten herrschenden Ansichten erzeugten, so lautet die Antwort darauf wesentlich negativ. Die Lage der europäischen Verhältnisse und der Gesamtcharakter der piemontesischen Politik machte es unmöglich, daß die nationalen Ideen es zu irgend einer schöpferischen Thätigkeit bringen konnten. Die Präponderanz, welche Oesterreich seit dem Sommer 1813 errungen hatte, war eine außerordentliche und namentlich in Italien geradezu erdrückende. Oesterreich hatte mit kluger Benützung der Verhältnisse nicht allein in Deutschland eine Ordnung der Dinge eingeleitet, die jeder durchgreifenden nationalen Organisation unübersteigliche Hindernisse bereitete, sondern mit ebenso großem Nachdruck dafür gesorgt, daß Italien ganz und gar seinem Einfluß überlassen werde. England hatte zu Prag am 27. Juli 1813 mit Oesterreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, worin ausdrücklich stipulirt wurde, daß die oberste Leitung und definitive Organisation der italienischen Angelegenheiten dem Kaiser zustehen solle;\*) Rußland und Preußen fügten sich diesem Abkommen thatsächlich. Kaiser Alexander, auf den de Maistre noch 1812 seine Hoffnungen baute, wurde seitdem für jede auf Italien bezügliche Unterhaltung unzugänglich und Graf Nesselrode bezeichnete die Diplomaten Piemonts als ganz österreichisch. Im höchsten Grade österreichisch war aber Lord Castlereagh. Man kannte lange die reactionäre Bornirtheit, welche sich dieses Staatsmanns seit dem Siege über Napoleon bemächtigte, aber daß sie so

\*) Bianchi I. 333 f.

weit ging, ihn recht eigentlich zu einem Schleppträger der Metternich'schen Politik zu machen, ihn jeden Grundsatz britischer Politik und britischen Interesses verleugnen zu lassen, ihn mit einem wahren Eynismus des Freiheitsbasses zu erfüllen, das wußte man doch bisher nicht. Man muß die Actenstücke bei Bianchi lesen, um diese Züge in grellster Frazzenhaftigkeit zu erblicken. Lord Castlereagh war für Italien der unumwundene Vertreter des Metternich'schen Absolutismus und der Vertheidiger jeder Metternich'schen Willkür. Er lieferte mit Vohagen die Genuesen an Piemont, die Sicilianer an den Bourbon, die Lombarden an Oesterreich aus, die Alle Lord Ventinck mit Phrasen von Nationalität und Freiheit gekizelt hatte, und wenn die Preisgegebenen dann wenigstens den Schutz irgend welcher verfassungsmäßigen Institutionen erflehten, so gab der britische Staatsmann Expectorationen von sich, die gewiß zu den größten Curiositäten englischer Politik gehören. Im Mai 1814 suchte eine Deputation des Königreichs Italien Lord Castlereagh in Paris auf, um seinen Beistand für die Zukunft des Landes anzurufen. Graf Federico Confalonieri war der Sprecher, welcher die Erhaltung des Königreichs, wenn auch mit einem österreichischen Fürsten, und eine nationale Vertretung erbat. Darauf der eble Lord: „Ueberall in Europa tauchen Verfassungen auf: Spanien, Frankreich, Holland, Polen, Norwegen und andere Länder fordern Verfassungen; ich weiß nicht, ob das zu ihrem Besten gereichen wird und möchte nicht, daß diese Völker zu spät ihren Irrthum erkannten, durch harte Lectionen belehrt.“ „Aber England, warf der Graf ein, bietet uns doch ein leuchtendes und beneidenswerthes Beispiel der Nützlichkeit einer weisen Verfassung.“ Darauf erwiderte Castlereagh: „Wenn wir glücklich genug waren, dieses schwierige Werk zu schaffen und zu erhalten, so sind nicht alle Völker und alle Zeiten gemacht, unter demselben System ihr Glück zu finden. Wir haben nicht den Grundsatz Bonaparte's, der seinen Coder den verschiedenartigsten Nationen aufzwingen wollte. Von der Verkehrtheit dieses Grundsatzes haben wir eben in Sicilien eine Erfahrung gemacht. Und gegen keine Regierung weniger als gegen die österreichische haben die Unterthanen ein Bedürfniß sich zu verschanzten. In der Geschichte dieses Hauses finden sich bis auf unsere Tage keine Spuren des Mißbrauchs der Gewalt; dieses Haus fehlte nie durch ein Uebermaß in dieser Richtung, eher durch das Gegentheil.“ Er würde den Italienern jegliche Unterstützung leihen, wenn es sich darum handelte, sie vor einem drückenden Joch zu schützen, wie das Frankreich gewesen, aber von der „väterlichen Regierung“ Oesterreichs habe Italien durchaus nichts zu besorgen. Italien brauche keine

Verfassung „und wenn eine Verfassung unnötig ist, so ist sie immer schädlich.“

An dem Dogma von der väterlichen Regierung Oesterreichs in Italien hielt Castlereagh auch dann noch unerschütterlich fest, als alle italienischen Hölle, auch die durch nächste Verwandtschaft und Solidarität der absolutistischen Interessen auf's engste mit Wien verknüpften, über die unerträgliche Gier, Brutalität und Immoralität der Metternich'schen Politik seufzten. Frankreich war zu ohnmächtig und zu sehr durch den Restaurationseifer im Innern beschäftigt, als daß es daran hätte denken können, Oesterreich in Italien entgegen zu treten. Rußland löste sich erst seit December 1816 allmählig aus den Banden der österreichischen Umarmung, um in Italien eine Stütze der Opposition gegen die österreichische Hegemonie zu werden, aber doch nur eine Stütze, die das Schlimmste abzuwehren, nicht das Schlimme rückgängig zu machen gestattete. Da nun von einer europäischen Politik Preußens, des natürlichsten Bundesgenossen Italiens, damals überhaupt nicht geredet werden konnte, der Versuch, den Piemont 1816 machte, in einem Bündniß der Mittelstaaten, Bayerns, Sachsens, Neapels und des Kirchenstaats, einen Schutz gegen die Tyrannei der Großmächte zu schaffen, \*) scheitern mußte, vor Allem, weil die übrigen italienischen Regierungen wohl eine versteckte Defensiv gegen die bedrohlichen Uebergriffe Oesterreichs wagten, nie jedoch zu irgend einer planvollen und fruchtbaren Politik sich zu einigen vermochten, so hätte Piemont schon aus diesen Gründen der wesentlichen Voraussetzung entbehrt, um den Gedanken einer großen nationalen Staatskunst zu realisiren. Immerhin freilich hätte es einer solchen Politik die Wege ebnen können, wenn nicht der Gesamtcharakter der in Turin herrschenden Tendenzen jeden Erfolg in dieser Richtung zu einer Unmöglichkeit gemacht hätte.

Sicherlich gehört es zu den gefährlichsten Irrthümern des Tages zu meinen, daß eine liberale Politik mit guten Absichten und leidlichen Fähigkeiten vollkommen ausreiche zur Realisirung großer nationaler Probleme, daß das Liberalfsein allein und an und für sich ein Arcanum politischer Erfolge sei, daß es vor Allem oder lediglich auf eine freisinnige Politik im Innern ankomme. Wir Deutschen und vorzüglich leider, wie es scheint, auch die Preußen haben in dem kümmerlichen politischen Stillleben der letzten fünfzig Jahre Begriff und Gefühl für die Bedeutung einer kraftvollen auswärtigen Politik in hohem Grade verloren. Wir bilden uns ein, eine wirklich liberale Politik in Preußen würde die deutsche Frage ohne weiteres lösen, ohne daß gleichzeitig eine großartige, groß gedachte

\*) Bianchi giebt darüber I. 236 f. interessante Mittheilungen.

Preussische Jahrbücher. Bd. XVI. Heft 5.



und kühn und geschickt ausgeführte europäische Politik der innern Propaganda unter die Arme griffe. Nichts ist falscher, verderblicher als diese Phantasien eines Kleinbürgerlichen Manchesterthums. Aber ebenso heißt es auf der anderen Seite den unzerstörbaren Zusammenhang der Dinge verkennen, wenn man meint, wichtige Aufgaben der Diplomatie ohne die Beihilfe einer entsprechenden inneren Politik lösen zu können. In diesen Fehler verfiel vor fünfzig Jahren die piemontesische wie heute die preussische Regierung. Man verfolgte ein großes Ziel nationaler Umgestaltung und wollte doch nichts von einer Weckung der nationalen Kräfte wissen; man stellte sich in schärfste Opposition zu Oesterreich und meinte diese Opposition mit den Mitteln einer inneren Politik stützen zu können, die durchaus österreichisch war; man wagte sich an eine hohe Aufgabe, die dem innersten Pulschlage der modernen Zeit entsprungen war, und dachte sie mit den Künsten des alten Regimes zu lösen. Dieser Widerspruch mußte die kühnen Bestrebungen der piemontesischen Diplomatie von vorn herein lähmen und bald genug vollkommen paralyisiren. Oesterreich war in Italien wie in Deutschland der starke Hort aller derer, die vor jeder Neuerung, jeder Bewegung, jeder tief greifenden geistigen Arbeit zitterten; es vertrat in geschlossenster Harmonie der inneren und äußeren Bedingungen seiner Existenz und darum mit voller Wucht und Hingebung das Princip des trägen Beharrens in willkürlichen Zuständen. Gegen dieses Oesterreich konnte in Italien nur eine Staatskunst vorwärts zu kommen hoffen, welche sich mit kluger Energie auf die von ihm nieder gehaltenen Kräfte stützte und sie zweckmäßig zu entwickeln arbeitete. Da aber Piemont in allen Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung noch ängstlicher an das Alte sich klammerte als der fremde Nachbar, so zerstörte es sich jede Möglichkeit eines Erfolges gegen denselben. Gleich 1814 appellirte es an Oesterreichs Beistand, um ja nicht den Genuesen etwas wie eine Verfassung gewähren zu müssen. Als Oesterreich 1815 mit Neapel seine bekannten Verträge schloß, konnte Piemont unmöglich etwas dagegen haben, daß damit auch im Süden der Halbinsel jeder Neuerung der Weg versperrt werde. Und als endlich 1820 die gefürchtete Revolution trotz aller conservativen Künste kam, da warf sich Piemont dem Fürsten Metternich ganz und gar in die Arme.

Die italienische Politik Piemonts konnte nur dann reussiren, wenn sie Alles, was in Italien gegen Oesterreich war, um sich scharte, wenn sie dem von Oesterreich vertretenen Princip der Unbeweglichkeit den Grundsatz freier Volksentwicklung entgegen stellte, wenn sie die Erhebung des Hauses Savoyen identificirte mit einer Erhebung der italienischen Nationalität und dieser Alles, was in der Zeit frisch vorwärts strebte, zum Verbündeten

gab. Diese Richtung mit männlicher Kraft und Klugheit zur breiten Basis einer großen europäischen Politik gemacht, sie unter den schwierigsten Umständen behauptet und dadurch das erste große Muster eines liberalen und nationalen Staatsmanns im Sinne unserer Zeit aufgestellt zu haben, welcher nicht mit Phrasen, sondern mit Handlungen, nicht mit guten Absichten, sondern mit glänzenden Erfolgen operirte, das ist das unvergängliche Verdienst, das sich Graf Cavour nicht nur um Italien, sondern um alle Völker erworben hat. Wenn sich Preußen heute mit dem jungen Italien in so intime Beziehungen zu setzen strebt, wie es das beiderseitige Interesse vorschreibt, so mag das vielleicht dazu führen, daß man sich eingehender mit den Kräften beschäftigt, denen die Herstellung Italiens verdankt wird. Es kann unmöglich für den heutigen Leiter der auswärtigen Politik Preußens ein fruchtbareres Studium geben.

H. Baumgarten.

## Ethische und ästhetische Kultur.

Noch einmal ein Wort über

Schiller's „ästhetische Erziehung des Menschen.“

Immer wieder kehrt das Geschlecht der Epigonen zu Schiller's philosophischen Arbeiten zurück. So einseitig sie theilweise sind, so sehr sie in vieler Beziehung von der heutigen Wissenschaft überholt sind, so bleiben sie doch Fundstätten herrlichen Goldes, durch deren tiefere Ergründung wir stets noch lernen können. Daher fürchten wir an sich keinen Tadel, wenn wir noch einmal eine genauere Analyse der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen versuchen. Ob es uns freilich gelingen wird, einen Beitrag zu dem bessern Verständniß und der richtigen Würdigung derselben zu geben, müssen wir dem Leser selbst zu beurtheilen überlassen.

Schon ehe sich Schiller näher mit der Kantischen Philosophie beschäftigt hatte, war die Rolle, welche der Kunst für die allgemein menschliche Kulturentwicklung zufalle, ein Lieblingsthema seiner mehr historischen Studien und seiner empirisch-psychologischen Betrachtungen. Das Ergebnis derselben sind die Künstler, die er schon am 12. Januar 1789 an Körner schreibt. Er hatte darin ursprünglich die Kunst nur als eine Dienerin

der höheren Kultur darge stellt und erst ein Gespräch mit Wieland hatte ihn dazu veranlaßt, die Kunst zugleich als das letzte Ziel der Menschenbestimmung zu erfassen, sofern die wissenschaftliche und sittliche Kultur in ihrer Vollendung sich wieder in die Schönheit auflöse, sofern die vollendete Wissenschaft und das vollendete Leben selbst wieder zum Kunstwerk werden.

Unter dessen war er der Kantischen Philosophie näher getreten und fühlte sich besonders von der Kritik der Urtheilskraft und dem moralischen Standpunkt Kant's angezogen. Der starre Idealismus der Kantischen Ethik mußte ihm zusagen. Ausgegangen von dem Kampfe mit überkommenen Sitten und Zuständen, der Sohn einer Zeit, die mit aller Wirklichkeit gebrochen hatte und nach einer unverdorbenen idealen Welt sich sehnte, wandte er sich gerne der neuen Sittenlehre zu, welche von aller Erfahrung abstrahiren zu können erklärte, welche in dem kategorischen Imperativ, in der innern Gewissenstimme des Menschen eine sittliche Grundkraft, ein Gesetz erblickte, das in seinen Entscheidungen das ganze Leben a priori und unabhängig von aller Erfahrung leiten könne. Wenn daneben nicht zu leugnen war, daß das reale Leben überall von empirischen Bestimmungsgründen ausgehe, so verwies Kant dieses Gebiet ganz aus der Sittenlehre, indem er die sittliche und die sinnliche Natur des Menschen abstrakt auseinanderriß, jede sinnliche Bestimmung im Handeln für eine Heteronomie — im Gegensatz gegen die Autonomie des Sittengesetzes erklärte. Statt zu zeigen, wie in einer Harmonie und richtigen Ordnung der sinnlichen Triebe die Sittlichkeit der sinnlichen Menschheit besteht, ward ihm die Sittlichkeit zur vollständigen Negation des Natürlichen im Menschen. Schiller hatte allerdings in der Schrift über Anmuth und Würde schon den Versuch gemacht, über diese Kluft Meister zu werden und als Bild der höchsten vollendeten Menschheit die Harmonie von Natur und Vernunft, Sinnlichkeit und Sittlichkeit aufgestellt; aber in der Hauptsache blieb er bei dem strengen Kantischen Dualismus stehen.

Auch seine ästhetischen Ansichten wurden von Kant beherrscht; aber er bildete sie doch selbständiger aus. Kant hatte das Schöne in dem interesselosen Wohlgefallen gefunden, das das Subjekt an den Gegenständen der Anschauung nimmt. Das rein ästhetische Gefühl wird nach ihm nur durch die sogenannte freie Schönheit hervorgerufen, die wie eine bloße Farbenzusammenstellung nichts Bestimmtes darstellt. Bei der anhängenden bedingten Schönheit z. B. eines Menschen mischt sich der Begriff des Zwecks, der Vollkommenheit ein. Das Schöne dieser Art befriedigt das ästhetische wie das sittliche Gefühl, die Einbildungskraft wie die Vernunft. Schiller acceptirte diese Ideen im Allgemeinen, wollte aber das Schöne selbst er-

klären, nicht bloß nachgewiesen haben, wie es auf den Menschen wirke; so definiert er die Schönheit als die „Freiheit in der Erscheinung.“ Freiheit, Nichtbestimmtwerden von äußeren sinnlichen Reizen ist ihm der höchste Begriff in der sittlichen Welt; etwas Analoges sucht und findet er in der Welt der Erscheinung, der Anschauung; wenn ein Ding nicht von außen bestimmt, wenn es nur durch sich selbst, durch seine Natur bestimmt erscheint, so erscheint es frei, so ist es schön. Freilich schließt hierbei der Begriff der Natur viel ein. Schiller versteht darunter das eigenthümliche Wesen eines Dings, verweist aber damit indirekt die ganze Aesthetik auf eine empirische Bahn, ohne sich dessen bewußt zu sein.\*)

Schiller brachte diese Studien damals (1793) nicht zu einem vollen Abschluß und baute nur an einzelnen Punkten in seinen Aufsätzen für die Horen daran fort. Erst im Jahre 1794 kommt er dazu, in den Briefen an den Herzog von Augustenburg weiter auszuholen, ohne jedoch von Anfang an über den ganzen Inhalt der Briefe im Klaren zu sein; dazwischen studirt er Kant und zuletzt giebt er ihnen einen plötzlichen unerwarteten Abschluß. So dürfen wir auch nicht die Anforderung einer strengen Einheitlichkeit an diese Briefe stellen. Sie zerfallen in drei ziemlich selbständige Theile. Der erste (Brief 1—10) zeigt in mehr empirischer Weise wie die Kunst auf die Kultur wirke und wirken solle, hebt die Anforderungen hervor die an den Künstler zu stellen sind, wiederholt in philosophischer Weise den poetischen Inhalt der „Künstler,“ ohne den Begriff des Schönen und Sittlichen zu erörtern. Der zweite Theil (Brief 11—23) will nun in streng philosophischer aprioristischer Weise das Wesen des Schönen aus dem Wesen des Menschen deduciren, und daraus die Wirkung des Schönen und der Kunst auf den Menschen; es wird uns aber weniger gesagt, was schön sei, als daß es eine Schönheit geben müsse, weil nur in ihr die Vermittelung zwischen Natur und Vernunft denkbar sei. Der dritte Theil (Brief 24—27) soll endlich in einer Art Kulturgeschichte diese Theorie historisch rechtfertigen, bringt aber von den drei versprochenen Kulturperioden kaum die zwei ersten. Betrachten wir nun jeden Theil besonders.

### 1.

Die französische Revolution war losgebrochen; die sittlichen und politischen Ordnungen des alten Europa waren im Wanken begriffen; der Philosoph fragt sich — ist es da Zeit die Schönheit zu untersuchen? Ja! denn sie ist auch für das moralische und politische Leben nicht gleichgültig.

\*) Briefwechsel Schiller's mit Körner III. S. 28—72.

Der Mensch befindet sich heute noch im Naturstaat, in einem Staate der Noth. In diesem Staate ist alles natürliche Kraft, mechanische Nothwendigkeit; Bedürfnis und Leidenschaft walten. Es herrschen bloße Kräfte, wo Gesetze (d. h. die Vernunft, die sittliche Kraft) herrschen sollten. Es muß der Vernunftstaat hergestellt werden. Aber dieser ist ein absoluter Gegensatz zum Naturstaat. Von bloßen Kräften zu bloßen Gesetzen giebt es keinen Uebergang. Der Vernunftstaat findet in dem Naturstaat gar keine Stütze, weil hier alles selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung geht. Mit glühenden Farben wird die Verborbenheit unserer Zeit, die Noth der unteren Klassen, die Schlawheit und Depravation der obern geschildert. Im Gegensatz zur antiken griechischen Welt, in der der Einzelne noch ein voller harmonischer Mensch war, wird die heutige Theilung der Geschäfte und Berufe angeklagt. Der Einzelne ist nur noch ein Bruchstück, das ohne Empfindung für's Ganze nur auf sich selber ruht. Egoismus herrscht. Selbst die Regierung wird Partei. An einem Ganzen, das abstrakt im Staate fortexistirt, nimmt der Einzelne nur durch todte Formeln hindurch Antheil. „So wird allmählich das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abstrakte des Ganzen sein nothdürftiges Dasein friste und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgend findet.“ Wenn aber auch das Individuum hierunter leidet, die Gattung könnte auf keine andere Weise Fortschritte machen. Nur durch einseitige Entwicklung wird jede Kraft am höchsten ausgebildet. Der Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur ein Instrument. Das Individuum leidet durch einseitige Uebung; nur die freie und gleichmäßige Thätigkeit aller Kräfte und Glieder bildet den ganzen Menschen aus. Sollte es aber Bestimmung des Menschen sein, über irgend einen Zweck sich selbst zu versäumen? Wie ist da der Ausweg zu finden? durch den Staat? Nein, dieser hat ja das Uebel verursacht! Die Bildung muß also vom Einzelnen ausgehen und dazu braucht der Mensch die ästhetische Kultur.

So weit die Einleitung. Sie enthält weniger die specifischen Gedanken Schiller's, als die seiner Zeit überhaupt, aber damit auch die ganze Einseitigkeit derselben. Schon der Gegensatz des Naturstaates, in dem nur blinde Kräfte, und des Vernunftstaates, in dem nur Gesetze herrschen, ist ein schiefer. Wo menschliches Leben ist, sind stets natürliche Kräfte und geistig-sittliche Gesetze zugleich. Jeder Staat ist schon der Anfang einer Vernunft Herrschaft über die bloßen Leidenschaften. Nur wer von einem falschen Dualismus im Menschen ausgeht, stets Verbundenes ungehörig trennt, kann einen absoluten Gegensatz zwischen dem sog. Naturstaat

und dem Vernunftstaat annehmen; kann den Uebergang vom einen zum andern, der in Wahrheit der ununterbrochene Inhalt der ganzen Weltgeschichte ist, als eine einzelne That ansehen, die gethan wird oder nicht, die aber nicht möglich sei, so lange die natürlichen Kräfte noch vorhanden sind. Es verführte zu dieser Auffassung das damalige Schauspiel der französischen Revolution, in der es sich darum zu handeln schien, nun plötzlich einen rein vernünftigen Staat ganz von Neuem zu construiren. Es ist absolut falsch zu glauben, der vernünftigste Staat finde gar keine Stütze in dem natürlichen Charakter des Menschen. \*) Im Gegentheil, wenn nur die staatlichen Formen halbwegs richtig sind, so ist das freie Spiel der gesellschaftlichen Kräfte dem vernünftigen Staate günstig. Es existirt kein absoluter Gegensatz zwischen Natur und Geist, den natürlichen Kräften oder Interessen und der Vernunft. Um aber die Harmonie zwischen beiden zu erzeugen, ist allerdings auch eine stete Besserung aller staatlichen Institutionen nöthig und möglich, nicht blos eine Hebung der individuellen Bildung bis endlich alle Menschen so weit sind, daß sie dann plötzlich aus dem Naturstaat in einen Vernunftstaat übertreten können. Lag nicht in den Zuständen vor der französischen Revolution gerade der Beweis, wie verborbene staatliche Einrichtungen selbst den sonst tüchtigen Privatmann zu Unsittlichkeit und Egoismus, zu Gleichgültigkeit und Einseitigkeit treiben, daß dies nur zu ändern ist, wenn das Ganze sich bessert und hebt? Aber dafür hatte das achtzehnte Jahrhundert kein rechtes Verständniß. Die Ausbildung der einzelnen vollendeten Persönlichkeit war das Dogma der Zeit. Die materialistische egoistische Sittenlehre der Franzosen, die Subjectivität und der Sensualismus der Engländer werden in die idealistische deutsche Philosophie übersezt zum Kultus der schönen Individualität. Die Moral wird damit eine ästhetische. Die Moral, die Ethik hat es mit dem Ganzen der Menschheit zu thun, die Kunst nur damit, einem einzelnen individuellen Ding den Stempel eines Ganzen zu geben. Diese ästhetische Moral wie sie von einem Wilhelm von Humboldt gepredigt und ausgeführt wird, birgt daher stets einen geheimen Egoismus in sich. Auch die Auflehnung gegen die moderne Theilung der Arbeit ist ein solcher Egoismus. Und jedenfalls ist an dieser nicht der Staat schuld und ihre Folgen sind nicht nothwendig die geschilberten. Die Ursachen schlimmer sittlicher Zustände liegen nicht ausschließlich hier. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Nur wer in irgend einer Specialität etwas Rechtes ist, wird ein voller Mensch; das ist ja auch die Lehre, welche Göthe in Wilhelm Meister predigt.

\*) S. den Schluß des dritten Briefes Ausg. in 12 Bänden XII. S. 8.

Das alles soll nur andeuten, wie Schiller von einer unrichtigen Zeitanschauung beherrscht ist, wenn er als das einzige Heilmittel der Zeit die individuelle Besserung predigt. Daß sie nothwendig mitwirken muß, soll natürlich nicht geleugnet werden.

Aber wie ist sie zu bewerkstelligen, fragt sich unser Dichter. Die Wahrheit, antwortet er, die Vernunft soll selbst Kraft im Menschen werden, sie soll Trieb werden. Denn die Triebe sind die einzigen bewegenden Mächte im Menschenleben. Die Aufklärung — wir sehen es — ist vorhanden, der Irrthum ist zerstört und doch finden wir nirgends Besserung. Warum? Weil die Menschen dieselbe noch nicht in ihr Herz aufgenommen haben und nur was hier Eingang findet, hat Kraft die Welt umzugestalten. Der Weg zum Kopf geht durch das Herz. Die Wahrheit siegt nur durch Kampf und Muth. Nur Begeisterung für das Gute und Edle bringt es auch zur Realität und diese Begeisterung ist nur zu erzeugen durch die Kunst; die Schönheit muß als das Symbol des Guten den Menschen entflammen, die Kunst muß den Menschen durch ihre unsterblichen Musterbilder erheben. Darum darf der Künstler nicht von seinem Zeitalter beherrscht werden, sondern er muß es mit den Idealen des Ewig-menschlichen beherrschen. „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reise den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so lehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen.“ Die Richtung zum Guten ist das große Princip, das alle künstlerische wie alle wissenschaftliche Thätigkeit beherrschen soll. „Diese Richtung auf das Gute,“ ruft er dem Jünger der Schönheit wie der Wahrheit zu, „diese Richtung hast du der Zeit gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du handelnd oder bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Der Dichter strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werse es schweigend in die unendliche Zeit.“ — „Der Ernst deiner Grundsätze wird die Menschen von dir scheuen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz und hier mußt du den scheuen Fremdling ergreifen. Ihre Magi-

men wirfst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Nütziggang kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirfst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet."

Nie ist schöner und tiefer der sittliche Beruf des Dichters, die Wirkung der Kunst und der Schönheit auf das Leben, auf den ethischen Proceß der Geschichte gezeichnet worden. Es ist nicht die Kunst allein, aber sie ist es doch hauptsächlich, welche auf die Massen wirkt. Gerade in der Jugendzeit der Völker kleidet die Religion wie der Staat und die Gesellschaft ihre große Lehren und Ideen in die Form des Kunstwerks, der Poesie. Der dichtenbe Volksgeist wird zum Erzieher der folgenden Geschlechter.

Lang eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,  
Ist eine Ilias des Schicksals Räthselfragen  
Der jugendlichen Vorwelt auf.

Ohne sich Rechenschaft zu geben, begreift der intuitive phantasievolle Dichtergeist seine Zeit, ihre Aufgaben, ihre sittlichen Probleme. Er faßt sie in seinem Gemüthe wie in einem vollendeten Spiegel auf und von selbst gestalten sie sich bei ihm in die Form des Kunstwerks. Das Schöne des Kunstwerks wie das der Natur erzieht aber auch an sich zur Harmonie im Leben.

Was erst, nachdem Jahrtausende verfloßen,  
Die alternde Vernunft erfand,  
Lag im Symbol des Schönen und des Großen  
Boraus geoffenbart dem kindischen Verstand.  
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,  
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,  
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,  
Das matte Blüthen langsam treibt;  
Eh' vor des Denkers Geist der kühne  
Begriff des ew'gen Raumes stand,  
Wer sah hinauf zur Sternenblüthe,  
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Während weber das Leben sich selbst, noch die Wissenschaft sich und das Leben als ein Ganzes, als eine Harmonie begreift, entsteht mit dem Kunstwerk die Nothwendigkeit eines gerechten Abschlusses; in der Tragödie stellt sich zuerst klar die Idee einer gerechten Weltregierung dar.

Was die Natur auf ihrem großen Gange  
In weiten Fernen auseinander zieht,



Wird auf dem Schauplatz, im Gefange,  
 Der Ordnung leicht gefasstes Glied.  
 Vom Eumenidenschor geschredet,  
 Zieht sich der Mord, auch nie entbedet,  
 Das Loos des Todes aus dem Lieb.

Ja diese Sehnsucht nach einem ähnlichen harmonischen Abschluß im Leben soll, nach der Ausführung in den Künstlern, sogar die Idee der Unsterblichkeit erzeugen.

Nach dieser allgemeinen Zeichnung der Aufgabe und Wirkung der Kunst, wie sie Schiller hauptsächlich in den Künstlern ausgeführt hat, fragt er sich nun aber im zehnten Briefe, ob wirklich die Kunst für beide Abwege der Menschheit, für Rohheit wie für Erschlaffung, das Hülfsmittel sei? Er kann sich nicht verhehlen, daß trotz des Beispiels des Alterthums und so vieler Einzelner, in denen sich seiner Geschmack mit wahrer Bildung verbindet, viele an dieser günstigen Wirkung der Kunst und der Schönheit zweifeln. Nicht bloß diejenigen, welche die Gunst der Grazien nie erfahren und sie darum hassen, auch achtungswürdige Stimmen fürchten in der ästhetischen Bildung das nur Formale, das nur auf die Erscheinung, nicht auf den innern Werth der Dinge sieht; die Leidenschaften können sich in das Gewand der Schönheit kleiden und so den Schein des Schlechten meiden, ohne weniger schlimm zu sein. Als unter Perikles und Alexander die Künste am höchsten blühten, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, war Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, und bei den neueren Nationen nimmt die Verfeinerung in demselben Verhältniß zu, als ihre Selbständigkeit verschwindet. Die ästhetische Kultur wird überall mit der Energie des Charakters erkaufte, und diese Triebfeder alles Großen und Trefflichen im Menschen kann kein anderer Vorzug ersetzen. —

Aber Schiller schreckt vor diesen Einwürfen nicht zurück. Man darf sich, entgegnet er, gar nicht auf die Erfahrung berufen, der reine Vernunftbegriff der Schönheit muß unser Urtheil leiten; die Erfahrung giebt uns nur Einzelnes, niemals die Menschheit. Damit geht er zu dem zweiten abstrakten Theile über.

Wir haben dem Vorstehenden nur ein Wort beizufügen. Die Rolle, welche Schiller der Kunst für die Fortbildung der Kultur zutheilt, ist unbestreitbar. Aber er übersieht dabei Wesentliches und muß deswegen mit dem ungelösten Gegensatz abbrechen, um sich in das abstrakte Gebiet der Spekulation zu stürzen. Die Kunst ist allerdings ein Mittel der Kultur, aber nicht das einzige, wie es in den „Künstlern“ und theilweise auch in den Briefen erscheint. Die Religion, die politischen Institutionen, die Sitten, die Wissenschaft sind ebenso wichtige Kulturelemente. Schon darum

ist der hoher Standpunkt der Kunst nicht nothwendig mit der höchsten Blüthe der menschlichen Kultur stets verbunden. Dann aber stellt sich Schiller hier beinahe durchaus auf einen Kunststandpunkt, den er sonst verwerft, auf den Standpunkt einer didaktischen Tendenz, wie er von Kant und der ganzen damaligen Zeit getheilt, \*) von Schiller aber mehrmals ausdrücklich bekämpft wird. Er geht von der Richtung zum Guten und Besseren, von dem ethischen Gehalt der Kunst aus, der freilich alle menschliche umspannt und künstlerisch darstellbar ist. Damit legt er den Nachdruck auf Etwas, was er sonst häufig als der Kunst indifferant, ja feindlich erklärt. Er verwechselt das Menschlich-Ideale an sich mit seiner künstlerischen Darstellung, und diese Verwechslung liegt ihm deswegen stets so nahe, weil er nach seinen kantischen Prämissen das Sittliche nur als ein Jenseitiges, dem Schattenreiche der reinen Vernunft Angehöriges ansieht. So findet er für das wirklich Menschliche, das Theil auch an der verben Natur der Erscheinung hat, keinen Platz, und überweist es gerne in das Gebiet der Schönheit, weil er hier eine Verbindung von Natur und Vernunft, die ihm das höchste Ideal ist, erblickt.

## 2.

Dies giebt uns auch den Boden für die Deduktionen, die Schiller in dem zweiten Theil seiner Briefe zu Grunde legt. Indem er das Grundwesen des Menschen erörtern will, geht er ähnlich wie kurz darauf Fichte über Kant hinaus. Es treibt ihn der gleiche Zug nach Realität. Er stellt der Vernunft Kant's, dem reinen Trieb Fichte's in ähnlicher Weise gegenüber dieser in seiner Sittenlehre einen sinnlichen Trieb gegenüber; während über Fichte in einem richtigen Zusammenwirken, in einer Harmonie beider Triebe das Sittliche steht, bleibt für Schiller das Moralische jenseits aller Natürllichkeit; das gemeinschaftliche Gebiet von Vernunft und Natur wird als ästhetisches aufgefaßt, während das doch nur eine besondere Seite dieses Gebietes ist.

Schiller untersucht ganz allgemein das Wesen des Menschen. Zwei Begriffe scheinen ihm die letzten, zu denen die Abstraktion kommen kann. Es liegt im Menschen etwas Bleibendes, d. h. seine Person, seine Individualität, und ein Wechselndes, d. h. sein Zustand als Sinnenwesen. Zwischen beiden kennt er keinen Zusammenhang. Die Person kann nicht von den einzelnen sinnlichen Zuständen abhängen, der Zustand nicht von der Person; der Grund der Person liegt nur in ihr selbst, in der Freiheit, der

\*) Vergl. z. B. Danzel, gesammelte Aufsätze. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Philosophie der Kunst und ihre nächste Aufgabe. S. 10.

Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,  
 Der Ordnung leicht gefastetes Glied.  
 Vom Eumenidenchor geschreiet,  
 Zieht sich der Mord, auch nie entbedet,  
 Das Loos des Todes aus dem Lied.

Ja diese Sehnsucht nach einem ähnlichen harmonischen Abschluß im Leben soll, nach der Ausführung in den Künstlern, sogar die Idee der Unsterblichkeit erzeugen.

Nach dieser allgemeinen Zeichnung der Aufgabe und Wirkung der Kunst, wie sie Schiller hauptsächlich in den Künstlern ausgeführt hat, fragt er sich nun aber im zehnten Briefe, ob wirklich die Kunst für beide Abwege der Menschheit, für Rohheit wie für Erschlaffung, das Hülfsmittel sei? Er kann sich nicht verhehlen, daß trotz des Beispiels des Alterthums und so vieler Einzelner, in denen sich feiner Geschmack mit wahrer Bildung verbindet, viele an dieser günstigen Wirkung der Kunst und der Schönheit zweifeln. Nicht bloß diejenigen, welche die Gunst der Grazien nie erfahren und sie darum hassen, auch achtungswürdige Stimmen fürchten in der ästhetischen Bildung das nur Formale, das nur auf die Erscheinung, nicht auf den innern Werth der Dinge sieht; die Leidenschaften können sich in das Gewand der Schönheit kleiden und so den Schein des Schlechten meiden, ohne weniger schlimm zu sein. Als unter Perikles und Alexander die Künste am höchsten blühten, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, war Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, und bei den neueren Nationen nimmt die Verfeinerung in demselben Verhältniß zu, als ihre Selbständigkeit verschwindet. Die ästhetische Kultur wird überall mit der Energie des Charakters erkauft, und diese Triebfeder alles Großen und Trefflichen im Menschen kann kein anderer Vorzug ersetzen. —

Aber Schiller schreckt vor diesen Einwürfen nicht zurück. Man darf sich, entgegnet er, gar nicht auf die Erfahrung berufen, der reine Vernunftbegriff der Schönheit muß unser Urtheil leiten; die Erfahrung giebt uns nur Einzelnes, niemals die Menschheit. Damit geht er zu dem zweiten abstrakten Theile über.

Wir haben dem Vorstehenden nur ein Wort beizufügen. Die Rolle, welche Schiller der Kunst für die Fortbildung der Kultur zutheilt, ist unbestreitbar. Aber er übersieht dabei Wesentliches und muß deswegen mit dem ungelöststen Gegensatz abbrechen, um sich in das abstrakte Gebiet der Spekulation zu stürzen. Die Kunst ist allerdings ein Mittel der Kultur, aber nicht das einzige, wie es in den „Künstlern“ und theilweise auch in den Briefen erscheint. Die Religion, die politischen Institutionen, die Sitten, die Wissenschaft sind ebenso wichtige Kulturelemente. Schon darum

ist ein hoher Standpunkt der Kunst nicht nothwendig mit der höchsten Blüthe der menschlichen Kultur stets verbunden. Dann aber stellt sich Schiller hier beinahe durchaus auf einen Kunststandpunkt, den er sonst verwirft, auf den Standpunkt einer didaktischen Tendenz, wie er von Kant und der ganzen damaligen Zeit getheilt, \*) von Schiller aber mehrmals ausdrücklich bekämpft wird. Er geht von der Richtung zum Guten und Vortrefflichen, von dem ethischen Gehalt der Kunst aus, der freilich alles Menschliche umspannt und künstlerisch darstellbar ist. Damit legt er den Nachdruck auf Etwas, was er sonst häufig als der Kunst indifferent, ja feindlich erklärt. Er verwechselt das Menschlich-Ideale an sich mit seiner künstlerischen Darstellung, und diese Verwechslung liegt ihm deswegen stets so nahe, weil er nach seinen kantischen Prämissen das Sittliche nur als ein Jenseitiges, dem Schattenreiche der reinen Vernunft Angehöriges ansieht. So findet er für das wirklich Menschliche, das Theil auch an der verben Natur der Erscheinung hat, keinen Platz, und verweist es gerne in das Gebiet der Schönheit, weil er hier eine Veröhnung von Natur und Vernunft, die ihm das höchste Ideal ist, erblickt.

## 2.

Dies gibt uns auch den Boden für die Deduktionen, die Schiller in dem zweiten Theil seiner Briefe zu Grunde legt. Indem er das Grundwesen des Menschen erörtern will, geht er ähnlich wie kurz darauf Fichte über Kant hinaus. Es treibt ihn der gleiche Zug nach Realität. Er stellt der Vernunft Kant's, dem reinen Trieb Fichte's in ähnlicher Weise wie dieser in seiner Sittenlehre einen sinnlichen Trieb gegenüber; während aber Fichte in einem richtigen Zusammenwirken, in einer Harmonie beider Triebe das Sittliche sieht, bleibt für Schiller das Moralische jenseits aller-Natürlichkeit; das gemeinschaftliche Gebiet von Vernunft und Natur wird als ästhetisches aufgefaßt, während das doch nur eine besondere Seite dieses Gebietes ist.

Schiller untersucht ganz allgemein das Wesen des Menschen. Zwei Begriffe scheinen ihm die letzten, zu denen die Abstraktion kommen kann. Es liegt im Menschen etwas Bleibendes, d. h. seine Person, seine Ichheit, und ein Wechselndes, d. h. sein Zustand als Sinnenwesen. Zwischen beiden kennt er keinen Zusammenhang. Die Person kann nicht von den einzelnen sinnlichen Zuständen abhängen, der Zustand nicht von der Person; der Grund der Person liegt nur in ihr selbst, in der Freiheit, der

\*) Vergl. z. B. Danzel, gesammelte Aufsätze. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Philosophie der Kunst und ihre nächste Aufgabe. S. 10.

Grund der Zustände in Etwas außer ihr, im Werden, in der Zeit. Die Person, die Vernunft ist ewig und unveränderlich, aber Realität gewinnt sie doch nur, indem sie in die Fluthen der Veränderung sich stürzt. Daher die zwei Grundgesetze unserer Natur. Das eine dringt auf absolute Realität, der Mensch soll Alles zur Welt machen, zur Erscheinung bringen, was bloß Form, d. h. Inhalt seiner Person als Vernunft ist; das zweite dringt auf absolute Formalität; der Mensch soll Alles in sich tilgen, was nur Welt, Stoff, Sinnlichkeit ist. Der Mensch soll alles Innere äußerlich darstellen und alles Äußere formen, bilden, vergeistigen. Dies geschieht durch die zwei Grundtriebe; der sinnliche Trieb ist es, der ihn auf die reale Welt hinweist, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Er treibt zu einzelnen realen Handlungen, er gestaltet den Menschen zu einem concreten Wesen. Den andern Trieb nennt Schiller den Formtrieb, worunter er aber dasselbe versteht, was Kant reine Vernunft, Fichte reinen Trieb nennt. \*) Dieser geht von dem absoluten Dasein des Menschen, von seiner vernünftigen Natur aus und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen. Er dringt auf Wahrheit und Recht, er geht auf das Ewige und Unveränderliche.

Wie verhalten sich nun diese beiden Triebe zu einander? Sind sie nicht absolut entgegengesetzt? Der eine geht auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit — aber nicht in denselben Objecten. Der sinnliche Trieb forbert Veränderung des Zustandes, nicht der Grundsätze, der Formtrieb dringt auf Einheit aber nicht des Zustandes. Die Kultur hat die doppelte Aufgabe, jedem sein Gebiet zu sichern, die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit, gegen die Ertödtung durch abstrakte Vernunft, und die Persönlichkeit, den vernünftigen Charakter gegen die Macht der Empfindungen, gegen ein nur sensoriales Leben sicher zu stellen. Beide sind coordinirt, ja in gewissem Sinne ist jeder dem andern subordinirt, während in der Kantischen Philosophie, allerdings mehr ihrem Buchstaben, als ihrem Geist nach das Materielle, Sinnliche nur als Hinderniß erscheint.

Dem empfangenden Vermögen sind die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, auf Seite des Gefühls, das das sinnlich Reale aufnimmt, ist die Passivität aufs Höchste zu steigern; dagegen muß das bestimmende Vermögen unabhängig von dem empfangenden sein, auf

\*) Der Ausdruck „Formtrieb“ deutet schon auf das Ergebnis, auf das Schiller hinaus will. Die Form ist die im Einzelnen zur Erscheinung kommende Vernunft; geformt nennen wir ein Ding, das eine vernünftige Zusammenstimmung seiner Theile zeigt. Die Form, könnte man sagen, ist die Vernunft im Gebiete der Erscheinung, der Aesthetik.

Seiten der Vernunft ist die Aktivität aufs Höchste zu treiben. „Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden und anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.“

Die Abwege der Menschheit liegen ebenso sehr in einer überwiegenden Sensualität ohne Charakter und Grundsätze, als in einer überwiegenden Rationalität ohne Empfindung, wie man in gewissen Erziehungssystemen alle Empfindung unterdrückt, damit es nur den Schein habe, als ob Vernunft herrsche, wo in Wahrheit nur absolute Leere zurückgeblieben ist.

Ein richtiges Wechselverhältniß beider Triebe ist die Aufgabe, die der Mensch nur in seiner Vollendung ganz zu lösen im Stande ist. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Idee seiner Menschheit, die er aber nie ganz erreicht. Stets wird der eine oder der andere Trieb überwiegen oder allein thätig sein. Gäbe es aber Fälle, in welchen beide verbunden wirkten, in denen die Vernunft herrschte ohne der Natur Zwang anzuthun, so würden sie dem Menschen zum Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, zu einer Darstellung des Unendlichen dienen. Da keiner der Triebe allein dieß kann, so muß es einen dritten geben, der es erreicht, — den Spieltrieb. „In demselben Maße als er den Empfindungen und Affecten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit der Idee der Vernunft in Uebereinstimmung bringen und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung (d. h. die unangenehme Empfindung einer fremden Nöthigung) benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.“

Soweit können wir ganz einverstanden sein, es ist von der allgemein sittlichen Kulturaufgabe der Menschheit die Rede; es wird ganz richtig gezeigt, wie Natur und Vernunft im Menschen sich mit einander abzufinden haben. Nun wird aber plötzlich von diesem rein ethischen Gebiete auf das ästhetische übersprungen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, sagt Schiller, heißt Leben, der des Formtriebes Gestalt, der Gegenstand des Spieltriebes wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte dem was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt zur Bezeichnung dient. Unter lebender Gestalt wird dabei die vollendete Natur in der Erscheinung verstanden. Die Begriffe „Leben“ und „Gestalt“ dienen aber nur dazu den unklaren Gedankenübergang zu maskiren. Der weite Sinn dieser Worte läßt es zu, sie als erschöpfende Bezeichnung alles Menschlichen im Anschluß an

die bisherige Deduktion zu gebrauchen und daneben sie als eine Definition der Schönheit aufzustellen.

Auf eine nähere Ableitung der Schönheit läßt sich Schiller nicht ein. Er sagt ganz allgemein: „die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Forderung auf, es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb sein, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebs aber die menschliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Anspruch thut, es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt es soll eine Schönheit sein.“ Mit all dem ist stets mehr das sittliche Ideal Schiller's, die Durchbildung zur Totalität, nicht das Specificische der Schönheit gezeichnet. Freilich spricht er sich häufig so aus, als ob Beides ganz zusammen fielen; der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt, d. h. der sinnliche Mensch Kant's ist Bestie, der sittliche ein Engel, nur im Gebiete der Schönheit findet sich Versöhnung und daher muß man den besonderen Spieltrieb annehmen.

Wir sagen dagegen: in jedem sittlich vollendetem Charakter stimmen die natürliche Neigung und die Entscheidung der Vernunft zusammen und dieser sittliche Charakter betritt zugleich das Gebiet der Schönheit, wenn er jede einzelne Handlung, Bewegung äußerlich vollendet und in sich harmonisch zur Erscheinung bringt. Das Wesen der Schönheit liegt nicht in der Congruenz der sinnlichen und vernünftigen Natur im Menschen, darin liegt seine sittliche Natur; die Schönheit ist die Vollendung in der äußern Erscheinung, und sofern allerdings alles Menschliche nur in der Erscheinung existent wird, so kann die Schönheit alles Menschliche begleiten und umgeben. Aber schön ist ein Ding stets nur weil es als einzelnes in seiner Erscheinung eine harmonische Vollendung zeigt, weil es so nur auf sich zu ruhen scheint, weil man dabei vergißt, daß es als Glied in der Kette der Erscheinungen auch wieder über sich hinausweist, weil es durch diese Unterdrückung des Zusammenhangs mit der übrigen Welt ein interesseloses Wohlgefallen erzeugt.

Der Begriff des interesselosen Wohlgefallens hatte Kant zu dem Satze veranlaßt, der Mensch verhalte sich bei der Betrachtung des Schönen spielend, was ein ganz richtiger Ausdruck für die Abstraktion von jedem weitern Zwecke ist. Beim Genuß des Schönen ruht der Mensch gleich-

sam aus in der Betrachtung der schönen Erscheinung; er fühlt sich weder innerlich noch äußerlich gezwungen. Daß die Kunst dabei einen Indifferenz- oder Coincidenzpunkt von Natur und Geist, von Realität und Idealität bildet, das hat sie mit allem Ethischen, mit allem Menschlichen gemein; was sie zur Kunst macht, ist die endliche Darstellung dieses Gehalts in einem einzelnen Punkt, den sie durch den Stempel des Geistes zu einem Ganzen für sich macht. Das Ethische, möchten wir sagen, ist derselbe Punkt, aber als Glied in der Reihe gedacht, stets wieder über sich hinausweisend. Das Kunstwerk thut dieß nicht, es ruht vollendet in sich, ein Bild des Unendlichen im Endlichen. So gibt die Kunst in dem unendlichen Vorwärtstreben des sittlichen Menschen gleichsam Haltstationen, wo er sich sammelt, um wieder weiter zu eilen zu der unendlichen Reihe von Handlungen, die ihm aufgegeben sind. Wenn er aber in letzter sittlicher Vollendung Vernunft und Natur wirklich in sich zum Gleichgewicht gebracht hat, so hat er jene freie Stimmung, jene selige Zufriedenheit und erhabene Geistesruhe, die ihm die Kunst auf Augenblicke gibt, als Schluß der sittlichen Weisheit fürs ganze Leben gewonnen.

Aber lehren wir zurück zu der Ausführung Schiller's über die psychologischen Wirkungen der Schönheit. Die Schönheit in der Idee ist das absolut vollendete Gleichgewicht zwischen Realität und Form. Die Schönheit in der Erfahrung wird bald mehr Realität als Form, bald mehr Form als Realität zeigen. Daher auch die doppelte Wirkung des Schönen: die auflösende und die anspannende. Die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist es, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, die Gewalt der Begierden zu, ersticken, wobei freilich auch der Charakter und die Energie der Gefühle leiden kann. Die Wirkung der energischen Schönheit ist es, das Gemüth anzuspannen, seine Schnellkraft zu vermehren, womit freilich ein Ueberrest von Wildheit und Härte wohl verträglich ist. Der angespannte Mensch ist nicht bloß der durch Leidenschaft, sondern auch der durch einseitige Thätigkeit überreizte. Für den Leidenschaftlichen wird die Schönheit als ruhige Form das Naturleben des Menschen besänftigen, für den einseitig Thätigen wird sie als lebendes real-sinnliches Bild eine Zurückführung zur Totalität der Anschauung, zu der reichen vollen Lebensfülle sein. Den blasirten, flachen Menschen erhebt die Schönheit wieder zur Kraft, sie belebt die matten Kräfte wieder zu lebendigem Feuer. Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Alle diese Wirkungen geschehen aber dadurch, daß das Gemüth durch das Schöne in eine mittlere Stimmung kommt, in welcher Sinnlichkeit



und Vernunft zugleich thätig sind, eben bestreben aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufzuheben und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Der Mensch wird in eine freie Stimmung, in einen Zustand reiner Bestimmbarkeit versetzt. Es ist ihm seine Freiheit zurückgegeben, aus sich zu machen, was er will. Das ist der specifisch ästhetische Zustand, wie ihn Schiller sehr richtig hier bestimmt. Wer hätte diese läuternde Kraft des Kunstgenusses noch nicht empfunden, diese Kraft, die alle Stürme des Lebens versöhnt, und in den trübsten Tagen dem Menschen einen Lethetrank reicht, nach welchem er neugestärkt zu den Aufgaben des Lebens zurückkehrt, weil ihm im Genuße des Kunstwerks seine Menschheit, seine Integrität wieder gegeben ist. Das Schöne ist das Symbol des Unendlichen im Endlichen, die bildliche Darstellung der vollendeten Totalität. Darum umfaßt, wie Gerwinus sagt, „diese Gemüthsstimmung das Ganze der Menschheit, sie umschließt auch ihre einzelnen Aeußerungen dem Vermögen nach; sie ist jeder einzelnen Funktion günstig, weil sie keine ausschließend in Schutz nimmt; sie gibt nicht einzelnes Geschick, sie führt zum Unbegrenzten. Unsere Menschheit äußert sich in ihr in voller Integrität; Sinnengenüsse spannen ab, Geistesgenüsse an, Beides erschöpft, nur bei dem Genuße der Schönheit sind wir unsrer Kräfte gleich Meister und wenden uns mit gleicher Leichtigkeit zu Ernst und Spiel, zu Ruhe und Bewegung, zu Denken und Anschauen. Diese hohe Gleichmüthigkeit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll.“

Damit gibt Schiller zugleich die Schranken der ästhetischen Wirkung zu; die Schönheit versetzt uns nur in diesen mittlern Zustand der Bestimmbarkeit. „Die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand, noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen und ist mit einem Worte gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären.“

Indem er so nur an die formale Seite der Kunst denkt, von dem Inhalt derselben abstrahirt, stellt er sich auf den entgegengesetzten Standpunkt von dem, den er im ersten Theil eingenommen hat. Dort war es der Stoff der Kunst, der nur durch diese Form besonders wirksam werden sollte, hier ist es nur diese Form, die überall den Uebergang zum sittlichen Menschen vorbereiten soll. Es ist eine Uebertreibung nach der entgegengesetzten Richtung, es ist jene idealistische Nichtachtung der realen Mächte des Lebens und der Gegenwart, wie sie in der romantischen Schule noch weiter getrieben wird, wenn er sagt: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch

die Form wird allein auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt.“ Aber immerhin ist damit die Rolle, welche der Kunst in der Kulturgeschichte zufällt, richtig eingeschränkt gegenüber der Behauptung: aller Fortschritt beruhe auf der ästhetischen Kultur. Schiller sucht aber das, was die Kunst so nach der einen Richtung an Bedeutung verliert, dadurch zu ersetzen, daß er die Behauptung, die Schönheit verführe den Menschen in einen Zustand der Freiheit, der Bestimmbarkeit, in die verwandelt: es gibt keinen andern Weg den sinnlichen Menschen vernünftig, d. h. moralisch, zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch mache, denn nur hierdurch bekommt er seine verlorene Bestimmbarkeit wieder, nur hierdurch tauchen jene Momente der Freiheit in ihm auf, wo er der Vernunft zugänglich ist. Das sieht wieder so aus, als ob alle Sittlichkeit sich nur durch die Schönheit entwickelte, während sie doch nur die Empfänglichkeit für das Gute steigern und das äußere physische Leben gewissen Formen und damit einer gewissen Gesetzmäßigkeit und Harmonie unterwerfen kann.

Der historischen Ausführung dieses Satzes ist der letzte Theil der schillerschen Briefe gewidmet; er soll einen Ueberblick über die Kulturgeschichte enthalten, soll zeigen wie gerade diese schönen Formen, in die sich das äußere Leben kleidet, die wirkliche Kultur erzeugen. Das Schiefe ist nur, daß es scheint, als ob diese ästhetischen Formen an sich das höchste Ideal der Kultur erzeugten, während dazu die Entwicklung der übrigen Kulturseiten ebenso nothwendig ist, und daß als ein solches Ideal ein Zustand aufgestellt wird, der eben nur das Ideal eines schönseeligen Individualitätskultus, nicht das der vollendeten Menschheit ist.

## 3.

Drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheidet Schiller, welche sowohl der einzelne Mensch, als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen. Der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur; er entlebtigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand und er beherrscht sie in dem moralischen.

Der sinnliche Mensch folgt selbstsüchtig seinen Zwecken, er ist Sklave der Außenwelt; die Welt ist ihm bloß Schicksal, nicht Gegenstand. Er steht in der Fülle der Natur nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern und die Gesellschaft, statt ihn zur Gattung auszubehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. Das Erwachen des Denkens, der Vernunft wird ihn nicht sogleich bessern; im Gegentheil;

seine Phantasie trägt ihn und erhebt ihn zu einem Unendlichen; aber er sieht dieses Unendliche zuerst nur in sich. Er will absolut herrschen, unbedingt genießen, sich zum Mittelpunkt der Welt machen. Unbegrenztes Verlangen und absolutes Bedürfnis sind die ersten Folgen, Sorge und Furcht die ersten Früchte, die der Mensch im Geisterreiche erntet. Die Religion auf diesem Standpunkt ist eine Religion der Furcht und des Schreckens.

Ein Keim des Fortschritts liegt aber in der Reflexion. Durch sie unterscheidet der Mensch sich von der Welt und das ist wenigstens für Momente ein Zustand der Unabhängigkeit, der Beherrschung der Welt. Was ihm Objekt geworden, hat keine Gewalt über ihn. So wie er anfängt seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde. Indem er das Einzelne zur Form gestaltet, liefert er den Beweis, daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche.

Damit baut er in das Natursein eine neue Welt des Scheins, die überall an die Natur anknüpft, aber überall sie verebelt und durchgeistigt. Es entsteht die Freude am Schein, am Schönen. Ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. Der Mensch will nicht mehr bloß essen, trinken, wohnen, sich kleiden, er will sich schmücken, er will, was er thut, schön thun. Die Sinne selbst bilden eine Stufenreihe, wobei die feineren stets zugleich mehr auf den Schein, als auf das unmittelbar Reale gehen. Die niederen Sinne des Gefühls, Geschmacks, Geruchs haben unmittelbare Befriedigung zum Zwecke, das Auge und das Ohr ergötzt sich nur am Schein der Dinge. Der Wilde genießt nur mit den niederen Sinnen; sobald er anfängt, mit den Augen zu genießen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, ist er auch schon ästhetisch frei und der Spieltrieb hat sich entfaltet. Die Schöpfung steht unklar und verworren vor der rohen Begierde des Wilden; mit dem Moment, da er verwundert seinen Schatten betrachtet, wird die Schöpfung Objekt der Kunst. Ihr ergreift, sagt Schiller von den Künstlern

— die nachbarlichen Schatten

Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,  
Und lerntet in harmon'schem Band  
Gesellig sie zusammen gatten.  
Leichtschwebend süßte sich der Blick  
Bom schlanken Wuchs der Ceder angezogen,  
Gesellig strahlte der Kryshall der Wogen  
Die hilpsende Gestalt zurück. —  
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,

Schafft ihr im Sand, im Thon den holden Schatten nach,  
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.  
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,  
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Und die sittliche Folge gegenüber der rohen Gier und Genußsucht  
ist bereits eine gewisse Vändigung der Leidenschaft.

Zum ersten mal genießt der Geist  
Erquickt von ruhigeren Freuden,  
Die aus der Ferne nur ihn weiden,  
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,  
Die im Genuße nicht verschneiden.

Hier unterbricht nun aber Schiller die historische Ausführung, um einige allgemeine Bemerkungen über diese Welt des Scheins, der ästhetischen Formen einzuflechten. Der Schein ist nur ästhetisch soweit er aufrichtig ist, d. h. sich von allem Anspruch auf Realität lossagt, nichts sein will, was er nicht ist, und soweit er selbstständig ist, d. h. allen Beistand der Realität entbehrt, nur durch die Form nicht durch den Stoff wirkt. „Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet — ruft er begeistert — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare sein und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren.“

Eine solche ideale Welt aber gibt es eben nicht, weil die verlangte Selbstständigkeit des Scheins, der Kunst nicht möglich ist. Den Beistand der Realität, der Materie, des Stoffs kann der Schein nie entbehren, deswegen wirkt er nie rein. Jener Stoff muß stets aus dem allgemein menschlichen Leben genommen sein, deswegen führt er einen sittlichen oder unsittlichen Beigeschmack mit sich und gibt es eben keine absolut reine Wirkung des Scheins, der bloßen Form. Es ist eine total idealistische Abstraktion, es ganz zu verdammen, wenn einzelne oder ganze Völker der Realität durch den Schein oder dem ästhetischen Schein durch die Realität nachhelfen.

Wenn unsere großen deutschen Dichter, weil sie eine erbärmliche Wirklichkeit vor sich fanden, theilweise in die antike Welt sich flüchteten, so täuschen sie sich doch in der Meinung, alle Wirklichkeit, alle Realität abgestreift zu haben. Im Faust, in Hermann und Dorothea, im Wallenstein, im Tell werden die Grundfragen unserer Zeit berührt. Der reale Stoff, der moralische Zweck, die sittlichen Grundgedanken eines Kunstwerkes sollen nur nicht so überwiegen, daß nicht die schöne Form absolut Meister über sie geworden wäre. Aber eine Kunst der bloßen Form giebt es

nicht, und wenn Schiller die Ausnahme der Realität in die Kunst einen falschen und bedürftigen Schein nennt, so hebt er damit sein Kunstprincip, das die Versöhnung von Natur und Geist sein soll, selbst auf.

Er setzt sich mit sich selbst in Widerspruch wenn er schöne Formen im gewöhnlichen Verkehr vertheidigt und nachher doch wieder meint, das Schlimme sei, daß man es noch nicht zum reinen Schein, zur bloßen Form gebracht habe. Es sei ein falscher Vorwurf, meint er, daß alle Solidität verschwunden und nur der Schein noch die Welt regiere. Die moralischen Splitterrichter greifen nicht blos die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der die gemeine Wirklichkeit veredelt. Statt nur die Falschheit der Sitten zu verdammen, verwerfen sie die Höflichkeit, sie können nicht ertragen, daß man auch vom Verdienste Schein, d. h. schöne Darstellung fordert, daß man dem innern Gehalt nicht die gefällige Form erläßt. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoffe an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur insofern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Das klingt aber schon wieder anders, als die vorher verlangte Ausweisung aller Realität, alles Stoffes. Was ist überhaupt Stoff, Materie im Leben und was Form? Auf der Stufenleiter menschlicher Entwicklung ist Alles für eine niedere Stufe schon Form, was für die höhere wieder roher Stoff ist. Für den rohen Naturmenschen ist die Befriedigung seiner nächsten Bedürfnisse der Stoff und Inhalt seines Lebens, er formt und gestaltet diesen Inhalt, dadurch entsteht Sitte und Gebrauch, Lebensgewohnheit und Recht, das ist für den rohen Menschen geformter, für den Kulturmenschen, der sie weiter bilden soll, aber doch wieder roher Stoff. Durch die Gestaltung des Handelns zur Schönheit entsteht die künstlerische Thätigkeit, die sich gegenüber dem rohen Bedürfnisse nur als Form verhält, die sich aber auf höherer Kulturstufe als selbständige Beschäftigung abgelöst hat und insofern wieder eine stoffliche und eine Formseite darbietet. Die Wissenschaft ist die Formung des Stoffes in Bezug auf das Denken, aber einmal als Wissenschaft gesondert, ist in der Wissenschaft selbst wieder das Einzelne Stoff und der den Stoff in ihr fördert, hat dieselben Verdienste wie der die Form fördert. Das Recht ist die Formulirung und Krystallisirung der Sitte in feste Regeln, aber wenn einmal das Recht als gesonderte Gestaltung aus dem Urgrunde des sittlichen Volkslebens sich gesondert hat, so ist es Stoff für sich und erwartet die Bearbeitung nach Stoff und Form. So hängt Alles zusammen

und nur ein überspannter Idealismus kann Stoff und Form so abstrakt trennen, daß er eine Welt der Form, des Scheins für sich verlangt, getrennt von der Welt des Stoffes, der Realität.

Doch kehren wir zu der historischen Entwicklung zurück. Der Spieltrieb, der eine Welt des Scheins und der Schönheit erzeugt, hat zwar den Wilden durch Putz und Waffenschmuck schon etwas veredelt, aber der Stoff bleibt ihm doch vorerst die Hauptsache gegenüber dem Schein. Er will Ueberfluß, Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen. Er sucht den Genuß in der Masse, in der Quantität. Aber auch das hat seine Schranke und die fortschreitende Einbildungskraft treibt den Einzelnen weiter zu gehen, seine Genossen durch Anderes zu überbieten. Der Mensch zieht die Gestalt in seinen Genuß und indem er auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach, sondern auch der Art nach veredelt. Die freie fessellose Einbildungskraft entwickelt nunmehr ihr Spiel und deutet in ihrer wirren bunten Gestaltung mehr vorerst auf die Befreiung von dem äußern sinnlichen Zwang als auf eine selbstständige bildende Kraft. Der noch rohe Geschmack will Neues, Ueber-  
raschendes, er wird das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Feste und Wilde zuerst ergreifen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Contraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Es ist eine Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Eindrücken, vom reinen Stoff, welche die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens wird.

Hat aber seine Phantasie sich zuerst nur auf das gerichtet, was sein ist, so muß er zuletzt auf sich selbst zurückkommen und auch das formen, was er ist, nicht bloß was sein ist. Nicht zufrieden einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los und das Schöne wird für sich allein Objekt des Strebens. Der Mensch schmückt sich und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden. Mit dem äußern verwandelt sich der innere Mensch. Der gefesselte Sprung der Freude wird zum Tanz und die rohe Geste zur anmuthigen Geberdensprache. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen dem zarten Gerichte des Geschmacks. Nirgends darf mehr rohe Kraft, bloßer Stoff sich brüsten. Die nicht gebändigte Stärke wird entehrend. Die Gewalten der Scham, der ritterlichen Ehre, der Gastfreundschaft überwinden überall das rohe Walten des Stoffes und der reinen Kraft, der Geschmack bringt Harmonie in die Gesellschaft — weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Wenn schon das Bedürfniß den

Menschen in die Gesellschaft nöthigt und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihn pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter geben. Die Pflicht, im Gewande der Schönheit, verliert ihren herben Charakter, die Resultate der Wissenschaft bringen zu aller Herzen. Die Kraft ist gebändigt durch die Schönheit. Wo Schönheit waltet, da giebt es keine Ungleichheit und keine Unterdrückung. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat. Jedes Schöne ist ja eine Darstellung des Höchsten für sich. Und wo existirt dieser Staat des schönen Scheins? in jeder feingestimmten Seele und möchte man hinzufügen — wie die reine Kirche und die reine Republik — in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltesten Verhältnisse mit kühner Einfach und ruhiger Unschuld geht und weder nöthig hat fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzumwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Hier brechen die Briefe ab. Der Dichter will uns drei Epochen der Weltgeschichte darstellen, eine natürliche, eine ästhetische und eine moralische, und wir sind kaum bei der zweiten angelangt, so haben wir schon das letzte Ziel erreicht. Aber wohin sind wir auch gekommen, — zur freien Geselligkeit, zu der vollendeten Schönheit des Umgangs eines kleinen fein-geselligen Kreises, wie ihn das damalige Weimar wirklich aufzuweisen hatte! Ist dieses Abbrechen, diese letzte Consequenz nothwendig oder zufällig? wollte Schiller seine Briefe nicht beendigen oder konnte er es nicht? Wir möchten das Letztere behaupten; von seinen Prämissen aus konnte er nicht weiter kommen. Nach der ästhetisch vollendeten Periode der Menschheit kann keine moralische mehr folgen, denn beide entwickeln sich zusammen, in beiden handelt es sich um eine Harmonie von Vernunft und Natur. Das Sittliche verlangt, daß Vernunft im Ganzen, in der Totalität unserer Entwicklung sei, das Schöne verlangt, daß Vernunft im Einzelnen der Erscheinung sei. Beides geht Hand in Hand. Für Schiller verschwindet Beides in die gemeinschaftliche Idee der Harmonie. Das Sittliche ist ihm wie Kant ein Jenseitiges, ein nur im Reich der Geister ganz zu Erreichendes, und darum erscheint ihm alle reale Bildung des Menschen, die es stets mit der Natur zu thun hat, als ästhetische Kultur. Er verwechselt so das Sittliche und das Schöne, und weil ihm dann doch der Begriff des Schönen als eines bloß Formalen in den Vordergrund tritt, kommt er in diesem letzten Theil zu der theoretischen Geringschätzung des menschlich-sittlichen Gehalts der Kunst, die wohl der Theorie unseres klassischen Idealismus entspricht, aber durch die prakti-

sehen Leistungen unserer großen Dichter selbst widerlegt wird. Sie waren ja in eminentem Sinne nicht bloß die Dichter, sondern die Lehrer und Erzieher ihrer Zeit. Es ist nicht umsonst, daß der eine zugleich Philosoph und Historiker, der andere in ebenso bedeutender Weise Staatsmann, Psycholog und Naturforscher war. Sie trugen die großen Aufgaben ihrer Zeit in der Brust, und wenn sie für sich und in ihrem Kreise mehr nach einer ästhetischen Kultur strebten, so haben sie mit den unendlichen Wirkungen, welche unser ganzes heutiges deutsches Leben durchziehen, noch viel mehr sittliche und politische, als ästhetische Kultur geschaffen.

Die Schwankungen in Schiller's Auffassung der Kunst sind das nothwendige Produkt unserer damaligen deutschen Kulturzustände und Weltanschauung. Die deutsche klassische Literatur war nicht wie in anderen Ländern die Folge, sondern eher der Mauerbrecher künftiger hoher Kultur. Unsere großen Dichter hatten und konnten darum wenig Zusammenhang mit dem realen Leben ihrer Zeit haben. So sehr sie daher auch die Verpflichtung fühlten, ihrer Zeit die höchsten sittlichen Aufgaben vorzuzeichnen, so blieben sie sich doch ihres subjektiv-persönlichen Ausgangs stets bewußt. Dieser historische Hergang und der nur formale Nationalismus in Kant's Ethik erklärt Schiller's Ideen. Einmal ist ihm die Kunst gleich der Totalität des Lebens, weil in seiner Moral diese Totalität keinen Platz hat, und das giebt doch keine volle sondern nur eine individualistische Moral. Dann ist ihm die Kunst wieder bloß Form, gleichgültig gegen alles praktische Leben; das scheint ihm so, weil er den Gehalt seiner Kunst nicht aus dem Leben seiner Gegenwart schöpfen kann. Aber leicht ist damit wieder das Subjekt über das Objekt, das subjektiv-ästhetische Belieben über die objektiven Lebensaufgaben des Menschen gestellt.

Im zweiten Theile des Faust deutet Göthe, wenn wir Rosenkranz' geistvoller Erklärung folgen dürfen, in der Persönlichkeit des Euphorion, der Byron darstellen soll, an, wie die moderne Poesie, die Kunst und das Schöne unser Leben nicht mehr ausfüllen soll und kann. Er läßt den Byron-Euphorion, ihn — den subjektivsten unserer modernen Dichter, in den Lüften zerstreuen, zum Zeichen daß das moderne Leben im Kultus der Kunst sich nicht mehr befriedigen kann wie das antike, daß höher noch als der ästhetische Genuß die großen Aufgaben der Menschheit liegen. Damit korrigirt er selbst die Einseitigkeit unseres klassischen Idealismus, dessen Glaubensbekenntniß Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung sind.

In ähnlicher Weise hat an andern Orten Schiller sich selbst corrigirt. Wir wollten hier auch nicht Schiller's Ansichten überhaupt dar-



stellen, sondern nur diese Briefe durch eine genauere Analyse und Vergleichung mit der heutigen Weltanschauung in Kreisen verständlich machen, denen sie durch eine bloß philosophische Erörterung oder durch bloße Reproduktion gerade wegen der Kluft zwischen damals und jetzt unverständlich sind.

Gustav Schmoller.

## Zur Gefängnißreformfrage in Preußen.

Unter dem Druck des in Preußen geführten Verfassungskampfes verkümmern nicht allein viele wichtigsten Seiten des staatlichen Lebens, sondern auch die parlamentarische Behandlung aller Gegenstände, die nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit den in den Vordergrund gerückten Streitobjecten stehen. Eine Ausnahme müssen wir allerdings gelten lassen: nämlich für alle Fragen handelspolitischer Natur. Dieses Gebiet bleibt, wie eine glückliche, von Stürmen verschonte Insel, inmitten der erbitterten Kämpfe unberührt von ihren Verwickelungen und lähmenden Folgen. Der gewaltige Zug der materiellen Interessen unserer Zeit ist hier mächtiger als Alles, was sich ihm entgegenstemmen könnte, und es gehört vielleicht zu den beruhigendsten Symptomen in unseren krankhaft verworrenen Zuständen, daß auf Einem Punkt wenigstens und gerade auf diesem das Prinzip der modernen Entwicklung siegreich seine Forderungen durchzusetzen weiß. In den stenographischen Berichten des Abgeordnetenhauses sowohl als in der Presse füllen die Verhandlungen über den Handelsvertrag mit Frankreich eins der glänzendsten Blätter, gleich ausgezeichnet durch die Wichtigkeit des Gegenstandes wie durch die Gründlichkeit der Behandlungsweise. Weniger tröstlich steht es auf anderen Gebieten aus. Ueberblicken wir die diesjährigen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über die preußischen Straf-, Besserungs- und Gefangen-Anstalten, so finden wir, daß die Spezial-Diskussion über diesen wichtigen Gegenstand nicht mehr und nicht weniger umschließt als die Rede eines einzigen Abgeordneten, worauf der Referent auf das Wort verzichtet und der Präsident die Diskussion für geschlossen erklärt. Wir bebauern diese Behandlungsart eines Gegenstandes, dem in jedem kleinsten deutschen Staat eine eingehendere Aufmerksamkeit Seitens der Volksvertretung zu Theil wird.

Und doch ist gerade in Preußen dringende Veranlassung genug für die Volksvertretung die Gefängnißfrage scharf im Auge zu behalten.

Es handelt sich dabei nicht allein um einen erheblichen Budgetposten, nicht allein um das Schicksal einer Gefängnißbevölkerung, die sich allein in den, dem Minister des Innern unterstellten Gefängnissen auf circa 20,000 Personen beläuft, nicht allein um den eigenthümlichen Umstand, daß seit acht Jahren in Preußen eine Strafe — die Einzelhaftstrafe — vollstreckt wird, die das Abgeordnetenhaus als widerrechtlich vollstreckt ansieht, während die Regierung bei der Ansicht verharret, „daß die bestehende Strafgesetzgebung der Vollstreckung der Zuchthausstrafe in der Form der Einzelhaft nicht entgegensteht und die Zuchthausstrafe in der Form der Einzelhaft nicht als eine besondere von der im Gesetz angebrohten Zuchthausstrafe zu betrachten ist“ (Erklärung des Reg.-Comm. in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 26. Mai),\*) — sondern es handelt sich vor allen Dingen darum, daß zu einer Zeit, wo ein unverkennbar reformatorischer Zug das gesammte Gefängnißwesen durchbringt, Preußen in die Gefahr geräth der Frucht dieser Entwicklung verlustig zu gehen, weil eine mit Vorliebe gehegte und gepflegte Richtung ihm den Uebergang zu derselben versperrt.

Bevor wir diesen Satz näher begründen, wollen wir einen Augenblick bei den Ausführungen des Reg.-Commissars in der schon erwähnten Sitzung des Abgeordnetenhauses verweilen, durch welche derselbe den Nachweis zu führen suchte, daß die Einzelhaft keine härtere Strafe als die gemeinsame Haft sei. Die Regierung, bemerkte der Commissar, sei eifrig bemüht gewesen über diese Frage Erfahrungen zu sammeln, und durch dieselben immer wieder in ihrer früheren Ansicht bekräftigt worden. Als neuester Beleg warb alsdann angeführt, daß von 71 Gefangenen, welche von 1862—63 aus der Zellenhaft in der Strafanstalt zu Köln entlassen wurden, 65 sich zu Gunsten der Einzelhaft ausgesprochen hätten und zwar

\*) Auch wir sind durchaus der Ansicht des Abgeordnetenhauses. Das entscheidende Moment liegt nicht in dem Wortlaut des Gesetzes, sondern in dem anerkanntermaßen und aus den Vorberathungen des Strafgesetzbuches urkundlich nachweisbar mit demselben zu verbindenden Sinn. Nachweisbar ist, daß bei den Vorberathungen des Strafgesetzbuches die Voraussetzung gegolten hat, daß die Einzelhaft eine Modifikation des Strafmaßes bedinge und daher deren Einführung einer gesetzgeberischen Regelung unterliege. Wenn die Behörde ihre Ansicht über diesen Punkt insofern geändert hat, als sie von der früheren Annahme, die Einzelhaft sei ein härteres Strafmittel, zurückgekommen ist, so ändert dieser einseitige Anschauungswechsel nichts an der Gültigkeit der Voraussetzungen, unter denen die strafgesetzlichen Bestimmungen festgestellt und genehmigt worden sind. Wo aus der Concurrenz verschiedener Factoren eine gesetzgeberische Arbeit entstanden ist, sind die allen gemeinsamen Voraussetzungen derselben auch für alle gleichmäßig bindend und die Auslegung kann nur nach dem Maßstabe geschehen, der seiner Zeit von allen Factoren als der gültige anerkannt worden ist.

auf eine Weise (sie hatten die für diesen Zweck bestimmten Fragebogen erst in dem Augenblick ihrer Entlassung ausgefüllt der Verwaltung zu übergeben), welche jeden Gedanken einer Captivirung ausschliesse.

Wir sehen hier von dem gewiß richtigen Einwurf des Abgeordneten Dr. John ab: was diese Wahrnehmung, ihre Richtigkeit zugegeben, für den eigentlichen Streitpunkt, ob die Regierung zur Anwendung der Einzelhaft berechtigt sei, beweise, denn nicht darauf, eine leichtere, sondern darauf, grade die Strafe und keine andere zu vollstrecken, welche der Richter in seinem Erkenntniß festgesetzt habe, komme es für die Verwaltung an — wir sehen von diesem Einwurf ab und anerkennen zunächst das Bemühen der Regierung, sich nicht von einer vorgefaßten Theorie allein, sondern von den thatsächlichen Erfahrungen der Gefängnißpraxis, resp. von den Eindrücken der Gefangenen selbst leiten zu lassen. Allein zwei Bedenken müssen hier sofort jedem Unbefangenen sich aufdrängen. Einmal die Frage: welcher Werth solchen Eindrücken von Sträflingen überhaupt beizumessen sei, und dann die andere: ob die an anderen Orten gesammelten Erfahrungen mit denen aus der Strafanstalt zu Köln übereinstimmen und wenn nicht, worin die Gründe dieser Verschiedenheit liegen, welche Schlüsse aus einer solchen Differenz zu ziehen gestattet, vielleicht geboten ist?

Was den ersten Punkt betrifft, so legt der Reg.-Commissar den „Stimmen der Gefangenen“ sofort eine objectivie Beweiskraft bei. Wir wollen an einem Beispiel von der gegnerischen Seite, der man so gerne Voreingenommenheit und Parteilichkeit vorzuwerfen liebt, zeigen, wie viel vorsichtiger sie mit den zu ihren Gunsten sprechenden Resultaten umgeht und wie viel langsamer sie in ihren Schlußfolgerungen ist. Bei Gelegenheit eines Besuches in Dublin im Jahre 1862 unterzog Herr v. Holkenborff, der bereedete Vertheidiger des irischen Haftsystems, sich der Mühe die Aussagen der in den „Zwischenanstalten“ detenirten Gefangenen über ihre Eindrücke in Betreff der Einzelhaft und der nach dem irischen System ihr folgenden gemeinsamen Haft zu sammeln. Sämmtliche dreißig Gefangene, welche er zu befragen Gelegenheit hatte, versicherten, daß ihnen die in der Einzelhaft verbüßten neun Monate doppelt so schwer gefallen seien als die gleiche Frist in der Gemeinschaftshaft zu Spike Island. Herr v. Holkenborff schließt aus dieser einstimmigen Aussage keineswegs, daß das von den dreißig Gefangenen für wahr Gehaltene nun auch ohne Weiteres wahr sei, sondern er untersucht die Gründe, welche ein so übereinstimmendes Urtheil herbeigeführt haben können. In einer höchst einsichtsvollen Betrachtung über diesen Punkt in der „deutschen Strafrechtszeitung“ heißt es: „Jeder Sträfling konformirt sich bis zu einem gewissen Grade der

Anschauungen der Gefängnißbehörde, deren Urtheil über das Verhältniß der Einzelhaft zur Gemeinsamkeit er theils mit Bewußtsein, um Vortheile zu erringen, theils unbewußt in sich reproducirt. Wenn man in Bruchsal oder Moabit einem Sträfling auseinandersetzt, daß ihm in der Isolirung eine Wohlthat erzeigt wird und daß die Gemeinsamkeit mit ihren Versuchungen alle seine Vorsätze der Besserung möglicher Weise erschüttern oder vernichten kann, so wird derselbe seinen Vortheil darin erblicken, in der Zelle zu bleiben. Er weiß oder er bilbet sich ein, daß er dabei besser fährt. Ihm wird die Einzelhaft als zuträglichste und wünschenswertheste Form des Strafzwanges dargestellt. Anders in Irland. Die Vorstellungen der Gefangenen konformiren sich auch hier der Idee des Fortschritts vom Zwang zur Freiheit, des allmählichen Uebergangs, welcher in der Strafvollstreckung verwirklicht werden soll. Schon in der Zelle wird der Geist des Gefangenen mit der Vorstellung erfüllt, daß er sich zu einer höheren Stufe vorzubereiten, zu fortschreitender Bethätigung seiner Besserung nach Außen zu rüsten hat. Die Gefahr der Verschlechterung wird ihm gegenüber bei der Gemeinschaftshaft zwar nicht absolut negirt, wohl aber in Hinweis auf seine Freiheit der Entschließung als eine Möglichkeit betrachtet, welche seine eigne Verantwortlichkeit in keiner Weise mildern kann. Nicht nur natürlich ist daher die von mir erfragte Anschauung der Gefangenen in Beziehung auf die Einzelhaft, sondern sogar nothwendig; sie ist unerläßlich für diejenigen, welche an sich den Grundgedanken der irischen Behandlungsweise erfaßt und sich entschlossen haben, auf dem vorgezeichneten Wege und mit den dargebotenen Mitteln an ihrer eignen Besserung zu arbeiten, also auf die Intentionen der Gefängnißbehörden werththätig einzugehen. Jedes Gefängnißsystem reflektirt sich in dem Bewußtsein derjenigen, auf welche es wirken soll. Wo sich nicht ein besonderer Grad von kräftiger Einsicht, von scharfblickender Urtheilsgabe oder von verbrecherischem Egoismus den Einflüssen einer bestimmten Behandlungsweise zu entziehen weiß, darf man immer darauf rechnen, daß jene Reproduktion in den Vorstellungen der Gefangenen gleichsam das entsprechende Passivum zu dem Aktivum einer einsichtsvollen Gefängnißleitung sein muß, wenigstens in all' den Fällen, wo es nicht auf pure Abschreckung sondern auf Besserung abgesehen ist."

Der ganz relative Charakter solcher Gefangenen-Zeugnisse ist damit hinreichend dargelegt. Wir sind zwar nicht geneigt, denselben deshalb allen Werth abzuspochen, allein der wirkliche Werth läßt sich eben doch nur durch eine genaue Würdigung aller auf die Aussagen einwirkenden Momente feststellen. Summarisch sämmtliche Gefangenen-Aussagen als gleich-

wertthige Factoren von unbezweifelter Beweiskraft behandeln, ist jedenfalls in mehr als einer Hinsicht bedenklich und muß zu Trugschlüssen führen, wie diese Methode denn auch schon durch die beiden erwähnten Fälle — die diametral entgegengesetzten Aussagen zu Köln und Spite Island — sich hinlänglich selbst widerlegt.

Aber gehen wir weiter. Ein Factor, dessen Wichtigkeit bei einer Vergleichung der Gefangenen-Aussagen sofort in die Augen springt, ist die nationale Eigenthümlichkeit. Wir finden, daß man in Frankreich von dem Versuch, die Einzelhaft einzuführen, zurückgewichen ist, weil das lebhafteste Temperament der Nation die Isolirung als eine fast unerträgliche Erschwerung der Strafe empfindet,\*) wir finden umgekehrt in Holland die Theorien der Suringar'schen Einzelhaftschule mit besonderer Hartnäckigkeit festgehalten, während wiederum in Dänemark die Ansicht vorwaltet, daß die Isolirung eine wesentliche Verschärfung der Strafart bilde. Es läßt sich voraussetzen, daß diese nationalen Differenzen sich auch bei den verschiedenartig beanlagten Individuen derselben Nation wiederholen werden, und auch diese Annahme entspricht ganz der Erfahrung. In Schlatter's „das System der Einzelhaft. Stimme eines Gefangenen“ findet sich überzeugend nachgewiesen, wie die Isolirhaft für den Gebildeten, geistig Begabten im Allgemeinen eine weit leichtere Strafart ist als die Gemeinschaftshaft, — namentlich als die unklassifizierte Gemeinschaftshaft — und der sächsische Regierungsrath v. Zahn führt in einem vor mehreren Jahren an die sächsische Regierung erstatteten Bericht hierüber noch folgende weitere Beobachtungen an: „Die Isolirhaft ist leichter, weil mit weniger Beaufsichtigung und Anstrengung zur Arbeit verbunden, für den arbeitscheuen Dieb und Schwindler, sie ist intensiv schwerer für den an Gesellschaft, Umgang, Familienleben, regen mündlichen Verkehr Gewöhnten, namentlich für den nationell Lebhaften, steter Mittheilung Bedürftigen, dagegen wieder gleichgültig, wo nicht vorwiegend bequemer für den schweigsamen, in sich abgeschlossenen und sich genügenden Charakter.“

Wir brechen hier die Erörterung dieser Frage ab. Es genügt uns gezeigt zu haben, einerseits daß die Erfahrung, wenn wir sie nicht auf einen kleinen Bezirk einschränken, keineswegs einstimmig zu Gunsten der Behauptung des preussischen Regierungs-Commissars spricht, andererseits

\*) In der diesjährigen Debatte des corps législatif über die Gefängnisse bemerkte der Regierungs-Commissar, Herr de St. Paul u. A.: „Le système cellulaire est donc, je le reconnais, une aggravation de peine.“ (Sitzung vom 14. Juni.) Selbst die Aussprüche der Regierungs-Organen sind also je nach den verschiedenen Ländern vollkommen abweichend von einander.

daß mit den Gefangenen-Aussagen, wenn sie Gewicht und sogar Beweiskraft haben sollen, eine complicirte Rechnung angestellt werden muß. Bei einer mechanischen Addition kommt man zu einer todtten Ziffer, aber nicht zu dem Ausdruck eines lebendigen Factors.

Noch weniger als die Richtigkeit des Satzes von der vergleichsweise leichteren Einzelhaft vermögen wir aber die Wichtigkeit desselben zuzugestehen. Denn es handelt sich gegenwärtig in der Gefängniswissenschaft in der That um ganz andere Dinge, bei denen dieser Streitpunkt als ein vollkommen antiquirter bei Seite gelassen werden sollte. Es scheint uns von viel größerer Tragweite, daß endlich einmal in Preußen ernstlich Anstalt gemacht werde einem Straffsystem näher zu treten, das seit acht Jahren die Wahrheit der ihm zu Grunde liegenden Anschauungen durch die erstaunlichsten Erfolge erhärtet hat, als daß die Regierung sich noch fortwährend um Material zur Erlebigung der obengebachten Frage bemüht. Ohne dem Ausspruch des Dr. John ganz beizustimmen, daß kein Mensch jetzt noch daran denke das System der Einzelhaft ausschließlich vollstrecken zu wollen, sondern daß es sich nur noch um die Combination derselben mit der gemeinschaftlichen Haft handle — sind wir doch der Meinung, daß der Entwicklungsgang, den die im irischen Haftsystem vollzogene Combination der Einzel- und der gemeinschaftlichen Haft dem Beobachter aufweist, bedeutsam genug ist, um die preussische Regierung zum Heraus-treten aus ihrer lediglich passiven Haltung zu veranlassen. Regierungen wie die von Rußland, Italien zur Zeit Cavour's, Weimar, haben es der Mühe werth erachtet eigene Sachverständige nach Irland zu schicken, um die neue Erscheinung an Ort und Stelle zu beobachten. War es unüberlegt, der grünen Insel, sonst eben kein Musterbild geordneter Zustände, solche Beachtung zuzuwenden? Ein Blick auf die Ergebnisse und Geschichte des irischen Haftsystems genügt dies zu widerlegen.

Als im Jahre 1861 in England die Garottirungen grassirten und die gewaltige Zunahme der Verbrechen aller Art (Raub um 31, schwerer Diebstahl um 40, Einbruch um 56 Procent) ein allgemeines Entsetzen erregte, mußte sich die Aufmerksamkeit nothwendiger Weise nach dem Nachbarlande richten, welches seit 1856 mit den berebten Ziffern einer stetigen Verbrechensabnahme eine geräuschlose Propaganda für seinen Strafvollzug gemacht hatte. Diese Aufmerksamkeit wurde alsbald der Anlaß einer lebhaften literarischen Polemik, die — bei der Nähe des Streitgegenstandes — ihre Erörterungen und Befehdungen meistens aus persönlicher Anschauung der irischen Einrichtungen schöpfte und dadurch eine werthvolle Quelle für die Kenntniß derselben ward. Es fehlte dieser Polemik auch nicht ein politischer Hintergrund. Denn die englische Gefängnisverwaltung, und an

ihrer Spitze Sir Joshua Jebb, fühlte sich durch das den irischen Einrichtungen gespendete Lob beleidigt, weil dasselbe eine indirecte Bemängelung des englischen Systems war, und das Whigcabinet war mit seiner Gefängnisverwaltung um so mehr solidarisch verbunden, als die Tories aus den Fehlern derselben Angriffswaffen schmiedeten. Rechnet man dazu den National-Dünkel des Engländers gegen den Iren, die Abneigung dort etwas Gutes anzuerkennen, so muß man es als einen staunenswerthen Erfolg bezeichnen, daß der Sieg schließlich vollständig den irischen Grundsätzen verblieben ist. Die in Folge der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Zustand der öffentlichen Sicherheit in England 1862 niedergelegte Untersuchungscommission, zu der mehrere hochstehende Beamte gehörten, vernahm 38 Zeugen. Ihr in zwei Bänden niedergelegter, nicht weniger als 641 Fragen und Antworten umfassender Bericht ward ihr unter der Hand zu einer entschiedenen Rechtfertigungsschrift des irischen Systems, dessen wesentlichste Grundzüge den am Schluß des Berichts formulirten Vorschlägen einverleibt wurden. Diese Vorschläge liefen hinaus auf: 1) Einführung einer Minimalbauer von sieben Jahren für Strafarbeit. 2) Strengere Behandlung der rückfälligen Verbrecher. 3) Als Strafvollzug in den Zuchthäusern: Neun Monate Einzelhaft, darauf gemeinsame Arbeit für Regierungszwecke im Freien unter Anerkennung der Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafe wegen guten Verhaltens. 4) Wegsendung aller körperlich geeigneten männlichen Verbrecher nach Westaustralien für den Rest der Strafzeit. 5) Strenge Polizeiaufsicht über die bedingt Entlassenen in England.

Nähere Angaben über diesen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des irischen Systems findet man in Holgendorff's „Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs. Berlin 1865.“ Wir entnehmen dieser Schrift noch die folgende Bemerkung: „Die Zwischenanstalten, deren heilsame Wirkung in Irland anerkannt wurde, sind nicht anempfohlen, weil die ihnen günstige Meinung mit einer Stimme in der Minorität verblieb. An ihrer Stelle sollte Transportation in größerem Maßstab fungiren. Man erkannte also damit an: daß die bedingte Entlassung nach Verbüßung des zweiten englischen Strafstadiums (ohne Zwischenanstalten) in England gefährlich und unzulässig sein würde, folglich in Irland, von wo aus keine Verbrecher transportirt werden dürfen, die Zwischenanstalt nothwendig war. Wem nicht an bloßen Wortklaubereien und Oberflächlichkeiten gelegen ist, der muß einsehen: daß die wirtschaftlichen, bisher der Arbeitskräfte bringend bedürftigen Verhältnisse von Westaustralien als eine (coloniale) Uebergangsanstalt zur Erleichterung des Rücktritts entlassener Verbrecher in

die freie Gesellschaft angesehen werden müssen.“ Wesentlich auf Grund der Vorschläge der Commission hat die neue englische Gefängnisakte vom 25. Juli 1864 alsdann die Grundzüge des irischen Strafvollzugs in sich aufgenommen, nachdem das Whigcabinet im April von einer hauptsächlich aus Tories bestehenden Mehrheit überstimmt worden war. Da die Abschaffung der Deportation nach Westaustralien nur noch eine Frage der Zeit ist, seitdem durch die Erleichterung der Verkehrsmittel im Innern jenes Landes das Anhäufen von Verbrechern in einem noch so entfernten Winkel zu einer Gefahr für die übrigen Theile der Colonie wird, seitdem in Folge dieser Gefahr sich in den Colonien Victoria und Südaustralien eine so lebhafteste Aufregung gezeigt hat, daß die englische Regierung ihre Geneigtheit, die Transportationen halbmöglichst gänzlich aufzugeben, bereits angekündigt hat, — so wird voraussichtlich auch die Nothwendigkeit der Zwischenanstalten sich geltend machen und über kurz oder lang auch in diesem Punkt eine Annäherung an das Vorbild des Nachbarlandes erreicht werden.

Während unter Schwierigkeiten und Hindernissen der bezeichneten Art das irische System sich in England Bahn brach, zog es auch an anderen Orten die Aufmerksamkeit denkender Criminalisten auf sich. In Frankreich war es zuerst Davétiés de Pontés, der in einem vortrefflich geschriebenen Aufsatz in der Revue des deux mondes schon im Jahre 1858 eine Würdigung der in Irland erreichten Resultate der Gefangenen-Behandlung unternahm und den Grundgedanken derselben treffend auseinandersetzte.\* In Holland wurde der seitdem verstorbene Justizminister van der Brugghen gerade durch jenen Aufsatz veranlaßt, dem irischen System ein sorgfältiges Studium zuzuwenden, als dessen Früchte die durch den Scharfblick des Denkers wie durch die ächte Frömmigkeit des Verfassers gleich ausgezeichneten Schriften: Mededeelingen en Gedachten over het Iersche Gevangenis tessel 1861 und Études sur le Système pénitentiaire irlandais 1864 vorliegen. Van der Brugghen hatte in seiner amtlichen Eigenschaft die holländischen Zellengefängnisse, wahre Musteranstalten des Systems, genau kennen gelernt. „Was mich besonders peinlich berührte,“ schreibt er in dem letzterwähnten Werk, „war gerade dasjenige, was auf der anderen Seite die gewissenhafte Genauigkeit

\*) „Il paraît rationel,“ heißt es in dem erwähnten Aufsatz, „de chercher la réforme des coupables dans des procédés semblables à ceux, qui guérissent les fous, c'est-à-dire, dans une continuelle gymnastique des facultés morales, dans des épreuves sans cesse renouvelées, qui leur rendent la force initiale, qu'ils ont perdue, ou qui leur donnent celle, qui n'a jamais été en eux.“ — Statt des Vergleichs mit Geisteskranken ziehen wir den mit physisch Kranken vor.



bewies, mit der man allen Anforderungen des Systems nachzukommen sich bemüht hatte: die vollständige Abwesenheit menschlichen Lebens, die eisige Kälte und Traurigkeit des Todes, des unbarmherzigen Mechanismus die in dem großen Saal herrschte, der in den monotonen Zellen seiner dreifachen Gallerie 300 lebende und leidende menschliche Wesen umschloß. Von Zelle zu Zelle gehend sahen wir die Gefangenen stillschweigend beschäftigt mit ihren Schreiner-, Uhrmacher- oder sonstigen Arbeiten. Die Sorgfalt, welche man in Betreff der Auswahl der ihnen zuzugewandten Beschäftigungen anwendete, die Reinlichkeit der Zellen, die genaueste Ordnung in Hinsicht alles Details verdienten das größte Lob und dennoch, gestehe ich, fühlte ich mein Herz erstarren, wenn ich mir die Fenster betrachtete, die man dem System zu Lieb möglichst hoch angebracht und aus mattem Glase angefertigt hatte, um zu verhindern, daß der geringste Sonnenstrahl das Herz dieser Opfer der Philanthropie erquickte; und nicht minder berührte es mich widerwärtig, dieselben fortwährend in gleichen Ausdrücken ihre Befriedigung darüber ausbrücken zu hören, daß sie sich hier nicht „in der Gesellschaft von Uebelthätern“ befänden. Traurige Illusion über die Moralität von Leuten, die sich offenbar nicht ihrer Tugenden wegen hier befanden. Vielleicht wurde diese Phrase unbewußt wiederholt, weil die Luft von ihr erfüllt war, jedenfalls aber war sie charakteristisch für einen moralischen Reinigungsprozeß, der die chimärische Hoffnung erzeugt, daß man auf dem Weg der Besserung ist, weil man nicht die Ansteckung des Nachbarranken fühlt.“

Von größerer praktischer Bedeutung vielleicht als die gedankenreichen Ausführungen von der Bruggen's, ist das Urtheil des General-Inspectors der holländischen Gefängnisse, Grevelink, dem eine 25jährige Amtspraxis und eine genaue Kenntniß außerholländischer Gefangenanstalten zur Seite steht. In einem 1863 erschienenen Rapport an das Justizministerium „über die Strafeinrichtungen zu Wechta“ in Oldenburg spricht sich derselbe über den dort dem irischen System nachgebildeten abgestuften Strafvollzug anerkennend aus und in der 1864 veröffentlichten Uebersetzung des Berichtes der Yorkshire magistrates über die Gefangenen-Behandlung in Irland erklärt er wiederholt: „Wir können nicht anders als bei unserer Ueberzeugung verharren, daß Einzelhaft wohl die Grundlage des Strafvollzuges sein muß, daß sie sogar für kurze Strafen unentbehrlich, aber daß sie ungeeignet ist, für alle Freiheitsstrafen ohne Unterschied verwendet zu werden.“

In Deutschland sind als Vertheidiger der irischen Prinzipien, außer dem verstorbenen Hoher, Strafanstalts-Direktor in Wechta, vor Allem v. Holzkendorff zu nennen, dessen zahlreiche Schriften die beste Würdi-

gung dadurch gefunden haben, daß sie in England in den parlamentarischen und literarischen Debatten als wesentlichste Quellen für das Urtheil über den fraglichen Gegenstand gelten — und Wittermayer, der (Gefängnisfrage S. 141) sein Urtheil dahin zusammenfaßt: „Kein Staat kann sich rühmen einen solchen Erfolg seines Gefängnißsystems in Bezug auf Rückfälle zu haben als Irland.“

Wir ziehen aus unserer Darstellung keinen weiteren Schluß als den: das irische Gefängnißsystem verdient und zwar sowohl seiner prinzipiellen Seite als seiner praktischen Durchführung nach die höchste Beachtung. So viel ist nun auch von dem preussischen Regierungs-Commissar in der erwähnten der Gefängnisfrage gewidmeten Debatte des Abgeordnetenhauses zugestanden worden: „Wenn auch das irische System,“ sagte er, „in der kurzen Zeit seines Bestehens sich allerdings eine Anzahl Anhänger selbst in Deutschland erworben hat, so ist doch andererseits die Zahl derer nicht minder groß, welche sich als ganz entschiedene Gegner desselben ausgegeben haben und welche behaupten, daß die von Irland aus (nur von Irland aus?) so gerühmten Resultate dieses Systems zum großen Theil auf Täuschung beruhen. Ich glaube, die Staatsregierung wird daher wohl thun, der Anwendung des irischen Systems vorläufig noch nicht Folge zu geben, sondern zunächst noch weiter abzuwarten, ob sich dasselbe auf die Dauer bewähren wird. Das hohe Haus aber möge versichert sein, daß die Staatsregierung den Ergebnissen dieses Systems auch fernerhin mit Aufmerksamkeit folgen wird.“

Wir wollen diese Zusage nicht verkleinern; aber es fragt sich denn doch: wie sich jene Aufmerksamkeit zu betheiligen hat. Vorläufig scheinen die Resultate dieser Aufmerksamkeit in nichts Anderem zu bestehen als in der Beobachtung, daß das irische System sich eine Anzahl Anhänger und eine gleich große Anzahl Gegner erworben habe. Dieses unverkennbar dürftige Ergebnis weist sicher darauf hin, daß ein fruchtbringenderer Weg zur Feststellung eines eigenen Urtheils für die Zukunft eingeschlagen werden muß. Von der Erkenntniß geleitet, daß aus der Ferne eine ganz maßgebende Ansicht über den hochwichtigen Gegenstand nicht zu erlangen ist, haben die Regierungen von Rußland und Italien Untersuchungen an Ort und Stelle vornehmen lassen, diesem Vorgang hat sich auf Anregung des Landtags die Regierung von Weimar neuerdings angeschlossen, und was Frankreich betrifft, so darf aus dem auffälligen Umstand, daß das *Matheft* der Bonapartistischen „*Revue contemporaine*“ einen Aufsatz von Bonneville de Marsangh zu Gunsten des irischen Systems zugelassen hat, gefolgert werden, daß man sich dort ebenfalls der Nothwendigkeit nicht verschließt, die bloß passiv abwartende Haltung gegenüber der bedeutend-

sten neueren Reform auf dem Gefängnisgebiet aufzugeben. \*) Von dem gleichen Gesichtspunkt ausgehend hat endlich Preußen selbst seiner Zeit durch die Entsendung von Dr. Julius und Dr. Telskamp nach Amerika zum Zweck des Studiums der Einzelhaft das Prinzip der Autopsie als das richtige anerkannt. Gerade diese letztere Thatsache beweist, wie ernsthaft Preußen die hohen ihm obliegenden Verpflichtungen in einer der wichtigsten Fragen der öffentlichen Moral jederzeit zu nehmen gewußt hat. Woher nun heute seine Indifferenz, sein Zurückbleiben selbst hinter kleinen, über beschränkte Mittel verfügenden Staaten?

Die Antwort auf diese Frage liegt nicht fern. Wir sprechen eine weit verbreitete Ansicht aus, wenn wir in der Verbindung des Systems der Einzelhaft mit den Bestrebungen der inneren Mission, in dem breiten Spielraum, welcher den Tendenzen der letzteren auf strafrechtlichem Gebiet bei uns eingeräumt ist, ein Haupthinderniß für eine vorurtheilsfreie Würdigung der irischen Prinzipien erblicken. Zwischen dem Geist dieses Strafvollzugs und dem Geist jener Mission liegen Gegensätze, die keine Brücke verbindet. Es ist wichtig sich über diesen Punkt ganz klar zu werden. Denn nicht auf eine mechanische Wiederholung der Schöpfung Crofton's, sondern auf eine freie Erfassung und liebevolle Aneignung seiner Grundgedanken kommt es an. Vor jener würde unter allen Umständen nur gewarnt werden können. Eine geistlose Repetition würde den Erfolg nicht allein gefährden, sondern den Versuch im Voraus zur Unfruchtbarkeit verurtheilen.

Bringen wir das Grundgebrechen jedes Einzelhaftvollzugs, auch des von allen ursprünglichen Bizarrerien, Auswüchsen und Härten freiesten, auf einen einfachen Ausdruck, so faßt sich dieser dahin zusammen, daß er in Folge einer übergroßen Angstlichkeit von einer falschen anthropologischen Basis ausgeht. Geschreckt von den Gefahren einer zuchtlosen Gemeinschaftshaft concentrirt sich der Gedanke der Einzelhaft in dem Streben diesen Gefahren zu entfliehen. Ihr größtes Lob ruht in dem humanen Impuls, welcher zum Besten des Sträflings eine Absonderung desselben von dem seine Besserung gefährdenden moralischen Krankheitsstoff in's Auge faßt, ihr größter Mangel ruht darin, daß sie den Gefahren äußerlich zu entgehen, nicht sie zu überwinden sich vorzugsweise bemüht.

\*) Bonneville spricht sich darüber folgendermaßen aus: „La France ne saurait, sans abdiquer sa haute mission civilisatrice, rester en dehors de ces graves études, devenues, plus que jamais, actuelles et opportunes; et s'il lui convient, quant à présent, de ne pas y intervenir législativement par son exemple et son initiative, elle doit au moins se tenir au courant des faits, afin de pouvoir, le cas échéant, y apporter le concours, toujours efficace de son expérience et de ses méditations.“

Wir sagen absichtlich vorzugsweise. Denn es ist ja nicht zu leugnen, daß auch die Einzelhaft nicht an einer rein mechanischen Absperrung sich genügen läßt, sondern daß sie auch durch andere Agentien, durch Arbeit, Zuspruch, Unterricht, von dessen zweckmäßiger und tüchtiger Handhabung wir u. A. in Bruchsal uns überzeugten, den Sträfling zu bessern sucht. Allein alle diese Einwirkungen sind mehr danach angethan den Sträfling zum passiven Object statt zum sich-selbst-befreitenden Subject zu machen. In der Richtung auf das Passive liegt das schwerste Bedenken gegen die Einzelhaft und ihre wirkliche Schranke — eine Schranke, welche das irische System durchbricht, indem es all' seine Thätigkeit dahin concentrirt, daß der Sträfling das Rechte wolle und daß diesem Willen die im Kampf mit den Versuchungen sich erprobende Energie nicht fehle.

Wir verzichten hier auf eine Wiederholung der öfter gegebenen Schilderung der irischen Strafeinrichtungen, um desto nachdrücklicher bei dem Gedanken derselben zu verweilen. Frei-zu-werden durch die Arbeit der Selbstbeziehung, die Freiheit eine selbstthätige Errungenschaft, weder das Resultat einer passiv abgesehnen Zeitdauer noch ein Gnadengeschenk des Zufalls, die Strafvollstreckung in jedem Stadium gerichtet auf zweckmäßige Erweckung jeder seelischen Energie, auf Bildung des Charakters durch Vertrauen in die eigenen Kräfte und die Macht des sittlichen Willens, mit vorsichtig beschränkter Benutzung aller Mittel transcendentaler Natur — mit diesen Gedanken gilt es sich zu befreunden, in ihnen muß der Schwerpunkt der Thätigkeit einer Gefängnisbehörde ruhen, welche die irischen Einrichtungen im Geiste ihres Schöpfers einer praktischen Prüfung unterziehen will. Es ist bekannt, daß die Richtung der sogenannten inneren Mission das am wenigsten geeignete Medium hierfür ist. Ihr Erziehungswerk und ihre rettenden Thaten stehen überall mit den hier aufgestellten Grundsätzen in bewußtem Widerstreit. Nicht der durch sich selbst freigewordene und seiner Kraft vertrauende Mensch ist ihr Ziel, sondern die von dem tiefen Gefühl ihrer Unzulänglichkeit gegen die überwältigende Macht der Sünde erfüllte Seele, die ihre Lenkung und Rettung nicht mehr aus sich selbst, sondern in gebeugter Demuth von Oben erwartet. „Nicht an unserem Willen und Laufen,“ sagte in einer früheren Session des Abgeordnetenhauses der Hauptvertreter dieser Richtung, gleichzeitig vortragender Rath in Gefängnisangelegenheiten, „nicht an unserem Willen und Laufen liegt der Erfolg, sondern an Gottes Gnade und Erbarmen und an der persönlichen Aneignung des dargebotenen Heils.“

Schärfer läßt sich kaum der Gegensatz dieses Standpunktes zu einem System bezeichnen, welches in jedem seiner Stadien dem Gefallenen zu

beweisen sucht, daß nur sein „Wollen und Laufen,“ wenn es ein tüchtiges ist, ihm Erfolg und Heilung sichern kann. Wenn sich aber dies so verhält und wenn der Einfluß der inneren Mission eine objective Würdigung der irischen Ideen Seitens der Staatsregierung jetzt erschwert, so liegt darin nur eine verstärkte Aufforderung für die Landesvertretung, ihrerseits es an der nöthigen Anregung nicht fehlen zu lassen. Dazu gehört offenbar etwas mehr als die sehr dürftige Behandlung, welche dieser Frage in den letzten Sessionen zu Theil geworden ist. Zwei Wege bieten sich unseres Erachtens hier zunächst dar. Den einen hat schon im Laufe dieses Sommers der Weimarsche Landtag eingeschlagen, indem er die Regierung um eine Prüfung des irischen Systems an Ort und Stelle ersuchte. Der andere ist die Niedersetzung einer Untersuchungs-Commission und die selbständige Vornahme einer enquête durch Abhörnung kompetenter Zeugen. Wenigstens ließe sich so die vielseitige Erfahrung anerkannter Autoritäten verwerthen und ein reiches Material beschaffen, welches schwerlich ganz unbeachtet bleiben würde.

Es mag hier noch daran erinnert werden, daß wir in dem sogenannten Wenzel'schen Gesetz (vom 11. April 1854), welches in §. 1 bestimmt, daß die zu Zuchthausstrafe Verurtheilten auch zu Arbeiten außerhalb der Anstalt angehalten werden können, sowie in dem Begnadigungsrecht der Krone das ausreichende Material besitzen, um innerhalb der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen einen Versuch nach Analogie des irischen Systems zu machen. Probiren ist besser als Studiren, sagt eine alte Regel und es ist in der That nicht einzusehen, warum Preußen nicht dem lobenswerthen Beispiele Sachsens folgen sollte, welches seit 1862 für die Sträflinge, die eine die Gefängnißstrafe übersteigende criminelle Freiheitsstrafe zu verbüßen haben, die bedingte Freilassung eingeführt hat. Das durchaus nicht unbedenkliche Unternehmen, aus dem Ganzen eines Systems einen Theil loszulösen und mit diesem einen vorläufigen Versuch zu wagen, ist dort über Erwarten von Erfolg gekrönt worden. Der letzte zu unserer Kenntniß gekommene Bericht des sächsischen General-Staatsanwalts Dr. Schwarze reicht bis Ende 1863 und constatirte damals folgende Ergebnisse: von 9 männlichen zu 6—20 Jahren Strafmaß verurtheilten entlassenen Gefangenen des Zuchthauses zu Walbheim war keiner wieder einzuziehen gewesen, alle verhielten sich gut, 3 besonders loblich; von 31 männlichen zu 1—6 Jahren Strafmaß verurtheilten entlassenen Gefangenen zu Zwickau wurden 17 begnadigt, über 14 lagen ausdrückliche Anzeigen der Ortsbehörde vor, daß ihr Verhalten gut, Vertrauen erweckend, tadellos, bei mehreren daß es ausgezeichnet gewesen sei. Wieder einzuziehen war keiner gewesen.

Sicher ein achtunggebietendes Resultat, wenn man es mit der Zahl der Rückfälligen anderer Gefängnisse vergleicht, welche zwischen 20—30 Procent variirt. Daß ein aus dem übrigen Strafapparat herausgerissenes Bruchstück einen solchen Erfolg hatte, läßt sich nur daraus erklären, daß in der bedingten Freilassung der Grundgedanke des irischen Systems am schärfsten ausgesprochen liegt: die Nothwendigkeit einer sittlichen Gymnastik und die Freiheit als Errungenschaft einer fruchtbringenden und darum sittlich erhebenden Arbeit.

J. Duboc.

## Die Anfänge Lord Palmerston's.

Nicht ihm einen Stein in das frische Grab nachzuwerfen, sondern um Palmerston, diesen Januskopf unter den Staatsleuten der Gegenwart, der mehr geschmäht und mehr bewundert als irgend ein anderer seit fast sechzig Jahren die Annalen Englands und der Welt von sich erzählen macht, in seinem Werden, seinen Wandlungen, seinen guten und bösen Leistungen zu verfolgen und zu begreifen, sollen diese Skizzen dienen. Während fast wider den natürlichen Lauf der Dinge sein Leben und sein Walten sich über die gewöhnliche Dauer erstreckt haben, sind schon die Anfänge wenigstens dem Halbdunkel der Vergessenheit anheimgefallen. Während man ihm seit mehr als einer Generation beinahe auf allen Blättern der Geschichte begegnet, suchen wir vergeblich nach einer Biographie, aus welcher sich objectiv das lange Leben und die fabelhafte Thätigkeit des jüngst Verstorbenen überblicken ließen. Die Times wird auch für ihn wie einst für den eisernen Herzog ihren Nekrolog Jahre lang bis auf den Todestag im Saße fertig gehabt haben. Ob er selber wie zu so vielen anderen Dingen auch die Zeit gefunden seine Memoiren zurecht zu legen, damit nach englischem Brauche die Ueberlebenden sobald als möglich recht pikant überrascht oder enttäuscht werden, wer kann es sagen? Tag aus Tag ein speculirten die Blätter bei jedem Besuch, den die Gicht in Cambridge House abstattete, auf den Rücktritt vom Amte oder auf den Todesfall, ohne daß ein sicherer Schluß gestattet gewesen wäre über die nächsten Folgen einer solchen Eventualität. Jetzt hat der letzte Feind, vielen überraschend, ihn noch als Premierminister hinweggerafft.

Die Umstände können kaum mißlicher sein um eine Figur wie gerade die Palmerston's zu zeichnen, aber auch keine zweite reizt so sehr sie an-

zufassen und in das wechselvolle Licht der Tage zu stellen, die über sie hinweggegangen. Nur unvollkommen und abgerissen werden natürlich die Bilder ausfallen, denen der umfassende Rahmen fehlt. Dennoch rufen sie so Manches in die Erinnerung zurück, was vor dem Tagesinteresse und der von ihm beherrschten Meinung in den Hintergrund getreten ist; sie müssen zunächst, was doch zu einer Beurtheilung unerlässlich erscheint, auch in die Vergangenheit dessen greifen, der neuerdings jedermann aus dem Londoner Punct oder den Illustrierten Zeitungen nur noch als Old Pam bekannt ist. Für den Mann so gut wie für sein Zeitalter sind doch auch schon die ersten Perioden in Leben und Wirken nicht wenig charakteristisch gewesen.

## 1.

Wie Burke und Grattan, wie Wellington und Castlereagh ist John Henry Temple Palmerston ein Kind Irlands, wo Geist und Wig so üppig wuchern wie gewisse Pflanzen mit den glänzenden immergrünen Blättern, wo aber auch die Anlage der von England eingewanderten Geschlechter ein eigenthümlich zähes, ich möchte sagen conservatives Gepräge anzunehmen pflegt. Was jedoch bei Palmerston weniger beachtet worden, ist die uraristokratische Herkunft, deren er sich wie wenige andere britische Staatsmänner rühmen darf. Seine angelsächsischen Vorfahren schon hatten das Gut Temple in der Grafschaft Leicestershire inne, ehe nur Wilhelm der Normanne mit den Elementen für eine neue hohe und niedere Aristokratie nach England herübertrat. Jahrhunderte lang gehören sie der stolzen Gentry an, deren Titel älter und besser als der der Eroberer; als solche haben sie unter den Tudors und Stuarts in Irland Wurzel gefaßt. Nicht nur die Geschichte der Tripleallianz; oder die Ehestiftung zwischen dem Dranier und der Tochter Jakob's II. verewigt das Andenken des berühmten Sir William Temple, als aufgeklärten Staatsmann und geistvollen Stilisten zählen ihn die Whigs zu den Vätern ihrer politischen Doctrin. Und zu den Whigs hielt denn auch seine Familie traditionell; während der lang bauernenden Herrschaft dieser Staatspartei erntete sie reichlich von den Ehren und Aemtern auf der heimathlichen Insel. Durch Walpole wurde 1722 der Großvater des so eben ohne Erben verstorbenen Premiers als Viscount Palmerston of Palmerston in der Grafschaft Dublin, als Baron Temple of Mount Temple in der Grafschaft Sligo in die irische Pairie erhoben; während in England eine andere Linie der Temple, aber freilich nur durch weibliche Erbfolge, allmählig zu Marquis von Chandos und Herzögen von Buckingham aufstieg.

Als Lord Palmerston am 20. October 1784 geboren wurde, war

jüngst zuvor mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten der alten europäischen Welt der Anbruch des Revolutionszeitalters verkündet worden. William Pitt hatte eben nach Besiegung der unnatürlichsten Coalition sein denkwürdiges Ministerium angetreten; den Iren die unklugen wirtschaftlichen Fesseln abzunehmen, an denen sie, die frei gewordenen Pflanzer jenseits des Meeres nachahmend, sehr veruehmlich raffelten, war eines seiner vornehmsten Augenmerke. Als Palmerston kaum achtzehnjährig 1802 nach dem Tode des Vaters dessen Titel und Güter erbt, war die Republik in Frankreich wie das erste Ministerium Pitt's zu Ende, die parlamentarische Union mit Irland vollzogen, und bestand mit dem ersten Consul, der sich bereits als Herrn des Festlands betrachtete, die nach Amiens genannte Waffenruhe. Kurz vor diesen Zeitpunkt fallen die Lehrjahre des jungen Viscount, über welche auffallend wenig an die Oeffentlichkeit gebrungen zu sein scheint. Wir erfahren nicht, ob und wie er sich als Schüler in Harrow ausgezeichnet habe, das er einige Jahre früher als Byron und Peel besuchte, noch hören wir was er sich in Edinburgh, wohin damals nicht nur das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie, sondern noch mehr eine politisch-literarische Vereinigung des jungen Whigtum zog, angeeignet haben mag. In der Zeit zwischen 1802 und 1805 studirte er auf der ebenfalls gern von Whigs frequentirten Universität Cambridge. Weber die Wissenschaften noch strenge Schule irgend einer Art standen damals dort in Blüthe; nach mündlicher Ueberlieferung hat sich denn auch der junge Lord wenig um beide gekümmert, ihm kam es nicht wie anderen Staatsmännern Englands um hohe akademische Würden, um Distinction in seinem Collegium an. Er genoß das Leben unter Standesgenossen, wie es damals als fashionable galt, kostete auch wohl wie Lord Byron nach ihm an Bechern, welche Anstoß erregten. Wir hören nicht, daß er auf der Universität, was eben dort so häufig, in politischer Richtung ein Freundschaftsband geknüpft hätte. An den männlichen Spielen hingegen, die von jeher auf den englischen Hochschulen eben so viel gegolten als der Aristoteles, an Reiten und Jagen hat er es so wenig fehlen lassen wie an den Freuden des Club und Salon, deren Ton bekanntlich, einst vom Prinzen von Wales angegeben, unendlich auf alles Außere hielt, im Grunde aber überaus locker und frivol aus dem Edelmann, der sich lediglich dem Genuße hingab, leicht einen Wüstling machte. Palmerston, von stattlich schlankem Wuchs, gesundem Körperbau und schönen, offenen Zügen hat weder die aufregenden Wechselfälle der Rennbahn, noch die Reize des Ballsaals und des green room gemieden. Allein es wäre doch zu viel behauptet, wollten wir ihn geradezu der Ausschweifung und Verschwendung zeihen. Seine Lust am Vergnügen fand frühzeitig ein kräftiges Gegengewicht und



wurde dadurch um so nachhaltiger. Welt später erst ist ihm der Spitzname Lord Cupid beigelegt worden, als man seiner Verführungskunst wohl dies oder jenes galante Abenteuer zutraute. Erst im December 1838 hat er sich mit Lady Comper, der gescheuten Dame vermählt, die ihn überlebt. Wie wenig er sich aufgerieben, das wissen alle, die ihn etwa noch vor wenigen Jahren munter scherzend in Gesellschaft haben beobachten können, die ihn im Parlament oder von der Wahlbühne gehört oder den achtzigjährigen auf flinkem Pferde zu dem Wettrennen von Ascot traben sahen. Als Jüngling muß er durch seine Erscheinung wie durch die Schlagfertigkeit seines Witzes besonders anziehend gewesen sein, so daß man ihn überall gern sah, wo sich die vornehme Welt erging. Unter die Cumpane des weit älteren Kronprinzen inbeß ist er nicht gerathen, vielmehr taucht er wohl in den Circeln der verstoßenen Gemahlin desselben auf, welche sich zu Anfang des Jahrhunderts auf ihrer Villa zu Blackheath halb kinbisch tändelnd, halb auch im Verkehr mit politischen und literarischen Größen die Zeit vertrieb. Man möchte wissen, wo Palmerston, was doch auch in jenen Jahren geschehen sein muß und in England eine Seltenheit ist, sein gutes Französisch gelernt und überhaupt sich gewisse Allüren angeeignet hat, die etwas fremdländisch durch sein im Uebrigen so stark englisches Wesen hindurch schimmerten. Auf großen Reisen in's Ausland hat er damals diese Eigenschaften nicht erwerben können, das verhinderte schon der Krieg; vielleicht dürfen wir eher auf einen Zug irischer Versatilität schließen, durch welchen in Parlament und Advocatur so manche seiner Landsleute zu ihrem Vorthell von der steifen, verschlossenen Haltung ihrer englischen Collegen abstechen.

Keine Frage, daß Palmerston sich frühzeitig, vielleicht schon auf der Universität eine öffentliche Laufbahn vorgezeichnet hat. Auch die Parteinahme ist ihm das erste Mal wie in der Folge durchweg nicht schwer gefallen. Da er 1805, wo er 21 Jahr alt wurde, Pitt wieder im Amte, für die Whigs aber in Anbetracht der inneren und auswärtigen Zustände nicht die geringste Aussicht sah, daß sie demnächst wieder auf längere Zeit das Feste an sich bringen könnten, so ließ er mit leichtem Blut die alte Tradition seiner Familie fahren und schlug sich zu den Tories, die dem Könige genehm waren und den Krieg mit Napoleon führten. Nicht einer der 28 irischen Peers, die durch die Wahl ihrer Standesgenossen dem Oberhause angehören, suchte er einen Sitz im Hause der Gemeinen, das seitdem ohne Unterbrechung seine Arena geblieben ist. Nachdem er zuerst vergeblich für die Universität Cambridge als Gegencandidat des whigistischen Lord Henry Petty, des nachmaligen Marquis von Lansdowne, aufgetreten war, mußte er sich, bis fünf Jahre später Cambridge frei wurde,

mit Bletchingley, einem der unsichtbaren verfaulten Wahlflecken, begnügen, so daß, was mit triftigen Gründen so oft von den Segnern der parlamentarischen Reform hervorgehoben worden ist, auch seine politische Laufbahn wie die der Pitts und anderer berühmten Staatsmänner von einem der viel gescholtenen Nominationsplätze ihren Anfang genommen hat. Es bedurfte damals um der Torppartei anzugehören wenig Anderes, als daß man die Fortführung des Kriegs mit allen seinen Anforderungen acceptirte und sich der halb abgenutzten Agitationsmittel, der Anträge auf Gleichstellung der Confessionen und eine verbesserte Wahlordnung enthielt, mit denen die Whigs in ihrer Ohnmacht dem Hofe und der Regierung wesentlich nur Aergerniß und Verlegenheit zu bereiten suchten. Palmerston hat sicherlich genügende Garantien bieten können, denn als nach der kurzen Episode von Grenville, Fox und Grey zur wahren Herzensfreude Georg's III. im Jahre 1807 unter dem Herzoge von Portland wieder ein reines Torpministerium eintrat, da finden wir auch den irischen Viscount mit einem der Posten als jüngerer Lord der Admiralität bedacht. Vielleicht daß sein Landsmann Castlereagh, der damals schon das schlummernde Talent einer unverwüthlichen Arbeitskraft in ihm entdeckt haben mochte, ihn nach sich gezogen. Er muß in zwei Jahren diesen Ruf bereits in hohem Grade gerechtfertigt haben, denn als 1809 wegen der erbärmlichen Expedition nach Walcheren sich Castlereagh, der Kriegssecretär, und Canning, der das Auswärtige geleitet und längst gezeigt hatte, daß er und nicht jener Geist und Schwung von Pitt geerbt, mit einander überworfen und wegen eines Pistolenduell's aus dem Cabinet treten mußten, da ist dem jungen Palmerston der damals hochwichtige Posten eines Secretärs für den Krieg anvertraut worden, den er, wiewohl lange Zeit nicht dem eigentlichen Cabinet angehörnd, mit einer besonderen Lust an diesem Geschäft bei allem Wechsel der Ministerien unter Portland, Perceval, Liverpool und Canning bis auf Wellington zwanzig Jahre behauptet hat. Man darf auch heute noch nicht vergessen, daß er es war, der in unverdrossener Bureauthätigkeit, die ihm trotz seinem glänzenden, lebenslustigen Wesen bald zur anderen Natur wurde, die Armeen ausgerüstet und verpflegt hat, welche Jahre lang gegen die Streitkräfte Napoleon's in Portugal und Spanien rangen, bis sie unter ihrem sieggekrönten Feldherrn die Befreiung Frankreichs von dem Joche des Imperators erkämpfen halfen. Auch zu dem Tage von Waterloo hat er von Downing Street aus das Seine beigetragen. Wir haben keinen Hinweis gefunden, daß der Groll, in welchen Wellington in seinen Depeschen aus dem Feldlager so oft über die Rässigkeit der heimischen Behörden ausbricht, persönlich dem rührigen Kriegssecretär gegolten habe. Während dieser Epoche und unter der trost-

losen Reaction der nächsten acht Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden vernehmen wir wenig von einer parlamentarischen Thätigkeit Palmerston's. Spricht er einmal, so hat seine Rede fast nur mit den Details seines Departements zu thun. Er scheint ganz an dem Strange zu ziehn, durch welchen sich die Tories gegen alle populären Forderungen stolz absperrten. Man weiß wohl, daß er wie sein Landsmann Castlereagh, der nunmehr die auswärtige Politik im conservativen Sinne der Restaurationsperiode leitet, die Katholikenemancipation, die beständig eine offene, aber lange nicht angetastete Frage im Cabinet bildet, für unvermeidlich hält; auch wird bemerkt, daß Palmerston, nachdem in Folge von Castlereagh's Selbstmord Canning auswärtiger Minister geworden und durch seine frischen Thaten England draußen wieder zu Ehren bringt, sich allmählich diesem leuchtenden Genie zuwendet, daß er aber ganz wie dieser von einer Reform des Unterhauses Nichts wissen will, da die britische Verfassung den echten Jüngern Pitt's wie ein Muster von Harmonie erschien, an welches man nicht rühren dürfe. Bei Canning's Tode wird er ganz zu den Canningtonen gerechnet, die ein Paar Monate noch in Wellington's Ministerium aushalten, sobald ihr Führer Huskisson jedoch sich mit diesem überwirft, sämmtlich zurücktreten.

Mit diesem Schritte erst ist Lord Palmerston auf die eigentlich politische Bühne hinausgetreten, nachdem er selbst bereits die Mitte der gewöhnlichen Lebensdauer erreicht hat und unter den Einflüssen des neuen immer mächtiger in Gesellschaft und Staat umwandelnden Geistes die Generation, die in Politik, in Vorurtheil und Sitte sich zäh an die überkommenen Formen anklammerte, abgängig zu werden begann. Daß er mit scharfem Blick jenem Geiste bereits Manches abgelauscht, ergiebt sich aus der Wärme, mit welcher er Canning's völkerfreundlichen Diplomatie huldigte und den starren Hochmuth verwarf, der die Tories in das Schlepptau der absolutistischen Höfe des Festlands gebracht hatte. Es erhellt noch mehr aus seinem Anschluß an Huskisson, den muthigen Vorkämpfer für die wirthschaftlichen Freiheiten, den er auf die Bänke der Opposition begleitete, um dort — eine Seltenheit in seinem Amtsleben — fast zwei und ein halbes Jahr auszuharren. Wir irren uns schwerlich, wenn wir versichern, daß Palmerston gerade diese tief erregte Zeit wahrgenommen die socialen und wirthschaftlichen Bedürfnisse Großbritanniens gründlich zu studiren, um aus deren Verständniß dereinst die Richtschnur zu entnehmen, nach welcher das Verhältniß zum Auslande zu regeln sei. Schon scheint es ihm besonderes Vergnügen zu machen in der griechischen oder in der portugiesischen Frage die mattherrige und um die Ehre der Nation nicht sonderlich bekümmerte Weise an den Pranger zu stellen, mit welcher

Aberdeen unter Wellington die auswärtigen Angelegenheiten betrieb. Daß er wie so manche conservative protestantische Aristokraten aus Irland in der Katholikenemancipation, wo nicht ein Heil, doch eine gebieterische Nothwendigkeit erblickte, versteht sich fast von selbst, ohne daß es nöthig wäre einen Blick in die ziemlich oberflächlichen Aeußerungen zu werfen, zu denen sich bei der hitzigen Debatte über eine so tief ernste Angelegenheit der Lebemann veranlaßt sah. Nur das eine, von Canning ererbte Dogma, daß alle Anomalie in der Zusammensetzung des Unterhauses, weil sie wie ein Organismus historisch geworden, jedem Versuche die bestehenden Mißstände zu bessern vorzuziehn sei, verband ihn zuletzt noch mit den Tories.

Da kam bald nach der Thronbesteigung Wilhelm's IV. die Juli-revolution und half in England die Reformbewegung mächtig anschüren. Es dauerte nicht lange, so erzitterte das Toryministerium in seinen moralischen Grundlagen. Vergebens suchte jetzt Wellington, zumal nach dem tragischen Tode Huskisson's, die übrigen damals ausgetretenen Jünger Canning's zu seiner Verstärkung zurückzugewinnen. Palmerston, dem als dem bedeutendsten zweimal Anträge gemacht worden sind, während er im Stillen schon den Whigs die Hand drückte, ist im October 1830 auf einer Excursion nach Paris — wir wissen nicht, ob seiner ersten — ausgewichen, wo er begierig und zu bald sehr brauchbarer Information das neue Frankreich mit dem Julikönigthum persönlich in Augenschein nahm. Einen Monat später, nachdem Wellington durch seine rauhe Absage jeder Reform sich um seine Macht gebracht, und Lord Grey, das ehrenwerthe Haupt der Whigs, vom Könige in seinen Rath berufen worden, erscheint Lord Palmerston als Minister des Auswärtigen in dem neuen Cabinet, in dessen Programm die Parlamentsreform allen übrigen Aufgaben vorangestellt war. Ihm scheint wiederum der Rücktritt zu seinem alten Glaubensbekenntniß und der offene Anschluß an die Whigs, die selber ohne Geschäftsroutine seine lange Amtsthätigkeit besonders willkommen finden mußten, nicht eben schwer geworden zu sein, denn nur spielend und tändelnd pflegte er auf die Ausfälle zu erwidern, die von den Gegnern in der Folge vorzüglich gegen ihn gerichtet wurden. War doch zugleich mit dem neuen Amte ein hohes Ziel erreicht, das sich sein Ehrgeiz bereits von langer Hand her gesteckt haben mochte. Als Kriegssecretär schon hatte er sich vielfach mit Diplomatie befassen müssen, so daß ihm frühzeitig die Verhältnisse der europäischen Mächte, die dominirenden Beziehungen Englands zum Orient und Occident vertraut geworden sind. Von den Grundsätzen Castlereagh's war er ehebem schon mit Leichtigkeit zu denen Canning's hinübergelitten; er fühlte sich berufen in einer vielfach veränderten

und neuerdings wieder sehr complicirten Weltordnung selbständig an die divergirenden Fährten jener beiden Vorgänger anzuknüpfen, um England den modificirten Staatsprincipien gemäß, an deren Ausübung er den größten Antheil nehmen sollte, in der Staatengesellschaft den alten Rang zu wahren. Von Stund an lernt ihn nun auch Europa kennen, und nicht viele Jahre sind vergangen, so gilt er den Einen draußen wie drinnen als Abgott jeder kühnen, liberalen Politik, den Anderen als Inbegriff des leichtfertigen Trugs und vaterlandsfeindlichen Verraths. Die Engländer lieben bei ihren Urtheilen in schroffe Extreme auseinander zu gehen, sie haben es mit anderen staatsmännischen Größen, mit ihrem William Pitt z. B. nicht anders gemacht; bei Lord Palmerston aber liegt für und wider gar Manches vor, was Anklage und Lob gleich zweifelhaft erscheinen läßt, so daß man nur an der Hand der Ereignisse und des Wortlauts der Altenstücke, wenn es darauf ankommt, sich von der schillernd bejaubernden und erfinderisch feindseligen Kraft des Mannes einen Begriff machen kann.

## 2.

Es wird genügen sein Verhältniß zur Reformbill, der Angel, in welcher das moderne England schwingt und in den Augen vieler sich heute zu seinem Niedergange neigt, kurz zu charakterisiren. Da er als Politiker vom Torphum hergekommen, der inneren Verwaltung bis dahin wenigstens noch keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, da ihm wie etwa die Beibehaltung der Peitschenhiebe in der Armee auch die faulen Wahlflecken, das von einer Oligarchie von Grundherren und Corporationen ernannte Parlament, lange Zeit nicht für unenglisch gegolten hatten, so konnte er selbstverständlich an der Ausarbeitung der Bill keinen Theil haben. Nur selten vernahm man seine Stimme in dem heftigen Kampfe, der sich über zwei Sessionen hinzog. Allein er mußte doch für die neuen Genossen, die Whigs, ein öffentliches Bekenntniß ablegen, was denn auch ziemlich zu Anfang in der Rede vom 1. März 1831 geschah. Red findet er einen Beweis für die Nothwendigkeit der Reform schon darin, daß er jetzt unter den Ministern sitzt, wirft alle Schuld, weshalb nun nicht mehr mit einzelner Flickwerk hier und da, sondern nur mit einer umfassenden Maßregel geholfen werden könne, auf das Haupt des nächsten Amtsvorgängers (Wellington), verhehlt aber mit bemerkenswerther Scharfsichtigkeit eben so wenig, daß diese Wandlung für alle kommenden Zeiten den größten Einfluß auf den Charakter der Regierung und des Volks, vielleicht gar auf die Existenz des Reichs ausüben werde. „Wo Reichthum,“ sagt er mit Hinblick auf die großen Städte, „da existirt auch parallel ein In-

teresse an den Institutionen des Landes.“ Indem er, der Aristokrat, diese Interessen fortan will unbehindert walten lassen, bricht er die Brücke hinter sich ab mit dem Troste, daß sein Meister Canning, der poetische Vergötterer der alten Verfassung, wenn er jetzt am Leben wäre, dasselbe gethan haben würde. Sein Ziel im Sinne des neuen Staatswesens lag fortan klar vor ihm, und keinem Anderen ist es über den Trümmern, in welche die alten Parteien unter den Stößen der Reform rettungslos zusammengebrochen sind, so gut gelungen es zu erreichen als ihm. Seinen Ehrgeiz kränkte es jetzt wenig, daß ihn die Universität Cambridge zur Strafe für seinen Parteiwechsel hatte durchfallen lassen; nachdem er ein Paar Jahre als ritterlicher Vertreter von South-Hants, wo sein Landsitz Broadlands liegt, eine Unterkunft gefunden, verschmähte er seit 1834 nicht der Abgeordnete für das kleine Tiverton in Devonshire zu heißen, das fast um ein Haar sich unter den in der Reformbill condemnirten Wahlstellen befunden hätte. Wo immer gewählt, ob in oder außer Amt, seither fühlt er sich als Vertreter für England.

Wir wenden uns zu der Behandlung der auswärtigen Fragen, die ihn mit dem Augenblick seines Eintritts in das Ministerium vorwiegend in Anspruch nahmen, zugleich aber auch seine Eigenschaften den Cabinetten und den Völkern enthüllen mußten. Die Dynastie Orleans auf dem französischen Throne war noch eilig und ohne viel Bedenken von Wellington und Aberdeen anerkannt worden, nicht sowohl aus Furcht, als um die seit 1814 bestehende Tradition einer gelegentlich gemeinsamen Politik gegen die Ostthüre nicht aufzugeben. Der moralische Einfluß Englands schützte Frankreich vor einem Angriffe dieser und hinderte zugleich seine eigenen gährenden Elemente aggressiv aufzutreten. Mit Lord Palmerston ist Louis Philipp wenigstens Anfangs noch besser gefahren; sie haben einige Allianzen zu bestimmten Zwecken geschlossen und im Ganzen doch jenes Einverständniß der beiden Reiche gepflegt, das ohne die freie Bewegung des Einen oder des Anderen zu beeinträchtigen sich so bemerkenswerth über die Tage der Republik in die des Kaiserreichs fortpflanzt. Ist es ganz der Wahrheit gemäß, wenn selbst Guizot behauptet, daß dieses Einverständniß, seit 1815 auf dem Boden des beiden gemeinsamen constitutionellen Principes entsprungen, den Frieden der Welt und die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts bezwecke? Ist Lord Palmerston nicht insonderheit allen Gegnern volksthümlicher Verfassungen als der Unhold und Feuerbrand erschienen? Und was ist aus der Constitution in Frankreich geworden? Glaubt auch heute noch Jemand im Ernst, daß das Kaiserreich den Frieden bedeute? In Wahrheit haben in der Folge nicht völkerrechtliche noch constitutionelle Motive, sondern die Alles überragenden neuen socialen Inter-

essen zu der Erhaltung des Bandes zwischen den beiden Ländern beitragen.

Unter den Fragen, welche in Folge der Julirevolution Europa beschäftigten, rief die polnische in England nicht die Sympathien hervor, welche sie in Deutschland fand. Wohl folgte man mit gespannter Aufmerksamkeit dem blutigen Drama der Insurrection, mit welcher der Bruch der einst von Alexander I. gewährten Verfassung beantwortet wurde, aber das diplomatische Verhältniß Großbritanniens zu dem Nachfolger war ein gutes und mußte mit Rücksicht auf die Türkei aufrecht erhalten werden. Hauptsächlich jedoch hatte man in der eigenen Nähe viel Wichtigeres zu thun und pries sich glücklich, daß der Czar, vollauf beschäftigt, nur mit halber Kraft sich des gleichzeitig in zwei Stücke zerbrechenden Königreichs der vereinigten Niederlande annehmen konnte. Ein Vergleich zwischen England und Rußland hatte einst in unnatürlicher Weise Holland und Belgien zu einem Königreiche zusammenschmieden helfen. Funfzehn Jahre lang wurde das Schockkind der Tories als Damm gegen Frankreich und Verschuß für die Schelde betrachtet, so daß Wellington noch in der letzten Thronrede, die er Wilhelm IV. sprechen ließ, Angesichts des Aufstands der Belgier jede Anerkennung ihrer Selbständigkeit perhorrescirte. Grey und Palmerston dagegen räumten sofort auch für Brüssel das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein, dem England in Paris Nichts hatte in den Weg legen können. Die britische Politik, schon vordem darauf zielend, daß Frankreich und Rußland sich nicht als Allirte fänden, hatte nach Allem, was seit dem Juli geschehen, zunächst eine Annäherung des Kaisers Nicolans an Louis Philipp am Allerwenigsten zu befürchten, mit Freuden brachte sie daher die Leitung der Conferenzen, zu denen sich um den Streit zwischen Holland und Belgien zu schlichten die Großmächte entschlossen, an sich nach London. Im Ganzen haben doch in den langen Verhandlungen, die von ein Paar kurzen kriegerischen Episoden unterbrochen wurden und manche Differenz erst sehr allmählich lösten, die englischen Anschauungen das Uebergewicht behauptet. Weber gelang es der geriebenen Kunst des alten Fürsten Talleyrand die Barrierenplätze an der Nordgrenze Frankreichs zu beseitigen und damit die Neutralität des neu entstehenden Königreichs Belgien von vornherein zum Trugbild zu machen, noch ließ man der Begierde der Belgier auf Limburg und Luxemburg den Zaum schießen. England sandte ihnen den Fürsten, den sie von ihm begehrt hatten, den klugen Leopold von Coburg; es hütete sich aber wohl den König von Holland ganz von sich zu stoßen, obwohl er, erbittert und unnachgiebig, gleichzeitig mit der Belagerung Antwerpens durch die Franzosen ein bewaffnetes Einschreiten der britischen

Flotte nothwendig machte. Noch viel Tinte, aber kein Blut mehr ist geflossen; nachdem das zweite Protokoll mit 24 Artikeln, entschieden günstiger für Holland, an die Stelle der früheren 18 getreten, bestehen die beiden Länder neben einander zur Zufriedenheit Europas.

Fragt man, wie Lord Palmerston in dieser schwierigen Angelegenheit debütiert hat, so ist die Antwort nicht leicht zu geben. Nicht hastig und dreist, wie später wohl bisweilen, hat er eingegriffen, er sucht sich vielmehr vorsichtig tastend seinen Weg, so daß auch diejenigen, die weder mit den angewandten Mitteln noch den Resultaten zufrieden waren, seine Geschicklichkeit nicht verkennen konnten. Bei den Mitgliedern der Conferenz hat er Anfangs namentlich einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Ein deutscher Staatsmann, der daran theilhaftig war, nennt ihn „einen Mann von vielem Talent, von einem sehr milden und liebenswürdigen Wesen. Zeigt man ihm Vertrauen, so hält er nicht zurück; merkt er aber, daß man seine Gedanken überraschen will, oder daß es sich um die Ehre Englands handelt, so wird er Feuer und Flamme wie der verstorbene Mr. Canning.“ In der That ließ er sich konservativer an, als man von dem Kollegen der Grey, Brougham, Holland glaubte erwarten zu dürfen. Bei einer kritischen Wendung der belgischen Angelegenheit hat es einmal eine heftige Spannung im Cabinet gegeben, die hauptsächlich dem Schwiegersohne des Premiers, dem stürmischen Lord Durham, zur Last fiel, der Lord Palmerston's Politik als zu continental, als eine Copie Castlereagh's tabellete und am liebsten selber das auswärtige Amt bekleidet hätte, um vielleicht den Polen die Hand zu reichen und über den Welttheil die Würfel des Krieges zu werfen. Zum Glück war doch auch Lord Grey über die französischen Intriguen in Belgien und über die ungebührlichen Forderungen des Brüsseler Gouvernements stugig, und ließ seinen Minister des Aeußeren gewähren. Damals schätzten sich Rußland, Oesterreich und Preußen glücklich, daß Palmerston nicht von Durham gestürzt wurde, der offen allen Mächten, die nicht constitutionell und liberal geworden, alles Vertrauen aufkündigte. Allmählich freilich lernten ihre Minister auch die geistige Beweglichkeit des andern kennen, um bei ihm ähnliche Neigungen zu wittern. Die Tories in der Opposition unterließen daher Nichts um die fremde Diplomatie bei jeder Gelegenheit an die solidarische Einheit ihrer einst von Castlereagh vertretenen Grundsätze mit dem Legimitätsprincip der Ostböhme zu erinnern. Gebliffentlich wurde die Reformbill nach Außen als das Hirngespinnst einer revolutionären Partei geschildert, die sich das Unterhaus erobert um öffentlich Treu und Glauben zu brechen und England zum Sitz und Mittelpunkt aller europäischen Erschütterungen zu machen. Schon an der belgischen Frage, diesem „erbärmlichen



Protokollkriege," wie sie von der Partei gescholten wurde, haben sich solche Stimmen hervorgewagt; so oft nur den Verhandlungen ein ernstes Zerwürfniß oder eine längere Unterbrechung drohte, regte sich in diesen Kreisen auch die Hoffnung im Bunde mit dem fremden Absolutismus das heimische Ministerium zu stürzen und dem Könige von Holland zu seinem ganzen Rechte zu verhelfen. Das gegenseitige Liebäugeln ist im Herbst 1832 einmal Lord Palmerston selber zu arg geworden, so daß er, der sich übrigens seinerseits damals von der stark in das Reformhorn stoßenden Times beeinflussen ließ, einem auswärtigen Diplomaten seine Indignation nicht verschwiegen und erklärt hat, daß man die Conferenzen rasch auflösen und mit Frankreich allein für Belgien eintreten werde, falls das Ausland im Bunde mit der Opposition fortfahre dem Abschluß der Sache Schwierigkeit zu bereiten. Das ärgste Geschrei wider ihn ist wegen der russisch-holländischen Anleihe erhoben worden, die bekanntlich im Jahre 1814 abgeschlossen wurde, als Holland frei geworden. Für die Hülfe und die Erwerbung Belgiens verpflichtete sich dieses damals Rußland zu bezahlen, und England übernahm vertragsmäßig einen Theil der Schuld, die ausdrücklich von dem Wiener Congreß garantirt worden ist, freilich unter der Bedingung, daß, sobald Holland und Belgien sich wieder trennten, auch die Zahlungen aufzuhören hätten. Als dieser Fall nun eingetreten war und, während Holland seine Verpflichtung gelöst ansah, Palmerston die englischen Gelder an Rußland weiter zahlen ließ, da entblödeten sich die Tories nicht dies in einem Athem als Vertragsbruch und als eine schmäbliche Unterstützung zum Kriege gegen die armen Polen zu bezeichnen. Was ging es sie an, wenn die Kronjuristen aus dem Wortlaut der Wiener Verträge die Abtragung der Schuld als unerläßlich erwiesen. Ihre vorurtheilsvolle Auffassung des Falls hat späterhin Conservativen und Radicalen trefflich gedient um die Fabelei ausbrüten zu helfen, daß der auswärtige Minister der Whigs ein schöner Agent des Kaisers Nicolaus gewesen sei.

Schade nur, daß diese Anschuldigungen so wenig zu der Action stimmten, welche die Ministerien Grey und Melbourne — denn nach der kurzen Krise von 1835, in welcher Peel vergeblich Fuß zu fassen suchte, kehrte auch Palmerston wieder auf seinen Posten zurück — in fast allen Theilen der Erde betrieben. Sind sie nicht gerade, was man doch in St. Petersburg, Wien und Berlin besonders übel vermerkte, dem romanischen Süden in seinen Agonien beigeprungen um ihm zu einem verfassungsmäßigen Dasein zu verhelfen? Das Ministerium Wellington hatte durch seine Entschlußlosigkeit an England selber nicht zum geringsten Theile gesündigt, als es in Portugal den treulosen und grausamen Usurpator Dom Miguel

schalten und den legitimen Fürsten, der seine Tochter eingesetzt und dem Lande eine Verfassung verliehen, im Stiche ließ. Diese Versäumniß an der nationalen Ehre rächte sich empfindlich, als 1833 nach dem Tode Ferdinand's VII. in Spanien ein ähnliches Zerwürfniß eintrat und gegen die von der Königin proclamirte Tochter der Bruder des Verstorbenen, Don Carlos, Kraft des salischen Rechts, aber zugreifend wie in dem Nebenlande, der legitime Erbe zu sein behauptete. Zugleich mit Frankreich erkannte das von den Whigs regierte England die junge Doña Isabella an, um die sich die liberalen Spanier scharten. Die große Mehrzahl der englischen Nation sah längst mit Freuden, wo irgend nur in der Welt freie Institutionen Wurzel zu schlagen schienen. Wenn Andere drinnen und draußen diese Neigung eine propagandistische nennen, so soll man sich hüten deshalb die gesammte auswärtige Politik des Inselreichs anzuklagen. In einzelnen Fällen und Ländern hat England das gerade Gegentheil gethan und gewiß nur jedesmal dort, wo es seinem Vortheil entspricht, Constitutionen gefördert. Wer wollte leugnen, daß sich die Liebe der Briten für freie Verfassungen auch eben so gut mit dem heiligsten Respekt vor ganz entgegengesetzten Regierungsformen verträgt, die anderswo walten.

Die Whigs, die bei den früheren Versuchen der Spanier sich zu einem freien Staatswesen aufzuschwingen nicht in der Lage gewesen dazu beizutragen, griffen um so bereitwilliger zu, als man hier auch Frankreich begegnete, das unlängst schon einmal auf eigene Faust im Tejo intervenirt hatte und dem in seinen liberalen, wenn auch noch so eigennützigen Tendenzen doch gewiß nicht opponirt, höchstens nur der Rang abgelaufen werden konnte. Daß die Ostmächte in der Neutralität beharren wollten, genügte um die Tory-Opposition zu ermutigen und für Don Carlos, den Vorkämpfer der Legitimität, Partei nehmen zu lassen, obwohl derselbe zu seinem Gefährten Dom Miguel über die portugiesische Grenze getreten war und nach der Anerkennung Isabella's von Seiten des Königs von England bei jedem loyalen Briten als Rebell hätte gelten müssen. Da sich nun gar der europäische und der britische Legitimismus zusammenthät um den Carlisten unter der Hand Unterstützung zu senden, so einigte sich Lord Palmerston im April 1834 mit Talleyrand zu der sogenannten Quadrupelallanz, die mit der Königin Christina und Dom Pedro von Brasilien gegen die eventuelle Erneuerung des heiligen Bundes des Ostens und zur Beseitigung der Prätendenten in Portugal und Spanien abgeschlossen wurde. Dies geschah zu einer Zeit, wo auch aus anderen Gründen die steigende Spannung mit den drei Mächten und ganz besonders mit Rußland oft bis zum Abbruch des diplomatischen Verkehrs zu gedeihen drohte, indem

das alte internationale Recht und die neuen Tendenzen utilitarischer Intervention sich auf das Schroffste gegenüber standen. Jene Richtung hatte unstreitig das Legimitätsprincip für sich, auch wenn die Fürsten, die es anriefen, nur durch Gewalt sich festzusetzen trachteten; diese meinte durch Vertrag mit einem Theile der Nation nicht nur der opponirenden Partei, sondern den eigenen liberalen Principien im Auslande zum Siege verhelfen zu können. Darüber hat Lord Palmerston zumal nicht nur alles Vertrauen bei der osteuropäischen Diplomatie eingebüßt, die ihn bereits für den gefährlichsten Feind der conservativen Throne hielt, sondern die Partisanen dieser Richtung in England, namentlich carlistisch gesinnte vornehme Peers, bezüchtigten ihn der ärgsten politischen Immoralität, daß er sich leichtfertig von Frankreich habe bethören lassen um gegen die Interessen der eigenen Heimath diesem bei seinen dynastischen Zwecken in der Peninsula zu dienen. Während der Greuel des sechsährigen Bürgerkriegs haben beide Theile um die Wette sich die Schuld an demselben in's Gesicht geworfen.

Man erinnert sich, daß Dom Miguel gleich im Anfange genöthigt wurde die Waffen niederzulegen, Don Carlos seine Zuflucht in England zu nehmen. Allein schon nach wenigen Wochen festlicher Bewirthung durch seine vornehmen Gönner war letzterer wieder verschwunden, wie es hieß, mit einem Pässe, den der französische Gesandte-Fürst Talleyrand ausgestellt hatte, um in Nordspanien die Flamme des Krieges von Neuem zu schüren. Er rechnete wohl auf Differenzen zwischen den beiden westmächtlichen Allirten und auf den morschen Zustand des Whigministeriums, das gegen das Ende des Jahrs auch wirklich dem Herzoge von Wellington und Peel Platz machen mußte. Da trat denn auf kurze Zeit von Englands Seite ein anderes Verfahren ein, das freilich den Ultras keineswegs genügte, aber doch eben so wenig geeignet war den Thronstreit baldigt zu lösen. Der alte Feldherr, der sich nur unwillig noch einmal mit den intricaten Angelegenheiten Spaniens befaßte, trat keineswegs aus der Quadrupelallianz zurück, versuchte aber durch die Mission des trefflichen Lord Elliot zwischen Christinos und Carlisten als gleichberechtigt kriegsführenden Parteien zu vermitteln. Dies rebliche Vorhaben wurde schon im nächsten April durch den Wiedereintritt der Whigs zu Schanden, mit denen auch zum Entsetzen des conservativen Europas Lord Palmerston zurückkehrte, über den das Gerücht ging, daß er aus seiner früheren Amtsthätigkeit die wichtigsten Copien bei sich behalten habe, um nöthigenfalls von den Vätern der Opposition aus über die auswärtigen Angelegenheiten stets ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Noch ist es in frischem Andenken, wie nunmehr in einer schwer zu billigenden Weise die englische Regierung nicht

nur Gelder und Waffen, sondern auch Mannschaften der liberalen Seite zu Hülfe sandte. Nach einer Uebereinkunft mit dem spanischen Gesandten, demselben General Alava, der einst an Wellington's Seite in Spanien und bei Waterloo gefochten, suspendirte ein Geheimerathsbefehl das auf der Fremdenakte beruhende Verbot in auswärtige Kriegsdienste zu treten, und eine britische Legion unter De Lacy Evans, 10,000 Mann stark, nahm seit 1835 gleich einem französischen Freicorps an dem Kampfe gegen den Prätendenten Theil.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Thaten und Mißgeschicken der auf Staatskosten ausgerüsteten englischen Parteigänger nachgehen und überhaupt das Andenken an jenen mörderischen Bruderkrieg auffrisken, über den einst die Zeitungen bis zum Ueberdruß berichteten. Nur einige Punkte kommen in Betracht. Der Zorn der Tories, die dem System ihrer Gegner nun auch im Auslande mit Gewalt Bahn brechen sahen, kannte keine Grenzen; jeder Erfolg ihrer Landsleute wurde verkleinert, jede Schlappe mußte als Beweis für die Verwerflichkeit der ministeriellen Politik herhalten. In ihrem geradezu unpatriotischen Gebahren haben sie der Regierung nach Kräften Schwierigkeiten bereitet. Lord Palmerston sagt einmal: „Sie haben in der That gethan was sie konnten um Don Miguel und Don Carlos zu unterstützen; da dies nicht aus Hochachtung gegen diese Persönlichkeiten selber sein konnte, so kann ich es nur einer Billigung der Regierungsprincipien zuschreiben, mit denen die beiden unlöslich verknüpft sind.“ Ja wohl, es war ein Principienkrieg der fürchterlichsten Art, den die Spanier nicht für sich allein, sondern im Namen der beiden großen politischen Strömungen ausfochten, die nicht erst seit Lord Palmerston wie Ebbe und Fluth über der Staatenwelt auf und nieder wogten. Die entschiedene Parteinahme der liberalen Regierung Englands hat wesentlich zu dem schließlichen Ausgange des gräßlichen Trauerspiels beigetragen, darum ist dies aber noch keineswegs, wie der blinde Haß wohl glauben machen will, von den Whigs oder Lord Palmerston in Scene gesetzt worden. Um Stillstand oder Fortschritt handelte es sich seit 1808 wenigstens unablässig in beiden Ländern der pyrenäischen Halbinsel; die Wagschaalen waren um die Wette gestiegen und gesunken, bis die Intervention der Westmächte den Ausschlag gab. Wer mag heute im Ernst bezweifeln, daß, wenn Don Carlos auf den Thron gelangt wäre, auch das alte Spanien mit seinen habelosen, für alle Staatskunst undbrauchbaren Granden, mit vollen Klöstern und leeren Kassen, seit dem Verluste der Colonien erst recht ohne Handel und Gewerbe noch tiefer herabgesunken wäre. Jeder, der sich nur einigermaßen in der Geschichte von Land und Leuten umsieht und nicht, in unvernünftigen Parteeiifer verrannt,

den Constitutionalismus zum Sündenbock in aller Welt zu machen gewohnt ist, wird zugeben, daß es heute in Spanien und Portugal um Vieles besser steht als etwa 1835. Schon 1839, als in einzelnen Gegenden noch Guerillas fochten, konnte Lord Clarendon, von seiner Gesandtschaft aus ersterem Lande zurückkehrend, im Oberhause erklären: „Leben und Besitzthum sind sicherer, die Einkünfte um die Hälfte höher, als sie je gewesen; eine große Klasse von Eigenthümern ist durch den Verkauf von Nationalgütern geschaffen worden; das Capital fließt in nützlichere Canäle ab; der Ackerbau, die Erziehung machen Fortschritte.“ Wir wissen aus der allerjüngsten Zeit, daß diese Kräftigung sichtlich angehalten und Spanien wieder zu einer Achtung unter den Nationen verholfen hat, die ihm lange verloren gegangen. In Bezug auf Portugal darf man wenigstens so viel sagen, daß die Palmerston'sche Politik seither mehr als die irgend eines seiner Vorgänger die traditionelle Ueberwachung dieses Staats aufgegeben hat.

## 3.

Wiederholt in seinem langen Leben hat der auswärtige Minister sich mit der orientalischen Frage zu befassen gehabt, deren Begriff für England wenigstens seit einigen Menschenaltern der allerweiteste geworden ist. Geographisch reicht sie vom Hämus bis zum Himalaya; politisch beruht sie auf der Sicherung der Türkei vor den Eroberungsgelüsten Rußlands und Egyptens, als Bestandtheils jener, vor französischen Plänen. Keine dieser beiden Großmächte darf den Weg nach Indien sperren; um die große Productenstraße der Erdkugel für England offen und die Welt als seinen Abnehmer zu erhalten muß im Osten des Mittelmeers möglichst Alles beim Alten bleiben. Hat Lord Palmerston hier nun die Interessen Großbritanniens zu wahren verstanden, oder hat er sie Preis gegeben? Wir verfolgen zunächst seine Handlungsweise während der ersten Amtsperiode, die nicht tabelsfrei und nicht ohne Lehrgeld erkauf, doch auch keineswegs die tollsten Anschuldigungen verdient, die sich von hier aus über die gesammte Politik des Mannes ergossen haben.

Einst hatten die Tories, die nur mit halbem Herzen den Unabhängigkeitskampf der Griechen abwickeln halfen, den Kaiser von Rußland nicht behindern können sich von der Türkei allein seinen Willen zu verschaffen. Der Friede von Adrianopel hatte ihn 1829 zum vornehmsten Schutzherrn des kranken Mannes gemacht, während Großbritannien, das jenes Abkommen völkerrechtlich niemals anerkannte, sich an den alten, im Jahre 1809 erneuerten Darbanellenvertrag hielt, wodurch allen fremden Mächten die Aus- und Einfahrt ihrer Kriegsschiffe in die Gewässer des schwarzen Meeres

unterlagt war. Kaum aber war das frei gewordene Griechenland unter dem Schirme der europäischen Mächte gesichert, so riß sich Mehmed Ali, der Pascha von Egypten, der mehr als ein anderer Orientale politisch und militärisch von den Franzosen gelernt, von der Türkei los, ließ durch seinen Sohn Ibrahim Syrien überrennen und seine Grenzen bis über den Taurus nach Westen vorschieben. Nach der furchtbaren Niederlage der großherrlichen Truppen bei Konieh im December 1832 wandte sich die Pforte um schnelle Hilfe nach London, wo die Fortschritte der Egyptianer zu den ernstesten Bedenken Anlaß geben mußten. Allein die Whig-Regierung, die eben die Reformkämpfe überstanden und sich verpflichtet hatte durch Sparsamkeit, namentlich auch im Abrüsten, es den Vorgängern gleich zu thun, hatte kaum so viel Mannschaften und Schiffe, als zur Ueberwachung Irlands, der Niederlande und der spanischen Halbinsel hinreichten, und mußte daher zu ihrem Verdruß auf jeden anderen Beistand als den diplomatischen verzichten. Da Frankreich, im Innern und nach Außen nicht minder beschäftigt, auch wegen seiner alten Neigungen für Egypten von Constantinopel aus nicht ernstlich eingeladen werden konnte, so blieb dem Sultan nur übrig sich in die Arme Rußlands zu werfen mit dem flehentlichen Ersuchen, ihn vor seinem Rebellen zu schützen. Während Ibrahim Pascha schon von Konieh auf Brussa marschirte und Kleinasien verloren schien, landeten im nächsten Frühling die Russen im Bosporus auf den asiatischen Höhen Angesichts Bujukdere. Ihr Kaiser beherrschte demnach das Schicksal der Türkei, die um nicht auf der Stelle verschlungen zu werden unter dem Zuthun Frankreichs dem Egyptianer einstweilen Cambia und Syrien bis Abana Preis gab. Das sicherte den Divan indeß nicht vor einer tiefen Demüthigung gegen den, der auf seinen Hülfseruf so prompt erschienen war. Am 8. Juli 1833 wurde der berühmte Vertrag von Unkiar Skelessi geschlossen, welcher der Pforte auf acht Jahre ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Rußland aufnöthigte und in einem geheimen Artikel zum Vortheil des letzteren allen anderen fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Darbanellen untersagte. Nicht ehe wichen die Erreter vom osmanischen Gebiet, bis sie den Schlüssel zum schwarzen Meere an sich gebracht. Als bald hernach eine französische Corvette von der Meerenge zurückgewiesen wurde und die volle Tendenz jenes Tractats auf dem Wege diplomatischer Enthaltungen an den Tag kam, da wurde die ursprünglich ägyptische Frage zu einer allgemein europäischen.

Wir halten inne und fragen, worin die Schuld bestand, die Lord Palmerston auf sich geladen, und wie es ihm gelingen konnte sie abzuschütteln. Armee und Flotte standen nicht zur Verfügung um energisch gegen Rußland einzuschreiten, und das lag nicht an ihm. Allein ein blo-

ses Drohwort an den Pascha von Egypten hätte hingereicht, diesen zur Umkehr zu bestimmen. Weshalb ist es nicht ausgesprochen? Palmerston's Entschuldigung im Unterhause, daß zwischen einem Souverän und dessen rebellischem Unterthanen zu interveniren wider den Anstand sei, klingt zu sehr wie eine Ausflucht; dagegen mochte Earl Grey eher den wahren Grund treffen, als er auf die Wichtigkeit der commerciellen Beziehungen zu Egypten hinwies, die nicht gestört werden dürften. Möglich, daß die Pforte zwei, drei mal die britische Hülfe anrief, ehe sie sich an Rußland auslieferte; gewiß, daß dieses, es bleibt ganz gleich ob ehrlich oder unehrlich, die Erklärung abgab, es werde ihm eine Genugthuung sein, wenn das englische Cabinet gleichfalls zur Erhaltung der Türkei beitragen wolle; und eben so gewiß, daß der Minister in einer Rede vor den Gemeinen Nichts dawider hatte, daß der Türkei in ihrer Noth selbst von Rußland Hülfe geworden, daß er bei diesem die strengste Aufrichtigkeit voraussetzte. Aber gerügt das Alles nur im Mindesten um eine andere Anklage als höchstens nur auf Verschmämmiß und Mangel an Entschluß gegen ihn zu richten? Läßt sich daraus irgend wie eine Connivenz zur Zertrümmerung der Türkei durch die Russen ableiten? Man hat wohl ein früheres Wort Palmerston's herbeigezogen, das ihm einst im Februar 1830 als Widersacher des Cabinets Wellington entfahren war: er mißbillige die Politik, welche die Integrität der europäischen Türkei als absolut nothwendig für die Interessen des christlichen Europas ansehe. Selbst aus dem Zusammenhang gerissen, der die Errichtung des freien Hellas betraf, hat dieser Satz kaum etwas Verhängliches an sich. Unter allen Bedingungen nothwendig braucht die Sache, um die es sich handelt, gar nicht zu sein, aber dennoch hält der Staatsmann, von den waltenden Interessen geleitet, in allen Fällen daran fest. Ich meine, das hat mit ganz besonderer Gewandtheit Lord Palmerston gegenüber dem osmanischen Reiche bewiesen; wenn irgend Jemand, so wußte er es den Russen sauer zu machen, den langsamen Zersekungsproceß desselben auch nur stückweise auszubeuten. Schon daß er im Jahre 1832 seinen Rivalen Lord Durham, den begeisterten Freund der Polen, dessen Radicalismus dem Ministerium selber unbequem wurde, als Botschafter nach St. Petersburg abfertigte, zeugt nicht nur von geschickter Wahl in mehr als einer Beziehung, sondern beweist geradegu, daß er nicht der Mann war sich vom Czaren befehlen zu lassen. Das diesem widerwärtigste Princip drang nicht minder drohend in das Winterpalais, als die russischen Bajonette auf der Höhe von Scutari dem Sultan in seiner Residenz zu Therapia gefährlich erscheinen mochten. Endlich weiß alle Welt, daß Lord Palmerston nur seine Zeit abgewartet hat, um die Scharte wieder auszuweichen und Rußland den Rang abzulaufen. Er that

das mit Waffen, die weniger kosten als Armeecorps und Geschwader und doch nachhaltiger wirken.

Von dem Einverständniß mit Frankreich, das doch auch im Westen in der belgischen Frage so gut wie in Spanien seinen Hafen hatte, war im Orient nur wenig zu bemerken. Dort ging der Allirte, namentlich was Egypten betraf, seine eigenen, für England höchst verdächtigen Wege, das eben deshalb schon mit Rußland schön thun mußte. Um beide mit einander aus dem Felde zu schlagen sollte ein Handelsvertrag dienen, der nicht nur Egypten als Vasallenstaat der Pforte umschloß, sondern auch die ganze Europa und Asien umspannende Kraft Großbritanniens zur Geltung brachte. Es war bei der Einleitung dieses Geschäfts, daß sich der Minister eines Mannes bediente, der bald hernach und seitdem unablässig ihm als sein böser Racheengel zu umschweben gesucht hat. Im Jahre 1836 wurde dem Lord Ponsonby in Constantinopel David Urquhart als Attaché beigegeben, da er als großer Russenfeind galt und aus eigener Anschauung die orientalischen Verhältnisse kennen gelernt hatte. Er ließ sich gegen den Rath des Gesandten zu einer wagehalsigen That verleiten, die ihm nach wenigen Monaten seine Entlassung und die wüthende Feindschaft gegen Lord Palmerston eintrug. Urquhart wollte nämlich die streitige Frage über den Besitztitel Circassiens, wo die Russen eroberten, durch einen listigen Streich lösen, indem er das britische Schiff *Vixen* mit einer Salzladung zu den bedrängten Bergvölkern abgehen ließ. Dasselbe wurde natürlich von den Russen mit sammt der Ladung aufgebracht, ohne daß der Minister remonstrirte oder auf das Geschrei achtete, daß er Kaperei an britischem Eigenthum geschehen lasse und das Ansehen seiner Flagge im Orient erniedrige. Einer auch nach dem Dardanellenvertrage ungesetzlichen Handlung zu Liebe meinte Palmerston seinem Souverän nimmermehr eine Kriegserklärung gegen Rußland anrathen zu können. Dagegen hat er den Attaché verbientermaßen abgesetzt, der ihm dafür die Ruthe band.

Erst nach diesem Intermezzo, am 16. August 1838, kam der britisch-türkische Handelsvertrag zu Stande, durch welchen den britischen Kauffahrern das Einlaufen in das schwarze Meer und alle Vorrechte der meist begünstigten Nationen gestattet worden sind. Er enthielt die größte Annäherung an das Freihandelsystem, welche das moderne Europa bis dahin aufzuweisen hatte, wunderbarer Weise einem halbbarbarischen Staate gegenüber, der in Stücke auseinander zu brechen drohte. Indem dieser aber als Durchgangsgebiet für den hinterlegenden Orient und das britische Ostindien insonderheit zusammengehalten werden sollte, stieß die englische Politik hart mit der französischen zusammen, die, vom Marschall Soult



geleitet, dem Pascha von Egypten ein weites unabhängiges Reich zu erwerben behülflich war. Wenigstens indirect also gab der Handelsvertrag zu einer neuen Complication im Osten Anlaß. Als Mehmed Ali sich 1839 abermals regte, ließ Palmerston allen Verlockungen zur gemeinsamen Intervention gegen Rußland zum Troß das Recht des Vertrags von Unklar Skeleßi gelten, der noch nicht abgelaufen sei und in dem freien Willen der Pforte gelegen habe. Erst wenn die Russen wirklich Miene machen sollten die Hand nach Constantinopel auszustrecken, hätten die westmächtlichen Botschafter daselbst den Schutz ihrer Streitkräfte anzurufen. Man sieht, die Gemeinsamkeit ihrer Politik basirte nach wie vor in der Möglichkeit, daß eine Eventualität eintreten könne, welche sie beide gegen Rußland Front zu machen nöthigte. Nichtsdestoweniger wurden die besonderen nationalen Interessen mit jedem Tage stärker, so daß sich der Conflict nicht mehr dämpfen ließ. Hinter Sultan Mahmud, der geschworen eher zu sterben als nicht den Rebellen zu vernichten, stand Lord Ponsonby; den Pascha suchte gewandt Admiral Roussin zu decken. Da Rußland ernste Bedenken trug seinen Vertrag vom Jahre 1833 anzurufen, da es nicht als Störenfried gelten wollte, noch um die Zeit auch nur auf Krieg vorbereitet war, schien in der That das europäische Gleichgewicht viel eher von einem Bruch zwischen den Westmächten bedroht.

Inzwischen hatte der rasche Gang der Ereignisse Alles auf den Kopf gestellt: am 21. Juni vernichtete Ibrahim in der Euphratniederung bei Misibi die osmanische Armee, am 30. starb der Sultan mit einem Fluch gegen Mehmed Ali auf den Lippen, sein Capudan Pascha hatte die Flotte statt zu schlagen im Hafen von Alexandrien dem Feinde ausgeliefert. „In drei Wochen,“ sagt Guizot, „hatte die Türkei ihren Souverän, ihr Heer, ihre Flotte verloren.“ Als der Nachfolger Abdul Medjid rathlos sich dem Sieger zu nähern suchte, meinten die fünf Großmächte die Vermittelung übernehmen zu müssen. Obwohl mit sehr verschiedenen Hintergedanken, scheuten doch alle vor einer Intervention zurück, versicherten sie doch alle im Argwohn gegen einander die Integrität des osmanischen Reichs erhalten zu wollen. Damals gab Europa den Anstoß zu jener langen Kette von Reformen, die seitdem stetig die letzten Reste alttürkischer Kraft aufzehren. Fast gleichzeitig aber kam auch der Miß in dem europäischen Concert zu Tage, das sich speciell über ein Verfahren gegen die Macht des Pascha von Egypten nicht einigen konnte. Inbem Frankreich nämlich sich nicht nur weigerte gegen Mehmed Ali mit Gewalt einzuschreiten, sondern ihm neben Egypten auch Syrien und Candia erblich gelassen haben wollte, fand es vorzüglich bei Lord Palmerston entschiedensten Widerstand. Ganz abgesehen von den Interessen der britischen Han-

delspolitik erblickte er in diesen Forderungen eine unmittelbare Verletzung der Integrität und das schlimmste Beispiel, wenn Rußland etwa einmal sich stark genug fühlen sollte den europäischen Theil des Reichs an sich zu reißen. Seine Auffassung fand in Wien, Berlin und bald sogar in St. Petersburg Anklang, wo die Abneigung gegen das Zulkönigthum noch immer nachwirkte und der Zwiespalt unter den Westmächten nicht weniger als die Aussicht auf eine Separatverständigung mit Großbritannien sanguinische Erwartungen erweckte. Sie schienen in Erfüllung gehn zu wollen, als im Februar 1840 ein Cabinetwechsel in Paris M. Thiers an die Spitze brachte, von dem es bekannt war, daß er mit dem liberalen Frankreich hinter sich noch viel heftiger als sein Vorgänger ein besonderes Abkommen mit dem Pascha wünschte, um durch dessen Machtstellung ein Gegengewicht gegen die britische Handelspolitik im Mittelmeer zu gewinnen. Dagegen faßte Palmerston kurz und glücklich seinen Standpunkt in das Wort zusammen: England könne nicht dulden, daß jemand anders die Schlüssel zu seinen Magazinen in der Tasche trage, wußte aber die Dinge schlau und fest so lange hinzuziehn, bis er seiner Sache ganz sicher dem französischen Minister einen neuen Darbanellenvertrag, den Tractat vom 15. Juli 1840 hinhalten konnte, zu welchem England, Rußland, Oesterreich und Preußen als Schuzmächte der Türkei überein gekommen waren. Mehmed Ali soll Egypten erblich und, wenn er Syrien gutwillig räumt, das Paschalik von Acre auf Lebenszeit verbleiben; Rußland steht von Unklar Stelessi ab und stimmt den übrigen Paciscenten bei, daß Darbanellen und Bosphorus in Friedenszeiten wieder wie vor Alters den Kriegsschiffen aller fremden Mächte versperrt sein sollen.

Noch aber hatte der englische Minister sein Spiel nicht gewonnen; dieselbe Kühnheit, mit der er den Plan eingeleitet, wurde nun auch zum Handeln erfordert. Da der Pascha von Egypten nicht an Nachgeben dachte, so mußte dem Vertrage gemäß Gewalt gegen ihn angewendet werden; da Frankreich, in so brücker Weise isolirt, wie über eine nationale Insulte aufbrauste und fast revolutionäre Töne erklingen ließ, so mußte man selbst auf allgemeinen Krieg gefaßt sein. Was vermochte England, dessen Streitmittel von den Whigs in sparsamster Weise unterhalten wurden, gegen den mächtigen Nachbarn, der die seinigen zu Lande und zu Wasser in trefflichstem Stand hatte? Durfte es nur wünschen, daß Rußland und Oesterreich um seinem Geschwader Nachdruck zu verleihen ihre Truppen marschiren ließen? Allein es war gebunden und schritt im Vertrauen auf das Bündniß muthig ein, sich selbst zur Ehre und großem Vortheil. Die der französischen an Zahl der Schiffe und Geschütze beträchtlich nachstehende Mittelmeerflotte trennte sich von jener in der Besika-Bai, wo sie schon

eine Weile argwöhnisch bewacht gewesen; unterstützt von einigen österreichischen und türkischen Fahrzeugen, bombardirten Stopford und Napier im September und October Beyrut und das feste St. Jean d'Acrc, bis beide genommen waren. Dieser Schlag, der so sicher fiel, machte das allergrößte Aufsehn in der Welt und nirgends mehr als in Frankreich. Allein das Feuer, das dort von Thiers geschürt worden, flackerte nur noch ohne zu zünden. Während Alles an die Waffen schlug und ein Hauch napoleonischer Erregung durch die Nation ging, hegte der König und ein Theil des Ministeriums vor der so verwegenen heraufbeschworenen Gefahr, namentlich auch Angesichts des langsam in Bewegung gerathenden Deutschlands zurück; Louis Philipp, der seine alten Tage in Ruhe verbringen wollte, sann eben gegen die eigenen Unterthanen mehr als gegen die Fremden auf eine Befestigung von Paris. Mit Thiers' Rücktritt, dem Guizot Platz machte, war auch über Mehmed Ali entschieden. Vor der Operation der Allirten, verlassen von der Macht, der er zugleich nachahmte und diente, mußte er sich darin finden nur Herr von Egypten zu bleiben, aber als erblicher Vasall der Pforte auch den englisch-türkischen Handelsvertrag acceptiren. Indem Frankreich dann später durch den Tractat vom 13. Juli 1841 der Schließung der Dardanellen beitrug, ließ es sich nachträglich in den Bund des vorigen Jahres aufnehmen. Damit war wieder einmal eine ernste Krise der orientalischen Frage überstanden, und Niemand verhehlte sich, daß das vor allem der Kunst und der Festigkeit Lord Palmerston's gelungen war. Im Gegensatz zu Frankreich schien er noch einmal im Geiste der alten Tories und gestützt auf deren Bundesgenossen gehandelt zu haben. Noch mehr aber als wegen der kurzen, glänzenden Kriegsthaten feierte ihn die Nation, weil er ihre herrschenden Interessen so energisch gewahrt und den Ueberlandsweg nach Indien vor den lüsternen Griffen des Nebenbuhlers gesichert hatte. Auch hatte er schon 1839 Aken, das Gibraltar des Rothcn Meeres, erstürmen lassen und ein Räuberneft, das sich an der britischen Flagge vergriffen, in eine der wirksamsten Stationen ihres Welthandels verwandelt. Kein Wunder, wenn die Popularität Palmerston's, der, seit er das Auswärtige leitete, wo er sich häufig zu verantworten hatte, auch als Redner Bedeutung gewann, daheim immer weitere Kreise beherrschte.

Darum ruhten jedoch persönliche Feindschaft und Parteileidenschaft keineswegs. Der Exlegationssecretär Urquhart hatte sich einen förmlichen Stab gebildet, um in eigens zu dem Zwecke begründeten periodischen Organen, in Büchern und öffentlichen Vorträgen an volkreichen Orten, wie Glasgow oder Birmingham, den aller übrigen Welt ganz besonders englisch erscheinenden Staatsmann als größten Feind der nationalen Wohl-

fahrt darzustellen. Schon flogen die Pfeile zugleich von conservativem und radicalelem Bogen. Bald hieß es, er vor allen betreibe die Zerstückelung der Türkei, bald sollte er den Handelsvertrag, der doch sein eigenes Werk war, schändlich geopfert haben. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß gerade die Vorsorge für die mercantilen Interessen den allerbittersten Tadel hervorrief. Die Schutzöllner aller politischen Farben rechneten es dem auswärtigen Amte geradezu als Verbrechen an, daß es innerhalb zehn Jahren mit unermüdblicher Arbeit an zwei Duzend Verträge abschloß, die bald diesen, bald jenen Staat gegen die Negerklaverei verpflichteten und, wo es nur thunlich war, eine Reduction der Tarife und gegenseitige Oeffnung der Handelsbahnen bezweckten. So ist auch der Vertrag mit Oesterreich, besonders giftig aber das Verhalten zum deutschen Zollverein angefochten worden. Es läßt sich nicht verkennen, daß Anfangs und ganz besonders zur Zeit der starken Spannung mit den Ostmächten im Jahre 1833 Lord Palmerston die Thätigkeit Preußens mit übelwollendem Verdacht verfolgt hat. In wenigen Jahren indeß änderte sich seine Ueberzeugung, und die Whigs begrüßten auch auswärts dieselben Tendenzen, denen sie daheim immer entschiedener huldigten. Der beste Beweis dafür liegt darin, daß die Urquhartisten fortan den Zollverein als einen aggressiven Bund gegen England und Frankreich darstellten, daß sie Preußen beschuldigten die kleinen deutschen Staaten einstecken zu wollen, um Oesterreich über den Haufen zu werfen und, wenn dies einmal gelungen, seinerseits von Rußland verschluckt zu werden. Das Ministerium dagegen ließ sich nicht irre machen, nachdem es einmal erkannt hatte, wie viel vortheilhafter auch für die einheimische Betriebsamkeit es sein werde, wenn anderswo die lächerlichen Zollschranken fielen, wenn zahlreichere und bessere Verbindungswege geschaffen würden, wenn fremde Völker, ehedem arm, nun wohlhabender sich als fleißige Abnehmer erwiesen. Die wahren Grundlagen des Friedens und der Sicherheit zu fördern, um vor den verschwenderischen Ansprüchen des Krieges bewahrt zu bleiben, bot man gern die Hand, selbst um den Preis, der allerdings Bedenken erregte, daß Deutschland allmählich die verlorene Nationalität zurückerlangte.

Es waren dieselben Tendenzen, von denen auch die Haltung zu Amerika bestimmt wurde, obwohl man dort auf diesem Gebiet und vielen anderen mit einem ebenbürtigen Rivalen zu thun hatte, der überaus reizbar seine Kampflust gar zu gern hervorkehrte. Wegen der canadischen Unruhen im Jahre 1838, wegen des weit älteren Grenzstreits zwischen dem Staate Maine und der britischen Colonie Neu-Braunschweig, wegen der Annexion von Texas zog mehr als ein finsternes Wetter herauf, das sich nur in dem längst erwarteten verhängnißvollen maritimen Duell entladen

zu können schien. Wie oft haben da die Widersacher frohlockend gemeint, Lord Palmerston laudere sich ängstlich vor dem furchtbaren Gegner und lasse sich Dinge bieten, die der Ehre Englands einen Schandfleck anhefteten. Demungachtet hat er die auf Frieden angewiesenen Interessen beider Staaten klug und geduldig auszubenten verstanden. Ueberhaupt wird man ihm für das erste Decennium seiner Administration der auswärtigen Angelegenheiten das Zeugniß nicht versagen können, daß er im Ganzen dem alten, einst von Wellington so hoch gestellten Grundsatz, Verträge zu halten auch wenn sie nicht gefielen, treu geblieben war. Darin lag denn auch der Kern seiner Taktik gegen Rußland, der einzigen Macht, von welcher bis in den fernsten Osten hinaus wirkliche Gefahr drohte. Als er den Vertrag von Unkiar Skelessi nicht mit Waffengewalt zu verhindern vermochte, benutzte er die nächste Verwickelung um in einem Handelsvertrage ein siegreiches Paroli zu bieten. Dasselbe Mittel schlug in Persien an, wo zehn Jahre lang der englische Einfluß von dem russischen weit überholt worden war. Erst als in Afghanistan List und Gewalt zugleich der asiatischen Diplomatie Rußlands Halt gebieten sollten, flog dem Ruhme Palmerston's ein Flecken an, der sich nicht hinwegwischen läßt. Allein diese Hergänge gehören in ihren Wirkungen einer späteren Epoche an, die in besonderem Zusammenhange betrachtet zu werden verdient.

Für den Sturz des Ministeriums Melbourne, das im Sommer 1841 den Tories unter Peel Platz machen mußte, hat Niemand im Ernst den Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten verantwortlich zu machen gesucht. Dies Ereigniß hatte seinen Grund in der Altersschwäche und den verfehlten Finanzanschlägen des Whigcabinet's, das in dem Momente seines Untergangs die Nation durch Abschaffung der Kornzölle hinter sich herreißen zu können meinte. Lord Palmerston, der sich bei Zeiten mehr als die Collegen in die neuen alles Andere beherrschenden volkswirtschaftlichen Principien hineingelebt, nahm von der Ministerbank mit der humoristisch-dramatischen Rede über den brasilianischen Sklavenzucker Abschied, deren Nachhall nicht so bald vergessen worden ist und, während für ihn eine Periode der längsten und rührigsten Opposition eintrat, wohl als ein Programm für die Zukunft gelten konnte. Die große Mehrzahl seiner Landsleute ließ sich nicht durch die Anschwärmungen Urquhart's, in die jetzt zum Theil wenigstens die Quarterly Review und selbst die Times einstimmten, zu seinen Ungunsten hinreißen. Man pries das Glück, das ihm unstreitig hold war, noch mehr aber sein vielseitiges Talent. „In Spanien, Portugal, Neapel, Syrien, Egypten, Persien, Indien, China,“ schrieb damals Friedrich von Raumer in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, „ist Englands Wille wenigstens für den Augen-

blick durchgesezt worden. Durchgesezt aus tausend Gründen und mit sehr verschiedenen unermesslichen Mitteln; die Geschichte wird aber beieinst bestätigen, daß ohne Lord Palmerston's rastlose Thätigkeit, Kraft des Geistes und nicht minder Kraft des Charakters dieser Triumph des Gelingens schwerlich so eingetreten wäre. Er ist ein Mann, und das ist genug gesagt."

R. Pauli.

## Politische Correspondenz.

Berlin, Ende October.

„Wer lobt ihn denn?“ — in dieser Frage liegt die Antwort auf all' den Tadel, der über den Gasteiner Vertrag in Holstein, in Frankfurt, im Auslande ausgesprochen worden ist. Die Zustände, welche durch den Vertrag geschaffen sind, werden als unerquickliche in gleicher Weise von Jedermann empfunden, vom Grafen Bismarck bis zum Erbprinzen Friedrich, von Herrn v. Scheel-Plessen bis zu dem schlichten Volksmanne Klaus Riepen. Ein Staatsmann, der sich Zustände, wie die durch den Gasteiner Vertrag herbeigeführten zum Endziel gesezt hätte, verdiente keinen Aufwand an sittlicher Entkräftung, sondern einen geräuschlosen Platz im Irrenhause. Wer den Vertrag von Gastein beurtheilt, muß ihn beurtheilen als das, was er ist, als ein Uebergangsstadium, als einen möglichst abzukürzenden Nothbehelf. Wer den Weg tadeln, den Preußen zu seinem letzten Ziele, der Annexion, über Gastein genommen, muß angeben, wo ihm denn ein anderer Weg geebnet war und ob nicht er selbst dazu beigetragen, den geraden Weg zu noch viel bescheideneren Zielen zu versperren. In dem Augenblicke, wo die Parteien Deutschlands, welche sich die liberalen und nationalen nennen, triumphirend verkündeten, daß ihr Widerstand Preußen um alle Erfolge seiner Anstrengungen gebracht hätte, daß Preußen machtlos sei, schloß Preußen jenen viel getadelten Vertrag, durch den es bewies, daß es sein Ziel noch nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, und daß seine Macht unerschüttert dastehe. Nicht darauf kommt es an, welchen absoluten Werth die Gasteiner Stipulationen haben, sondern welches der kürzeste und sicherste Weg ist, von ihnen zu anderen erträglichen Verhältnissen zu kommen. Grade was am bittersten empfunden wird, die Trennung der Herzogthümer, wird und muß für alle Parteien den entschiedensten Antrieb gewähren, die jetzt geschaffenen Zustände zu beseitigen und zu diesem Zweck auch die geeigneten Mittel zu wählen. Der Vertrag von Gastein schafft beklagenswerthe Zustände, das ist von allen Seiten unbestritten; aber er ist da, er ist eine Thatfache, das ist gleichfalls unbestreitbar. Er ist der Ausdruck eines bestimmten Machtverhältnisses, und wer an der Herstellung besserer Zustände arbeiten will, muß das vorhandene Machtverhältniß berücksichtigen; er darf nicht ideale Wünsche verfolgen, die sich

darüber hinwegsetzen. Die concrete politische Frage, die sich hervorbrängt ist die: Auf welche Weise überwinnet man die Scheelsucht des Auslandes, die Concurrency Oesterreichs, die Hartnäckigkeit der schleswig-holsteinischen Bevölkerung, die Zerschandenheit der preussischen Kammer, die Verblendung der Nationalvereinspartei, um von dem Boden des Gasteiner Vertrages zu erträglicheren Zuständen zu gelangen?

Das Ausland hat in den Rechnungen der holsteinischen Patrioten ohne Zweifel eine große Rolle gespielt. Frankreich, England, Rußland sollten ihr auf den Londoner Conferenzen gegebenes Wort einlösen, gegen eine Machterweiterung Preußens in die Schranken treten. Vor einem Monate noch gaben in den Leitartikeln deutscher Zeitungen die Protestnoten der Westmächte einen ausgiebigen Stoff her. Wollten wir heute ausführlich auf dieselben eingehen, wir liefen Gefahr, daß mancher Leser uns fragte: Von welchen Noten ist denn die Rede? Damals verkündeten Organe, die sich als nationale bezeichnen, Frankreich habe den preussischen Plänen ein „bis hierher und nicht weiter“ zugerufen, dieselben Organe, die aus einer tugendhaften Ohnmacht in die andere fallen, wenn sie hören, daß Graf Bismarck dem Kaiser einen Besuch macht. Seit dem Erlasse jener Noten sind zwei Ereignisse eingetreten, die denselben jede praktische Bedeutung für die heutige Politik nehmen: der Tod Lord Palmerston's und die Reise nach Biarritz. Wir widerstehen der Versuchung, an dieser Stelle eine Würdigung der Bedeutung Palmerston's einzuschleiben. Wir sind nicht veranlaßt, sein frisches Grab mit Blumen zu bekränzen:

Ihm

Gefiel es nur zu sorgen für die Seinen,  
Die er gemehret, mögen um ihn weinen.

Anderseits war er zu groß, als daß es ziemlich wäre, nur hervorzuheben, was er gegen Deutschland gestündigt. Das Eine steht fest, mit seinem Tode beginnt für die innere und äußere Politik Englands eine neue Periode. Die Schwierigkeiten, welche die Fortsetzung des alten Systems der Parteiregierung hat, jetzt wo neben den Tories und Whigs die Partei der unabhängigen Liberalen täglich mehr Boden gewinnt, werden nach dem Tode des befähigtesten Parteiführers mit doppelter Macht sich geltend machen und die Kraft der englischen Regierung für die inneren Angelegenheiten in einem Umfange in Anspruch nehmen, der ihr nicht gestattet, auswärtigen Verwickelungen dasselbe Maß der Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber auch abgesehen davon, hat eine jüngere Generation englischer Staatsmänner nicht mehr dieselbe Neigung, welche die Coötanen der Wellington, Castlereagh, Canning auszeichnete, in alle Verhältnisse des Continents sich einzumischen und Gefahr zu laufen, durch eine Abweisung sich eine Niederlage zu bereiten. Ist es wahr, was zu bezweifeln keine Veranlassung vorliegt, daß die französische Regierung von der englischen veranlaßt worden ist, ihre berufenen Circularnote an ihre Vertreter zu richten, so wird sie nach dem Tode Palmerston's derselben Versuchung nicht mehr ausgesetzt werden. Daß sie die Bestrebungen Preußens nicht direct begünstigt, wissen wir sehr wohl; daß in Biarritz irgend welche Unterhandlungen gepflogen werden, um für Frankreich eine Entschädigung zu ermitteln dafür, daß es den Grafen Bismarck gewähren läßt, ist

in unseren Augen *El mayor imposible*. Nach unserer Auffassung hat die Anwesenheit des preussischen Ministers in der französischen Herbstresidenz keinen anderen Zweck, als der Welt zu zeigen, daß das Frage- und Antwortspiel des Herrn Drouyn de Lhuys nichts weiter war, als was solche Spiele zu sein pflegen, eine harmlose Unterhaltung. Und diesen Beweis der Welt zu führen war gewiß eine staatsmännische Nothwendigkeit nach den Deutungen, welche der Schritt der französischen Regierung bei offenen Gegnern und falschen Freunden Preussens gefunden hatte. Die Westmächte werden Preußen, sobald dies alle anderen Schwierigkeiten überwunden hat, keinen Stein ferner in den Weg legen.

Die Tage, während deren Oesterreich sich noch in Holstein zu halten denkt, sind zweifellos gezählt. Auch diesem Staat naht der Zeitpunkt, in welchem die inneren, namentlich die finanziellen Schwierigkeiten es zwingen werden, seine auswärtige Action auf das möglichst geringe Maß herabzusetzen. Der rothe Faden, welcher sich durch alle Wandlungen der österreichischen Politik bald mehr bald weniger sichtbar hindurchzieht, ist das Bestreben, den zerrütteten Staatshaushalt in Ordnung zu bringen. Oesterreich braucht eine Anleihe; zu der Anleihe braucht es englischen Beistand; zum englischen Beistand braucht es Vertrauen; zum Vertrauen braucht es den Uebergang zur Freihandelspolitik; zur Freihandelspolitik braucht es die Unterstützung der Ungarn. Das ist eine geschlossene Kettenrechnung, deren einzelne Operationen die Regierung langsam, aber unwiderrücklich vollziehen wird. Daß man die Nothwendigkeit einsah, mit den Ungarn zu einer Verständigung zu gelangen, bewies bereits die jähe Entlassung des Verwirklichungstheoretikers Schmerling. Inzwischen ist man um einen wichtigen Schritt weiter gegangen; der Reichsrath, das Februarpatent sind sistirt. Es machte einen höchst auffälligen Eindruck, diesen Schritt, seiner Form nach ein crasser Staatsstreich, in fast allen englischen Zeitungen als die Inauguration einer wahrhaft constitutionellen Periode gefeiert zu sehen. Wir werden in unserem Urtheile jedenfalls etwas vorsichtiger zu Werke gehen müssen. Soweit das kaiserliche Manifest vom 20. September den weiteren Reichsrath sistirte, war es allerdings ein Staatsstreich, aber doch nur ein Staatsstreich, der die Folgen eines anderen Staatsstreiches aufheben sollte. Das Februarpatent war die Detrovirung einer Verfassung, und zwar einer solchen Verfassung, welche eine alte historische Constitution, diejenige Ungarns, über den Haufen warf. Von einigen Theilen Deutsch-Oesterreichs als eine Wohlthat gepriesen, war sie den Ungarn gegenüber eine Detrovirung, gegen welche der ungarische Landtag von 1861 in bester Rechtsform eine Verwahrung einlegte, gegen welche das ungarische Volk sehr lange in zähem, gesetzlichem Widerstand verharrte. Zur Berücksichtigung dieses Protestes war eine Rücknahme jener Detrovirung erforderlich, und für solche Rücknahme bietet sich gesetzlich keine andere Form, als die einer neuen Detrovirung. So weit der weitere Reichsrath sistirt wurde, war das Verfahren der Regierung materiell und formell unantastbar.

Warum aber wurde zugleich der engere Reichsrath aufgehoben? Das Bestehen desselben bot dem ungarischen Volke keinen Anstoß; in welcher Weise die Völker diesseits der Leitha ihr Verfassungsleben gestalten, daran haben die Völ-



ter jenseits der Leitha kein Interesse. Ueberdies aber war der engere Reichsrath das geeignete Organ, welches mit dem ungarischen Landtage über die Herstellung einer Gesamtverfassung für den ganzen Kaiserstaat unterhandeln konnte, während nach Beseitigung desselben nur der fast endlose Weg sich bietet, die Beschlüsse des ungarischen Landtages den einzelnen Landtagen dießseits der Leitha vorzulegen und unter ihnen eine Einmüthigkeit herbeizuführen. Wir haben diese Maßregel der österreichischen Regierung nicht zu rechtfertigen; zu ihrer Erklärung bieten sich zwei Umstände. Zunächst scheint es, als habe die föderalistische Richtung innerhalb des Ministeriums einen Sieg davon getragen über die dualistische. Den föderalistischen Slaven war bekanntlich der engere Reichsrath in gleichem Maße ein Dorn im Auge, wie den dualistischen Ungarn der weitere, wengleich mit weit weniger juristischen Anhaltspunkten und mit weit weniger politischer Berechtigung. Dazu kommt aber ein zweiter wichtigerer Punkt. In dem engeren Reichsrath überwog eine centralistische Majorität. Das centralistische Programm war aber nur ein politischer Deckmantel für volkswirtschaftliche Velleitäten. Aufrichtige Centralisten von der Farbe des Herrn Fröbel, Schwärmer für das Siebzigmillionenreich und Oesterreichs europäischen Beruf giebt es blutwenige. Der „Botschafter“ des Herrn Fröbel mußte nach Schmerling's Rücktritt aus Mangel an Theilnahme eingehen und die ihm sinnverwandte „Constitutionelle Zeitung“ änderte sofort die Farbe. Die Centralistenpartei war und ist im Grunde ihrer Seele eine Schutzöllnerpartei, welche sich des centralistischen Ministeriums als einer Handhabe für ihre Bestrebungen bediente, und die Hauptorgane der Partei, die beiden „Pressen,“ vertreten nichts weiter als die Interessen hochschutzöllnerisch gesinnter Industriellen, nicht immer in der reinlichsten Weise. Mit einer so gesinnten Majorität an freihändlerische Reformen zu gehen, mochte dem Ministerium wohl gewagt erscheinen.

Welches aber immer die Motive desselben gewesen sein mögen, zweierlei steht fest. Der Schritt desselben hat die Zustimmung der englischen Presse gefunden. Das heißt für den, der mit den Verhältnissen vertraut ist, er hat die Zustimmung der englischen Geldmänner gewonnen, welche die dortige Presse beherrschen. Darin liegt eine neue Garantie dafür, daß das Ministerium mit Ernst an die Verwirklichung freihändlerischer Reformen gehen wird unter Zustimmung der Ungarn, in deren Wünschen dieselbe liegt. Ein anderer Beweis dafür liegt in der Ernennung eines als freihändlerischer Schriftsteller bekannten Staatsmannes zum Handelsminister, der es sich freilich dafür hat gefallen lassen müssen, in schutzöllnerischen Organen als ein Herr Niemand unbekanntem Ursprunges verhöhnt zu werden. Zweitens: der Schritt der österreichischen Regierung hat die Zustimmung der preussischen Officiösen gefunden, das heißt der Vaterlands- und der Kreuzzeitungspartei, derjenigen Männer, welche das Heil Deutschlands in dem beständigen Zusammengehen beider Staaten erblicken. Das spricht dafür, daß die österreichische Regierung nicht gesonnen ist, der preussischen einen Krieg bis auf das Messer zu bereiten, sondern auf Verständigung mit derselben Bedacht nehmen wird. Näher als die Besorgniß, daß Oesterreich den preussischen Plänen einen unübersteiglichen Widerstand bereiten wird, liegt daher die andere, daß es eine neue Solidarität der conservativen Interessen, eine Er-

neuerung des Metternich'schen Systems suchen wird. Der erste Schritt dazu scheint durch die Drohnote an den Frankfurter Senat geschehen zu sein, welche wenigstens dafür zeugt, daß Oesterreich nicht mehr wie zur Zeit des Fürstentages bemüht ist, Preußen in der Liebe des deutschen Volkes auszustechen.

Aber, welche Absichten auch Oesterreich verfolge, in welcher Weise es die Wünsche der liberalen und nationalen Partei zu beeinträchtigen versuchen möge, es ist dafür gesorgt, daß sein Können hinter dem Vollbringen zurückbleibt. Indem es Garantien für seine finanzielle Zukunft schaffen wollte, untergrub es die seiner Gegenwart. Mit dem Reichsrathe zugleich tastete es einen anderen Stein seines constitutionellen Gebäudes an, die Staatsschuldencontrolcommission, und schuf so wiederum ein Hinderniß für seinen Credit. Allerbing's wird diese Schwierigkeit beseitigt werden. Der männliche Schritt des Grafen Rinsky, welcher mit einer Entschiedenheit, die wir auch bei dem Gegner hochschätzen müssen, die volle Consequenz aus der Sistirung des Reichsraths für seine Stellung in dieser Commission zog, ist vereinzelt geblieben, und die in das österreichische Finanzverwaltungssystem gerissene Lücke durch kaiserliches Dekret zugeflückt worden. Immerhin belehrt uns die Mühe, welche Oesterreich hat, selbst nach seinem neuesten Reformact ein Anlehen zu finden, wie sauer diesem Staate das Leben wird, und wie wenig wir von ihm für die Dauer zu fürchten haben. Wenn es jetzt schon österreichische Politiker giebt, die sorgfältig gegen einander abwägen, was vortheilhafter sei, Venedig zu opfern um dafür in Holstein und Deutschland festeren Fuß zu fassen, oder sich aus Holstein zurückzuziehen um dafür desto gerüsteter gegen Italien dazustehen, so wird sicher die Zeit nicht fern sein, wo man allgemeiner einsieht, daß beide verhängnißvolle Besitzthümer zu Oesterreich's eigenem Vortheil aufgegeben werden müssen.

Auch die Stimmung der Schleswig-holsteinischen Bevölkerung wird sichtbar eine günstigere und würde noch in viel höherem Maße sich bessern, wenn Preußen nicht immer von Neuem den verhängnißvollen Fehler beginge, zu erbittern wo es die Aufgabe hat zu versöhnen. Wir glauben, daß Herr v. Jeditz eine wenig geeignete Persönlichkeit war, um für Preußen in den Herzogthümern Propaganda zu machen. Besten Falles ist er ein guter Verwaltungsbeamter, kein Staatsmann, und einen solchen erfordert die Stellung in Schleswig. Gerechtigkeit zu üben gegen die dänisch redende Bevölkerung Nordschleswigs ist eine Ehrenpflicht Preußens, aber die Schergen dänischer Zwingherrschaft in die gemißbrauchten Stellen zurückzuberufen, überschreitet das Maß der Gerechtigkeit. Neben ernster Pflichterfüllung auch durch gewinnende Leutseligkeit auf die Stimmung der Bevölkerung einzuwirken, gilt noch immer für einen Schritt, der einem Beamten nicht ansteht. Und doch sollte kein erlaubtes Mittel unversucht bleiben, die Herzen der friesischen und dithmarsischen Bauern zu gewinnen. Wenn man uns den Vorwurf macht, eine gewaltsame Annexion der Herzogthümer ohne deren Willen zu befürworten, so kann nichts ungerechter sein. Wir haben keinen Augenblick verkannt, daß kein Zustand in Schleswig-Holstein Dauer verspricht, dem nicht die Bevölkerung ihre freie Zustimmung giebt. Wir haben uns nie mit unseren Vorstellungen an das preussische Ministerium gewandt, um dies zu Gewaltmaßregeln gegen die Herzogthümer zu bewegen, son-

bern an die Bevölkerung der letztern, um sie zu einer klareren und sachgemäße-  
ren Auffassung ihrer Lage zu veranlassen. Wir appelliren unausgesetzt von dem  
schlecht berathenen Schleswig-Holstein an das besser zu beratende. Wir wol-  
len nicht, daß die Stimmen der Kirchspielinteressen, der Zünfte und der Dynastien  
allein in einer Frage gehört werden, bei welcher es sich um das Vaterland han-  
delt. Wir wissen, daß ein Volk, dessen politische Thätigkeit Jahrhunderte lang  
durch eine Fremdherrschaft annullirt war, nicht leicht befähigt ist, große poli-  
tische Gesichtspunkte in das Auge zu fassen, und wünschen, daß man seiner Fä-  
higkeit durch die Anschauung zu Hülfe kommt; daß man im ausgedehntesten  
Maße ihm die materiellen Segnungen zu Theil werden läßt, die aus der An-  
gehörigkeit an einen großen Staat hervorgehen. Daß den Schleswigern in die-  
ser Beziehung die Augen sich zu öffnen beginnen, das wird von immer mehr  
Stimmen bezeugt. Die Thätigkeit der augustenburgischen Maschinerie beginnt  
zu erlahmen, seitdem es nicht mehr möglich ist, daß ein Wittglied der Landes-  
regierung seine Acten über Nacht bei Herrn Samwer zur Verfügung läßt, seit-  
dem die Klubredner nicht mehr unausgesetzt ohne Widerspruch versichern dürfen,  
daß die einhellige Stimme der Bevölkerung sich für den Augustenburger aus-  
spreche, seit die Zurufe aus Deutschland dünner und kläglicher werden. In  
nicht allzulanger Zeit wird in beiden Herzogthümern der Boden für eine gün-  
stige Entscheidung geebnet sein.

Bei weitem größere Ungewißheit, als über die Erfolge, welche die preussische  
Politik in Schleswig-Holstein gehabt hat und ferner haben wird, herrscht  
über diejenigen, welche sie gegenüber dem eigenen Lande und seiner Vertre-  
tung haben wird. Als während der vorigen Session die Herzogthümerfrage  
zur Berathung kam, standen im Grunde drei Parteien einander gegenüber. Die  
Eine wollte, daß auch unter einem Ministerium Bismarck und trotz desselben  
Preußens Interessen klar vertreten, seine Rechte gewahrt, seine Forderungen  
formulirt würden. Als Vertreter dieser Richtung innerhalb der Abgeordneten-  
Majorität nennen wir Twesten, Michaelis, Mommsen. Eine zweite hält die An-  
nexion der Herzogthümer für die erwünschteste Lösung, weigert sich aber das  
Ministerium Bismarck dadurch zu stärken, daß es sich im Sinne der von ihm  
eingeschlagenen Politik ausspricht. Diese Richtung, aus welcher wir Waldeck  
und Jung nennen, würde sich mit der ersteren zu einer compacten Majorität  
zusammenschließen, sobald das gegenwärtige Ministerium mit einem aus der  
verfassungstreuen Partei vertauscht, die Budget- und Militärfrage geschlichtet  
wäre. Die dritte Richtung endlich ist augustenburgisch gestimmt; sie vertritt die  
Legitimität des Prinzen Friedrich und das Selbstbestimmungsrecht des verra-  
thenen Bruderstammes in alle Wege und würde sie selbst unter einem liber-  
alen Ministerium vertreten. In dieser Weise haben sich Birchow, Loewe,  
Dunder, denen wir einige hervorragende Genossen unserer eigenen Partei an-  
reihen müssen, geäußert. Die Zersplitterung der Parteien wird durch manche  
Umstände noch größer. So stehen z. B. Mommsen und Twesten, die wir oben  
neben einander genannt, einander wieder gegenüber. Der geborene Schleswig-  
Holsteiner Mommsen ist für die völlige Annexion seines Heimatlandes im In-

teresse desselben; der Preuze Twesten will sich im Interesse Preußens auf die Durchführung der Februarforderungen oder noch weniger beschränken.

Den Ausschlag gab bei den Abstimmungen die mittlere der genannten Fractionen, sie drückte der Haltung des Hauses den Stempel auf, welchen der Minister als denjenigen der „impotenten Negation“ bezeichnete. Sie verhinderte eine Resolution in Twesten's Sinn für die preussischen Ansprüche, sie verhinderte aber nicht weniger eine Resolution in Virchow's Sinne für eine Beschränkung derselben. Obwohl im Innern der ersten Richtung näher verwandt, begünstigte sie thatsächlich die dritte Richtung in höherem Maße. Virchow konnte ebenfalls mit einem rein negativen Ergebnisse zufrieden sein; Twesten konnte es nicht. Er erlitt in diesem Duell zu Dreien eine Niederlage, während Virchow und Genossen nur über eine unentschieden gebliebene Schlacht zu klagen hatten. Die allgemeine Stimme in Deutschland faßte den Ausgang der Session als einen Sieg Virchow's auf; die Particularisten, die Großösterreicher, die Organe der süddeutschen Nationalen priesen die Selbstverleugnung, die von ihnen so genannte nationale Gesinnung des Hauses. Mit unserm Tadel des rein negativen Ausgangs standen wir ziemlich isolirt; den Meisten war es genug, daß die von Twesten vertretene Richtung nicht die Majorität erlangt hatte, daß das Haus sich direkt im Sinne des Particularismus aussprechen sollte, waren wenige zu erwarten dreist genug.

Es liegt nun auf der Hand, daß bei einem so gespaltenen Hause eine wahrhaft constitutionelle Regierung nicht existiren kann. Selbst in England, wo man seit Jahrhunderten die Regierung in keiner anderen Form kennt als in der einer Parteiregierung, würde die Möglichkeit, die Regierung im Sinne der Majorität zu führen, in dem Augenblicke aufhören, in welchem von drei sich schroff entgegengesetzten Parteien jede einzelne die Bildung einer Majorität verhindern kann. Durch eine derartige Zerspaltung beraubt das Haus sich selbst seiner besten Macht, giebt der Fortdauer eines unconstitutionellen Regiments einen Vorwand. Will eine Körperschaft eine Macht ausüben, will sie ihrem Willen Geltung verschaffen, so muß sie sich vor allen Dingen in die Lage setzen, zu ermitteln was sie in ihrer Majorität will. Beabsichtigt das Abgeordnetenhaus wiederum Einfluß auf die Lenkung der Geschicke zu erringen, so muß es vor allen Dingen das selbstgeschaffene Hinderniß beseitigen, welches in der Zerklüftung in drei Parteien besteht, von denen keine einzige die Majorität für sich erringen kann. Es muß eine der drei Parteien sich auflösen, sonst bleiben sie alle drei machtlos. Daß dies geschehe, ist freilich vor der Hand wenig Aussicht.

Wir benutzen diese Wahrnehmung, um einige Betrachtungen über das Partelleben und Parteibildungen überhaupt daran zu knüpfen, die uns persönlich angehen. Man ist sehr geneigt, die Bedeutung des Partellebens zu überschätzen; das politische Leben und Denken in einer Nation geht nie völlig in den Parteien auf. Wir sind seit langer Zeit genöthigt gewesen, unsere Wege und Ziele von denen des Nationalvereins zu scheiden, demselben entschiedene Opposition zu machen. Darauf hin hat man uns die Absicht untergelegt eine neue Partei zu bilden; dann hat man uns einen Namen beigelegt, nämlich den einer

„großpreussischen“ Partei; dann hat man aus dem selbstgeschaffenen Namen „großpreussische Partei“ uns bewiesen, was wir eigentlich wollten; dann hat man wiederum bewiesen, daß diese Ziele, die man uns unterlegt, unmöglich und unftinnig wären, und zum Schlusse gipfelt man in dem Beweis, daß wir überhaupt nicht die Leute wären, eine Partei zu bilden. Dieser ganze Gedankengang liegt uns in einer Reihe verschiedener Artikel aus verschiedenen Zeitschriften vor, und das Alles ohne unser Verdienst und Würdigkeit. Wir haben nie den entferntesten Versuch gemacht, eine Partei zu bilden, haben den Namen Großpreußen nicht erfunden, wenngleich wir ihn nicht zu desavouiren Veranlassung haben, haben uns nie zu den lustigen Projecten bekannt, die man uns unterlegt. Wir erkennen keinen Zwang an, uns irgend einer Partei blind anzuschließen, und sehen dazu um so weniger Veranlassung, als wir augenblicklich das ganze Parteiwesen in Desorganisation erblicken. Wir verhehlen nicht, daß wir schreiben, weil wir bemüht sind unseren Ansichten Eingang zu verschaffen, glauben aber nicht, daß das politische Leben so zünftig geworden ist, daß Niemand gehört würde, der sich nicht als zu einer Partei gehörig legitimirte. Wir vertrauen die Durchführung unserer Ansichten nicht der Agitation in einem Kreise von Parteigenossen, sondern dem Gange der Ereignisse und der Kraft unserer Gründe an, und sehen nicht ab, was an diesem Bemühen unerlaubt oder unklug wäre.

Man hat der Partei, in welche man uns hinein schematisirt, zwei Vorwürfe gemacht; den einen, daß sie reine Zweckmäßigkeitspolitik triebe und dem augenblicklichen Erfolge zu Liebe die Principien verleugnete, und den anderen, daß sie übermäßig doctrinär wäre. Wir lasen diese beiden Vorwürfe an Einem Tage in zwei Zeitungen von derselben politischen Richtung. Beide zugleich können nicht süglich begründet sein; wir hoffen, daß keiner von beiden es ist. Das Programm eines deutschen Einheitsstaates unter der Monarchie der Hohenzollern datirt nicht von den Erfolgen der Tage von Düppel oder Alsen, sondern aus dem Jahre 1807 und rührt von Fichte her, dessen Reden an die deutsche Nation freilich eine Sprache führen, welche die schwächlichen Herrn aus dem Nationalverein nicht verstehen. Das bundesstaatliche Programm von 1848 war nichts als eine Verständigung über die Mittel, um zum Zwecke, der Einheit, zu gelangen. Es ist in unseren Augen noch jetzt das im Allgemeinen richtige Mittel, wenn sich aber für einen besonderen Fall ein anderes Mittel bietet, das kürzer, unmittelbar einen Theil des ersehnten Erfolges herbeiführt, so verleugnen wir nicht um des Erfolges willen das Princip, sondern wir kehren zum Princip zurück, indem wir uns des besseren Mittels bedienen. Und was unseren Doctrinarismus anbetrifft, nun wir haben keine Antwort darauf, als die etwas trivial gewordene: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes; sie ist aber auch gut genug.

Ein Umschwung in den Parteiverhältnissen scheint in erfreulicher Weise mit der Einberufung des letzten Abgeordnetentages begonnen zu haben. Die fast einmüthige Enthaltung der preussischen Abgeordneten von dem Erscheinen in Frankfurt söhnt uns mit manchem Fehler aus, den diese Körperschaft begangen. Herr Siegmund Müller hat ihnen durch die Polissonerie, deren er sich

bei Abfassung seines Einladungsschreibens schuldig machte, den Entschluß erleichtert, aber lobenswerth ist es doch daß er gefaßt ist. Die wenigen, welche erschienen, haben ausreichende Entschuldigungsgründe. Herr Grote gilt gleich anderen Propheten im Vaterlande sehr wenig. Herr Rüning hat die Süßigkeit, Deutschland aus dem Ausschusse des Nationalvereins heraus mitzuregieren, zu tief gelostet, als daß man ihm zumuthen könnte, diesem Genusse sich durch eine unmotivirte Abstinenz zu entziehen, und Herr Frese ist ein Specialcolleague des Herrn Martin May, und ein preussischer Bürger, genau wie dieser. Die übrigen geben zu dem kleinsten Epigramme nicht Stoff. Selbst so entschieden augustinburgisch gesinnte Abgeordnete, wie Hartort und Dunder blieben fort. Der erstere führte den gewiß durchschlagenden Grund an, daß Preußens Geschick nicht in Frankfurt, sondern im Abgeordnetenhause zu entscheiden sei, und der letztere ließ in der Volkszeitung ausführen, daß die Einladung des Herrn Siegmund Müller doch nicht der Art sei, um berücksichtigt werden zu können.

Der Abgeordnetentag, wie er sich durch die Abwesenheit der Preußen, und ihnen nachfolgend der Kurhessen, Braunschweiger, Oldenburger, vieler Hannoveraner gestaltet hat, war ein süddeutscher Sonderbundstag. Allerdings ist sein Beschluß nicht so entschieden preußenfeindlich ausgefallen, wie nach seiner Zusammensetzung erwarten werden konnte. Die Rheinbundsideoe, die einzige positive Idee, welche ein aus Deputirten der Rheinbundsstaaten zusammengesetztes Parlament haben kann, wurde von Trabert und Desterlen mit nur geringem Anhang vertreten, und nach einer glänzenden Kritik von Braun, heiläufig dem einzigen Glanzpunkte in der trostlos langweiligen Debatte, abgewiesen. Wenn man indessen aus diesem Resultate nachträglich den Schluß ziehen will, daß es seitens der Abgeordneten Preußens besser gewesen wäre, auf der Arena zu erscheinen, um so noch ein günstigeres Resultat zu erzielen, so ist dies offenbar verfehlt. Zwar fiel in der Debatte das Wort, man würde die Concessionen an Preußen stärker betont haben, wenn man nicht durch das Ausbleiben der Vertreter dieses Landes erbittert gewesen wäre. Die Sache liegt gerade umgekehrt; wie das Ausschreiben des Herrn Siegmund Müller, wie die Rede des Herrn Brater, sage Karl Brater, im Erlanger Vereine bewies, hatte man die Absicht, die Concessionen an Preußen gar nicht zu erwähnen; allein die Demonstration, welche die Preußen durch ihr Ausbleiben vornahmen, machte die Tapferen stutzig, und sie beschloßen in Eile, nicht scharf durch allzu scharf zu machen. Und wenn man in naiver Weise uns darauf verweist, daß der Stuttgarter „Beobachter“ über die gefaßten Beschlüsse erbittert ist, und wir daher Veranlassung haben müßten zufrieden zu sein, so können wir nur anheim geben, den Herrn Karl Mayer dadurch zu beruhigen, daß man ihn auf unsere Unzufriedenheit verweist.

Was die preussischen Abgeordneten vor allen Dingen abhalten mußte, in Frankfurt über die Politik ihrer Regierung zu Gericht zu sitzen, war die Besorgniß, einer Einmischung des Auslandes einen Vorwand zu geben. Ein Parlament mag sich in die schroffste Opposition zu dem Ministerium stellen, die Presse dasselbe in jeder Weise bekämpfen, die Opposition behält einen loyalen, patriotischen Charakter, so lange alles Verhandelte im Lande bleibt. Landes-

verrath aber ist es, wenn auch nicht vor dem Strafrecht, doch vor dem patriotischen Gewissen, in Altona oder an der Rheingrenze den Schmerzensschrei über die innere Verwaltung auszustossen. Ist dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses irgend eine praktische Bedeutung beizulegen, so ist es die, daß er auswärtiger Einmischung einen Vorwand geben kann. Was am Ende heißt es, wenn dem Gasteiner Vertrag der Vorwurf gemacht wird, er ermüde eine Einmischung des Auslandes? Die Einmischung des Auslandes bedrohte uns am meisten, als Oesterreich und Preußen den kraftvollsten und patriotischsten Schritt thaten — den Abbruch der Londoner Conferenzen. Damals würde kein Abgeordnetentag gewagt haben, diesen Schritt zu brandmarken. Was kann also jene Phrase, wenn irgend etwas, als das bedeuten, daß der Gasteiner Vertrag einen gerechtfertigten Anlaß zur Einmischung des Auslandes böte? Jene Phrase in Verbindung mit der Aeußerung des Herrn Böck, daß er dem Minister Drouyn de Lhuys nicht Unrecht geben könne, ist in der That von französischen Journalen dahin aufgefaßt worden, daß in Frankfurt die Vertreter des deutschen Volkes versammelt ständen, um die grande nation zu Hülfe zu rufen. Wie viel schlimmer hätte der Eindruck ausfallen müssen, wenn preussische Abgeordnete dabei zugegen gewesen wären.

Indessen, wie gesagt, dieser Ausstellungen unerachtet hat der Abgeordnetentag zur Klärung der Situation beigetragen. Er hat den preussischen Abgeordneten die Gefahr gezeigt, in der sie schwebten, durch ihr negatives Verhalten in der vorjährigen Session sich an unpreussische Stimmungen zu verlieren; er hat in Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Hannover (etwa die Metropole des Welfenlandes abgerechnet) das Bewußtsein gestärkt, zur nationalen Partei zu gehören; er beginnt zu scheiden, was nicht zu einander gehört. Schon hat Herr Krämer von Doos erklärt, er habe alles Vertrauen zu den preussischen Abgeordneten verloren und es sei Zeit dem norddeutschen Hochmuth ein Ziel zu setzen. Herr Krämer hat eine weithin tönende Stimme, und sie wird hoffentlich auch in Preußen nicht ungehört verhallen. Er will dem Hochmuth ein Ziel setzen, der da meint, Preußen sei etwas anderes als ein Einzelstaat wie Sachsen, Nassau oder selbst Bayern, ein preussischer Abgeordneter müsse mehr zu sagen haben als ein Frankfurter Stadtverordneter, weil er einen funfzig mal so großen Wählerkreis vertritt. Hat doch im Bundestage der König von Preußen nur eine Stimme wie der Großherzog von Darmstadt, warum sollte es auf dem Abgeordnetentage anders sein? Nun, man führe gegen diesen Hochmuth das leere und hohle Pathos in das Feld, welches Süddeutschland durch den Mund seiner Stimmführer entfaltet; man geselle ihm als Bundesgenossen Fehlgriiffe zu, wie sie Preußen neuerdings durch seine Drohnote nach Frankfurt verübt, und wir verzagen am Siege dennoch nicht! —

Am Schluß unserer Correspondenz erhalten wir die ersten Nachrichten von der Generalversammlung des Nationalvereins, welche am 29. in Frankfurt stattfand. Danach ist es den Führern des Vereins noch einmal gelungen, durch Uebertünchung der inneren Gegensätze seine Existenz zu retten. Eine andere Bedeutung, als diese, wird Niemand den Ausschüßanträgen beimessen wollen. Es ist für die lebendige politische Gegenwart völlig nutzlos, zu der Reichsver-

fassung von 1849 sich zu bekennen oder die Vermuthung auszusprechen, daß ein liberal gewordenes Preußen von dem zukünftigen deutschen Parlament zum Träger der Centralgewalt wohl werde ausersehen werden. Es hat keinen Sinn, zwei Monate nach dem Gasteiner Vertrag als Basis der Verständigung zwischen Preußen und den Herzogthümern die halben Concessionen zu empfehlen, welche die holsteinischen Particularisten im März d. J. in Berlin anboten und welche schon damals meilenweit hinter den preußischen Forderungen zurück blieben. Es sind sitzengebliebene Politiker, welche solche Beschlüsse fassen; es ist das falsche Prinzip, um jeden Preis mit den süddeutschen Stimmungen zu pactiren, dem man wie die nationalen Grundsätze so auch jedes unbefangene Verständniß der sich zutragenden Ereignisse aufgeopfert hat. Besser wäre es, wenn die Führer der Partei ihre höchst zweifelhaften süddeutschen Eroberungen preisgäben und dafür lernten, vor den Thatfachen wieder die Augen zu öffnen. Besser wäre es, wenn sie auf den Fortschritt der Ansichten in den Einzelvereinen zu Oldenburg, Braunschweig, Bremen, Berlin u. s. w. Acht hätten und der zerstückelten Organisation des Vereins in Norddeutschland eine neue und festere Basis schafften. Wir geben die Hoffnung noch nicht auf, daß ein rascher und glücklicher Abschluß der preußischen Politik in den Herzogthümern diese Wendung zur Folge haben wird. Sonst ist von der Frankfurter Versammlung wenig zu sagen. Hinter den gewaltigen Phrasen, die wider Preußen geschleudert worden, steckt wenig Thatkraft; es ist mehr ein oratorisches Schaugepränge, als ernste und urwüchsige Leidenschaft. Erfreulich war es, daß die Berliner Redner unter dem Gewirr gehässiger und unvernünftiger Anklagen gegen den preußischen Staat den stolzen und nachdrücklichen Ton der Entgegnung fanden, der mehr Eindruck macht, als das demüthige Werben um Sympathien. Die Herren Loewe, Fr. Dunder und Schulze-Delitzsch mögen ihre Zustimmung zu den Ausschufsanträgen bei sich verantworten, aber durch ihre entschlossene Rede auf der Tribüne im Frankfurter Saalbau haben sie manche Sünde gesühnt, die sie in der schleswig-holsteinischen Sache an Preußen begangen hatten.

---

## N o t i z e n.

Auch für minder bedeutende Ueberreste und Verlassenschaften aus dem Leben, Denken, Wirken eines großen Mannes empfinden wir, sofern sie uns plötzlich dessen Existenzweise von irgend einer Seite anschaulich nahe rücken, eine Schwäche, deren Grund in dem Besten der Menschennatur wurzelt. In diesem Sinne wird die Mittheilung der nachfolgenden Kant'schen Reliquien bei den Lesern dieser Blätter Entschuldigung finden. Sie sind einem Convolut bis jetzt unbekannter Papiere entnommen, welches durch Erbschaft direct von einem Freunde und Collegen Kant's auf die jetzige Besitzerin gekommen ist, deren Liberalität Einsicht und Benutzung gestattete. Das kleine Packet enthielt theils eigenhändige Aufzeichnungen des großen Mannes, wissenschaftliche und persönliche Notizen, theils



an ihn gerichtete oder auf seine Person bezügliche Aktenstücke, Briefe amtlichen Inhalts, feiernde Gedichte u. dgl. m. Unter Ersterem neben manchen Fragmenten auch einige jener bekannten Memorienzettel, durch die der alternde Kant seinem abnehmenden Gedächtniß zu Hülfe zu kommen pflegte, wobei man sich dann des Lächelns nicht erwehren kann, wenn man immer wiederkehrend körperliche Beschwerden registriert, daneben aber einen Küchenzettel findet, der uns mit den Lieblingsgerichten des Mannes auch den Grund jener Beschwerden verräth. Ein wie vortrefflicher Diätetiker Kant nichts desto weniger war, wie gut er sich namentlich auf die Diätetik der Seele verstand, weiß Jeder aus der schönen Schrift: „Ueber die Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden.“ Eben dieses Thema behandelt das Blatt von Kant's Hand, welches wir hier mittheilen. Auch neben jener Schrift wird sich die Mittheilung durch die rein persönliche Färbung rechtfertigen, welche hier diese diätetischen Reflexionen angenommen haben. Die fast zur Stillfösigkeit gesteigerte Nachlässigkei der Schreibart wird Keinen, der mit Kant's Schriften vertraut ist, Wunder nehmen; sie ist hier so groß, daß wir an einer Stelle, gegen den Schluß, dem scheiternden Satzbau gelinde nachzuhelfen nicht umhin konnten. Kant schreibt:

„Ich habe mir frühzeitig Regeln gemacht.

Jedermann muß sterben; es ist kindisch, sich bey jeder Krankheit, sobald sie bedenklich wird, so ängstlich zu geben, als ob wer weiß was für Wunder geschehe, daß man sterben muß, welche Ängstlichkeit wiederum eine besondere Krankheit ist, die man Hypochondrie nennt. Denn Hypochondristen, die kein Arzt heilt, sind eigentlich nicht die, welche ein vielleicht langes Leiden des Lebens, sondern die bey jedem Leiden mit Angst den Tod sich annähern zu sehen glauben, der doch das Ende aller Leiden ist. —

Gleichwohl ist es doch auch eine gewisse Art von Ehrenpunct, sich so lange oder auch länger wie Andere, vornehmlich wenn es mit Gesundheit geschehen kann, zu erhalten, d. i. alt zu sterben ohne krank gewesen zu seyn, und sich etwas darauf zu Gute zu thun, daß man so viele seiner Bekannten überlebt hat; so daß das Altgewordenseyn für sich allein jemandem in seinem, ja auch in Anderer ihrem Urtheil wie etwas Verdienstliches angesehen, und das Alter daher auch geehrt wird; wenngleich derselbe Mensch doch wiederum, wenn an ihn der Tod kommt, wie Montaigne sagt, nicht sowohl auf's Sterben, sondern vielmehr auf's Gestorbenseyn mit Grauen hinausfieht.

Gleichwohl da ich nun einmal alt geworden bin (eine große Sünde, die daher auch unerlässlich mit dem Tode bestraft wird) — weil es doch nicht anders seyn kann, sterbe ohne krank gewesen zu seyn und habe es auch so ziemlich noch bisher dabey erhalten, weil ich die Kindheit, deren ich mir nicht mehr bewußt bin, weglasse, und Gesundheit den Zustand nenne, da ich keine 2 Stunden über die Gewohnheit im Bette liegen muß oder nicht schlafen, essen und gehen kann; ob ich gleich in meinem ganzen Leben wegen eines schwächlichen Gliederbaus niemals — (ein Zustand, den meine längst verstorbenen Freunde mir öfters rühmten) — mich blühend gesund (vegetus) gefühlt habe.“ —

Das Zweite, was der Veröffentlichung nicht unwerth scheint, ist ein Brief des Cultusministers von Jedlitz an Kant. Keine heutige Excellenz dürfte sich des Briefes schämen; derselbe eröffnet uns einen wahrhaft wohlthuenenden Einblick in die echt humanistische Gesinnung sowie in das edle Bildungsstreben jenes hochgestellten Mannes aus der Fridericianischen Periode, der es wohl verdiente, daß ihm wenige Jahre später die „Kritik der reinen Vernunft“ gewidmet ward. Hier ist der Brief:

„Ich stünde mir selbst im Lichte, mein lieber H. Fr. Kant, wenn ich nicht den Verzug der Uebersendung Ihrer physischen Geographie auf alle Weise genehmigen wollte. Die Ursachen, die Sie anführen, gereichen zu meinem Vorteil. Ich habe vor einiger Zeit Bergmanns phys. Beschreibung der Erbkugel angefangen, die mich noch etwas aufhalten wird, so sehr ich mich auch über den Uebersetzer ärgere, der sich nicht einmal die Mühe gegeben, das unbehülfliche schweizerische Maas auf unseres zu reduciren, und der einen so schländrigen Styl hat und oft unrichtig ist.

Ich werde diesen Winter bey Ihrem ehemaligen Schüler, dem H. Herz, die anthropologiam rationalem hören. Ich verspreche mir viel Gutes von dem Collegio. Da ich nicht Zeit übrig habe, bey Stämpfern in die Schule zu gehen, so bin ich immer sehr behutsam, ehe ich so was, ja oft ehe ich die lecture eines Buches anfang; allein Mendelssohn hat für Herzens Talent gut gesagt, und auf dessen Bürgschaft unternähme ich wohl wer weiß was, zumal da ich weiß, daß Sie für Herzen Achtung haben und mit ihm in einer Art von Briefwechsel sind.

Erstreckt sich Ihr hebristisches Talent so weit, so geben Sie mir doch Mittel an die Hand, die Studenten auf Universitäten von den Brodt-Collegiis zurückzuhalten und ihnen begreiflich zu machen, daß das bißchen Richtererey, ja selbst Theologie und Arzney-Gelahrtheit unendlich leichter und in der Anwendung sicherer wird, wenn der Lehrling mehr philosophische Kenntniß hat, daß man doch nur wenige Stunden des Tages Richter, Avvocat, Prediger, Arzt, und in so vielen Mensch ist, wo man noch andere Wissenschaften nöthig hat. — Kurz dieß alles sollen Sie mich lehren den Studenten begreiflich zu machen. Gedruckte Anweisungen, Leges, Reglements, das ist alles noch schlimmer, als das Brodt-Collegium selbst.

Ich wünschte, daß ich Mittel finden könnte, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich bin

Ihr

Freund und Diener  
Jedlitz.

Berlin, den 1. August 1778.

Es ist ein Dienst, welcher nicht bloß dem gestorbenen Dichter, sondern der deutschen Nation erwiesen wird, wenn Friedrich Hebbel's Werke gegenwärtig von Freundeshand zu einer Gesamtausgabe zusammengefaßt werden. Zu all' den Härten und Anstößen, die Jeder zu überwinden hatte, der zum Preussische Jahrbücher. Bd. XVI. Heft 5.

Genuß des Echten in Hebbel durchbringen wollte, gehörte auch die bisherige Unzugänglichkeit der ungemessen theuren Einzelausgaben seiner dramatischen Sachen. Bot der Dichter ohnehin durch die scharfe Eigenthümlichkeit seines Wesens der Kritik eine sehr breite Fläche dar, so lag in dem angeführten Umstand ein weiterer Grund, um das mildernde und ausgleichende Urtheil eines größeren Publicums nicht zu Worte kommen zu lassen; Hebbel wurde fast nur von Solchen gelesen, die ein literarhistorisches Interesse an seinen Werken nahmen, sein Publicum war überwiegend ein Publicum von Kritikern; er büßte den eigensinnigen Stolz, mit dem er der Bühne und der großen Lesewelt, wie sie nun einmal sind, sich gegenüberstellte: er hatte während der größeren Zeit seines Lebens, abgesehen von einzelnen Erfolgen einzelner seiner Stücke, nur enthusiastische Freunde, die ihn verwöhnten und vereitelten, und kalte, schonungslose Beurtheiler, mit denen er nun in der gereiztesten und unerquidlichsten Weise zu reifen thöricht genug war. Nächst den Triumphen seiner letzten Lebensjahre ist nichts so geeignet, diesen Mißstand aufzuheben, als die Oeffnung der bisher so eng gezogenen Schranken. So eben ist im Verlage von Hoffmann und Campe der erste Band einer vortrefflich ausgestatteten Gesamtausgabe erschienen, deren billiger Preis eine vertrauensvolle Appellation an die Nation ist, unternommen in dem Glauben, daß sie bei näherer und zusammenhängender Bekanntschaft mit dem Dichter das Urtheil von Gervinus bestätigen werde, derselbe rage unter den mitstrebenden Dramatikern der Gegenwart wie ein Baum unter niedrigem Gestrüpp hervor. Und gut vielleicht, daß der Wunsch einer Zusammenstellung seiner Werke dem Dichter erst nach seinem Tode durch die Veranstaltung seiner Freunde, unter der einsichtigen Leitung von Emil Kuh, in Erfüllung geht. Mit einer gewissen Hast, wie als ob Gefahr im Verzuge wäre, als ob es gölte, in dieser schnelllebenden, Erfolge und Eindrücke rasch hinwegspülenden Zeit die Unsterblichkeit frühzeitig in Sicherheit zu bringen, sehen wir heutzutage die Poeten und Schriftsteller auf Veranstaltung von „Sämmtlichen“ oder „Gesammelten Werken“ bedacht. Es scheint uns mit diesen Versuchen, sich selbst in die Reihe der Klassiker zu bringen, ein mißliches Ding; denn es verhält sich mit dieser Ehre doch ungefähr so wie mit dem historischen Namen des Großen, der an einem Friedrich bastet, während er von einem Ludwig XIV. abfällt. Wir sind nicht sicher, daß Hebbel selbst mit seinem reflectirenden und darum immerwährend zu Eitelkeit und Reizbarkeit herunterfallenden Stolze im Stande gewesen wäre, sich selbst im Sinn seiner Nachwelt zu behandeln. Eben recht daher, daß die Sorge für seine Werke auf eine treue, rein historische Behandlung angewiesen ist. Wir können die Grundsätze, die der Herausgeber in seiner kurzen Einleitung über Plan und Methode des Unternehmens ausspricht, nur billigen. Ohne daß wir, wie bei der Strodtmann'schen Ausgabe der Heine'schen Werke, durch zwecklose und doch nicht vor Willkür schützende Pedanterie gestört werden, dürfen wir hoffen, ein durchaus neues und vollständiges Bild von Hebbel's Wesen, Wirken und Leisten zu erhalten, welches schließlich durch eine Biographie von der Hand des Herausgebers vervollständigt werden soll. Es verschlägt in der That wenig, daß die Dramen, äußerlich Hindernisse wegen, nicht der Zeitfolge ihres Entstehens nach mitgetheilt werden

sollen, wie denn beispieisweise gleich der vorliegende erste Band neben Hebbel's Erklingswerke die späteren „Herodes und Mariamne“ und „Ein Trauerspiel in Sicilien“ enthält. Nicht ohne Spannung dürfen wir dem sechsten, die Dramen abschließenden Bande entgegensehen, der, außer dem Wiederabdruck des „Demetrius“ auch den übrigen dramatischen Fragmentennachlaß bringen wird, darunter den in Rom begonnenen und noch später von dem Dichter mit Vorliebe gehegten „Moloch.“ Auch für die Gedichte, welche den siebenten Band füllen sollen, wird eine stattliche Vermehrung in Aussicht gestellt, und wir dürfen dem sinnigen Beurtheiler unserer neusten Lyrik glauben, wenn er versichert, daß viele dieser Nova zu dem Schönsten und Rührendsten zählen, was Hebbel überhaupt geschaffen. Zum Schluß der ganzen Ausgabe werden drei Bände Vermischte Schriften, meist anonym erschienene Abhandlungen und Kritiken versprochen. Das ist, wir gestehen es, eine vielleicht zu starke Dosis, und manches Polemische, wie die unglückliche „Abfertigung“ vor der „Julia“ würden wir lieber in die Anmerkungen verwiesen sehen, die übrigens, sehr verständiger Weise, die kürzeren Vorreden, literarische und bibliographische Notizen, Lesarten und dgl. aufzunehmen bestimmt sind.

Erst wenn die neue Ausgabe vollständig uns vorliegt, lockt uns vielleicht die Versuchung, auch nach der Charakteristik, welche eine andere Feder im fünften Bande dieser Jahrbücher von unserem Dichter gegeben hat, ausführlicher auf seine Bedeutung zurückzukommen. Schon jetzt indeß liegen die Akten zu einer Beurtheilung seines dichterischen Werthes und seines Entwicklungsganges anders als damals. Es war damals, bis vor dem Erscheinen der Nibelungen-Trilogie, in einem ungünstigeren Sinne als es gemeint war, das Wort wahr, welches er selbst aussprach, daß er mit seinen Werken „der Zeit, wie er sie in Bedürfnis, Richtung und Bewegung auffasse, ein künstlerisches Opfer“ dargebracht habe. Vorzugsweise doch das Unfertige und Unbefriedigte dieser Zeit spiegelte sich in seinen Hervorbringungen. Zur höchsten, aber meist doch peinigenden Theilnahme forderte das Schauspiel auf, wie die skeptische Stimmung der Gegenwart, ihr nicht zum Ziele gelangtes Suchen nach neuen, festen Ueberzeugungen und neuen socialen Formen in diesem Geiste wühlte und mit seiner dichterischen Anschauung, seinem künstlerischen Schöpfungsdrange rang. Das Peinigende dieses Schauspiels wurde gemildert, wenn zwischendurch an Werken wie namentlich „Ogys und sein Ring,“ der läuternde Einfluß offenbar wurde, den Hebbel's Kunstsin in Italien erfahren hatte, oder wenn man sah, wie diesem problemsüchtigen Geiste allemal dann ein Erfreulicheres gelang, so oft er, wie in der „Agnes Bernauer“ oder in dem Epos „Mutter und Kind,“ sich enger an Selbsterlebtes, an einfach Natürliches, an die heimathliche und nationale Wirklichkeit anlehnte. Immer indeß würden alle diese früheren Werke den Dichter nur als einen Strebenden haben erscheinen lassen, der zwar zuweilen durch ein erwärmters Gefühl und gebildeten Schönheitsinn das Zerrissene, Dornige, Häßliche und Kalte überwunden, aber der doch nie mit seiner grübelnden Dichtung zu einem wirklich versöhnenden, unwidersprechlich ergreifenden Abschluß gelangt sei. Anders jetzt. In seinen „Nibelungen,“ zumeist in dem ersten Haupttheil derselben, ist ihm ein solcher Abschluß gewonnen. Noch immer ist

es, auch hier, das alte, so oft von ihm mit der kräftigsten dramatischen Dialektik durchgrübelte Problem, das Problem der Stellung des Weibes zum Manne, welches den Hintergrund bildet, allein dasselbe hat hier seinen ängstigenden, problematischen Charakter verloren und das Interesse daran deckt sich mit dem Gemüthsinteresse, das wir an den Personen und ihren schicksalvollen Conflicten nehmen. Aus dem Grunde der alten gewaltigen Sage steigt ein warmes Leben auf, in dessen Fluthen alles Gedankhafte, alle Angst der Reflexion moderner Bildung ertränkt wird. Die redenhaften Gestalten der Sage, lebhaftig von dem Auge des Dichters geschaut und kraft alter Liebe wunderbar von ihm erneut, wachsen seinem Scepticismus über den Kopf, — endlich, endlich ist die Poesie Herr geworden über die Gedankenhypochondrie, die all' seine früheren Werke umnebelte und Phantasie und Gefühl klemmte, daß sie nimmer rein, frisch und voll sich entfalten konnten. Und weil es so ist, so fällt von diesem letzten Werke, das dem Dichter zu vollenden vergönnt war, ein rechtfertigender Glanz auch auf seine früheren philosophisch-poetischen Experimente, auf die ganze Bahn zurück, die er im Wechsel zwischen überraschendem Gelingen und seltsamen Irrungen durchlaufen hat. Auch der ungünstigst Bestimmte muß jetzt inne werden, daß es nicht Willkür, nicht Sucht nach dem Absonderlichen war, was ihn in seinen älteren Stücken zu immer neuen dialektischen Fragestellungen und Schwachzügen trieb, sondern daß es ihm, wie mit der Poesie so mit der Vertiefung in die Räthsel des sittlichen Lebens bitterer Ernst war und daß ihm Beides reblich am Herzen lag. Schon durch die bloße Thatsache freilich dieses ununterbrochenen Schaffens war das bewiesen. Aber es ist unschätzbar, daß er am Ende seiner Laufbahn den Punkt des Zusammentreffens seines reflectirenden Tiefsinns und tiefer, lebendiger Anschauung und Empfindung wirklich gefunden hat. Dank seinem künstlerischen und sittlichen Ernste — dem rechten Gegensatz aller romantischen Ironie — ist ihm zuletzt ein großer Wurf gelungen. Nicht in einer dramatisch-philosophischen Formel, sondern in einem eigenartigen, lebendigen Werke hat er die Lösung seiner Lebensaufgabe und seiner Zweifel gefunden. Wir preisen und bewundern jenen strebenden und kämpfenden Ernst an dem größten unserer Dramatiker, der doch zu den sittlichen Fragen ein viel einfacheres Verhältniß hatte. Preisen wir ihn denn auch an dem nachgeborenen Dichter, der doch nicht bloß durch eigene Schuld, sondern durch die Schuld der ganzen Zeit auf schwankenderem, zerklüfteterem Boden stand, ehren wir ein Streben, welches gekrönt ward, als er die Schuld grübelnder Ablösung von der Substanz des sittlichen Bewußtseins seines Volkes durch die Vertiefung in den lebendigen Sinn der alten nationalen Sage tilgte.

## Der achte volkwirthschaftliche Congress.

---

Vor nunmehr sieben Jahren wurde in dieser Zeitschrift auf den damals zum ersten Male zusammengetretenen Congress von Volkswirthen hingewiesen, der in Gotha soeben der genossenschaftlichen Bewegung, welche in wohlthätiger Stille gereift war, den Platz in der öffentlichen Discussion anwies, der ihr nach solchen Erfolgen gebührte. Inzwischen hat jener Congress, Jahr für Jahr, in den verschiedensten Theilen Deutschlands getagt, und wir tragen eine Schuld gegen ihn wie gegen unsere Leser ab, wenn wir über das Wirken desselben eine gebrängte Rechenschaft ablegen. Die Zusammenkunft in Gotha war nach der Kirchhofsruhe, die der Tag von Olmütz über Deutschland gebracht, das erste Lebenszeichen, welches die Partei des Fortschritts wiederum von sich gab. Der wirthschaftlichen Agitation folgte, überraschend schnell durch die Einsetzung der Regentschaft in Preußen und den italienischen Krieg herbeigeführt, die politische. Während indessen die politische Geschichte der letzten sieben Jahre von manchen Trübungen und Störungen der Entwicklung zu erzählen weiß, bietet die volkwirthschaftliche Geschichte nur ein Bild des Fortschreitens; eines langsamen, zum Theil sehr langsamen, aber doch stetigen Fortschreitens auf dem Felde der Gesetzgebung, eines schnellen Fortschreitens in den wissenschaftlichen Ueberzeugungen der Einzelnen, einer Klärung und Läuterung der Ansichten, zumal seit die Lasalle'sche Krisis den letzten Rest socialistischen Krankheitsstoffs aus dem Körper der deutschen Gesellschaft zu vertreiben verheißt.

Nicht Verfassungsparagraphen, nicht das Recht der Ministeranklage, nicht glänzend oratorische Leistungen in den Kammern bilden die letzte Garantie für die politische Freiheit des Landes. Ein starkes Bürgerthum, zahlreich und wohlhabend, aufgeklärt und seiner Pflichten sich bewußt — das ist die erste Grundbedingung für das Gedeihen constitutionellen Lebens in Deutschland. Ein solches Bürgerthum wird mit unwiderstehlicher Gewalt den Resten einer absolutistisch-feudalen Weltordnung ein Ende machen, und sich siegreich der Anfeindungen demagogisch mißleiteter Arbeitermassen

erwehren. Die Stärkung des Bürgerthums, das ist der wahre Kern der „Machtfrage,“ der in unseren Verfassungskämpfen steckt. Mag noch eine Zeit lang in Auslegung von Verfassungsbestimmungen Gewalt über Recht triumphiren, mögen demokratische Agitatoren zum Sturm gegen die Grundlagen unserer staatlichen und geselligen Ordnungen blasen, ein Volk, dessen Bürgerthum in freier Arbeit gedeiht und in fortschreitender Bildung seiner politischen Rechte und Pflichten sich bewußt wird, kann auf die Dauer nicht von einer verfallenden Bureaucratie und Junkerkaste unterdrückt werden, eben so wenig aber dulden, daß mißverständliche Gleichmacherei den festen Bau unseres Gemeinwesens untergräbt. Wer an der Beseitigung der wirtschaftlichen Schranken, an der Ausbreitung national-ökonomischer Bildung arbeitet, der trägt auch Steine herbei für den Bau unserer politischen Freiheit und mag unbesorgt um sich blicken, wenn von Zeit zu Zeit aller Fortschritt in das Stocken zu gerathen scheint. Mit Lächeln mag er auch die Warnung zurückweisen, wir sollen nicht nach dem Vorbilde des bonapartistischen Frankreich durch die bloße Pflege der materiellen Interessen uns von dem Ringen nach einem politischen Ideale zurückhalten lassen. Die Pflege, welche das bonapartistische Frankreich den „materiellen Interessen“ zuwendet, besteht nicht darin, ein intelligentes Bürgerthum zur Selbstthätigkeit heranzuziehen, sondern darin, dem Staate immer neue ungeheure Lasten aufzubürden.

Der volkswirtschaftliche Congress kämpft für die wirtschaftliche Freiheit. Er zieht einzelne national-ökonomische Fragen vor sein Forum, und stellt nach wissenschaftlicher Erörterung derselben Thesen auf, die selbstverständlich häufig eine polemische Tendenz gegen Gesetze und Institutionen haben, welche als Ueberbleibsel aus den Zeiten ständischer Gliederung und bureaukratischer Bevormundung stehen geblieben sind. Er wünscht durch das Aussprechen seiner Ueberzeugungen auf die Gesetzgebung einzuwirken. Allein er verfolgt daneben ein anderes Ziel. Gute und weise Gesetze bessern die Gesellschaft nur wenig, wenn nicht zugleich die Menschen besser und weiser werden. Eine Aufklärung, die von oben her in das Werk gesetzt wird, kann nach Art der josephinischen eher schädlich als nützlich wirken, wenn ihr nicht der Boden in den Ueberzeugungen der Bürger bereitet wird. Die Wirtschaft der Gesellschaft ist nur die Summe der einzelnen Privatwirthschaften, und die beste Gesetzgebung in Betreff der ersteren bleibt erfolglos, wenn nicht der Einzelne seine Wirtschaft nach wissenschaftlichen Grundsätzen führt; alle Freiheit wird vergeblich bewilligt, wenn Niemand da ist, der von der Freiheit den rechten Gebrauch zu machen versteht. Nicht allein für Besserung der Gesetzgebung, sondern auch für die der Privatwirthschaften ist der Congress thätig. Er sucht

hierfür Unterstützung in den volkswirtschaftlichen Gesellschaften in den einzelnen Städten, sowie in den Provinzialversammlungen, deren sich etwa sechs bisher gebildet haben.

Die große Verbreitung, welche die Beschäftigung mit volkswirtschaftlichen Fragen gewonnen hat, rechtfertigt es, wenn der Congreß diejenigen Maßregeln unterläßt, welche eine ihm in den Tendenzen verwandte Wanderversammlung, der Juristentag, zur Sicherung einer gründlichen Discussion veranlaßt. Es werden, seltene Ausnahmen abgerechnet, weder schriftlich abgefaßte Gutachten der Berathung zu Grunde gelegt, noch finden Commissionsitzungen vor den Plenarversammlungen statt. Der Regel nach werden Tages zuvor von einem Referenten einige Resolutionen aufgesetzt, gedruckt und vertheilt, und an diese und einen einleitenden Vortrag des Referenten knüpft sich eine Discussion, welche höchstens fünf bis sechs Stunden umfaßt. Man hat es als gewagt bezeichnet, auf eine so ungenügende Vorbereitung hin Beschlüsse über wichtige Gegenstände der Wissenschaft und der Gesetzgebung zu fassen. Indessen wenn die zu erörternden Fragen nicht durch ein gelehrtes Gutachten eines Mitgliedes vorbereitet sind, so sind sie es doch fast regelmäßig durch unzählige Leitartikel in fast allen politischen Zeitungen, durch Vorträge und Discussionen in den Localversammlungen. Die Fragen der volkswirtschaftlichen Reform stehen nun einmal entschieden dem allgemeinen Bewußtsein heute näher als die einer Reform des Privatrechts oder der Proceßordnung und die meisten Mitglieder betreten den Versammlungsaal eben so wohl vorbereitet als die Mitglieder des Juristentages es nur mögen. Findet eine Vorberathung in Commissionsen nicht statt, so ereignet es sich um so häufiger, daß derselbe Gegenstand von Jahr zu Jahr wiederum vorgenommen und unter anderen Gesichtspunkten neu beleuchtet wird. Auf diese Weise wird die Bekanntschaft mit den einzelnen Fragen doch noch in anderer Weise vermittelt, als durch die formelle Trennung in Commissions- und Plenarberathungen. Das Bankwesen, die Handelsverträge, die Gewerbefreiheit, die Genossenschaftsbewegung sind kaum jemals von der Tagesordnung des Congresses völlig verschwunden. Schließlich kommt es ja nicht darauf an, unmittelbar für eine legislatorische Thätigkeit Vorkarbeiten zu liefern, sondern die einzelnen Mitglieder durch gemeinsame Besprechung in ihren Ansichten aufzuklären und zu festigen und dann abzuwarten, daß Jeder an seiner Stelle für die gute Sache wirke. Es liegt also keine Veranlassung vor, die bisherigen Formen der Berathung zu ändern.

Eine Erscheinung, die leichter mit Sicherheit festzustellen als genügend zu erklären oder erfreulich zu deuten ist, ist die, daß die Theil-



gung seitens Norddeutschlands eine bei weitem lebhaftere ist, als die Süddeutschlands. Wie bei allen Wanderversammlungen theilt sich der Congress in zwei verschiedene Mitglieder-Kategorien, einen Stamm, der ihm in alle Sitzungsorte treu folgt und aus welchem die meisten und bedeutendsten Redner hervorgehen, und das wechselnde Contingent, welches in jedem Jahre der Versammlungsort selbst und seine nächste Umgebung stellt. Von den Mitgliedern jenes Grundstocks gehören nur drei Süddeutschland an, und auch von diesen scheint Einer für die Zukunft auscheiden zu sollen, da er inzwischen seinen Wohnsitz von Deutschland nach der Schweiz verlegt hat. In den Jahren 1863 und 1864 war in Dresden und Hannover aus der dritten deutschen Großmacht, aus dem Königreiche Baiern mit seinen fast 5 Millionen Einwohnern, Niemand, absolut Niemand erschienen, während in diesem Jahre nach Nürnberg aus dem kleinen entlegenen Oldenburg vier Mitglieder gekommen waren. Und auch die Betheiligung aus der Nachbarschaft pflegt in Norddeutschland eine lebendigere zu sein. In Stuttgart allerdings war im Jahre 1861 durch die Vorforge des inzwischen verstorbenen Königs Wilhelm, der sich für den Stifter des Zollvereins hielt und stets eine besondere Vorliebe für die Volkswirtschaft zur Schau trug, der Versammlung eine glänzende Aufnahme bereitet worden; auch hatten damals, als die Wogen des Parteikampfes um den französischen Handelsvertrag hoch gingen, viele Würtemberger sich als Mitglieder einzeichnen lassen, um ihr gewichtiges Votum gegen eine Ermäßigung der Zwistzölle in die Waagschale zu werfen. Dagegen war in diesem Jahre die Stimmung in Nürnberg eine unerhörte laue. Es ist stets schmerzlich, ein solches Urtheil auszusprechen, weil es denen selten zu Ohren kommt, die es trifft, und dagegen diejenigen Einzelnen verletzt, die unter Aufwendung verdoppelter Mühe versucht haben gut zu machen, was die Gesamtheit verschuldet; allein indem wir der Thätigkeit des Nürnberger Localcomités aus vollem Herzen den schuldigen Dank zollen, können wir doch den Annalen des Congresses die wunderbare Thatsache nicht entziehen, daß die angesehenste Gesellschaft der ehemaligen Reichsstadt ihr Local einer Versammlung von Volkswirthen vorenthielt, „weil dieselben mit ihren großen Wasserstiefeln den schön gehobenen Fußboden verderben würden.“ Nach dem geringeren Verständniß, welches man in Süddeutschland den volkswirtschaftlichen Fragen schenkt, scheint es, als sei man dort tiefer in der abstract politischen Bewegung des Jahres 1848 stecken geblieben, als übermüdere dort noch immer das Interesse für die Staatsformen das für die realen Aufgaben des Staates, eine Vermuthung, für welche die neuerlich erfolgte Constitution der „deutschen Volkspartei“ in Darmstadt einen neuen Anhalt zu gewäh-

ren scheint. Um indessen diese Betrachtung nicht mit einem Mißklange zu schließen, heben wir noch hervor, daß Süddeutschland einen Theil seiner Schuld dadurch abgetragen hat, daß es dem Congresse in Karl Braun aus Wiesbaden einen Präsidenten schenkte, der seit dem zweiten Jahre des Zusammentritts der Versammlung dieselbe leitet und sich um sie die erheblichsten Verdienste erworben hat. Als Redner und Schriftsteller den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft gleichstehend, weiß er mit unerreichbarem Geschick allen Streit um müßiges Formenwesen aus der Versammlung fern zu halten. Seitdem Deutsche tagen, hat es wahrscheinlich nie eine in parlamentarischen Formen sich bewegende Versammlung gegeben, in der die Schreckensworte: „Ich bitte um das Wort zur Fragestellung“ oder „zur Geschäftsordnung“ so absolut unbekannte Dinge sind. Und daneben weiß er den gemeinsamen Gefühlen der Versammlung bei festlichem Anlaß mit einem Takt und einer Kraft Worte zu geben, wie es wenigen beschieden ist.

Indem wir beginnen, die einzelnen Gegenstände der diesjährigen Tagesordnung kurz durchzugehen, sind wir uns wohl bewußt, weder einen derselben erschöpfend behandeln zu können, noch etwas in geschlossenem Zusammenhange stehendes zu bieten. Dennoch glauben wir, daß eine kurze Recapitulation denen nicht unwillkommen sein wird, welche der Beschäftigung mit der Volkswirtschaft fern stehen und Gelegenheit zu haben wünschen, einen Blick in eine Reihe brennender Tagesfragen zu thun.

Wir beginnen mit denjenigen beiden Fragen, welche am kürzesten abgehandelt wurden, weil sie nicht sowohl die Erörterung einer wissenschaftlichen Controverse als vielmehr den Ausdruck des Unmuths über zweifellos verwerfliche aber noch immer bestehende Zustände bezweckten. Daß der Abschluß eines Handelsvertrages mit Italien die unvermeidliche Consequenz des französischen Handelsvertrages und des Eintritts in das handelspolitische System Westeuropas ist, wurde von keiner Seite bestritten. Die Hindernisse, welche dem Abschlusse entgegenstehen, haben ihren Sitz überall nicht in volkswirtschaftlichen Erwägungen sondern in dynastischen Sonderinteressen, die stark genug sind, den berechtigtesten Forderungen des Volkslebens sich entgegenzustellen. Daß sie diese Macht haben, ist zu beklagen; auf dem Wege wissenschaftlicher Discussion ist ihnen nicht beizukommen. Der Gerechtigkeit gemäß wurde indessen hervorgehoben, daß auch Italien von Verschuldung nicht freizusprechen sei und daß es erleuchteter handeln würde, wenn es die Abschaffung der Differentialzölle, die es dem Zollverein gegenüber aufrecht erhält, nicht von dem Abschlusse eines Handelsvertrages abhängig machte. England gewährt allen Nationen dieselben niedrigen Zölle; Frankreich,

Belgien, Italien haben höhere Eingangszölle für diejenigen beibehalten, welche nicht durch einen besonderen Handelsvertrag die Rechte der meistbegünstigten Nationen erworben haben. Der Zollverein hat wie England einen generellen Tarif aufgestellt, indessen hat er sich die Befugniß vorbehalten, für solche Nationen, welche nicht die Rechte der meistbegünstigten vertragsmäßig erworben haben, höhere Positionen aufzustellen. Daß er von dieser Befugniß niemals Gebrauch machen wird, dafür bürgt glücklicher Weise die Schwierigkeit, welche die Zollvereinsverfassung dem Zustandekommen jedes wichtigen Beschlusses in den Weg legt. Principiell richtig ist es, jede Zollermäßigung als einen Schritt anzusehen, welcher dem Staate, der sie einführt, selbst zu Gute kommt, und sie daher nicht von Gegenleistungen abhängig zu machen.

Von den Schwierigkeiten, welche das deutsche Versicherungsrecht einer segensreichen Wirksamkeit der Assuranzgesellschaften in den Weg legt, wurde ein ebenso indignirendes, als den meisten überraschendes Bild entworfen. In welchem Umfange die Benützung der Lebens- und Altersversicherungsgesellschaften volkwirthschaftlich empfehlenswerth sei, darüber besteht wohl noch eine Verschiedenheit der Ansichten. Daß es Pflicht eines guten Hausvaters sei, sein Vermögen gegen Brandschaden, seine Feldfrüchte gegen Hagelschaden zu versichern, ist unbestritten. Diese Pflicht wird vielfach von Landbewohnern verlegt, zum großen Theile wegen Unkenntniß mit dem Wesen der Versicherungsgesellschaften und wegen Mangels an bequemer Gelegenheit. Es ist daher schon beklagenswerth, wenn ein preussisches Gesetz den Feuerversicherungsagenten verbietet, ihr Gewerbe im Umherziehen zu betreiben. Indessen was will diese kleinliche Polizeivorschrift sagen gegen die Beschränkungen, denen der Betrieb des Versicherungsgeschäftes in Sachsen, in Hessen-Darmstadt und anderen Kleinstaaten unterliegt. Drückende Gebühren und eine bis in die geringfügigsten Einzelheiten reichende Ueberwachung bieten sich die Hand, um erfolgreich jede Thätigkeit der Gesellschaft zu verhindern. Dann freilich wird hier und da einer einzelnen Gesellschaft die Erlaubniß zum unbeschränkten Geschäftsbetriebe ertheilt; allein sie muß dieselbe mit einer Summe erkaufen, welche alsdann — zur besseren Ausschmückung des Officier-Casinos verwendet wird. Zuständen dieser Art gegenüber wurde das Verlangen nach einem allgemeinen deutschen Versicherungsrechte laut.

Wir wenden uns nun zu einer anderen Reihe von Gegenständen, bei denen die vorgeschlagenen Resolutionen theils ohne, theils gegen eine geringe und laue Opposition angenommen wurden.

In der Frage der Arbeiter-Coalitionen nahm der Congress eine Resolution an, durch welche er alle Beschränkungen derselben als unge-

recht und schädlich verurtheilte; ungefähr um dieselbe Zeit sprachen sich der Arbeitertag in Stuttgart und die sogenannte Socialcommission, die man in Berlin zusammenberufen hatte, in gleichem Sinne aus. Huber, Wagener (Neustettin), Schulze-Delitzsch, Bernhard Becker sind jetzt in vollstem Einklange darüber, daß diese Beschränkungen abzuschaffen seien; die preussische Regierung hat sich auf das stärkste gebunden, eine legislatorische Vorlage über diese Angelegenheit zu machen, die Tage dieser Polizeivorschrift scheinen somit gezählt zu sein. Einen rechten Segen wird die Coalitionsfreiheit freilich erst dann bringen können, wenn gleichzeitig die Beschränkungen der Gewerbefreiheit fallen. Die „Socialcommission“ hat sich in diesem Sinne ausdrücklich ausgesprochen; der Congress konnte sich einen Vorbehalt in gleichem Sinne ersparen, da gerade auf dem Gebiete der Agitation für Gewerbefreiheit seine glänzendsten Erfolge liegen. Seit er die letztere zum stehenden Gegenstande seiner Besprechungen gemacht, ist in den meisten deutschen Staaten eine Reform, in vielen im Sinne radicaler Befreiung durchgesetzt worden. Eben so war der Congress in der Lage, den Zusatzantrag eines Nürnberger Kaufmanns abzulehnen, der an die Arbeiter eine Ermahnung zu sittlichem Verhalten gerichtet wissen wollte, da die Uebereinstimmung zwischen sittlicher und wirtschaftlicher Entwicklung zwar eine der cardinalen Voraussetzungen des Congresses ist, übrigens aber der Wirkungskreis desselben nicht auf dem Felde der Seelsorge, sondern auf dem der wissenschaftlichen Aufklärung liegt.

Von hohem Interesse war ein von Dr. Otto Wolff aus Stettin angeregter Incidenzpunkt. Derselbe wies darauf hin, daß ein wesentliches Moment für die materielle Hebung des Arbeiterstandes darin liegen werde, wenn man zu einem anderen System der Lohnfeststellung übergehen werde. Der Fortschritt vom Tagelohn zum Stücklohn oder Accordlohn sei ein Mittel gewesen zur Herbeiführung der „Harmonie der Interessen“ zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, welche niemals vollendete Thatsache, sondern ewiges Postulat ist. Ein weiterer Schritt in derselben Richtung werde aber erfolgen, wenn man den Arbeiter auch durch eine Lantideme an dem Reinertrage des Unternehmens theilige, wie dies in kaufmännischen Geschäften schon vielfach der Fall ist. In gleichem Sinne spricht sich eine kürzlich erschienene Flugschrift von B. A. Huber dahin aus: „Die vereinzelte, stillschweigende, vielleicht unbewusste aber thatsächliche Anerkennung eines richtigen Principis ist aber nur die Vorbereitung der allgemeinen ausdrücklichen Anerkennung desselben, womit dann bald die thatsächliche Anwendung Hand in Hand geht. Dann aber treibt Princip und Praxis zu einer bestimmten Ordnung und Regel und die bloße wohlmeinende Willkür tritt von selbst zurück. Jenes Princip aber ist kein

anderes als das natürliche, vernünftige, sittliche Recht der Arbeiter zu einem bestimmten Antheil an dem Product der Arbeit, an dem Geschäftsgewinn — zu einer Dividende. Wie sehr sich auch jetzt noch die allgemeine oder öffentliche Meinung, zumal der Arbeitgeber mit Indignation dagegen sträuben mag, so ist doch dieses Recht so tief und selbstverständlich begründet, daß es einer speciellen Beweisführung weder bedarf noch fähig ist. Es ist damit wie mit dem Recht der persönlichen Freiheit im Gegensatz zur Leibeigenschaft, womit es auch sehr unmittelbar als weitere Entwicklung und Anwendung zusammenhängt. Wie will man auch nur versuchen die Thatsache zu rechtfertigen, die sich seit Jahrhunderten und bis auf diesen Augenblick noch ganz allgemein in jedem Arbeitsverhältniß wiederholt? Es verbinden sich zwei Factoren, einerseits Capital mit Unbegriff der Unternehmung und Leitung, andererseits die Arbeit zu einer gemeinsamen Production, wozu jeder der beiden gleich unentbehrlich ist; und nachdem das Product fertig, wird der Arbeiter mit seinem Lohn einfach allemal abgefunden, während der Capitalist nicht bloß die Zinsen seines Capitals, sondern, wenn er zugleich der leitende Unternehmer ist, auch den ausschließlichen Besitz des ganzen Products und den Gewinn seiner Verwerthung davonträgt. Man braucht nur einmal die Rechtfertigung dieses Verfahrens ernstlich zu versuchen, um sich zu überzeugen, daß darin keine Spur sittlicher und verständiger Berechtigung oder Billigkeit ist. Diese fordert unbedingt und selbstverständlich, daß erstlich dem Capital seine Zinsen, zweitens jeder Arbeit ihr Lohn nach ihrem ehrlichen Marktpreise und ihrer praktischen Bedeutung, drittens jeder Arbeit wie dem Capital ein verhältnismäßiger Antheil an dem gemeinschaftlichen Erzeugniß und seiner Verwerthung zugemessen werde.“ Da derselbe Gedanke kurz zuvor von einem consequenten Anhänger der abstract freihändlerischen Richtung, wie Dr. Wolff ist, geltend gemacht worden war, so wird sich die Kreuzzeitung wohl im Unrecht befinden, wenn sie (Nr. 250 vom 25. October) darin „Etwas mit den Schulze'schen Ideen nicht gerade congruirendes“ finden will. Allerdings hat die Wissenschaft der Volkswirtschaft bisher die Unterlassungssünde begangen, das System der Lantidmehnung bisher nicht methodisch zu erörtern als eine der Formen des Arbeitslohnes; andererseits ist es aber nicht denkbar, dieses System auf dem Wege der reactionairen und revolutionairen Socialisten durch einen plötzlichen Act der Gesetzgebung herbeizuführen, sondern es kann nur von Fall zu Fall im Wege vertragmäßiger Feststellung Platz greifen als eine Folge vorschreitender wirtschaftlicher Entwicklung, wie ja auch bei höher entwickelter Wirthschaft die Stücklöhne allmählig die Tagelöhne verdrängt.

Der Congress sprach sich für die Aufhebung der Schuldhast aus. Die Schuldhast wurde nach den doppelten Wirkungen, die sie ausübt, in Betracht gezogen, als Zwangsmittel und als Strafe. Als Zwangsmittel kann sie selbstverständlich nie den Erfolg haben, dem Schuldner die Mittel zur Befriedigung seines Gläubigers, wenn er sie nicht besitzt, zu verschaffen; dazu müßte man über die Schuldhast hinaus zur Schuldknechtschaft oder zur Zwangsarbeit greifen, was frühere Jahrhunderte allerdings gethan haben, während die Humanität unserer Zeit solche Mittel für barbarisch erklärt. Als Zwangsmittel könnte sie den Erfolg haben, daß ein Schuldner, der die Mittel zur Befriedigung des Gläubigers zwar besitzt aber verbirgt, sie offenbart, um der Fortsetzung des Zwanges zu entgehen; erfahrungsmäßig hat sie diesen Erfolg indessen selten oder nie, weil die Neigung, seine Schätze zu verbergen, um sie nicht gerechten Ansprüchen gegenüber ausantworten zu müssen, nur bei halb cultivirten Völkern beobachtet wird. Wo die Schuldhast zur Befriedigung des Gläubigers führt, geschieht es daher in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle so, daß die Verwandten des Schuldners aus ihren Mitteln jenen befriedigen. Liegt nun schon an sich eine Härte darin, daß anstatt des Gläubigers, der durch freien Entschluß einen Theil seines Vermögens gewagt hat, ein anderer leidet, der allein durch die von seinem Willen unabhängigen Bande der Natur mit dem Schuldner verknüpft ist, so lehrt überdies die Erfahrung, daß die überwiegende Mehrzahl derjenigen Schuldverhältnisse, welche zur Schuldhast führen, solche sind, welche im Interesse der Gesellschaft überhaupt besser nicht abgeschlossen wären. Bei gesundem Zustande der Gesetzgebung hat jedes Eigenthum die Neigung, aus den Händen desjenigen, der es schlechter, weniger einträglich verwaltet, in die Hände dessen überzugehen, der es wirtschaftlicher verwaltet und somit einen höheren Ertrag erzielt. Das ist eines der Grundgesetze, auf welchen alle wirtschaftliche Entwicklung beruht. Die wirtschaftliche Berechtigung des Darlehensvertrages beruht darin, daß in den Händen des Empfängers das hingeliehene Capital ein tauglicheres Arbeitsinstrument ist als in denen des Gebers, und jenem somit nach Abzahlung der Capitalmiethe, des Zinses, noch immer ein Ertrag der eigenen Arbeit bleibt, die er auf Fruchtbarmachung des Capitals verwendet. Das Institut der Schuldhast macht es möglich, daß ein Capitalbesitzer sein Eigenthum zum Nachtheile der Gesellschaft, in deren Interesse das Capital ihm verliehen ist, in andere Hände übergehen läßt von denen er weiß, daß sie untauglich sind dasselbe productiv anzulegen. So wird das Capital unwirtschaftlich consumirt d. h. vergeudet. Der Darleiher hält sich für seinen Verlust auf Kosten der unschuldigen Verwandten schablos; die bürgerliche

Gesellschaft aber kann für den Capitalverlust, der sie mitbetrifft, nicht entschädigt werden, weil das Capital rettungslos verloren gegangen ist. Die Aufhebung der Schuldhast zwingt jeden Creditgewährenden, im eigenen Interesse zu prüfen, ob die Verhältnisse einen Besitzwechsel im allgemeinen Interesse rätlich und wünschenswerth machen. Die Aufhebung der Schuldhast ist ein Präservativ gegen gewissenloses Creditiren; auch sie ist, wie jede Verbesserung auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Gesetzgebung, ein Schritt zur Herstellung der Harmonie der Interessen, sie setzt die Interessen des Einzelnen mit denen der Gesamtheit in Uebereinstimmung.

Die Schuldhast wirkt nicht allein als Zwangsmittel, sie wirkt auch als Strafe, wengleich die Strafe nicht der Zweck ist, um dessentwillen der Gesetzgeber sie angeordnet hat, sondern eine zufällige Nebenwirkung. Daß leichtsinniges Schuldenmachen unter Umständen mit Strafe belegt wird, dagegen ist im Allgemeinen nichts einzuwenden. Die Art indessen, in welcher die Schuldhast über den Schuldner Strafe verhängt, ist aus zwei Gründen tadelnswerth. Zunächst trifft sie neben dem böswilligen, leichtfertigen, unbesonnenen Schuldner mit gleicher Härte den nur unglücklichen, welcher lediglich durch Zufall außer Stand gesetzt ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Sodann aber liegt die ethische Bedeutung der Strafe nicht schlechthin in dem Uebel, welches sie dem Schuldigen zufügt, sondern in dem Maße, welches sie bei Zufügung des Uebels hält. Die Schuldhast ist nach vielen Gesetzgebungen ein ungemessenes Uebel; es hängt von dem Belieben des Gläubigers ab, wann und auf wie lange er es zufügen will; er kann es heute erlassen und morgen von Neuem zufügen. Es sind Fälle zur Sprache gekommen, in denen Jemand, der 1000 Thaler geborgt hatte und nicht erstatten konnte, länger in Schuldhast sitzen mußte, als Jemand, der gleichzeitig 1000 Thaler gestohlen hatte, in Untersuchungs- und Strafhaft.

Die Verhängung einer Criminalstrafe für Nichterfüllung contractlicher Verbindlichkeiten wird der Regel nach da am Platze sein, wo sich Jemand der Leistung einer übernommenen Arbeit entzieht. Ob wir Jemandem Geld anvertrauen dürfen, ob wir unser Vermögen in seine Verwaltung übergehen lassen dürfen, sollen wir vorher wohl prüfen, seine Intelligenz, seine Zuverlässigkeit, seine Suffizienz in Erwägung ziehen; dagegen sollen wir uns nicht bedenken, einem Arbeitslosen Beschäftigung zu gewähren. Geld zurückzahlen kann nicht Jeder, arbeiten kann Jeder; wenn er uns dadurch Schaden zufügt, daß er nicht arbeiten will, dürfen wir den Schutz des Staates gegen ihn in Anspruch nehmen. Unter diesen Gesichtspunkten ahnden es schon die meisten Staaten mit einer Gefängnißstrafe, wenn

ein Matrose dem Feuervertrage sich entzieht. — Eine Consequenz aus der Abschaffung der Schuldhast würde sodann auch die Beseitigung der Wuchergesetze sein. Es giebt Creditgeschäfte, die im gemeinen Nutzen abgeschlossen werden; diesen verleihe der Staat wie bisher seinen Schutz durch Urtheil und Zwangsvollstreckung. Es giebt Creditgeschäfte, die zum gemeinen Schaden gereichen; diesen entziehe der Staat durch Abschaffung der Schuldhast eine ungerechtfertigte Stütze; es giebt endlich Creditgeschäfte, bei denen es unsicher ist, ob ein Nutzen oder ein Schaden herauspringen wird, die möglicher Weise aber nicht mit Sicherheit dahin führen, daß ein Mann in bedrängter Vermögenslage zu besseren Verhältnissen sich heraufarbeitet. Hierbei übernimmt der Gläubiger ein Risiko. Für dieses Risiko hielt ihn bisher die Aussicht schadlos, die Verwandten seines Schuldners thatsächlich in Mitleidenschaft zu ziehen. In Zukunft wird man ihm die Möglichkeit gewähren müssen, sein Risiko durch Stipulation eines höheren Zinsfußes in Geld zu escomptiren.

Ein anderer Gegenstand der Berathung waren die Häuserbaugenossenschaften. Ueber die Wohnungsnoth und ihre für Gesundheit und Sittlichkeit verderblichen Folgen hat seit vielen Jahren B. A. Huber seine gewichtige Stimme laut werden lassen, und darf es als den schönsten Erfolg seiner humanen und eifrigen Thätigkeit betrachten, daß jetzt von vielen Tausenden das Uebel eben so lebhaft als von ihm empfunden wird. Damit ist der erste Schritt zur Heilung geschehen; denn das gerade war das bedenklichste, daß man sich der vorhandenen Krankheit nicht bewußt wurde, daß man als etwas Natürliches und Unvermeidliches hinnahm, was die Folge Jahrhunderte langer Vernachlässigung ist. Darüber allerdings wird man sich keinen Illusionen hingeben dürfen, daß die Wohnungsfrage eben so wenig durch einen plötzlichen Act zu lösen ist wie die „sociale Frage“ in einer ihrer Abzweigungen überhaupt, und daß es wesentlich diätetische, also langsam wirkende Mittel sind, durch welche man der Krankheit zu Leibe zu gehen vermag. Beiläufig wollen wir doch bemerken, daß diese Frage von dem Congresse für schwierig genug gehalten wurde, um abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit sie durch eine ständige Commission bearbeiten zu lassen, welche als das erste Resultat ihrer Thätigkeit einen werthvollen Band von 156 Seiten der Versammlung vorgelegt hat. (Die Wohnungsfrage u. s. w. Berlin, Janke, 1865.)

Die angebeuteten diätetischen Mittel nun sind eben dieselben drei, mit denen allein erfolgreich auf dem socialen Gebiete gewirkt werden kann, nämlich a) die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auch auf die Baugewerbe unter gleichzeitiger Beseitigung aller irgend entbehrlichen baupolizeilichen Vorschriften. Dem Beispiele Bremens, welches mit Freigebung der Bau-



gewerbe voranging, sind seitdem nur Oldenburg und Baden gefolgt; in Preußen hat sich die Gewerbecommission des Abgeordnetenhauses für vollständige Freigebung des Baugewerbes erklärt. Geprüfte und concessionirte Zimmermeister und Maurermeister mit ihren vielen Gefellen bedürfen eines großen Betriebscapitals und haben deshalb überwiegende Neigung zu Großbauten, während die dem Bedürfnisse der arbeitenden Klassen entsprechenden Kleinbauten bei völliger Freiheit der Baugewerbe die hauptsächlichste Beschäftigung selbständig gewordener unzüntiger Gefellen ausmachen. In Bremen, der einzigen großen Stadt in Deutschland, in welcher fast ausnahmslos die Sitte herrscht, daß auch die ärmste Familie ein eigenes Haus bewohnt, werden etwa zwei Drittheile aller Häuser von Gefellen erbaut, und es ist bisher kein Beispiel bekannt geworden, daß ein derartiges Haus eingestürzt ist. Veiläufig hat diese unzüntige Arbeit auch nicht den Erfolg gehabt, der Kunst ihren Boden zu beeinträchtigen; denn seit der Zeit, wo man mit der Freigebung des Baugewerbes den Anfang machte, wirkte in Bremen Heinrich Müller, welchem die neue Börse und die Festbauten zum zweiten deutschen Bundeschießen einen Weltruf verschafften, und neben welchem noch eine Reihe anderer Architekten mit Ehren thätig ist.

Außerdem muß b) das genossenschaftliche Princip in Thätigkeit gesetzt werden, um dort, wo das Einzelinteresse die Privatindustrie nicht hinlänglich anstachelt, dem obwaltenden Bedürfnisse Genüge zu leisten, Wohnungen zu schaffen wie sie den Verhältnissen des Arbeiterstandes entsprechen. Es wurde bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf das Beispiel der englischen building societies verwiesen, welche im Wesentlichen unseren deutschen Vorschufsvereinen entsprechen, von denselben sich aber dadurch unterscheiden, daß sie die vorhandenen Mittel an ihre Mitglieder lediglich zu dem Zwecke austhun, daß dieselben sich auf eigenem Grund und Boden ein Wohnhaus, ein cottage erbauen, und daß sie sich dies Grundstück als Sicherheit für Verzinsung und Rückzahlung verschreiben lassen. Sind auch die lokalen Verhältnisse in Deutschland dem Gedeihen solcher Vereine im Allgemeinen nicht so günstig wie in England, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die genossenschaftliche Selbsthilfe auch bei uns sich auf die Herstellung von Wohnungen in noch fruchtbarer Weise wird anwenden lassen, als dies durch unsere Häuserbaugenossenschaften, die noch zu sehr an dem Wohlthätigkeitsprincipe kleben, bisher geschehen ist.

Endlich kommt es darauf an, c) durch Belehrung die Bildung der Arbeiterkreise zu erhöhen, ihnen eindringlich die Wichtigkeit der Wohnungsfrage an das Herz zu legen und sie so zu eigenem Streben zu ermuntern. Sie müssen nicht allein lernen, ihre Anforderungen an Gesundheit und

Comfort der Wohnungen höher als bisher zu stellen, und durch eigene Kraft sich den abscheulichen Verhältnissen, an welche sie bisher zum großen Theil gefesselt waren, zu entziehen, sondern sie müssen auch einsehen, daß der Erwerb eines eigenen Hauses der erste Schritt zu socialer Selbstständigkeit ist. — Dies sind die Gesichtspunkte, auf welche der Congreß seine agitatorische Thätigkeit auch fernerhin zu lenken beschloß. Tiefer in technische Details einzugehen, lehnte er ab, während er andererseits auch die Auffassung mißbilligte, als liege die Beschäftigung mit concreten Uebelständen, die in der Gesellschaft vorhanden sind, völlig außerhalb seiner lebiglich auf Klarstellung der wissenschaftlichen Grundsätze gerichteten Thätigkeit.

Auf dem Gebiete des Bankwesens hat der Congreß bisher die geringsten Erfolge aufzuweisen. Während die Bemühungen um Durchführung des französischen Handelsvertrages, an denen er sich eifrig betheiligte hat, zum erwünschten Ziele führten, während die Gesetzgebungen über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit vielfach verbessert wurden, während die Abschaffung der Patentgesetze seitens der preussischen Regierung ernstlich in Erwägung gezogen wird, ist in dem Bankwesen während der letzten Jahre kein erheblicher Fortschritt zu registriren. Die „Bankfrage“, d. h. die Abweichung der thatsächlichen Zustände von den wissenschaftlichen Postulaten auf dem Gebiete des Bankwesens, dreht sich um zwei Fragen: die mangelhafte Entwicklung des Depositenverkehrs und die Ueberfluthung mit privilegierten Werthzeichen. Gegen den letzteren Uebelstand, vermag ganz allein eine Verbesserung der Gesetzgebung in allen deutschen Staaten Abhilfe zu schaffen, und diese liegt, wie die politischen Verhältnisse einmal beschaffen sind, in weitem Felde. Die Entwicklung des Depositenverkehrs dagegen läßt sich durch die Thätigkeit der Bankverwaltungen und der Privatpersonen fördern. Es wäre daher wohl die Frage aufzuwerfen, ob es nicht praktischer gewesen wäre, wenn der Congreß sich mit ganzer Kraft auf diese eine Seite der Frage geworfen und sich darauf beschränkt hätte das Verständniß des Bankwesens im Publicum zu fördern, anstatt sich dadurch zu zersplittern, daß er berechnigte, aber vor der Hand hoffnungslose Ansprüche an die Staatsgewalt stellte.

Aufgabe der Banken ist vor allen Dingen der En-Gros-Handel mit Capitalien. Sie sollen Capitalien, die in der Hand der gegenwärtigen Besitzer augenblicklich müßig liegen, anleihen (Depositengeschäft), und sie sollen die so angesammelten Capitalien an Geschäftsmänner austhun, welche dieselben fruchtbar anzuwenden vermögen, entweder durch den Ankauf sicherer Wechsel (Discontogeschäft) oder durch Darlehen gegen Sicherheit (Combardgeschäft). Wenn es die Aufgabe der Banken ist, „Handel und In-

industrie zu beleben," durch Zuführung von Capitalien natürlich, so können sie selbstredend dieser Aufgabe nur dadurch genügen, daß sie das vorhandene Capital ansammeln, denn selbst Capital zu schaffen vermögen sie nicht. Durch die englische Sitte, daß Niemand seine Kasse im eigenen Hause hat, sondern Jedermann sie durch eine Bank führen läßt und nicht ganz unerhebliche Zahlungen durch Anweisungen auf die Bank (Checks) leistet, ist es nun dahin gekommen, daß auch der geringste Bruchtheil verfügbaren Capitals sich in den großen Reservoirs befindet, aus denen er wiederum zur Belebung von Handel und Industrie dorthin geleitet wird, wo er mit dem größten Nutzen verwendet werden kann. Der Engländer mag ebenso wenig einen Bruchtheil Capital, sei er noch so geringfügig, müßig liegen lassen, als der Chinese es duldet, daß irgend ein Quantum Dungstoff seiner Bestimmung entzogen wird. Bei uns fehlt die Gewohnheit des Privatpublicums, seine Kasse durch die Bank führen zu lassen, — eine Gewohnheit, die dem Einzelnen wie der Gesamtheit große Vortheile versprechen würde — es fehlt aber auf der anderen Seite auch die Neigung der Banken, dem Depositengeschäfte diejenige Pflege zu widmen, welche die englischen Banken als ihre Hauptaufgabe betrachten. Unsere wenigen Banken, mit dem Pandorageschenk eines Privilegiums, des Privilegiums der Notenemission insbesondere, ausgestattet, beschaffen einen erheblichen Theil ihres Betriebscapital durch das mühelose und verlockende aber auch gefahrdrohende Geschäft, dem Publicum Werthzeichen zu geben. So kommt es, daß der Depositenverkehr bei uns in unglaublich geringerer Weise ausgebildet ist als in England. Für die gesunde Entwicklung unseres Bankwesens scheint daher nichts nothwendiger als die Errichtung einer Reihe von Lokalbänken, welche auf das Privilegium der Zettelausgabe von vorn herein Verzicht leisten, sich nur dem Depositen- und Circulgeschäfte widmen und sich gleichzeitig bemühen, das verkehrtreibende Publicum an die Vortheile des Checksystems zu gewöhnen.

Was die Notenfrage anbetrifft, so hat sich vor zwei Jahren der Congress für die unbeschränkte Emissionsfreiheit ausgesprochen; jeder Privatmann, jede Gesellschaft mit unbeschränkter Haftbarkeit sollte unbeschränkt, jede Gesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit in beschränktem Maße zur Ausgabe von Werthzeichen befugt sein. In weiteren Kreisen hat dieser Gedanke noch nicht Eingang gefunden, weil dem wirthschaftlich wenig gebildeten Publicum schwer darzulegen ist, daß diese unbeschränkte Freiheit ein Mittel nicht zur Vermehrung, sondern zur Verminderung papierner Werthzeichen auf das dem Verkehr unerläßliche Maß ist. Ihr letztes Wort hat übrigens die Wissenschaft über die Banknotenfrage noch nicht gesprochen; wir können in unserer skizzenhaften Darstellung um so weni-

ger darauf eingehen, als es uns gestattet ist, auf einen vortrefflichen, kurz zusammenfassenden Aufsatz von Prince-Smith „Geld und Banken“ in dem neuesten Bande von Faucher's Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft zu verweisen. So begnügen wir uns, als Resultat der Berathung nur mitzutheilen, daß die diesjährige Versammlung den Dresdener Beschluß nicht in vollem Umfange erneuert hat, sondern sich darauf beschränkt hat auszusprechen: die Vermehrung von Circulationsmitteln durch Emission von privilegierten Werthzeichen, insbesondere von Staatspapiergeld ist verwerflich und kann den jetzt in einzelnen deutschen Staaten vorhandenen Mangel an bequemen Geld- und Werthzeichen nicht beseitigen. Wie jede national-ökonomische Frage eine Reihe anderer berührt, so tauchte auch hier das Zukunftsbild der deutschen Münzeinheit auf Grund der Goldwährung auf, um Hoffnung zu geben auf eine bessere Organisation der Umlaufsmittel.

Wir kommen endlich zu zwei Fragen, deren Berathung in diesem Jahre zu einer Einigung und zu einem Beschlusse nicht führten und die deshalb auf das folgende Jahr zurückgestellt wurden.

Die staatliche Aufsicht über die Waldwirthschaft berührt ein Thema, mit welchem nur eine geringere Anzahl von Mitgliedern vertraut sein kann. Der Zufall wollte, daß gerade die drei Mitglieder, auf welche man gerechnet hatte: Lette, Waron und Kenzsch, durch verschiedene Gründe zurückgehalten waren. Oder vielmehr der Zufall ist nur für zwei von ihnen verantwortlich zu machen; den dritten, den Präsidenten Lette, einen der Begründer des Congresses, den Präsidenten seiner ständigen Deputation, den unermüdblichen Fürsprecher wirthschaftlicher Freiheit, hatte sein vorgesetzter Minister aus Gründen zurückgehalten, die wahrscheinlich dann noch nicht offenbar werden, wenn die Todten auferstehen. Weber subversiver noch antipreußischer Tendenzen wird man bei einiger Unbefangenheit den Congreß selbst, noch Lette's Wirksamkeit auf demselben beschuldigen können. In Ermangelung sachverständiger Autoritäten konnte nur eine kurze Vorbesprechung stattfinden. Seitens des Referenten wurde hervorgehoben, daß hier ein Punkt sei, bei welchem die Nationalökonomie auf ihrem Principe: „Nichteinmischung der Staatsgewalt in die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung“ nicht streng beharren könne, sondern sich zu Concessionen verstehen müsse. Daß die vollständige Abholzung von Waldungen unter Umständen einträglich sein kann als jede noch so rationell betriebene Bewirthschaftung derselben, ist zweifellos; auf der anderen Seite steht es fest, daß die Abholzung von Höhenwaldungen traurige Folgen für späte Generationen gehabt, insbesondere Ueberschwemmungen herbeigeführt hat. Die Freiheit der Bewirthschaftung erweist sich hier als eine unzu-

reichende Kraft, um die gerechten Ansprüche der Zukunft gegen die Selbstsucht der Gegenwart zu schützen, und wir müssen Abhülfe bei der Staatsgewalt suchen. Von anderer Seite wurde gegen dieses Raisonnement principiell nichts eingewendet, aber darauf hingewiesen, daß gerade der Staat sich am meisten jener in ihren Folgen so verderblichen Devastationen schuldig gemacht hat. Darauf hätte füglich erwidert werden können, daß der Staat diese Vergehen nicht in seiner Eigenschaft als Inhaber des Aufsichtrechts, sondern in seiner Eigenschaft als Eigenthümer von Wäldungen begangen habe, und daß es daher erforderlich sei, den Wald durch Polizeivorschriften gegen jeden Eigenthümer, sei derselbe ein Privatmann oder der Fiscus, zu schützen.

Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Angelegenheit eine Instanz bildet gegen eine irrige Auffassung des Staats, welche unter Volkswirthen leider noch immer verbreitet ist. Eine andere Instanz in derselben Richtung bildet die unbestreitbare Pflicht des Staates, Wächter und Vormund der natürlichen Wasserstraßen zu sein. Man hört häufig von Volkswirthen die Behauptung aussprechen, die Aufgabe des Staates sei lediglich Schutz gegen Außen und Sicherheit nach Innen zu gewähren. Zunächst liegt hier eine Verwechslung des Staates und der Staatsgewalt vor, während der letztere Begriff den ersteren nicht völlig deckt. Sodann ist der Ausdruck „Sicherheit nach Innen“ ein sehr vieldeutiger und auf vielen Gebieten ungläublich dehnbarer, z. B. was die Medicinalpolizei anbelangt. Endlich aber widerspricht diese Definition der geschichtlichen Erfahrung, nach welcher der Staat von jeher die erziehende Intelligenz des Volkes gewesen ist und seine Vorseege in dem Maaße eingeschränkt hat, als der Zögling der Erziehung erwachsen ist. Wir sind der Ansicht, jener Satz könne nur negativ gefaßt werden: die Staatsgewalt darf sich keine Aufgabe stellen, von welcher nachzuweisen ist, daß sie durch die freie Thätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft besser gelöst werden kann. Praktisch werden beide Definitionen der Regel nach auf dasselbe hinauskommen, theoretisch aber ist es von Wichtigkeit, die ethische Seite des Staats nicht durch eine falsche Definition zu verdecken.

Die letzte Frage endlich, die einzige, welche die Versammlung entchieden in zwei Heerlager gespalten antraf, konnte nicht zum Austrage gebracht werden, weil der letzte Sitzungstag eine gewisse Ermüdung mit sich führte, unter deren Eindruck eine so schwierige Frage, eine der feinsten in der Volkswirtschaft, nicht discutirt werden konnte. Auch ihr wurde daher nur eine kurze, mehr orientirende, als erschöpfende Behandlung zu Theil. Es ist die Frage nach den zweckmäßigsten Gemeindesteuern.

Die Klagen über Steuern und Steuerdruck sind so alt wie die Steuern selbst. Niemand würde einen Zustand zu loben unterlassen, in welchem die bürgerliche Gesellschaft ohne Steuern fertig wird, wenn ein solcher Zustand denkbar wäre. Allein die Klagen über Steuern sind nicht die einzigen, die wir auszustoßen pflegen. Wir murren nicht minder, wenn wir unsere Miethe bezahlen oder unsere Neujahrsrechnungen erlebigen müssen. Bei den letzteren Klagen aber finden wir einen Trost in der verständigen Erwägung, daß alle jene Zahlungen Gegenleistungen sind für Leistungen, die uns zu Theil geworden, und daß wir lieber die Gegenleistung hingeben als auf die Leistung für immer verzichten möchten. Wir werden daher auch, wenn nicht das Gemüth, doch den Verstand derer beschwichtigen können, die über Steuern Klage führen, wenn wir es dahin bringen, daß auch die Steuern als Gegenleistungen für empfangene Leistungen betrachtet werden können. Ob dies in Beziehung auf die Staatssteuern jemals gelingen wird, ist zu bezweifeln, denn der Staat ist kein volkswirtschaftliches Product. Die Ortsgemeinde aber ist lediglich ein volkswirtschaftliches Product; ihr sollte es daher möglich sein, ihren Haushalt nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen, auf dem Principe von Leistung und Gegenleistung zu regeln.

Die Ausgaben der Ortsgemeinden sind lediglich solche, die durch das Zusammenwohnen vieler Menschen auf engem Raume veranlaßt werden. Einerseits können dieselben sich manchen Comfort verschaffen, der für den Einzelnen unerschwinglich ist, Gasbeleuchtung, Straßenpflaster, Wasserleitung u. dgl. Auf der anderen Seite erzeugt das Zusammenleben Vieler gewisse Nachtheile für Gesundheit und Sicherheit, denen durch kostspielige Anstalten entgegengearbeitet werden muß, Feuerwachen, Straßenreinigung, Sicherheitsdienst u. s. w. Das Zusammenleben Vieler ist also die Quelle aller Gemeinbeausgaben. Das Zusammenleben Vieler ist aber die Ursache einer ungemeinen Werthsteigerung für Grund und Boden und alle Baulichkeiten. Im menschenleeren Urwalde würden wir geneigt sein, für ein Product der Industrie, welches uns dort angeboten würde, einen Rock, ein Gewehr, einen hohen Preis zu zahlen; Grund und Boden sind in demselben werthlos, wie fruchtbar er sei, während der unfruchtbare Boden in der belebten Straße einer Hauptstadt nach Quadratsfuß verkauft wird. Ein prächtiges, geräumiges Wohnhaus auf einem Landgute erhöht dessen Werth kaum mehr, als wenn es nur den bescheidensten Ansprüchen genügte. In der regent-street, im Faubourg St. Germain oder unter den Linden würde sein Werth unerschwinglich sein. Was erhöht nun den Werth der Immobilien? Das Zusammenleben Vieler, die erleichterte Möglichkeit in ein ausgedehntes System der Arbeitstheilung einzutreten.

Das Zusammenleben Vieler veranlaßt die Gemeinbeausgaben; es ist die Quelle einer Werthsteigerung für alle Immobilien. Man decke die Gemeinbeausgaben durch eine Grund- und Häusersteuer, und das Zusammenleben Vieler wird auch die Quelle der Gemeinbeeinnahmen sein. Es läßt sich bis in Einzelheiten nachweisen, daß Jedermann an dem Nutzen der Gemeinbeeinrichtungen ungefähr in demselben Maaße participirt, in welchem er zur Entrichtung der Grund- und Häusersteuer verpflichtet sein würde. In England werden seit Jahrhunderten nach diesem Princip die Gemeindesteuern zu allseitiger Zufriedenheit gebedt.

Dieser Ansicht steht nun eine andere gegenüber, welche alle Steuern nach der „Steuerkraft“ bemessen und darum die Gemeindesteuern in derselben Weise und nach demselben Princip wie die Staatssteuern erheben will. Wir gestehen offen, daß es uns mit dem Begriffe „Steuerkraft“ eben so geht, wie jenem alten Weisen mit dem Begriffe „Gott;“ je länger wir darüber nachdenken, desto unklarer wird er uns. Wir sind daher außer Stande die Gründe der Gegenansicht klar und übersichtlich darzulegen, und wollen um so eher unsere Skizze schließen, als es uns nur darauf ankam, die Aufmerksamkeit für einige der wichtigsten national-ökonomischen Fragen der Gegenwart anzuregen.

Dr. A. Meyer.

## Lord Palmerston's Macht und Popularität.

Als Lord Palmerston am 30. August 1841 mit seinen Whig-Collegen aus der Regierung scheidet, stand er bereits in einem Alter von 57 Jahren und galt, von den einen hoch gepriesen, von den anderen arg verflucht, doch weder drinnen noch draußen für einen großen Staatsmann. Um so merkwürdiger wird uns das überaus langsame, aber desto sicherere Wachstum seiner Gewalt erscheinen. Daß seine geistigen Fähigkeiten erst so spät ihre volle Reife erreicht hätten, wird Niemand behaupten wollen. Freilich hatte er seine Geschäftsgewandtheit und einzelne seiner Diplomatie glücklich gelungene Wüfte aufzuweisen; allein als ein Mann ohne feste Ideen und Grundsätze besaß er noch lange kein unbedingtes Vertrauen weder in der Nation noch in der Partei. Indem ihm Zeit und Geschmack für eigentliche Parteithätigkeit fehlten, und seine Anlage vielmehr darin bestand sich leicht zu assimiliren, konnte es ihm erst allmählich gelingen andere zu überholen, die, obwohl jünger als er, gerade weil sie festen Anschauungen ergeben, ihm einst vorauszuweichen schienen. Nichts eigenthümlicher als seine Rivalkaschheit mit dem um acht Jahre jüngeren Lord John Russell, der sich jetzt als sein Nachfolger versuchen will. Dessen hervorragende Betheiligung an der Reformbill, sein correctes Whigthum, die biedere Ueberzeugung, mit welcher er das constitutionelle Staatsrecht darlegte und ausübte, hatten ihn im Ansehen der Leute rasch emporgehoben. Im Jahre 1836 schrieb der witzige Sydney Smith, dessen Scharfblick freilich sich nicht unmerklich von Parteirücksichten blenden ließ: „Lord John Russell ist über allen Vergleich der fähigste Mann in der ganzen Regierung und ist so sehr, daß dieselbe ohne ihn nicht einen Augenblick existiren kann.“ Wenn der Secretär des Auswärtigen zurückerträte, so würden wir uns an der spanischen Küste nicht mehr in Schande hineinarbeiten.“ Sehr langsam hat sich dieses Verhältniß, aber dann freilich sehr entschieden, zu Ungunsten Russell's umgekehrt. Es kam eine Zeit, wo der größere Schatz praktischer Erfahrung und vor Allem die Gewandtheit sich den Umständen, den Stimmungen anzupassen, ihnen als Führer voraus zu gehen, mehr werth war als alle Ueberzeugungstreue und die doctrinäre Verfassungsfertigkeit, in welcher Russell glänzt. Erst dem Greisenalter nahe sollte Palmerston ihn überwinden, um selber in Tagen erbitterter politischer Eifersucht kühl und ruhig über dem Streit der zerfahrenen Parteien zu dominiren. Schritte zu diesen seinen spätesten Erfolgen hat



Das Zusammenleben Vieler veranlaßt die Gemeindeausgaben; es ist die Quelle einer Werthsteigerung für alle Immobilien. Man deckt die Gemeindeausgaben durch eine Grund- und Häusersteuer, und das Zusammenleben Vieler wird auch die Quelle der Gemeindeeinnahmen sein. Es läßt sich bis in Einzelheiten nachweisen, daß Jedermann an dem Nutzen der Gemeindeinstitutionen ungefähr in demselben Maaße participirt, in welchem er zur Entrichtung der Grund- und Häusersteuer verpflichtet sein würde. In England werden seit Jahrhunderten nach diesem Princip die Gemeindesteuern zu allseitiger Zufriedenheit gedeckt.

Dieser Ansicht steht nun eine andere gegenüber, welche alle Steuern nach der „Steuerkraft“ bemessen und darum die Gemeindesteuern in derselben Weise und nach demselben Princip wie die Staatssteuern erheben will. Wir gestehen offen, daß es uns mit dem Begriffe „Steuerkraft“ eben so geht, wie jenem alten Weisen mit dem Begriffe „Gott;“ je länger wir darüber nachdenken, desto unklarer wird er uns. Wir sind daher außer Stande die Gründe der Gegenansicht klar und übersichtlich darzulegen, und wollen um so eher unsere Skizze schließen, als es uns nur darauf ankam, die Aufmerksamkeit für einige der wichtigsten nationalökonomischen Fragen der Gegenwart anzuregen.

Dr. A. Meyer.

## Lord Palmerston's Macht und Popularität.

Als Lord Palmerston am 30. August 1841 mit seinen Whig-Collegen aus der Regierung schieb, stand er bereits in einem Alter von 57 Jahren und galt, von den einen hoch gepriesen, von den anderen arg verschrien, doch weder drinnen noch draußen für einen großen Staatsmann. Um so merkwürdiger wird uns das überaus langsame, aber desto sicherere Wachstum seiner Gewalt erscheinen. Daß seine geistigen Fähigkeiten erst so spät ihre volle Reife erreicht hätten, wird Niemand behaupten wollen. Freilich hatte er seine Geschäftsgewandtheit und einzelne seiner Diplomatie glücklich gelungene Würfe aufzuweisen; allein als ein Mann ohne feste Ideen und Grundsätze besaß er noch lange kein unbedingtes Vertrauen weder in der Nation noch in der Partei. Indem ihm Zeit und Geschmack für eigentliche Parteithätigkeit fehlten, und seine Anlage vielmehr darin bestand sich leicht zu assimiliren, konnte es ihm erst allmählich gelingen andere zu überholen, die, obwohl jünger als er, gerade weil sie festen Anschauungen ergeben, in ihm einst vorauszuweichen schienen. Nichts eigenthümlicher als seine Rivale, Lord John Russell, der sich jetzt als sein Nachfolger versuchen will. Dessen hervorragende Bethätigung an der Reformbill, sein correctes Whigthum, die Energie, mit welcher er das constitutionelle Staatsrecht darlegte und ausführte, hatten ihn im Ansehn der Leute rasch emporgehoben. Im Jahre 1836 schrieb der witzige Ebyney Smith, dessen Scharfblick freilich sich nicht übererkennbar von Parteirücksichten blenden ließ: „Lord John Russell ist in jeder Hinsicht der fähigste Mann in der ganzen Regierung und derjenige, auf den wir am meisten zählen können.“ Wenn der Secretär des Auswärtigen zurückträte, so würden wir uns an den spanischen Küste nicht mehr in Schande hineinarbeiten.“ Sehr langsam hat sich dieses Verhältniß, aber dann freilich sehr entschiedener zu Ungunsten Russell's umgekehrt. Es kam eine Zeit, wo der größte Umsatz in praktischer Erfahrung und vor Allem die Gewandtheit sich den Umständen anzupassen, ihnen als Führer voraus zu ziehen, mehr werth war als alle Ueberzeugungstreue und die doctrinäre Verfassungsfertigkeit, in welcher Russell glänzt. Erst dem Greisenalter nahe sollte Palmerston ihn überwinden, um selber in Tagen erbitterter politischer Eifersucht kühl und ruhig über dem Streit der zerfahrenen Parteien zu dominiren. Schritte zu diesen seinen spätesten Erfolgen hat

er doch auch schon in der fünfjährigen amtlichen Zeit gethan, ebnete während derselben die heftigsten Anklagen gegen ihn laut wurden, die auf seine völlige Discreditirung angelegt waren.

## 1.

In seinem Leben hat ihm unendlich wenig an Consequenz an dem, was man in der Politik besonders Charakterstärke nennt. Schärfer hat er es auf Nutzen und Vortheil des Staats abgesehen, als er angehörte, und mit einer ungewöhnlichen Sicherheit, wenigstens die nächste Zukunft betrifft, dem öffentlichen Geiste seine Richtung lauschen verstanden. So bekannte er sich längst als Freihändler, wie Peel, nunmehr an der Spitze der Staatsverwaltung, noch das alte System aufrecht zu halten suchte. Schon bei jener Debatte über den Zoll hatten sie einen Gang mit einander, der geeignet ist die Pastoren beider Staatsmänner in das Gedächtniß zurückzurufen. Peel hatte einen Plan, den Güterverkehr durch Abnahme der willkürlichen Einfuhrzölle zu geben, die traurigsten Folgen, eine heftige Confusion der wirtschaftlichen Zustände des Reichs prophezeit. Palmerston erwiderte: „Die Wahl steht zwischen Freihandel — und darunter verstehen wir die Freiheit zwischen Bernunft und Vorurtheil, zwischen dem Vortheil vieler und dem Vortheil weniger. Ein Schutz Zoll ist nicht nur irrig, sondern sogar völlig nutzlos für diejenigen, als deren besonderer Vortheil gehalten werden soll. Gebt mir einen Handel, der frei und offen ist, ich meine eine ehrliche Concurrrenz eröffnet, und ich will nachweisen, daß er ein größeres Land wie Großbritannien fortführt sich zu verschließen, als die anderen Länder eben so lange dasselbe thun.“ Das war die Antwort, mit dem er Peel wiederholt begegnet ist, bis dieser Cobden's unvergeßliche Beweisführung eines Besseren belehrt, die auch der letzten Schanzen der Protection aufgab.

Allein auch in anderen Stücken hatte das Tory-Ministerium einen gefürchteten Gegner nie aus den Augen zu lassen. Die großen Angelegenheiten waren ihm so sehr zur Domäne geworden, auch ohne Portefeuille und auf den Bänken der Opposition als das mächtigste Orakel erscheinen konnte. Dies war um so mehr der Fall, als der armselige Graf Aberdeen in schönster Eintracht mit dem von Guizot gesteuerten Frankreich nur zu sehr geneigt war den Dingen in aller Weisheit ihren Lauf zu lassen, und damit dem Gegner oft genug Gelegenheit bot Kritik zu üben. Zwar war Peel, der seine Regierung auch im Unterhause

zu vertreten hatte, nicht in allen Stücken der Mann ihn zurückzuweisen, aber ihm kam die Feindschaft zu Hülfe, die Palmerston sich bei Conservativen und Radicalen zugezogen hatte. Weibe wetteiferten mit einander die zusammenhangelose, unheilvolle Politik anzuklagen, die er gegen Rußland befolgt haben sollte. Sie nannten ihn russisch, weil er weder 1831 noch späterhin den Polen beigezungen sei, weil er unter anderem die Perser nicht als Rächer dieser edlen Patrioten zum Kriege gegen den Czaren aufgestachelt habe. Allerlei schöne Worte zwar hat er ihnen damals und fernerhin gegeben und das Seine dazu beigetragen die sanguinischen Hoffnungen der Polen hinzuhalten. Allein diese selbst hätten gleich an der ersten Probe abnehmen können, daß Lord Palmerston sich ihretwegen niemals ernstlich um die Verträge von 1814 schaffiren würde, sie hätten begreifen sollen, daß es für ihn und Großbritannien mit ihrem unglücklichen Vaterlande keinen Handelsvertrag abzuschließen gab. Palmerston, von jeher gewohnt, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zumal volksthümlicher Erhebungen in Betracht zu ziehen, hat daher bei den Anlässen, wie sie noch oft wiederkehrten, stets auch die überwiegende Macht russischer Bajonette in Anschlag gebracht und niemals an den Erfolg der Freiheitsbestrebungen Polens geglaubt. Daß er sie als Diplomat vom Standpunkt der britischen Politik auszunutzen suchte wie 1846, als Krakau ebenfalls wider den Wortlaut der Wiener Verträge von Oesterreich annectirt wurde, und noch neuerdings bei der Insurrection des Jahres 1863, wird man ihm nicht vorwerfen dürfen. Mißlicher steht es um die schmeichlerischen Erwartungen, mit denen er die Emigrantendeputation hinzuhalten liebte, die ihm lange Zeit Jahr für Jahr unter Lord Dudley Stuart's Vortritt aufzuwarten pflegte. Sie waren Narren noch etwas von ihm zu erwarten; er aber sympathisirte wohl mit ihnen ohne sie jemals unterstützen zu wollen.

Wir haben schon gesehen, wie wenig die Anschuldigung zutrifft, Palmerston habe die Türkei dem Spiele Rußlands Preis gegeben. Man hat sich im Gegentheil immer mehr davon überzeugt, daß er es war, der zum Theil noch mit Hülfe der alten traditionellen, zum Theil mit Hülfe seiner eigenen Interessenpolitik es dahin gebracht hat, daß dem osmanischen Reiche auf ein anderes Menschenalter hinaus eine kümmerliche Existenz gewahrt erscheint. Dagegen haben die Tories Palmerston's asiatische Politik zu belangen gesucht, die sich doch während seiner ersten Administration besonders rührig gezeigt hatte. Nicht nur daß man ihn, der Canton erobern und fünf verschlossene Häfen Chinas sprengen ließ, wegen der Immoralität des Opiumhandels, wegen der beständigen kriegerischen Auftritte verantwortlich machte, die, seitdem das Monopol der ostindischen Com-

pagnie gefallen, die Folge der entfesselten commerciellen Begierden seien und auch dort im fernsten Orient nur dem lauernden Russenreich zu Gute kämen. Als bald nach dem Rücktritte der Whigs ein tragisches Unheil über die Briten in Afghanistan hereinbrach, sollte Lord Palmerston, der die Eroberung jenes Landes in's Werk gesetzt, zugleich an dem Verlust und abermals an einer schmählischen Nachgiebigkeit gegen Rußland schuld sein. Die Frage, wie es sich in Wahrheit damit verhalten, berechtigt wohl dazu etwas weiter auszugreifen.

In Mittelasien hatte Palmerston mit Recht den verwundbarsten Fleck der britischen Größe erkannt, denn über Persien und die bis an den Hindukusch ihm östlich vorliegenden Länder hin bohrte trotz gelegentlicher Schlappen der russische Einfluß unablässig weiter. Es galt ihm zugleich in Teheran und in Cabul Halt zu gebieten. Die Perfer von Alters her mit den Afghanen wegen der Verschiedenartigkeit des muhamedanischen Glaubensbekenntnisses gespannt, suchten 1837, heimlich von St. Petersburg aus angefachelt, mit Waffengewalt die überaus wichtige Dase Herat an sich zu bringen. Als die Proteste des englischen Gesandten Mac Neil keinen Eindruck machten, erfolgte offener Bruch. Erst die Occupation von Ahen, eine von Indien aus veranstaltete Expedition in den persischen Golf, die Besetzung der Insel Charek ohne jedwede Kriegserklärung nöthigten den Schach zum Abzuge von Herat. Darauf erhebt nun dieser vergebliche Einwürfe gegen die Gewaltthat; Palmerston, unerbittlich, zwingt ihm von Neuem den verhaßten Mac Neil auf und zugleich jenen Handelsvertrag, von dem schon die Rede gewesen, mit dem in der That die Russen, da sie nicht mit Armeen erschienen, aus dem Felde geschlagen worden sind. Seitdem steht Persien demoralisirt unter fremder Curatel, in der bisher unstreitig England neben Rußland und Frankreich das erste Wort führt; denn auch späterhin im Jahre 1856, als noch einmal Zwangsmaßregeln angewandt werden, siegt die britische Politik in einem Grade, daß die Niederlage der Russen am Hofe zu Teheran wohl wirksamer genannt werden kann als selbst der Fall von Sebastopol. Die Natur der Dinge — und ihr hat Palmerston wahrlich auch gehuldigt — brachte es mit sich, daß, wenn Großbritannien seines ungeheueren ostindischen Reichs nur einigermaßen sicher sein wollte, es dem einzigen furchtbaren Rivalen die dazwischen liegenden Länder nicht Preis geben durfte.

Auch die Besitzergreifung in den Gebieten der Afghanen war daher eine Nothwendigkeit, schon weil man den oberen Lauf des Indus nicht fahren und jenem kriegerischen, zügellosen Volke den Einbruch in den Nordwesten des britischen Ostindien nicht offen lassen konnte. Nur blinde Feindschaft kann es einen politischen Fehler schelten, wenn Palmerston hier ein-

schrift; allein die Weise, wie es geschah, war ungeheuerlich, das Verfahren im Einzelnen höchst tabelnswerth. Da saß in Cabul der Emir Dost Muhammed, in dem verkommenen Orient eine seltene, kraftvolle Erscheinung. Ein eifriger Muhamedaner war er ein Feind der schittischen Perser im Westen wie der heidnischen Sikhs im Osten; er kannte die Lage der Welt hinreichend um die ungeheuren finanziellen Hilfsquellen der britischen Ferenghi gegen die zahllosen Bajonette der Moskowiter abzuwägen. Sein Herz stand nach dem Pendschab, wo Rundscht Singh über die Sikhs herrschte. Wenn die Engländer ihn gewähren lassen, so will er ihr Freund und Bundesgenosse sein, denn am liebsten sicherlich wäre er mit ihnen gegangen. Man mußte aber seine Augen den wohl verstandenen Interessen Großbritanniens völlig verschließen, wie das wirklich so viele erbitterte Feinde Palmerston's seither gethan haben, wenn man nicht einsehen wollte, daß gerade jener Mann als Herr am oberen Subletsch so recht geschaffen war die Muhamedaner im eigentlichen Indien abtrünnig zu machen. Kein britischer Minister, kein Statthalter konnte ihm nachgeben. Dost Muhammed, von Lord Auckland abgewiesen, der seit 1836 in der Residenz zu Calcutta gebot, wandte sich nunmehr an Rußland und vertrug sich mit Persien, das eben von Herat abstehen mußte. Um dieselbe Zeit begegneten sich zwei merkwürdige Europäer in Cabul, als russischer Agent mit Anweisungen auf Teheran, Herat, Cabul, ja bis zu den Fürstenthümern am Indus hin der Capitän Wittewitsch, ein geborener Pole, der wie mehrere seiner Landsleute der Ueberzeugung lebte im Dienste des Czaren zur Befreiung der Heimath mitwirken zu können, und ein Schotte, der Capitän Alexander Burnes, einer von denjenigen Briten, die durch intime Bekanntschaft mit den Sprachen und Sitten des Orients ähnlich wie Warren Hastings zur Consolidirung der ungeheuren Herrschaft bestimmt erscheinen. Beide in jungen Jahren, von weiten Plänen erfüllt, dienten als Bedetten einer riesigen Politik. Jener, der Pole, sann vielleicht auf Rache an dem perfiden Albion, vor Allem aber wollte er seinem Herrn den Weg nach Indien bahnen; Burnes, von großen Talenten, aber im Charakter schwankend, erkannte diese Gefahr auf der Stelle und rieth, daß unverzüglich ein entscheidender Schlag dagegen geführt werden müsse. Der Gouverneur von Indien, der Minister an der Spitze des Controlamts in London waren ganz dieser Ansicht, Lord Palmerston verschloß sich am Wenigsten der Erkenntniß, daß es gelte mit aller Energie zu handeln. So geschahen denn die Rüstungen zu der Expedition, welche Dost Muhammed stürzen und einen Gegenpräsidenten an seine Stelle setzen sollten, nach einem Maßstabe, als würde man auf ein russisches Heer stoßen. Burnes freilich, der gehofft hatte bei dieser Gelegenheit den

Posten eines Residenten in Cabul zu erhalten, wurde einfach dem bisherigen Vertreter Mac Naghten beigegeben, wodurch dann leider sein gekränkter Ehrgeiz zur Quelle der schärfsten Urtheile über die Ausführung geworden ist. Vergebens desavouirt jetzt der Kaiser Nicolaus den Polen Wittkewitsch, der sich bald in St. Petersburg selber das Leben nahm, vergebens thut er Alles um die englische Nation zu beschwichtigen, bringt selber darauf, daß die russischen Staatschriften in den Londoner Blaubüchern abgedruckt werden, damit alle Welt erfahre, wie sehr die Interessen der beiden Mächte dieselben seien, wie sehr es darauf ankomme, gemeinsam für ihre Handelszwecke Ruhe und Gebeihen in Mittelasien zu fördern. Im Jahre 1839 erfolgt der Einmarsch der Briten über Candahar, die Erstürmung von Ghazna und Cabul und endlich die Selbstauslieferung des gefürchteten Dost Muhammed, der in ein ehrenvolles Gewahrjam nach Osten abgeführt wird. Nur zu bald indeß wendet sich das Blatt in einer Weise, wie sie der Petersburger Hof und alle Gegner der Politik Lord Palmerston's nicht besser wünschen konnten.

Es wird stets unbegreiflich bleiben, wie man ein Land, das nur überannt, nicht erobert worden, für eine sichere Beute nehmen, wie die Engländer sich mit Weib und Kind dort heimisch einrichten konnten, während die kraftvollen Eingeborenen mit dem Scheinfürsten, der ihnen aufgenöthigt worden, nichts zu schaffen haben wollten. Kleine, zerstreute Garnisonen unter einem altersschwachen, mattherzigen Befehlshaber schienen genügend; jede vernünftige Maßregel, um ein festes Regiment zu führen und allezeit hinreichende Streitkräfte von der anderen Seite des Indus zur Verfügung zu haben, war unterlassen worden. Statt dessen stöberten die Politiker auf das Eifrigste überall den Spuren der russischen Wählereten nach, und selbst der klare Burnes, obgleich von unbefriedigter Selbstsucht gestachelt und mit dem Auftreten der Behörden nicht durchweg zufrieden, schrieb ein Mal über das andere: es steht Alles vortrefflich hier. Auch als ihm treue orientalische Diener von einer weit verzweigten Verschwörung der Afghanen meldeten, wollte er nichts davon glauben, noch sich in das besetzte Lager retten. So fiel er als das erste Opfer beim Losbruch des Sturms am 2. November 1841, und über seinen Leichnam hinweg brach ein Trauerspiel herein, das an Furchtbarkeit dem von 1858 kaum nachsteht. Nach dem Ueberfall der Cantonnements und dem Meuchelmord Mac Naghten's durch Akbar Khan, den Sohn des entthronten Emirs, erfolgte der gräßliche Rückzug der geschlagenen Trümmer durch den Paß von Khoord-Cabul, ein Candinisches Joch, wo den wüthenden Feinden und der grimmen Winterkälte nur einzelne Glende entronnen sind.

Für diese entsetzliche Niederlage nun ist Lord Palmerston, nachdem er

schon nicht mehr im Amte war, verantwortlich gemacht worden; er, Hobhouse, der das Controlamt, Auckland, der die Statthalterschaft von Indien den Tories hatte cediren müssen, Ponsonby und Mac Neil, die Gesandten in Constantinopel und Teheran, sollten die Urheber des ganzen, nunmehr als höchst verderblich bezeichneten Unternehmens gegen Doft Muhammed gewesen sein. Es kam zu den hitzigsten Debatten im Unterhause, zumal über das bereits im Jahre 1839 publicirte afghanische Blaubuch, denn immer mehr stellte es sich heraus, daß von der diplomatischen Correspondenz in Betreff dieser Angelegenheit die wesentlichsten Stücke vor-enthalten oder gekürzt worden waren. Lord Palmerston gab dies zu und beharrte dabei, es sei das Recht des leitenden Ministers nur das Nöthige zu publiciren, das Unerhebliche hingegen wegzulassen. Deutlich ließen beide, er wie Peel, es durchblicken, daß sie in diesem Stücke mit Rücksicht auf den Czaren, den man schlimmer compromittiren konnte als die diplomatische Courtoisie zuläßt, eines Sinnes seien. In der That ist weit später, nachdem die Sache immer wieder zur Sprache gekommen, die Herausgabe eines vollständigen Blaubuchs abgerungen worden, woraus sich allerdings ergibt, daß russische Depeschen damals nicht für die Deffentlichkeit geeignet erschienen, und auch die Briefe von Burnes mindestens nicht vollständig abgedruckt worden waren. Aber man soll erst beweisen, daß durch jene der Zug noch hätte verhindert werden können oder daß an diesen eine nichtswürdige Fälschung vorgenommen worden, um alle Schuld einem unglücklichen Opfer in die Schuhe zu schieben, das sich nicht mehr verantworten konnte. Mitten in der aufgeregten Zeit des Februars 1848 ist dies noch einmal von Chisholm Anstey versucht worden, um die Zeit wenigstens einem der leichtgläubigsten Nachbeter Urquhart's. Allein das Parlament wie das Land fand doch die Gründe stärker, mit denen Palmerston nicht nur für die Handlungsweise der britischen Regierung, sondern namentlich auch für die Befugniß des Ministers eintrat unter den Papieren eine Auswahl zu treffen, die ihm gut dünke, ein Brauch, der bekanntlich in sehr ausgebehnter Weise Statt hat, so lange es diplomatische Blaubücher giebt. Wir wollen den Minister nicht weiß brennen und vermögen es auch nicht, da auch heute noch der Schlüssel zu mehr als einem Räthsel fehlt. Wir wollen nur bemerken, daß ihn sein Glück wiederum nicht im Stiche ließ, als er eben in der ärgsten Klemme stand. Die Tories nämlich überboten sich in ihrem Fanatismus um alle Einmischung in Ca-bul zu verdammen; Lord Ellenborough, der einer der hitzigsten Gegner dieser Politik gewesen, wurde an die Stelle Auckland's nach Calcutta geschickt. Beschränkt und kleinlich von Natur, suchte er nicht nur das menschliche, einsichtsvolle System, das sein Vorgänger in Indien befolgt hatte,



bei jeder Gelegenheit zu verhöhnern, sondern die Generale, welche die Ehre Englands um augenblickliche Vergeltung an den Afghanen und um Befreiung der mit Weib und Kind gefangenen Landsleute anriefen, mußten ihn förmlich zu dem Rachezuge fortreißen, der im Herbst 1842 erfolgte. Aber die Rückgabe der Tempelpforten von Somnauth, die vor Alters ein muhamedanischer Krieger den Hindus entrissen, an diese, und gar die Wiedereinsetzung des Dost Muhammed in seine Herrschaft waren Verstöße der ärgsten Art wider die vornehmsten Interessen der britischen Autorität. Hieß doch beides recht eigentlich den Haß der Racen und der Bekenntnisse schüren; Nichts hat mehr dazu beigetragen, daß wir immer wieder von Kämpfen um Herat, von russischen Intriguen in Centralasien hören. Im Vergleich mit solcher Thorheit mußte der Nation das Verfahren der Wighs, wie waghalsig in der Anlage, wie unüberlegt in der Ausführung, doch als staatsmännische Weisheit erscheinen. Lord Palmerston aber durfte sich in's Häußchen lachen.

## 2.

Als am 29. Juni 1846 Sir Robert Peel mit dem ehrlichen Bekenntnisse, daß jeder Kornzoll vom Uebel sei, sein Amt als erster Minister niederlegte und für das Bewußtsein, den Armen billiger Brod zu sichern, das Zutrauen, das die Tories in ihn gesetzt, daran gab, da kehrte auch Palmerston, nunmehr unter Lord John Russell, auf seinen Posten im Foreign Office zurück. Mit Freuden sahen ihn viele seiner Landsleute wiederkehren, als bereits überall in Europa das politische Barometer auf Sturm deutete. Die Polen fingen an und hatten dafür zu büßen; wir wissen, daß der Minister des Auswärtigen für sie nur die Finger zum Schreiben gerührt hat. Um so lebhafter waren seine Sympathien und die des liberalen Englands hinter ihm für die kleine Schweiz, als sie getrost den Abschluß ihres bundesstaatlichen Systems erkämpfte, für Italien, wo süße nationale Töne sogar vom Vatican aus angeschlagen wurden. Mit Frankreich herrschte Entfremdung; nachdem die Tories und Guizot bei den wechselseitigen Besuchen der Königin Victoria und Louis Philipp's die entente cordiale auf die Spitze getrieben, gewann letzterer im Schachspiel mit Lord Palmerston, wie überfeine Züge auch dieser zu thun vermeinte, die famosen spanischen Heirathen. Da wurden noch einmal die alten Stimmen laut, er habe ehedem unklug constitutionelle Propaganda jenseits der Pyrenäen getrieben und nur dem Orléans die Wege gebahnt, um dereinst, wie vor anderthalb Jahrhunderten der Bourbone es versucht, Spanien und Frankreich unter ein Haupt zu bringen.

Bald darauf in der Februarrevolution von 1848 kam die Dynastie

Orléans zu Fall; und während Frankreich sich in der Republik versuchte, herrschten Aufstand, Krieg und Verfassungsagonien von der Südspitze Italiens bis nach Scandinavien. Man erinnert sich der stolzen Haltung, der Ruhe und des Friedens, welche Großbritannien behauptete, wie dort die Presse und Niemand mehr vielleicht als Macaulay in seinem berühmten Geschichtswerke über ein Glück declamirte, das einzig und allein der freien Verfassung verbantk werde. Und wirklich seit den Tagen des großen Befreiungskrieges waren das Beispiel und der Einfluß dieses Landes bei den Völkern des tief ausgewühlten Continents nicht so eindringlich, nicht so bewundert gewesen. Namentlich in dem Minister des Auswärtigen, wie er sich wohlwollend und thätig erwies, meinten sie lange Zeit den schirmenden Hort für ihre nationalen und parlamentarischen Bestrebungen, einen zweiten Canning, gefunden zu haben und übersehen nur zu oft die kühle Berechnung, mit der doch auch er, zwischen den revolutionären und despotischen Wogen hindurchstauernd, die Erschütterung des Einflusses derjenigen Mächte, gegen welche England immerdar angekämpft, zum Vortheil seiner Heimath auszubeuten verstand. Ueberall hat er sein Augenmerk gehabt und mehr oder minder nachgeholfen, wo das constitutionelle Princip Wurzel zu fassen schien. Man denke nur an Neapel, an die Anfangs so klug verhöllte Mission Lord Minto's, mit welcher dort lebhaft die alte Whigpolitik vom Jahre 1812 wieder aufgenommen wurde. Es ist unvergessen, wie sarkastisch Palmerston im Jahre 1848 der Königin von Spanien schrieb, als sie noch nach dem Sturze Louis Philipp's reactionär regieren wollte. Andererseits hängen die unzerstörbaren Sympathien der Briten für Dänemark auf das Engste mit dem leichten Siege zusammen, welchen das freie Staatswesen in diesem Lande davon trug. Wo aber wie in Deutschland nach kurzem, hoffnungreichem Aufschwunge durch die dynastische und provincielle Vielheit, durch die Menge und Unklarheit der Ideen die Reaction sich wieder Bahn brach, da hielt Lord Palmerston vorsichtig die Hand ab. Noch mehr in Oesterreich, das ihm wahrlich nimmermehr zum Parlamentarismus bestimmt erschienen sein kann. Dort ließ er nicht nur in Bezug auf Italien und Ungarn die Macht der Thatfachen walten, sondern erinnerte besonders der russischen Invasion gegenüber wohl an die noch keineswegs ganz gelösten pietätvollen Beziehungen zu dem alten Allirten. Das Einzige, wozu er sich bestimmen ließ, war, daß er die Türkei bewog die ungarischen Flüchtlinge, die auf ihr Gebiet übergetreten, nicht auszuliefern. Die britische Flotte ankerte als Wache gegen Oesterreich und Rußland in der Bessa Bai.

In der schleswig-holsteinischen Frage, deren verwickeltes Studium er

wie wenige seiner Landsleute sich hat angelegen sein lassen, gebührt ihm das Zeugniß, daß er allem Geschrei der englischen Zeitungen, den Einwürfen des Parlaments, den Gegenwirkungen mehrerer Cabinette zum Trotz bis 1850 an seinem Vorschlage einer Theilung nach Nationalitäten festgehalten hat, einer Lösung, die sich damals vielleicht leichter als heute und gewiß nicht zum Schaden Deutschlands hätte durchführen lassen. Sobald dann freilich die deutschen Vormächte selber sich anschickten, die Herzogthümer dem Willen Rußlands gemäß zur Vergewaltigung an Kopenhagen auszuliefern, da war es wahrlich nicht Lord Palmerston's Sache, da besaß er in England gar nicht einmal die Macht dazu, sich dem zu widersetzen. Man begeht eine Unwahrheit, wenn man ihn auch hier das vornehmste Werkzeug russischer Pläne schilt; selbst der Persidie darf ihn das beleibigte deutsche Nationalgefühl nicht zeihen, weil er, seinem höherigen Standpunkt untreu, sich zur Unterzeichnung des Londoner Protokolls vom 2. Juni 1850 herbeiließ. Wie an so vielen anderen Orten hat er sich auch hier der Zweckdienlichkeit, die in den Umständen lag, dem Willen der übrigen wieder erstarrten Cabinette, ganz besonders auch dem sehr deutlich ausgesprochenen Willen der englischen Nation gefügt. Gewiß, sein Name wird unzertrennlich an jener verhängnißvollen Abkunft haften bleiben, aber eben so gewiß, daß er sich glücklich schätzte, den daraus erwachsenen Vertrag vom 8. Mai 1852, der dem Glücksburger die Herrschaft über Dänemark und die Herzogthümer sichern sollte, nicht haben unterzeichnen zu müssen. Freilich erklärte Lord Malmesbury, dem dies zufiel, eben so wohl, es sei nicht sein Werk, das er vollzog, so daß beide, Whig und Tory, sich unter Wohlgefallen ihrer Nation um die Wette die Hände in Unschuld wuschen. Ich denke, der Deutsche darf heute, nachdem die Herzogthümer den Dänen entrissen sind, mit Lächeln auf diese Scene zurückblicken. Jetzt wird es auch müßig sein darüber zu streiten, wie weit Lord Palmerston ernstlich vor Jahr und Tag in die Kriegstrompete gestossen, die so fürchterlich, doch ohne etwas Anderes als Lärm zu machen, von der anderen Seite des Canals erscholl. Seine Aeußerungen im Unterhause lauteten zweideutig genug, so daß mitunter eine bewaffnete Intervention der Seemacht gegen den Raub der Herzogthümer, wie man es schalt, eintreten zu müssen schien. Noch kennt man die innersten Gedanken nicht, die sich damals der alte Herr gemacht haben mochte. Einige wollen meinen, er sei von den Friedensfreunden im Cabinet überstimmt worden. So viel steht doch aber fest, daß Lord Palmerston zunächst nur in die Lungenübung einstimmen zu müssen glaubte, weil John Bull sich darin gefiel; ja, wir meinen, er würde selbst dann, wenn Frankreich nicht, wie es that, daran behindert hätte, erst recht Bedenken getragen haben,

aus der schleswig-holsteinischen die Frage eines europäischen Krieges zu machen.

In der ersten Zeit nach der Februarrevolution stand die Politik, der bürgerlichen Freiheit fördernd unter die Arme zu greifen, unstreitig auf ihrem Höhepunkt, obgleich wir nun wissen, daß Palmerston vielleicht noch in mehr Fällen sich gehütet hat, sie zur Geltung zu bringen, als daß er sie überall befolgt hätte. Keineswegs an jeder Stelle war er der hitzige Geschäftsführer des ungeheuren Kaufhauses, für welches er handelte, der Feuerbrand, oder wie ihn ein englischer Liberaler, Roebuck, noch witziger genannt hat, das diplomatische Allerwelts-Schwefelholz. Wir können begreifen, wenn ihn die Altconservativen des Festlandes so fassen, wenn der Oesterreicher Graf Ficquelmont, der in seinem bekannten Buche das britische System aus dem despotischen Charakter des Geldes als ein für alle Staaten ohne Ausnahme verderbliches hinstellt, vor dessen Augen deshalb auch Peel, ja selbst Castlereagh keine Gnade finden, wegen der Tollheit, mit der Palmerston es auf die Spitze treibe, ihn für Alles und Jedes verantwortlich macht. Ein anderer absolutistischer Staatsmann, welcher meinte, es werde in Europa nicht besser werden als bis Lord Palmerston am Galgen hänge, hat von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht. Das sind reine Gegensätze, die nur zur Klärung der Gemüther über die Principien beitragen können. Wenn aber Staatsleute, öffentliche Organe und ganze Nationen, die dem Fortschritt hulbigen, dieselbe Anklage erheben, so thun sie das aus Motiven, die minder deutlich zu Tage liegen. So hat einmal Lord Stanley, der gegenwärtige Earl Derby, der doch mit ihm in dem Reformministerium gegessen, dem Staatssecretär für das Auswärtige vorgeworfen, er habe seinen Nachfolgern an allen Orten der Erde die ärgsten Verlegenheiten hinterlassen. Der Mann, der wieder Tory wurde und sich an die Spitze der Protectionisten stellte, schöpfte seine Feindschaft aus derselben Quelle an der sich noch unzählige Liberale stärkten, so lange sie die Segnungen des Freihandels nicht begreifen wollten und deshalb dem größten Diplomaten dieses Principis ihren Haß zuwandten. Als Peel schon einmal zu Ende 1845 zurücktreten wollte, weigerte sich der gegenwärtige Lord Grey, beides Whig und Freihändler, mit Palmerston in einem Cabinet zu sitzen, weil er dessen auswärtige Politik, namentlich die orientalische, verdammen müsse. Er trägt die Schuld, daß nicht den Whigs, sondern Peel die Ehre zufiel, das Vord billig gemacht und der Welt Vertrauen zu wirtschaftlichen Anschauungen erweckt zu haben, denen heute zur Verwunderung mancher auch conservative Mächte zustimmen, deren Einsicht die gesunden Hebel ihrer Existenz nicht entgangen sind. Viele andere haben sich in der sturmbewegten Zeit

an dem Groll verschluckt, der nicht fassen kann, aus wie vielen Ursachen, wie vielen verschiedenen Conjunctionen das Verfahren Palmerston's diesem und jenem Lande gegenüber schlechterdings nicht dasselbe sein konnte. Daher vor allen unter unseren deutschen Radicalem noch so mancher Urquhartist. Auch die Kunst, den Verkehr der Staaten zu leiten, rechnet mit Größen, die nach Raum und Zeit sich wandeln wie Körper und Zahlen. Und was die Interventionspolitik betrifft, so ist dieselbe in neuester Zeit doch augenscheinlich bei den allermeisten Staaten ebenfalls zu einer andern geworden, so daß man sie, freilich trügerisch genug, wohl gar als Nichtintervention bezeichnet. Im Ganzen wird man sagen dürfen, daß zweierlei grundfalsch ist. Der in England verbreitete Volksglaube an die Allmacht seines Lieblings, der sich darauf zu Gute thut, wenn etwa der französische Reisende Huc in der Hauptstadt des Dalailama nach Lord Palmerston gefragt wurde, oder wenn die Gensd'armen des Festlandes seine Unterschrift auf den Pässen reisender Briten mit besonderer Neugier betrachteten, ist eben so gut ein Irrthum wie die so oft vernommene Ueberzeugung, er habe wesentlich an der auswärtigen Politik Englands geändert. Ehrliche Tories wie Lord Aberdeen haben dies entschieden bestritten; Thoren allein können behaupten, daß der starke nationale Eigennuß, der von langer Hand her sich selber und anderen böse Früchte trägt, ein anderer geworden sei. Nur in der Manier und in der Ausführung, nicht in den Principien kann dies gelten, und deshalb ist denn auch Palmerston keineswegs tadelöf frei.

Die Frivolität des Wortes, ein Erbtheil seiner Jugendzeit und das Salz seiner Reden, mochte der eigellustigen Menge besonders gefallen, es bedeckte aber sehr oft nicht die Wirklichkeit der Verhältnisse. Wer will leugnen, daß ihm der Schutz auch des geringsten seiner Landsleute unter jedem Himmelsstrich als eine Ehrenpflicht an das Herz gewachsen war, allein der berühmte Satz: „Das Wort „Ich bin ein britischer Unterthan“ soll dieselbe Geltung haben wie einst Civis Romanus sum,“ stellte ein neues, allen anderen freien und gebildeten Staaten unerträgliches und anmaßungsvolles und deshalb nicht haltbares internationales Gesetz auf. Auf dem Höhepunkt, den diese Tendenzen überhaupt erreicht, zu einer Zeit indeß, wo auch das übrige Europa schon wieder zu Kräften kam, haben sie dann auch eine derbe und wohl verdiente Lection erhalten, um so greller als die Frage, um die es sich handelte, eine winzige und die Regierung, der die Anerkennung der stolzen britischen Privilegien abgepreßt wurde, die traurige Otto's von Griechenland war. Weber die Forderungen englischer Gläubiger an jene elend hinsiechende Regierung, die freilich lange genug ihren geringfügigen Verpflichtungen nicht nachge-

kommen war, noch die besonderen Ansprüche eines naturalfürten Briten, des Juden Don Pacifico, können die Zwangsmaßregeln entschuldigen, welche im Piräus durch die stattliche aus der Besika Bai zurückkehrende Flotte ergriffen wurden. Hier standen Object und Verfahren nur im übelsten Verhältniß; während mit der äußersten Vorsicht den großen Mächten des Ostens begegnet wurde, schlug man mit Vergnügen einen Knirps nieder. Sehr bedrohlich für Lord Palmerston gab das kein Geringerer als der Kaiser Nicolaus selber in scharfgefaßten Sätzen zu verstehen. Im Juni 1850 forderte darauf das Parlament Rechenschaft nicht nur wegen dieser Angelegenheit, sondern mit sehr empfindlichen Rückblicken auf die gesammte diplomatische Wirksamkeit des beweglichen Staatsmannes. Nachdem ihn das Oberhaus verurtheilt, hatte Palmerston auch bei den Gemeinen einen der härtesten Kämpfe zu bestehen, die seine parlamentarische Laufbahn aufzuweisen hat. In dreitägiger glänzender Debatte fielen Conservative und Liberale über ihn her, frühere und zukünftige Collegen zählten zu den erbittertsten Feinden, selbst Mitglieder des Cabinets erschienen schwankend und tabellustig, denen das herrische, selbständige Gebahren dieses Ministers, der sich in der That seit Jahren immer mehr der Gesamtcontrole entzogen, höchst unbequem war. Es herrschte ein Gefühl, als ob man sich die ungeheuerlichsten Dinge von ihm versehen könne. Nur mit einer Majorität von 46 Stimmen in einem vollen Hause und nach einer großartigen oratorischen Leistung von vier Stunden entschlüpfte Palmerston einer Niederlage, die ihn fast um ein Haar ganz vernichtet haben würde. Noch erinnern wir uns lebendig der gewaltigen Spannung im Unterhause, und wie durch die vergitterte Loge des alten Saals eine Dame, Lady Palmerston, den Wendungen der Debatte mit höchster Aufmerksamkeit folgte, des Siegesgeschreis, das in später Nacht am 28. die Straßen erfüllte. Nur mit knapper Noth hatte Lord Palmerston triumphirt; um so heller aber die populäre Feier und die Huldigungen der Partei, die in dem großen Feste gipfelten, das vom Reformclub veranstaltet wurde. Auch die Rede, mit welcher der Gefeierte bei dieser Gelegenheit noch einmal für ein Verhalten einstand, das nur der Ehre, der Wohlfahrt und dem Frieden des Landes dienen soll und allen Völkern dieselben Güter gönnt, sobald sie sie erstreben, war wahrlich nicht in den Wind gesprochen. Hier schlug eine nationale Satte an, die in jedem Briten nachzitterte. Hatte doch selbst Sir Robert Peel, als er sich in seiner letzten Rede wenige Tage vor seinem Tode dem Tadelvotum gegen Palmerston anschloß, großherzig das redliche Zeugniß nicht unterdrücken können: „Wir sind doch alle stolz auf ihn.“ Das allgemeine Bewußtsein, daß er die Verwickelungen in Ost und West ja nicht geschaffen,

daß er vielmehr sie mit dreiftem Glück aus dem Wege zu räumen trachtete, je nachdem es sich mit den Vortheilen Englands am Besten vertrug, hatte ihn gerettet. In dem Jahre der ersten Londoner Ausstellung, am 17. Juni 1851, hörte man im Parlament auch ihn den Tempel des Weltfriedens preisen zum spöttischen Ergötzen aller derer, denen er als ärgster Unruhstifter galt, zur Befriedigung der Manchester Leute und der Peace Society. Es waren höchst wohlfeile Phrasen, an deren Wesenheit wohl nur hier und da ein Quäker geglaubt haben mag. Noch aber fehlt der Nachweis, daß durch Lord Palmerston's Schuld in Europa irgend einer der Kriege ausgebrochen sei, die seither geführt worden sind. Daraus allein auch wird man es sich erklären können, wenn jetzt nach seinem Ableben ein so eingefleischter Tory wie Newdegate, Jahre lang sein Feind und Hasser, in einer merkwürdigen Lobrede ihn den Friedensminister in eminentem Sinne nennt.

## 3.

Ueber seine Beziehungen zu Louis Napoleon sind zwar die Acten noch keineswegs spruchreif, doch die leitenden Fäden lassen sich längst erkennen. Merkwürdig, wie Palmerston schon bei der ersten Entfremdung mit Louis Philipp im Jahre 1839 öffentlich das Gerücht widerrufen mußte, er habe, bald nachdem der Straßburger Putsch gescheitert, den Prinzen Napoleon heimlich bei sich empfangen. Daß sie später einander begegnet, ist außer Frage. Ihre Naturen und selbst die Richtung ihrer Politik sind nicht unferwandt. Der englische Minister hatte durch lange Gewohnheit im Amte und gestützt auf seine Erfolge ein gutes Stück vom Dictator angenommen. Noch weiß man gar nicht, wie oft er nach Außen hin souverän und unbekümmert um die gesetzliche Zustimmung von Cabinet und Krone verfügt haben mag. Beim Staatsstreich des 2. December 1851 indeß wurde er höchst unsanft ertappt, da er dem französischen Botschafter Walewski seine Billigung der That ausgesprochen hatte, während seine eigene Regierung noch keinen Beschluß gefaßt, Lord Normanby in Paris noch gar nicht angewiesen war. Man erfuhr außerdem von Depeschen, die aus dem Foreign Office in einer anderen Fassung abgegangen seien, als sie der Königin vorgelegen hätten. Am 22. December räumte er seinen Posten, am 3. Februar 1852 erst gab der Premier Lord John Russell seine dürftigen Erklärungen ab, während alle Welt doch schon längst wußte, daß nicht nur ihm die Entfernung des lästigen, unberechenbaren Collegen höchst willkommen war, sondern wie sehr auch der Hof dabei theilhaftig gewesen. Keine Frage, Lord Palmerston hatte sich Befugnisse angemäßt, die zum Glück nur dem gesammten Cabinet und auch diesem nur unter

der Sanction der Krone zustehen, er hatte eigenmächtig in die Rechte der letzteren eingegriffen. Ein Vertrauen an dem seit der Verheirathung der Königin halb deutschen Hofe, wo streng moralische und streng constitutionelle Grundsätze herrschten, wo Peel auch über den Tod hinaus hoch geschätzt wurde, hatte er nicht gewinnen können. So schrieb denn die Königin, von dem Prinzen Gemahl berathen, zur Wahrung ihrer Prärogative an den Premier jenen tadelnden Brief über Palmerston's Verwaltung, der seinen Sturz herbeiführte. Damals hatte sie die stark erregte öffentliche Meinung für sich, denn noch fiel die Times tagtäglich in wüthenden Leitartikeln über den Freiheitsmörder an der Seine her. Allein allmählich drehte sich die Windsfahne, bis nach und nach alle Personen des Dramas ihre Stellung zu dem Streitpunkte verändert hatten und Zeit und Geschichte dem Staatsmanne Recht geben sollten, der mit klarem Blick in die Eigenart des französischen Volks, in die bedeutenden Anlagen des Mannes der sich an seine Spitze schwang, und in die Weltverhältnisse überhaupt gleich in der ersten Stunde dasjenige anrieth, wozu alle Mächte Europas nach einander gutwillig oder gezwungen sich langsam haben bequemen müssen. Den Spuren eines intimeren Einverständnisses mit dem Machthaber in Frankreich nachzugehen, ist überaus trügerisch; nur an die Thatsache wollen wir erinnern, daß die Herzogin Eugenia de Teba, die bald hernach die Gemahlin des Kaisers wurde, zuerst in den Abendjirkeln der Lady Palmerston Aufmerksamkeit erregte, die auch in Tagen, wo man dort mitunter über kein Portefeuille verfügte, für die politische Welt stets die alte Anziehungskraft bewahrten.

Zunächst hatte Lord Palmerston schon nach wenigen Wochen die Genugthuung an dem Rivalen, der ihn so schände bei Seite setzte und sich selber dadurch der wesentlichsten Stütze beraubte, Wiedervergeltung zu üben. Mit den Tories im Bunde stürzte er die Whigs durch ein Amendement in der Milizbill. Aber wie er dazu beigetragen den Grafen Derby an das Ruder zu bringen, so war er auch wieder eines der thätigsten Werkzeuge, um noch vor Ablauf des Jahrs 1852 das Tory-Ministerium aus dem Sattel zu heben. Er maß sich mit Disraeli auf dem alten Terrain der Freihandelsfragen; nur diese, nicht Malmesbury's auswärtige Politik, des Erwähnens kaum werth, noch das Experimentiren mit liberalen Maßregeln, die man den Vorgängern abgelauscht, gaben den Ausschlag bei der Debatte über das Budget. In dem unter Lord Aberdeen aus Tories, Whigs und Peeliten gebildeten Coalitionsministerium finden wir schon nach Jahresfrist den damals so ungnädig entlassenen Staatsmann als beamtetes Mitglied desselben, den Rivalen, dem er den Streich zurückgegeben, nur ohne Portefeuille. Von hier an datirt der bemerkens-



werthe Playwechsel zwischen den beiden; während jener stetig in den Vordergrund der Bühne dringt, gelangt dieser nicht eher wieder zu dem obersten Posten, als bis derselbe durch den Tod frei geworden. Auch das Publicum hatte sich bald wieder mit Palmerston ausgesöhnt; der Wind, der eine Weile so scharf über den Canal geweht, schlug in die Verbotten einer entente cordiale um; schon wurden die ersten Stimmen in niederen Wirthshausblättern laut, daß bei Hofe ein unberechtigter deutscher Einfluß dem populärsten Staatsmanne des Landes entgegen wirke. Diese Anerkennung, die er selber durch geschickte Leistungen zu steigern verstand, hat mit sehr geringer Unterbrechung angehalten, bis alle jene Elemente, die ihn einst beseitigt oder über seinen Sturz frohlockt hatten, sich zu ihm fanden und sich unter ihm fügten. Bei Hofe, wo man ihn persönlich nie gemocht und aus guten Gründen seiner Herrschaft mißtraute, hat doch noch Prinz Albert selber eingeräumt, daß Lord Palmerston am Fröhlichsten und Unbefangenen den mit Louis Napoleon eingetretenen Umschwung in den europäischen Verhältnissen zu fassen und zu nutzen verstanden. Geradezu lächerlich aber klingt es, wenn Lord Malmsbury sich heute den Ruhm beilegt, zuerst das Kaiserthum anerkannt zu haben, als ob dies nach dem Staatsstreich noch ein Kunststück gewesen.

Nur über Eins staunte Freund und Feind, nämlich den alten, fast siebenzigjährigen Politiker, dessen auswärtige Bewunderer bis dahin fast noch zahlreicher gewesen als die einheimischen, eine Weile als Minister des Innern wirken zu sehen. Auch hier bewährte er dieselbe Mäßigkeit, dieselbe Lust eine ungeheuren Masse der widerstreitendsten Geschäfte zu bewältigen. Einsichtsvoll, wachsam, sogar schöpferisch wird man ihn in dieser Sphäre nennen dürfen, obgleich gerade dieser letzteren Eigenschaft ein Vorwurf anhängt, der das Wesen seiner Politik überhaupt trifft. Mit ihm hat die Herrschaft der öffentlichen Meinung ihren Gipfel erklimmen, diese zweideutige Macht, die, so lange sie mit dem Rechtsbewußtsein nicht in Conflict geräth, der größten Leistungen fähig ist, die aber, wenn allein der Nutzen sich an die Stelle der Achtung vor dem Recht einnistet, nur unzuverlässig und verderblich wirkt. „Das verloren gegangene Rechtsbewußtsein nach außen,“ so lautet das herbe Urtheil Oueiß's, „reflectirt auch nach innen, und wenn der Maßstab des Rechts für öffentliche Verhältnisse überhaupt verloren geht, so muß auch die respectability des Privatlebens schrittweise zum heuchlerischen Schein werden.“ Palmerston, der sich mit Vorliebe von jeher auf die öffentliche Meinung berief, durch welche das nächste, besonders mächtige, gesellschaftliche Interesse Alles hinter sich herweist, der in Wahrheit besser als irgend ein anderer ihre Bindungen zu erspähen, sich an ihre Spitze zu setzen verstand, hat namentlich,

wenn er die übrigen Producenten dieser Waare, die mächtigen Pressorgane wie die Times, auf seiner Seite hatte, eifrig an dem Abbau der alten Grundmauern des selfgovernment mitgeholfen. Kein Freund parlamentarischer Reformen, denen er die Fähigkeit absprach den überwiegenden wirtschaftlichen Interessen den alten Rechtsboden wieder abzugewinnen, hat er dem mächtigen Andrang des Bürokratismus nicht nur nicht widerstanden, sondern während seiner kurzen Verwaltung des Innern und in der Folge als Premierminister recht eigentlich noch Vorschub geleistet. Die Engländer rühmen zwar gewisse Polizeiverordnungen, die von ihm ausgegangen, das System der Verurteilung besserungsfähiger Sträflinge, das er an Stelle der Verbrechercolonien zu setzen bemüht gewesen; eine große Partei erklärt sich für die Concurssprüfungen zu den massenhaft anwachsenden Civilämtern, denen er besonders seine Gunst geschenkt. Allein man übersieht noch immer viel zu sehr die Gefahr, mit der selbst schon die Grundpfeiler der alten bürgerlichen Freiheit, die Anklagejury wie die Einstimmigkeit der Urtheilsjury, bedroht worden sind. Die Aufrihtung eines bequemen Mechanismus zur Erleichterung der ihren eigenen Angelegenheiten nachgehenden Staatsbürger zum Vortheil einer kraftvollen Staatsgewalt, die im Cabinet, dem Ausschuß des Unterhauses, und in dem Tonangeber der öffentlichen Meinung wurzelt, stimmt schlechterdings nicht mehr zu den legitimen Factoren der Selbstverwaltung mit dem Königthum im Parlament an der Spitze. Die sociale Freiheit fällt nicht zusammen mit der rechtlichen. Wer wird die Verwandtschaft dieser Richtung mit dem modernen Cäsarismus verkennen wollen? Die Eintracht mit Louis Napoleon läßt mannigfach die Aehnlichkeit zwischen ihm und Palmerston auch in der inneren Politik zu Tage treten.

Wie die beiden Staaten gemeinschaftliche Sache gegen Rußland machten, als dieses sich 1853 auf die Türkei warf, ist noch in frischem Gedächtniß. Wahrscheinlich doch würde der Czar ernstlich Bedenken getragen haben, in die Donaufürstenthümer einrücken und die osmanische Flotte zerstören zu lassen, wenn Palmerston damals in Bezug auf das Auswärtige nicht die Hände gebunden, wenn er statt des von Frieden träumenden Aberdeen der leitende Minister gewesen wäre. Erst als der Krieg vor Sebastopol wie in der Ditsche von Englands Seite weder glücklich noch klug geführt wurde, als die britische Armee mit ihren veralteten Ordnungen im Winter auf 1855 neben der französischen ihr Prestige einbüßte, da wehte ein Sturm der öffentlichen Meinung das Coalitionsministerium über den Haufen. Zu Ende Januar schon mußte die Königin die Siegel des ersten Lords der Schatzkammer an Lord Palmerston übertragen, in welchem das Land allein den Ketter aus der Noth, den glücklichen

Wächter seiner theuersten Interessen erblickte. Muthig und noch immer jugendlich frisch, durch Rede und That die Herzen gewinnend, ging er sofort an das Werk von der obersten Stelle aus, die ihm endlich so hoch in Jahren zugefallen war, die Ehre Englands zu rehabilitiren und, wie er es vor 20 Jahren gethan, die Integrität des osmanischen Reichs zu behaupten. Zwar keine Kräftigung, sondern nur eine weitere Gnadenfrist ist demselben aus dem Falle Sebastopols und aus dem Frieden von Paris erwachsen. Der Abschluß des letzteren im Frühling 1856 unterbrach außerdem nicht nur empfindlich die großartigen Kraftanstrengungen, mit denen England auf eine energische Weiterführung des Kriegs zu dauernder Schädigung Rußlands abzielte, sondern zeigte den Kaiser Napoleon fast als Allirten Alexander's II. Seine Landsleute rechnen es Palmerston zum Ruhme an, daß er Frankreich an der unverkürzten Ausführung des Friedens festzuhalten und späterhin durch Cooperation in allen möglichen Theilen der Welt zu verpflichten mußte. Alsdann ließ die energische Haltung des Ministeriums im Kriege mit Persien und während des furchtbaren Aufstandes in Indien in den Augen der Meisten Nichts zu wünschen übrig, obwohl es keineswegs an Unglückspropheten fehlte und Lord Palmerston noch einmal bei Namen beschuldigt worden ist, daß er durch seine Vorsorge für die Türkei es unterlassen habe, dem Vorbringen der Russen südlich vom Kaukasus oder fern im Osten am Amur einen Niegel vorzuschieben.

Doch gerade seine Vielgeschäftigkeit in jener Sphäre und sein sonstiges Zugreifen, wo Ansehen und geschicktes diplomatisches Spiel rathsam gewesen wäre, sollten ihm noch einmal verderblich werden. Der Krieg, den er in China wegen der Wegnahme eines unter britischer Flagge segelnden einheimischen Fahrzeugs beginnen ließ, veranlaßte Cobden den Friedensfreund schon zu Anfang 1857 zu einem Tadelsvotum, das mit sechs- und zehn Stimmen Majorität durchging. Nicht nur Russell, sondern auch Gladstone, der sich ebenfalls gern z. B. wegen der hartnäckigen Opposition gegen den Suez-Canal an Palmerston rieb, stand zu Cobden. Palmerston indeß, der nicht zurücktreten wollte, griff mit Bewilligung der Krone zu einer Neuwahl, die ihm anscheinend einen mächtigen Anhang zu führte. Allein noch einmal stieß er bald hernach an dieselbe Klippe wie im Jahre 1851. Als er im Februar 1858 nach dem Attentat auf den Kaiser der Franzosen diesem zu Liebe und wiederum im Geiste selbständiger Verfügung das Asylrecht politischer Flüchtlinge verkürzen wollte, um die Genossen Orsini's zur verdienten Verantwortung zu ziehen, da unterlag seine Regierung bei den Verhandlungen über die Verschönerungsbill im Unterhause. Es folgte das zweite kurze Ministerium Earl Derby's.

den jedoch Lord Palmerston bereits im Juni des nächstfolgenden Jahres wieder abgelöst hat, da sich die Nation nach dem Ausbruche des Krieges in Italien nicht ferner den Tories anvertrauen mochte.

In dieses Cabinet, dem er bis an seinen Tod noch über fünf Jahre vorgestanden hat, und das allein durch ihn diese neuerdings selten gewordene Dauer gewann, vermochte er die bedeutendsten seiner Gegner, Lord Russell und Gladstone, als Minister des Auswärtigen und der Finanzen einzutreten. Indem er durch Berufung Milner Gibson's, mit dem er einst nicht minder einen Strauß gehabt, auch den Radicalen die Hand bot, machte er sich selber gleichsam nicht ohne einen großartigen Zug von Selbstentäußerung allen Parteien zum Vereinigungspunkt. Während weder Whigs noch Tories einen hervorragenden Staatsmann des Gegentheils gebuldet haben würden, sahen doch beide willig zu, wie die Popularität des alten Mannes die streitenden Richtungen zusammen hielt. Die elenden Spiegelfechtereien weiterer parlamentarischer Reformen, mit denen sie einander zu überbieten gesucht, hatten unter seiner Regide ein Ende, da er nicht sowohl als Aristokrat, sondern weit mehr noch als praktischer Staatsmann gerade auf noch größere Gleichförmigkeit des Stimmrechts gar wenig gab. Die echten Aristokraten beider Seiten konnten nur damit zufrieden sein. Aber auch er allein nur war im Stande sich über das Pochen der Manchester Schule und insonderheit über die Volkstreiben Bright's hinwegzusetzen, indem die Mittelklassen, die Ladenhalter und kleinen Bürger, fast wie ein Mann mit Begeisterung an ihrem alten Pam hingen, der ihnen Frieden erhielt wie sie es wünschten, ihnen mit dem Reichthum und der Macht der Heimath schmeichelte und sie gar durch kluge Verwendung Cobden's, sicherlich auch im Einverständniß mit seinem kaiserlichen Freunde in Paris, mit dem französischen Handelsvertrage beschenkte. Der volksthümliche Glaube an sein luck and pluck war unbegrenzt; von einem natürlichen Ende desselben war in den gewöhnlichen Kreisen eben so ungern die Rede, als er selber sich darüber ausgelassen haben mag. So gestaltete sich denn sein letzter und persönlich höchster Erfolg zu einem dauernden, der seine Ursachen in wirklichen, wenn auch noch so vorübergehenden Verdiensten für den Staat hatte. Zwei kluge Maßnahmen, meinen wir, haben vor allen dazu beigetragen.

Einmal hütete er sich auch jetzt das Unterhaus mit dem Hause der Lords zu vertauschen. Dort, wo er wie in seinem Arbeitszimmer heimisch geworden, wo er selber die ganze Tendenz seiner Administration vertreten konnte, verfügte er auch allein über die ganze Macht des parlamentarischen Dictators, um deren volle Realität, nicht leeren Schein ihm zu thun war. In letzter Zeit der Senior unter allen Mitgliedern, befaß er Geschäfts-

erfahrung, Takt, Schlagfertigkeit wie kein zweiter, so daß er damit selbst den Gebrechen des Alters zum Trotz noch in Erstaunen setzte. Wenn es wahr ist, was erzählt wird, daß ihn der Prinz Albert und Russell einst haben zum Herzog erheben wollen, so war sein Stolz jedenfalls stärker als sein Ehrgeiz. Er hat Russell im Gegentheil, wie der Volkswitz es nennt, die Treppe zum Oberhause hinaufgeworfen, ihn dorthin verwiesen, wo, wenn nicht vollständig *otium cum dignitate* herrscht, doch factisch längst nicht mehr das entscheidende Tribunal urtheilt. Lord Palmerston hat an dem von Pitt, von Canning und Peel gegebenen Beispiel festgehalten, und jeder Engländer weiß was das werth ist.

Die zweite Maßregel war, daß er als Premier das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht selber übernahm, sondern einem Andern übertrug. Er schob damit nicht nur den Argwohn leichtfertiger Einmischung in die Sachen anderer Staaten zurück, der ihm von so vielen Seiten nachgetragen wurde, sondern machte für Fehler und Mißlingen, denen in diesem Zweige der Staatsverwaltung vielleicht am Schwersten aus dem Wege zu gehen ist, einen Andern verantwortlich. Da dies in seinem zweiten Cabinet Graf Russell war, der sich namentlich durch seine Schreibseligkeit denn auch nach Kräften klammert hat, so kann das kaum ohne stille Schadenfreude und Ironie des greisen Schalkes geschehen sein, dem überdies auch weiterhin alle namhafteren Erfolge zugeschrieben werden sind. Es ist dies in England namentlich der Fall in Bezug auf die Ereignisse, welche das Königreich Italien geschaffen haben. Alle Welt erinnerte sich freilich der Enthüllungen, welche Gladstone einst über die Kerker von Neapel gemacht, und in evangelisch-separatistischen Kreisen, die so mächtig auf die allgemeine Stimmung einwirken, konnte Nichts beliebter sein als die engherzige Art, mit der einst Russell bei Gelegenheit der Titelbill in das No Popery-Geschrei eingestimmt hatte. Die Besorgniß jedoch vor Eroberungen der Franzosen auf der Halbinsel schlummerte während des Krieges eben so wenig, und als gar Nizza und Savoyen annectirt worden, klagte man tobend die Kurzsichtigkeit des auswärtigen Ministers an. Was hingegen nach der Auffassung der Nation in Italien Lobenswerthes geschah, schon das einleitende Bündniß mit Victor Emanuel zur Zeit des Krimkrieges, die Sympathien für die nationalen und parlamentarischen Bestrebungen Cavour's, endlich die Entfesselung Garibaldi's und seiner Rothjacks auf Sicilien und Neapel, die mit zäher Kunst dem Kaiser der Franzosen hätte abgerungen werden müssen — Alles sollte nur dem Lord Palmerston zu verdanken gewesen sein. Jedermann weiß, daß er in der That die unfreundliche Politik, welche Lord Malmesbury gegen Piemont zu befolgen gesucht, fahren ließ, daß er

geschickt ohne sich irgend wie in den Krieg zu verwickeln Frankreich einen Vorsprung abgewann, daß er zur höchsten Belustigung des vornehmen und geringen John Bull nachträglich den wunderlichen Einsiedler von Caprera nach London kommen ließ. Man war in allen diesen Stücken mit Palmerston zufrieden, der auch dieses Mal in Italien wie schon 1848 nur der constitutionellen Monarchie, nicht aber den Schwärmern für die Republik seine hilfreiche Hand geboten hatte. Es ist Nichts irriger als die Beschuldigung, Mazzini genieße gleich anderen Flüchtlingen das sichere Asyl in England, um gelegentlich als Emissär verwendet zu werden, wenn etwa die Zustände in Italien den britischen Interessen zu Liebe aufgewühlt werden müssen. Im Großen und Ganzen blieb doch seitdem das Verhältnis zu Frankreich die Hauptsache, über das wohl leichte Schatten, aber keine finsternen Wetter hinweggezogen sind. Das Bündniß der beiden Mächte, die sich zugleich abwechselnd neutralisirten, ist in hohem Grade bezeichnend für die Geschichte der letzten Jahre geworden. Nachdem zuerst in Syrien und selbst am Peiho England im Schlepptau der napoleonischen Politik erschien, hat Palmerston gleich im Anfange der Intervention in Mexico das Tau gekappt, da er Sturm und Bruch in der großen nord-amerikanischen Republik heranziehen sah. Während des furchtbaren Bürgerkrieges daselbst stand er wie Louis Napoleon auf der Lauer, und beiden hat man entschiedene Sympathien für den Süden zugetraut. Die Fehler, welche die englische Diplomatie beging, fielen indeß abermals auf Russell's Haupt, obwohl man in der Folge leicht einmal froh sein dürfte, daß damals dieser und nicht Lord Palmerston im auswärtigen Amte Depeschen schrieb. Dasselbe so rasch fertige Urtheil machte jenen denn ebenfalls zum Sündenbock, wenn neuerdings in Bezug auf Polen und im deutsch-dänischen Kriege, wo übrigens jeder Interventionslust wieder von Frankreich gesteuert wurde, so gar Nichts nach Wunsche ging. Lord Palmerston, wie sehr er auch noch hier und da seine Hände im Spiel haben mochte, blieb merkwürdig verschont von dem nationalen Ingrimm, in dessen heulenden Chor die Zungen auf allen Seiten des Parlaments so gut wie die Blätter aller Farben einfielen.

Es war in England Vieles anders geworden, seitdem einst der junge Viscount von Portland zum Kriegssecretär gemacht wurde. Statt einen Krieg, und gar einen allgemeinen zu wagen, ergehen eitle Drohungen; statt aus Princip die alten Ordnungen der Staaten zu stützen, wird neuen Gewalten, selbst ehe sie sich nur constituirt haben, die Anerkennung verheißen. Furchtbare Strafreden in Wort und Schrift werden nach den Seiten hin, wo man es noch wagen darf, gerichtet; aber selbst hier ist die Besorgniß verschwunden, daß ihnen die kräftige That auf dem Fuße fol-

gen könnte. Man weiß, wie sehr außer dem Wachsthum ebenbürtiger Weltmächte die inneren Umwandlungen an diesem Rückgange Großbritanniens Schuld sind. In ihnen witterte denn auch Lord Palmerston am Aenglichsten, daß das Unheil noch wachsen werde. Daß er ein Hemmnis für alle Reformbills sei, hat Bright ihm kurz und bündig noch wenige Tage vor seinem Tode zugerufen. Er seinerseits triumpbirte dann noch in den letzten Parlamentswahlen, die einen Beweis ablegten von der populären Stärke, deren er sich erfreute, deren Resultat dem Cabinet, das ihn beerbt, das aber den Hamlet ohne die Titelrolle spielen soll, nur willkommen sein kann. Bald hernach hörte man, daß ihn die Leiden des hohen Alters häufiger besielen als bis vor Kurzem, doch galt seine Gesundheit immer noch für gut, er arbeitete wie gewöhnlich. Erst als er nicht mehr zum täglichen Spazierritt auf das Pferd steigen konnte, da nahte in der ländlichen Stille von Brocket Hall rasch der Tod. Die letzten Worte, die man ihn phantastisch sagen hörte, betrafen einen Artikel des belgischen Vertrags vom Jahre 1839, ein Werk, über welches also die stolze Erinnerung am Längsten ausgehalten hat. Am 18. October 1865, zwei Tage vor dem Geburtstage, mit dem er das 82ste Jahr begonnen hätte, wurde die Außenwelt überrascht, daß Lord Palmerston gestorben.

## 4.

Ein Leben, das sich auch politisch über zwei Menschenalter erstreckte, in deren Mitte die für England entscheidende und alle Verhältnisse dieses Reichs ergreifende Umwandlung fiel, stand gleichsam unter dem Einfluß zwei verschiedener Welten. Während es sich der einen begierig anschmiegte, vermochte es die frühere niemals abzustreifen. Man wird nicht vergessen dürfen, daß die Bildung, der Grundton in den Anschauungen bei Lord Palmerston wie bei seinen aristokratischen Altersgenossen überhaupt, noch viel von der Signatur des achtzehnten Jahrhunderts an sich trug. Aus der Biographie Lord Byron's ist bekannt genug, wie trotz aller Politur das High life damals moralisch corrumpt war. Was bei dem Dichter von Innen heraus dämonisches Feuer warf, das lag bei dem um vier Jahre älteren Staatsmanne mehr auf der Oberfläche ohne sich jemals zu verzehren. Das leichte Blut Irlands floß mit der Frivolität und dem Eynismus der Zeit zusammen. Skeptiker oder gar Atheist wird ihn Niemand schelten können, denn um theologische und philosophische Theoreme hat sich seine Seele schwerlich jemals gekümmert. Mit einer äußeren, wenn auch noch so oberflächlichen Beobachtung der Form, wie sie die englische Respectabilität verlangt, wissen aber, um von persönlicher Aufführung zu schweigen, Wiß und Spott sich vortrefflich abzufinden. Sie haben auch

bei außen Stehenden Lord Palmerston in seiner öffentlichen Laufbahn einen mindestens zweideutigen Namen gemacht, zumal wenn er in ernstern Momenten die wichtigsten Angelegenheiten des eigenen und anderer Staaten leichtfertig über das Knie brach. Mit Recht galt er für aufgeklärt, jedoch vorwiegend nach jener Auffassung, die auf ein starkes Gewissen nicht allzu sehr Gewicht legt. Bei allem Talent scheint ihm in früher Zeit doch ein gebiegenes, auch den Charakter festigendes Studium gefehlt zu haben. Mit Ausnahme zahlloser Notizen und Depeschen, die im Stil klar und voll gesunden Menschenverstands mit großer, runder Hand auf das Papier geworfen wurden, hat er kaum irgendwie geschristellert. Nur in der Zeit, als nach den großen Kriegen die Tory-Reaction in Blüthe stand, soll er dem *New Whig Guide*, einer Nachahmung von Canning's *Anti-Jacobin*, einige Beiträge, darunter eine Satyre auf Brougham, damals als Rechtsanwalt der verstorbenen Gemahlin Georg's IV. ein Abgott der Menge, geliefert haben. Er schlug da eine verwandte Ader wie bei Canning an, mit der er wohl Bemerkenswerthes hätte leisten können, wenn ihn nicht die Pflichten des Amtes, der langsam vorbereitete Parteiwchsel und der Mangel eines Fonds von Wissen und sittlicher Kraft, die Canning beide besaß, daran behindert hätten. Auch in der Rede hat er bekanntlich diesen bei Weitem nicht erreicht. So lange er den Tories diente, mußte er hier und da bei verhänglichen Anlässen sein Departement im Namen der Regierung rechtfertigen, ohne daß man seine oratorische Begabung zu beloben gehabt hätte. Erst als er an der verantwortlichsten Stelle vor den feindseligen Augen der Welt wiederholt für schwer zu verantwortende Handlungen einzustehen hatte, verhalf ihm die häufige Uebung zu einem ihm eigenthümlichen Redefluß. Eigentlich stilistisch vollkommen ist dieser nun nie geworden, auch verbreitet er sich gern in Phrasen, die freilich stets ihre Berechnung haben; aber wo es wirkliche Thorheiten mit übersprudelnder Laune drastisch zu schildern gilt, da wird er von Wenigen übertroffen. Der Mann selber spiegelt sich in seinem Wort; weder das oratorische Feuer Chatham's das zur kühnen That stimmte, noch die erhabene Ruhe und Klarheit Pitt's, weder Canning's glänzenden Schwung noch die gewissenhafte, ernste Stimmung Peel's wird man bei ihm suchen dürfen. In der Debatte aufzuziehen mit einem gewissen aristokratischen Naserümpfen, ohne jedoch tödtlich zu verletzen, Schwänke und Gemeinplätze hineinzuwurfsen, stets bereit mit gutem Humor jedem Gegner in der Sprache zu dienen, welche diesem mundgerecht, das verstand Niemand besser als er. Man sollte schließen, daß er in jungen Jahren eine unvergleichliche, fast theatralisch vielseitige Schule des Lebens durchgemacht haben mußte. Ueberhaupt stammten doch wohl wesentliche Züge seines Charakters aus



jener ersten Periode. Wir sind gewohnt, ihm Principienlosigkeit vorzuwerfen und übersehen dabei, daß namentlich dem Diplomaten noch viel von den Gewohnheiten und Sätzen der alten Schule anlebte. Nur in das Unvermeidliche pflegte er sich zu finden; das System der geheimen Diplomatie hat er immerdar vertheidigt. Er hat so zäh an der Integrität der Türkei, ja selbst an der Unverletzlichkeit der Meerenge von Suez festgehalten, daß er selber darüber zum Gespött wurde. Man wird vielleicht das Ende eines schirmenden Protectorats über den Osmanenstaat vom Tode dessen datiren, der im Uebrigen durchweg die öffentliche Meinung lobhudelnd nur nach der momentanen Zweckdienlichkeit seine Entschlüsse zu fassen pflegte.

Auf der anderen Seite finden wir die Triebfedern seiner Kunst sich der Gegenwart anzupassen in einer unvergleichlichen Fülle stets jugendlich frischen Lebensgenusses. Wie er in alten Tagen nicht gern vernahm, wenn ihm zu seinem grünen Alter gratulirt wurde, so berührte er auch im Gespräch die eigene Vergangenheit fast gar nicht. Vielleicht daß wir daher so wenig aus seinen Lehrjahren wissen. Er lebte ganz dem Moment mit seinen wechselnden Interessen, den heiteren wie den ernstesten Aufgaben; Zeit Lebens liebte er die laufenden Geschäfte zu erledigen, um demnächst zu anderen, nicht minder wichtigen überzugehen. Dabei fand er sich ohne Unsicherheit oder Gereiztheit zu verrathen in jede Situation, als passe sie zu seinen Bedürfnissen, wie das Leben im Hause oder in der Gesellschaft. Bei allem Kampfe der Meinungen, bei aller Feindschaft der Parteien hat sich niemals jemand zu beklagen gehabt, daß er nicht von ihm behandelt werde, wie man es von einem Gentleman erwarten könne. Das glücklichste, stets joviale Temperament paarte sich mit einem unvergleichlichen Takt, und diese beiden Eigenschaften sind recht eigentlich die Hebel zu jener unbegrenzten Popularität geworden, die sich über alle Klassen und Partelen seiner Landsleute verbreitete und die mit Ausnahme der Fortschrittsmänner der Reform noch lange in der Erinnerung fortleben wird.

Seit Jahren kannte ihn das Volk als männlich und zutraulich von Natur. Wie oft hatte man ihn, nachdem er den Altknastaub abgeschüttelt, rubern und reiten sehen. Einen grünen Zweig im Munde, den Hut in die Stirn gedrückt, vergnügten und zugleich listigen Blicks, ja selbst als bottleholder bei einem großen politischen Faustkampf, so pflegte ihn Punsch abzubilden. Und wenn er gar bei einem Zweckessen, bei einer Eröffnung oder Einweihung zu sprechen hatte, so fehlte es nie an Späßen, die nicht nur die Lachlust, sondern namentlich die Nationaleitelkeit stachelten. Man freute sich im Voraus auf jede Neuwahl in Tiverton, auf Palmerston's aristophanischen Dialog mit seinem ausdauernden Ge-

gencandidaten, dem Metzgermeister Rowcliffe. Seine Pächter in Irland haben ihn vergöttert, schon weil er den ärmeren unter ihnen auf seine Kosten nach Australien auszuwandern behülflich war und stets für die Wohlfahrt der von ihm abhängigen Leute menschenfreundlich Sorge trug; sein Gut Broadlands bei Southampton ist von einem Kranze blühender Hoffstellen umgeben. Wir wissen, aus welchen Gründen die Mittelklassen so begeistert für ihn schwärmten.

Aber auch die elegante Welt wird ihn noch lange vermissen. Wie oft hat er im Unterhause — denn zwischen seiner Wohnung, dem Amtlocal in Downing Street und den Räumen des Parlaments pflegte er Jahr aus Jahr ein mit größter Pünktlichkeit Monate lang Tag und Nacht zu theilen — am Büffet in einer Tasse Thee Erfrischung suchend, den ersten besten angerebet und sich mit ihm von der Politik, von dem letzten gesellschaftlichen Scandal, von dem nächsten Wettrennen unterhalten. An Allem schien er gleich theilhaftig, mit einem Jeden wußte er sich in gewinnendster Weise zu stellen. Gastfrei von jeher liebte er den feinen gesellschaftlichen Umgang, den er regelmäßig in Stadt und Land im eigenen Hause sah. Die vornehme Welt des In- und Auslandes, Politiker aller Farben, hohe und bescheidene Größen in Kunst und Literatur trafen hier gern zusammen. Seit seiner Vermählung mit Lord Melbourne's Schwester hatten alle Anekdoten über ihn selber, unter denen wir namentlich sein Verhältniß zu der Fürstin Lieben für ein diplomatisches Märchen halten, an Anziehungskraft verloren. Dagegen fand er in Lady Palmerston eine wirklich homogene Natur, die das Leben ähnlich wie er ansah, ihm herzlich in allen Wandlungen seiner Laufbahn zur Seite stand und, obwohl sie erst in den letzten Jahren in Folge einer Erbschaft reich genannt werden konnte, wie er die Gastfreundschaft stets in edelster Weise übte. Leicht ist wohl nie, wie diese Züge darthun, die Kunst geworden, sich in weiter Sphäre beliebt zu machen. Einen vollkommeneren Engländer mit allen feinen Tugenden und Schwächen hat es selten gegeben, daher denn auch, da er beständig vor aller Augen und in aller Munde lebte, über und neben den Leuten das geheime Räderwerk ihrer Staatsmaschine schnurren ließ, seit mehr als einem halben Jahrhundert keinen so populären wie Lord Palmerston.

Nur einem solchen Manne konnte es gelingen sich im Vertrauen auf die eigene Persönlichkeit, wie wir gesehen haben, über feste Principien, zu denen er niemals geneigt, und die in ihnen begründeten Parteigegegensätze hinwegzusetzen. Aber nur indem er dem Willen der Gesamtheit zu folgen schien, herrschte er selber der That nach. Wir haben hier nicht zu entscheiden, ob dies überhaupt eine ersprießliche Wechselwirkung sei; uns kam

es lediglich darauf an, in den einzelnen hervorragenden Fällen zwar das Geschick zu bewundern, mit welchem das nationale Interesse vertreten wurde, zugleich inbeß darauf hinzudeuten, wie momentan und vorübergehend doch nur alle Erfolge gewesen sind. Durch Lord Palmerston, dem man sicherlich nicht Bigotterie oder das geringste Verlangen die Welt zu bessern wird nachsagen können, ist gewiß auch der Anglikanischen Kirche nicht aufgeholfen worden, wie viel Bischöfe auch es ihm beschieden war nach dem Herzen seines frommen Stiefelbams, des Earl Shaftesbury, einzusetzen. Mögen dessen Organe dafür den lustigen „Bischofmacher“ nachträglich mit dem ewigen Seelenheil beschenken. Eben so wenig hat er nach Entfesselung der industriellen und commerciellen Mächte der sinkenden Rechtspolitik nach innen und außen irgend welche neue Stützen anzulegen gewußt. Nur in drei Punkten konnte er nach der Auffassung seiner Landsleute dauernde Erfolge erzielen: er war von jeher ein Feind des Sklavenhandels, ein Freund der Katholikenemancipation, ein Förderer constitutioneller Grundsätze im Ausland. Daß Großbritannien darüber während seines Lebens ein anderes geworden als es gewesen, daß die Präntentionen der Macht an ihrer Wirkung unendlich verloren haben, ist nicht sowohl seine Schuld als die Folge des maßgebenden Wendepunkts, in welchen er Vielen voraus sich so leicht gefunden. Seine Natur, die Zeit, das Volk, denen er diente, brachten es mit sich, daß er unmöglich ein großer Minister, wohl aber ein kluger, einer der glücklichsten und vielleicht mächtigsten Staatsmänner des Jahrhunderts werden konnte. Jedenfalls erscheint er, was den Nachfolgern, wie viel sie hoffentlich auch besser machen werden, nicht nachgerühmt werden kann, als der letzte eines großen Schlags, der Politiker des Salon. Treffend lautet der Wahlspruch seines Wappens: *Flecti non frangi.*

R. Pauli.

## Die Deutschen in Oberungarn.

Land und Leute in Ungarn. Von Dr. Erasmus Schwab. I. Natur-, Cultur- und Reisebilder. Leipzig, 1865.

K. J. Schroer, die Deutschen im ungarischen Bergland und ihr Dialekt, in der österreichischen Wochenschrift f. Wissensch., Kunst und öffentl. Leben, 1865. Nr. 5—7.

Die Deutschen in den Landen der ungarischen Krone zerfallen dem Raum, der Zeit und der Verfassung nach in zwei verschiebene Abtheilungen. Es sind einmal die von dem ungarischen Könige Geisa II. und seinen Nachfolgern im zwölften Jahrhundert aus niederdeutschen Landen zur Civilisirung seines Reiches hergerufenen und als selbständige Gemeinwesen bevorrechteten Colonisten in Oberungarn und Siebenbürgen, welche mittelalterliches Municipalwesen auf ungarischen Boden übertrugen. So eifersüchtig wachten die Könige auf Erhaltung dieser schätzbaren Einwohner in ihrer ursprünglichen Art, daß Bela IV. 1254 den Zipfern von Schmögen (Sumugh) verbot, etwas von ihrem Grund und Boden an einen andern, als an freie Deutsche zu verkaufen, den Neusöhlern andern als echten Deutschen (*extra genuinos Germanos*) den Mitgenuß der bürgerlichen Rechte zu gestatten. In der Bergstadt Karpsen (Karpona) konnte ein Nicht-Deutscher bis 1611 beim Magistrate nicht angestellt werden.

Sodann sind zu nennen die späteren allmählichen Nachschübe deutsch-österreichischer Einwanderer, welche sich in die Städte zunächst der Grenze verbreiteten und das Recht der ursprünglichen Bewohner theilten, und die ländlichen Colonien aus Oberdeutschland, welche seit dem Szathmarer Frieden 1711, besonders unter Maria Theresia und Joseph II. gegründet wurden und der Comitatsverfassung unterstanden. Die Sprachinseln von Pressburg bis St. Gotthard, und um Pest und Ofen, ferner von Fünfkirchen bis Szegard und südlich bis Thorda, und endlich südlich der Marosch bis Temeswar sind oberdeutschen Stammes.

Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Gruppen liegt auf kirchlichem Gebiet. In regem Verkehr mit dem Mutterlande nahmen die deutschen Städte in Siebenbürgen und Oberungarn die lutherische Reformation an. In dem Kampf gegen die kirchliche und politische Reaction der Habsburger flüchtete die östliche Reichshälfte unter den Schutz des Halbmondes und so wurde das Lutherthum der Siebenbürger Sachsen und der Calvinismus der Szekler und Magyaren Siebenbürgens und Nieder-

ungarns erhalten. Weniger glücklich waren die Zipser Sachsen, welche gegen die Bekehrungsversuche Oesterreichs und, soweit sie an Polen verpfändet waren (1412—1772), der nicht minder eifrigen polnischen Regierung ankämpften, die zu Püblein ein großes Piaristenconvent zum unentgeltlichen katholischen Unterricht der armen protestantischen Kinder errichtete; der Sieg war kein so vollkommener, als der der Siebenbürger Sachsen. Auf diese Weise hat der abnorme Zustand sich entwickelt, daß während überall von Elsaß bis Posen und Livland, in Paris und Lyon, von Lissabon bis Constantinopel, in Valparaiso und Rio de Janeiro, die protestantische Cultur der sicherste Bewahrer des Deutschtums ist, in Ungarn der Calvinismus als „ungarische Religion“ sich abwehrend gegen deutsches Wesen verhält, indem die Magyaren in ihren langen Kämpfen um Glaubensfreiheit die Deutschen als Vorkämpfer der römischen Kirche kennen gelernt haben. Diesen Kampf hat die gegenwärtige Regierung Oesterreichs noch nicht aufgegeben; sie verfolgt die Katholisirung des Landes auf dem Wege der Schule.

Auffehen erregte im März dieses Jahres die Bekanntmachung folgenden Erlasses der niederösterreichischen Statthalterei an das Wiener Universitätsconsistorium:

„Laut einer an das k. k. Staatsministerium gerichteten Mittheilung hat sich die königl. ungarische Hofkanzlei bestimmt gefunden, im Laufe des Jahres 1863 jene älteren für Ungarn bestehenden Anordnungen, welchen zufolge die Aufnahme katholischer Studirender an evangelischen Lehranstalten nur mit ausdrücklicher Bewilligung der königl. ungarischen Statthalterei gestattet ist, mit dem Beisatze zu republiciren, daß die von evangelischen Gymnasien ausgestellten Maturitätszeugnisse jener Katholiken, welche evangelische Schulen ohne vorschriftsmäßige Bewilligung besuchen, in Ungarn ungültig und die gedachten Studirenden mit ähnlichen Zeugnissen weder an katholischen öffentlichen Lehranstalten aufzunehmen, noch zu Maturitäts- und Staatsprüfungen zuzulassen sind. Zugleich hat sich die königl. ungarische Hofkanzlei durch einen speciellen Fall auf Anregung der königl. ungar. Statthalterei veranlaßt gesehen, die Mitwirkung des Staatsministeriums zu dem Ende in Anspruch zu nehmen, um jenen Sanctionen, welche den erwähnten Verordnungen beigelegt sind, bezüglich der Studirenden aus Ungarn auch an den außerungarischen Lehranstalten in der Richtung Geltung zu verschaffen, daß dadurch einer Studirung der in Rede stehenden Bestimmungen wirksam in den Weg getreten wird. Diesem Ansinnen entsprechend wird nun das k. k. Universitätsconsistorium in Folge hohen Statthalterei-Decret's vom 30. Novbr. 1864 von den

obigen Anordnungen zur Darnachachtung mit dem Beifügen in Kenntniß gesetzt, daß laut der Eröffnung der königl. ungar. Hofkanzlei vom 17. Oct. 1864 die königl. ungar. Statthalterei von dort aus beauftragt wurde, die Verfügung zu treffen, daß künftighin in den Schulzeugnissen sowohl des confessionellen Charakters der Lehranstalt, als auch der Religion des Studirenden ausdrücklich Erwähnung geschehe.

Wien, 31. Dec. 1864.

Chorinski."

Die schweigende Beredsamkeit der Ueberschrift: „Zur confessionellen Gleichberechtigung,“ unter welcher die Wiener medicinische Presse diesen Erlaß mittheilte, genügt zu dessen Charakteristik. Er repräsentirt nur eine neue Seite der Feindseligkeit, welche die Wiener Regierung gegen die ungarischen protestantischen höheren Bildungsanstalten hegt, wonach sie nicht nur zu den katholischen Gymnasien Geldmittel gibt, zu den evangelischen nicht, sondern auch katholische Gymnasien neben bestehenden protestantischen an Orten errichtet, wo kaum Katholiken wohnen und endlich von 46 katholischen Gymnasien 45, von 43 evangelischen nur 7 das Oeffentlichkeitsrecht verliehen hat, weil man bei evangelischen Gymnasien die Nachweisung der wirklichen Leistung dessen verlangt, was durch den Organisationsplan vorgeschrieben ist, bei den katholischen sich mit der Zusage begnügt, sich nach diesem Plane richten zu wollen.

kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Gruppierung der Deutschen in den Ländern der ungarischen Krone zurück, so gehören die allmählich eingewanderten Oesterreicher meist der katholischen Kirche an, und die oberdeutschen Einwanderer in Serbien waren zwar gemischter Confession, aber, zerstreut in ländliche Gemeinden, nicht in der Lage, irgendetwas ein selbstständiges Bildungselement zu entwickeln. Die nationalen Verhältnisse der Sachsen, dieser immer mehr zusammenschmelzender Vorkämpfer des Deuththums, sind bekannt durch zahlreiche Schriften des bei ihnen bestehenden „Vereins für Landeskunde;“ die der oberungarischen Deutschen sind erst in neuester Zeit Gegenstand umfassender Darstellung \*) gewesen und diese wollen wir unsern Lesern in kurzem historischem Ueberblick vorüberführen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert entstanden in Ungarn durch deutsche Einwanderungen einerseits königliche Städte, so wie bischöfliche Städte und Märkte und den Kapiteln und Abteien angehörige Orte; andererseits auf den Gütern mächtiger Magnaten große Colonien deut-

\*) Näheres über die Vertheilung der Deutschen in Ungarn findet man in W. Stricker's Versuch über die „Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde.“ Leipzig, G. Mayer, 1845, und in der zweiten Auflage von R. Bernhardt's Sprachkarte von Deuthland. Cassel, J. J. Böhne, 1849.

scher Bauern unter eigenen Schultheißen (sculteti), deren Amt (scultetia, Advocatio, Richterlög) ähnlich wie in den Colonien Böhmens, Mährens und Schlesiens allmählich erblich ward. — Die freien königlichen Deutschstädte nahmen seit ihrer Gründung eine besondere Stellung im ungarischen Staatswesen ein, unabhängig vom Comitate. Diese ihre bevorrechtete Stellung und Geschlossenheit suchten sie nachmals durch Bündnisse größeren und kleineren Umfanges, bleibender oder vorübergehender Art zu bewahren und zu befestigen. Trotz zeitweiliger Mißheiligkeiten zwischen einzelnen Handelsstädten, meist aus Eifersucht auf das Stapelrecht entstanden, erfreuten sich die deutschen Niederlassungen unter dem Schutze der Krone und der Abgibe der Reichsunmittelbarkeit bis in das fünfzehnte Jahrhundert eines fröhlichen Aufblühens, das durch den regen Wechselverkehr mit dem Mutterlande wesentlich gefördert ward. Interessante mittelalterliche Baudenkmale (Dom in Leutschau, Rathhaus in Kesmark) geben Zeugniß für den Wohlstand und die geistige Entwicklung der ältesten Einwanderer, deren Nachkommen Recht und Bildung aus dem Mutterlande holten, dies nicht selten aus eigener Anschauung kennen lernten und durch ununterbrochene Nachwanderungen aus dem Stammlande bis in das siebzehnte Jahrhundert von dort her mannigfache Anregung erhielten. Dieser enge Zusammenhang mit dem Mutterlande wird durch die reißend schnelle Ausbreitung der Reformation unter den ungarländischen Deutschen hinreichend bestätigt.

Allerdings war die Wehlfahrt der ungarländischen Deutschen, welche im vierzehnten Jahrhundert ungefähr eine halbe Million betragen haben dürften, keine ungetrübte; schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatte sich manche Deutschstadt der Raubjucht und Gewaltthätigkeit benachbarter Dynastien nachdrücklich zu erwehren; andrerseits erlitt das deutsche Element eine namhafte Schwächung durch die Verpfändung eines Theils der Zips (1412), durch die Einwanderung der „böhmischen Brüder,“ dann durch die räuberischen Hussiten, welche den Zusammenhang der oberungarischen Städte bis nach Böhmen und in die Zips hinein unterbrachen und durch die ungesegnete Vergabung der noch übrigen elf freien Zipsstädte an Emerich Zapolya (1465), was den nationalen Untergang dieser Orte nothwendig vorbereitete. Noch schlimmer gestaltete sich die Lage der deutschen Städte Ungarns während der zweihundertjährigen blutigen Religions- und Bürgerkriege. Uebermüthige Oligarchen bebrängten ärger als je Wohlstand und Freiheit der des königlichen Schutzes entbehrenden Städte.

Die Kaiserlichen und deren Gegner strebten wetteifernd nach dem Besitz dieser wichtigen und wohlhabenden Bollwerke. Die Aufständischen suchten sich durch die Stärkung und gewaltsame Einbürgerung des seit den Anjou's

und Matthias Corvinus (1458—1490) mächtig aufstrebenden Magyarenthums und die Ausbreitung des Calvinismus zu befestigen; die Kaiserlichen dagegen griffen zu der Achtung der protestantischen Deutschen, welche entweder nach Niederungarn flohen, wo sie sich meist magyarisirten, obgleich Manche ihre deutschen Namen nicht ablegten, oder in die auch nicht minder hart von Kriegsleiden heimgesuchten Wohnstätten ihrer Stammgenossen in Siebenbürgen. Gleichzeitig wurden von der katholischen Magyarenpartei die vertriebenen Protestanten durch magyarische, katholische Landebelleute ersetzt. Durch solche friedliche, mittelst königlicher Patente bewirkte, oder gewaltsame Einbürgerung des magyarischen Elements erwuchs den Städten eine bedenkliche Gefahr. Schon hatten bis dahin, angeleitet durch die mannigfachen Vortheile städtischen Lebens, ärmere magyarische Landebelleute sich in die Stadt gezogen, bald aber strebten sie, — verbündet mit dem reicheren Couitatsadel, der sich in dem Weichbilde der Stadt die Erbauung von Curien, d. h. mit adeligen Vorrechten ausgestatteten Höfen, zu verschaffen gewußt hatte, — den Genuß der Vollbürgerrechte bis zum Antheile an dem „Rathe“ der Stadt auszudehnen, um sich Einfluß zu Gunsten des magyarischen Elements zu verschaffen. In dem Zeitraum, wo die zahlreichen Einwanderungen aus dem Mutterlande aufhörten, vom sechszehnten Jahrhundert bis auf Maria Theresia, zogen in die Städte, deren alte Bevölkerung allmählich abstarb oder sich im Lande zerstreute, magyarische Handwerker und Kaufleute, in die deutschen Dörfer dagegen und in die Städte des westlichen Berglandes rückten allmählich Slowaken ein. Bald begehrte die neue fremde Bevölkerung Antheil an der Gemeinderverwaltung; es kam zu Parteiungen und Reibungen zwischen Deutschen und Magyaren, die mitunter zum Aufruhr, zu Gewaltthaten und Blutvergießen führten. Wenn die Deutschen auf Grund ihrer Privilegien den Rechtsweg einschlugen, so erhielten sie auf den aus den Standesgenossen der Verklagten zusammengesetzten Landtagen Unrecht. Zwar bestand noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Mehrzahl der Städtebewohner Ungarns aus Deutschen, wie aus Art. 13 der Landtagsacten von 1608 hervorgeht, wo es heißt: *Incolae pro majore parte ex Germanica constant natione*. Doch gab das bereits eingedrungene fremde Element seit Botſchſay's Schilderhebung 1604 Gelegenheit zur Entstehung deutscher und magyarischer Bürgerparteien im östlichen Berglande, welche den Bethlen, Katoky, Tököly u. s. w. willkommenen Handhaben zu dem gewaltsamen Magyarisiren der Städte darboten.

Aber auch die Siege der Kaiserlichen schlugen zum Nachtheil des deutschen Bürgerthums aus; es folgten die Dragonaden der Jesuiten und des Primas; das furchtbare Blutgericht von Eperjes am 5. und 22. März,



16. und 22. April, 16. September 1687. Der protestantische Magistrat wurde aufgelöst und von den ungarischen Regierungskommissären aus ungarischen katholischen Edelleuten ein neuer zusammengesetzt. So wurden die Städte allmählich gegen die „deutschen Soldaten“ und die „deutsche Regierung“ erbittert und sympathisirten nun mit Ungarn, ihrem neuen Vaterlande. Auf diese Weise fand schon das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Deutschstädte moralisch und materiell gebrochen. In Leutschau z. B., von welchem einige Jahre vorher der „ungarische Simplificissimus“ geschrieben: „der Magistrat muß in deutschen Mänteln (über den ungarischen Röcken), Schuhen und Strümpfen auf's Rathhaus und in die Kirche gehen, wegen habender deutscher Rechte,“ wurde 1675 die deutsche Rathsherrnkleidung beseitigt, weil die neuen Rathsherrn, welche man mit Gewalt eingesetzt hatte, Ungarn waren. Leutschau hatte damals neben der deutschen auch eine slowakische Bevölkerung, doch diese erschien noch ungefährlich. — In Kaschau, wo nicht lange vorher der Magistrat deutsch war und die Ungarn nur in den „äußeren Rath“ kamen, bestand zu jener Zeit der Magistrat bereits aus mehr Magyaren als Deutschen; in die „Erwählte Gemeinde“ aber waren nebst den Ungarn auch schon „Winden“ (Wenden, Slowaken) aufgenommen. In Eperjes wurde bereits deutsch, ungarisch und windisch geredet und gepredigt. Alle oberungarischen Städte und noch speciell genannt Kesmark, Zeben und Kaschau hatten nach Simplificissimus slowakische Kirchen, Bartfeld auch slowakische Vorstädte.

Im achtzehnten Jahrhundert war Rettung aus dem tiefen Verfall nicht mehr möglich. Der Handel, welcher Eperjes, Bartfeld, Leutschau und Kesmark reich und groß gemacht, hatte andere Wege aufgesucht, zahlreiche Räuberbanden und wiederholte Handelsperren lähmten Handel und Verkehr; Freund und Feind hatten durch Requisitionen, Plünderungen, Brandschakungen, Steuern, Ausgabe werthlosen Geldes u. s. w. den Wohlstand der Städte zu Grunde gerichtet; Gemeindegüter waren verpfändet, verkauft, Regalien gingen verloren, dabei mußten wiederholt Schulden gemacht werden. Fürchterliche Brände zerstörten ganze Städte, welche sich zum Theil nie wieder erholten, und dazu wüthete wiederholt die Pest, z. B. 1700, 1701, 1710, 1742, 1770, 1771.

Schlimmer noch als diese materielle Noth waren die moralischen Folgen. Die furchtbar zusammengeschmolzene und verarmte Bevölkerung war nur noch auf die Erhaltung der bloßen Existenz angewiesen und bei der immer häufiger werdenden Unbekanntheit mit ihren Rechten und Freiheiten, oder der Unmöglichkeit, solche geltend zu machen, mehr auf die Erhaltung der Gewissensfreiheit, als auf andere Güter bedacht. Die

Obrikeiten waren, besonders in den kleineren Orten, ohne die nöthige Bildung, und war die Gemeinde bereits aus einer freien zu einer grundherrlichen herabgesunken, so verfolgten die gefügigen Richter ihr eigenes Interesse und wurden manchmal sogar zu Verräthern an den muthlos gewordenen Gemeinden. Hatte aber auch eine Gemeinde ihre Selbständigkeit gerettet, so konnte sie doch der immer stärkeren Ausbreitung des slowakischen Elements, welches sich meist in der Form des Proletariats einnistete, nicht steuern, denn die katholischen Pfarrer begünstigten in stark protestantischen Gegenden, um die Zahl der katholischen Gemeindeglieder zu heben, die Aufnahme alles möglichen zugelaufenen Volkes: Slowaken, Ruthenen, in der Zips auch Polen, und verhalfen diesen zu Aemtern.

Aller Zusammenhang zwischen den ungarländischen Deutschen zerriß, der Gegensatz von Protestantisch und Katholisch war ein unheilbarer, sogar innerhalb derselben Gemeinde. Die reicheren Bürger, welche sich abeln ließen, und die wenigen Städte, welche sich aus dem Verfall erhoben, verfolgten ganz selbstische Zwecke. Immer tiefer griff unter solchen Verhältnissen die Zersetzung des Deuthums durch die Slowaken um sich, und ging namentlich mit der Schwächung des Protestantismus, dem Verluste der bürgerlichen Freiheit und der sich daraus ergebenden Verarmung Hand in Hand.

Manche halb entnationalisirte Stadt wurde darum leicht durch das Comitatz, welches die reichsfreie Stellung der Städte mit dem „fremden“ Recht seit langer Zeit scheel ansah, oder durch einen mächtigen Grundherrn, welcher durch Pfandbriefe thatsächlich längst Herr war, zum Marktsteden oder zum rechtlosen Dorfe herabgebrückt. Die Krone aber anerkannte nachträglich — zu ihrem eigenen Nachtheil — diese Vorgänge. Die Urkunden über die schützenden Privilegien waren theils in den stürmischen Zeiten zu Grunde gegangen oder von den Kriegsvölkern fortgeschleppt, theils von den Grundherren mit List und Gewalt entrisen, vernichtet oder den eigenen Privatarchiven einverleibt worden. Höhnend forderten dann die Grundherren die Vorlage der Privilegien, sobald die mit immer neuen Lasten heimgesuchten, Kleinmüthigen und verzagten, weil schutzlosen, Unterthanen ohnmächtige Vorstellungen gegen die sich wiederholende und steigende Vergewaltigung machten. Gegenüber diesen berechtigten Klagen lag es im Interesse der Grundherren, die Reinhaltung des deutschen Stammes nicht zu begünstigen, sondern ihm durch Aufnahme von Nichtdeutschen möglichst entgegenzuarbeiten.

Das achtzehnte Jahrhundert setzte geräuschlos, aber im größeren Maasstabe fort, was die vorangegangenen zwei Jahrhunderte begonnen:

die Magharisierung, noch mehr aber die Slawisierung der größtentheils herabgekommenen, aller Stützen des nationalen Lebens beraubten Land- und der königl. Freistädte, in deren größeren der Adel die erste Rolle zu spielen begann, seitdem er nach dem Erlöschen der Bürgerkriege seine festen, aber unbequemen Burgen verlassen konnte, und die wohllichen Curien in der Stadt bezog.

Die Regierung Joseph's II. brachte vielen Deutschstädten, namentlich der Zips, erhebliche Stärkung, aber auch manche die. r. Zuzüge sind heute schon völlig slawisirt. Die geistige Wiedergeburt Deutschlands äußerte keine Rückwirkung mehr auf die ungarländischen Deutschen, denn der geistige Zusammenhang war verloren gegangen, wohl aber übte das politische Gewicht des Magharismus seine Wirkung, so daß viele Deutsche ihren Namen änderten und in's Ungarische übersetzten. So sind in Sperjes heute unter 10,300 Einwohnern 1200 Deutsche, in Bartfeld unter 1300 nur 180, in Zeben unter 2800 nur 90; der Zipser Bezirk Altsendorf, einst stark deutsch colonisirt, hat heute unter 17,700 Einwohnern nur 212 Deutsche, davon 197 Protestanten.

Wie wenig die österreichische Regierung selbst zur Zeit ihrer Allmacht in Ungarn auf Erhaltung der deutschen Nationalität bedacht war, erhellt aus dem Beispiel von Münchwiesen (Thuroczer Gespanschaft), welches Schröder ausführlich bespricht: „Münchwiesen, welches dem Studienfonds gehört, muß seit 80 Jahren seine Kinder in eine slowakische Schule in einem benachbarten Orte schicken, wo der Lehrer kein Wort Deutsch zu ihnen spricht. Der Unterricht geht für sie fast ganz dadurch verloren, denn sie lernen ihre Muttersprache weder lesen noch schreiben; slawisch lernen die Männer wohl im Verkehr, die Mädchen erlernen es gar nicht. Was sie lernen, ist die slawische Beichtformel und slawische Gebete, die sie nicht verstehen; selbst der Pfarrer ihres Ortes verkehrt mit ihnen nur slawisch, und predigt slawisch und läßt sie slawisch beichten. Die Folge davon ist, daß sie in allen sittlichen und religiösen Begriffen vollständig verwildert sind. Ich besuchte Münchwiesen 1858; die Bewohner sind so arm, daß Greise mich versicherten, nie Fleisch gegessen zu haben, die Weiber müssen den Pflug ziehen. Meine Schritte, ihnen eine deutsche Schule zu verschaffen, wurden von dem Pfarramt mit der Behauptung beantwortet, die Bewohner seien Slawen und zum Beweis wurden die Namen der Hausväter in slowakischer Uebersetzung eingereicht. Es geschah nichts und auch mein Nachweis der deutschen Nationalität der Bewohner blieb ohne Erfolg.“

Während die Deutschen in Ungarn magharisirt, slowakisirt, rumänisirt werden, wird das Küstenland, Südtirol und Dalmatien italienisirt;

in Krain wird slawisirt, ebenso in den Ländern der böhmischen Krone; in Galizien werden die Deutschen polonisirt, in der Bukowina rumänisirt, alles passende Illustrationen zur immensen Lüge des Augsburger Großdeutschthums und der bekannten Mission Oesterreichs „Deutsche Cultur nach Osten zu tragen.“ Und der Grund davon, daß unter angeblich deutscher Herrschaft die deutsche Sprache überall Boden verliert, ist die dreihundertjährige Absperrung Oesterreichs gegen den Strom deutscher, protestantischer Cultur. — Schwab weist mit Recht auf die Culturrolle der Deutschen in Rußland hin und deutet an, wie weit die Deutschen in Ungarn dahinter zurückgeblieben sind. Die Lobeserhebungen, welche der russischen Kaiserin Katharina II. von ihren Zeitgenossen so reichlich gespendet worden, hat Droysen vom sittlichen Spandpunkt aus angefochten; bedenkt man aber, wie Katharina jeder Tüchtigkeit in Rußland den freien Spielraum gewährte, während mit wenigen Ausnahmen nur Professoren in Oesterreich Förderung fanden und ein Religionswechsel jeder Zeit zur besonderen Empfehlung diente, wie beispielsweise ein Gelehrter von dem Range Johannes von Müller's als Reformirter nicht erster Bibliothekar in Wien werden konnte, wie noch heute mit diesem System nicht gebrochen ist, so kann man nur beklagen, daß die Kräfte, welche dem Aufschwung der russischen Nation aus Deutschland zugegangen sind, der Germanisirung der mit Deutschland so eng verbundenen Donau-Länder entzogen wurden.

## Der deutsche Handelstag und seine drei Generalversammlungen.

Zum dritten Male seit seinem Bestehen hat sich der deutsche Handelstag in den Tagen vom 25.—28. September dieses Jahres in Frankfurt a. M. versammelt, und durch dieses neue, kräftige Lebenszeichen in Verbindung mit seinen früheren Leistungen ein gewisses Bürgerrecht im öffentlichen Leben der Nation erlangt, so daß die Geschichte seiner Entstehung und Entwicklung, sowie die Resultate der diesjährigen Zusammenkunft auch in dieser Zeitschrift näher gewürdigt zu werden verdienen. In dem deutschen Handelstage ist unleugbar ein höchst werthvolles Organ geschaffen, um die großen Verkehrsanliegen unserer Nation zu vertreten, um Beschwerden, Wünsche und Bedürfnisse des Handels- und Fabrikantenstandes zur öffentlichen Kunde zu bringen und den deutschen Regierungen in einer geschickten, maßvollen Form vorzutragen, um den Abschluß von Handelsverträgen mit andern Nationen sowie den Erlaß zweckmäßiger innerer Verkehrs- und Erwerbsgesetze durch Sammlung von Material oder durch Begutachtung von Vertrags- und Gesetz-Entwürfen zu fördern, um Einrichtungen und Anstalten zur Erleichterung von Handel und Wandel zu unterstützen und überhaupt um die Initiative der Geschäftswelt für gemeinnützige und große vaterländische Bestrebungen wachzurufen. Schon seit mehreren Jahrzehnten haben die verschiedensten Berufsstände sich zu alljährlichen Wanderversammlungen vereinigt. Die Naturforscher und Aerzte machten in den zwanziger Jahren den Anfang, ihnen folgten die deutschen Land- und Forstwirthe, dann kamen in rascher Aufeinanderfolge die Lehrer, Geistlichen, Philologen, Künstler, Techniker, Eisenbahnbeamten, Statistiker, Volkswirthe, Kaufleute, Handwerker, und in neuester Zeit sogar die Arbeiter und Arbeitervereine. Nebenher gehen noch große Vereinigungen von Fachgenossen specieller Gewerbszweige, z. B. der Verein deutscher Gerber, der sich fast alljährlich versammelt und eine sehr wirksame Agitation für Anlegung von Eichenschälwäldungen in's Leben gerufen hat; ferner der Verein deutscher Schneider, der eine förmliche Akademie in Dresden errichtet, eine gemeinschaftliche Zeitung, Invalidentassen und andere genossenschaftliche Anstalten in's Leben gerufen hat; der Verein deutscher Rübenzuckerfabrikanten, der Verein deutscher Tabacksfabrikanten, der allerdings nur für einen vorübergehenden Zweck, zur Bekämpfung des Tabacksmonopols, in den fünfziger Jahren gegründet wurde und nach glück-

licher Abwendung der Monopolgefahr wieder eingeschlafen ist. Der deutsche Kaufmannsstand hat sich verhältnißmäßig spät dieser Bewegung angeschlossen und ist erst während der letzten fünf Jahre zu einer öffentlichen Vertretung seiner Interessen gelangt. Der glückliche Anfang wurde im December 1859 mit der Agitation zur Reform des Seerechts in Kriegzeiten in Bremen gemacht. Wenige Monate darauf trat im Februar 1860 der erste preußische Handelstag unter dem Vorsitz von Hansemann in Berlin zusammen. Mehrere Gegenstände seiner Tagesordnung nahmen ausdrücklich Bezug auf die Beschlüsse des so nahe verwandten volkwirtschaftlichen Congresses, der sich im Jahre 1858 durch die Agitation für Gewerbefreiheit in's öffentliche Leben Deutschlands eingeführt und im Jahre 1859 in Frankfurt sich nachdrücklich für Aufhebung der Durchgangszölle und für Reform des Zollvereinstarifs auf Grund umfassender Vorkarbeiten von Michaelis, Prince-Smith u. s. w. erklärt hatte. Der preußische Handelsstand oder wenigstens die Hauptfaisseurs des Berliner Handelstages, an ihrer Spitze Hansemann, fühlten dunkel, daß sie den Volkswirthen die öffentliche Besprechung der deutschen Verkehrsangelegenheiten nicht allein überlassen dürften und daß die Praktiker selbstthätig zur Wahrung ihrer Interessen zusammentreten müßten. Auch die im volkwirtschaftlichen Congreß sich bereits offenbarende freihändlerische Richtung mochte wohl nicht wenig dazu beitragen, die Freunde der schutzzöllnerischen Richtung im preußischen Fabrikantenstande zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammenzurufen. Der erste preußische Handelstag sprach sich für Aufhebung der Wuchergesetze und Durchfuhrzölle aus, schloß sich den auf Reform des Seekriegsrechts gerichteten Bremer Beschlüssen an, empfahl die Einführung des Decimalsystems in Mäßen, Maaßen und Gewichten, beantragte, daß man Mittel in Bewegung setze, um die Notirung der Thalerwechsel an den Hauptplätzen des Auslandes herbeizuführen, befürwortete Verbesserung der schiffbaren Flüsse sowie Erleichterung des Post- und Eisenbahnverkehrs und äußerte noch eine ganze Reihe ähnlicher frommer Wünsche, worüber ein Einverständnis der vertretenen Handelsvorstände meist von vornherein vorauszusetzen war. Die Zahl der gestellten Anträge war so groß, daß sich die Versammlung von wenig über 100 Mitgliedern in 26 Commissionen theilte, in denen sich die Arbeitskraft und Debattirlust der einzelnen Theilnehmer erschöpfte. In den Plenarversammlungen zeigte sich ein Mangel an gebiegender Discussion. Der Vorsitzende jagte die Versammlung von Antrag zu Antrag, von Beschluß zu Beschluß, und suchte jede Debatte, in der große principielle Gegensätze auftauchen konnten, abzuschneiden. Man wollte durchaus „praktisch“ und nichts als „praktisch“ sein, floh ängstlich alles was Princip heißt, und vermied na-

mentlich ein Eingehen in die Tarifrage, indem man es als eine „Theorie“ bezeichnete, über Freihandel oder Schutz Zoll zu discutiren. Als ein Mitglied aus Posen die Tarifrage auf das principielle Gebiet spielen wollte, bestieg der Präsident Hausmann selbst die Rednertribüne, um die Versammlung dafür abzukanzeln, daß sie einen Uebergriff in das Reich theoretischer Gegensätze gewagt habe. Die Versammlung machte wenig ihren Fehler wieder gut, indem sie die Zollfrage bis 1865 zu verschieben beschloß. Die stark vertretenen Schutzöllner wollten auch nicht einmal von einer Discussion der auf dem Frankfurter volkwirtschaftlichen Congresse in der Zollfrage gefaßten Beschlüsse etwas wissen. Erst in den letzten Sitzungstagen traten die in der Versammlung herrschenden Gegensätze der freihändlerischen und schutzöllnerischen Richtung schärfer hervor und gelangten zu einem Ausbruche, der die Verhandlungen etwas belebter machte. Im Allgemeinen brachte es der Berliner Handelstag nur zu einem ellenlangen Wunschzettel, und gewichtige Stimmen bezeichneten ihn als ein nicht gerade sehr gelungenes Experiment, so daß der Wiederezusammentritt zweifelhaft war. — Wenige Monate darauf im Mai 1860 trat ein bairischer Handelstag in Carlsruhe zusammen, der sich für Einführung von Handelsgerichten, für Ermäßigung der Wasserzölle, Herabsetzung der Briefportofäge auf 3 Kreuzer, für Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, für das deutsche Handelsgesetzbuch aussprach, und endlich u. A. auch den wichtigen Beschluß faßte: „den Vorort Heidelberg zu beauftragen, sich mit den Handelskammern der größern Städte Deutschlands in Correspondenz zu setzen, um zu erfahren ob die Mehrheit derselben geneigt sei einen allgemeinen deutschen Handelstag durch Bevollmächtigte zu beschicken.“ Die Heidelberger Handelskammer erfüllte diesen Auftrag mit großer Mäßigkeit und schon am 3. Mai 1861 trat der erste deutsche Handelstag in Heidelberg zusammen. Die Hauptgegenstände der Verhandlung betrafen die Constatuirung des Zollvereins, die Ausbildung des Zollvereins, die Einführung des Handelsgesetzbuches, die Einführung von gleichem Maaß, Gewicht und Münze, die Beseitigung der differentiellen Behandlung des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt in verschiedenen fremden Ländern, die Eisenbahnfrachttarife und endlich die Aufhebung der Elbzölle und der außerhalb des Zollvereins noch bestehenden Transitzölle. Es waren in Heidelberg 86 deutsche Handelskammern durch mehrere Hundert Abgeordnete vertreten. Die Verhandlungen wurden mit großer Sachkunde und Mäßigkeit geführt und waren von der Vorcommission in ausgezeichneter Weise vorbereitet. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, mehrere hervorragende Vertreter der Wissenschaft von der Heidelberger Universität mit zu den Beratungen hinzuzuziehen, an denen sich auch noch ein Gem-

missär der freisinnigen und nationalgestimmten badischen Regierung theilnahmte um jede etwa gewünschte Auskunft zu erteilen. Ein parlamentarisch so erfahrener Mann wie Professor Häuffer sprach sich über die Vorcommission öffentlich dahin aus, daß er nie einer gleich ausgebreiteten Debatte von größerem sachlichen Werthe beigewohnt habe. Die Beschlüsse der Plenarversammlung wurden meist mit großer Einmüthigkeit gefaßt und machten dadurch nur um so besseren Eindruck. Unter den gehaltenen größeren Vorträgen wurden diejenigen von Dr. Soetbeer über die Münzeinheit und von Professor Goldschmidt über das deutsche Handelsgesetzbuch als die bedeutendsten Leistungen bezeichnet. Die Plenarversammlungen dauerten mit einer nur kurzen Unterbrechung meist von früh 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr und fesselten fast alle Mitglieder bis zu Ende. Es war unter allen Theilnehmern ein frisches Leben, Interesse und Begeisterung für das Unternehmen, und man konnte von dem ersten deutschen Handelstage mit Recht sagen, daß er die von ihm gehegten Erwartungen übertroffen und den Grundstein zu einer viel versprechenden Gesamtvertretung des Kaufmannsstandes im öffentlichen Leben der Nation gelegt habe. Die Wahl Berlins zum Sitz des ständigen Bureaus des Handelstages hätte beinahe zu einem Austritt der Süddeutschen geführt, — ein Vorhaben, das nur durch die auf der Scheide zwischen Süd und Nord wohnenden Mitteldeutschen, die Frankfurter, Badener und Pfälzer vereitelt wurde. Uebrigens war Berlin und der bleibende Ausschuß unter Hansemann's Vorsitz den Süddeutschen sehr ungeschädlich. In der Zwischenzeit vom Mai 1861 bis October 1862 geschah nur äußerst wenig für die Zwecke des Handelstages, bis endlich die tiefgehende Bewegung wegen des Handelsvertrags mit Frankreich den Zusammentritt des zweiten deutschen Handelstages nothwendig machte. Derselbe wurde in den Tagen vom 14. — 18. October 1862 in München abgehalten und erlangte eine hohe Bedeutung dadurch, daß auf ihm die großen handelspolitischen Gegensätze, welche damals gerade die Nation bewegten, zum Austrag kommen mußten. Es entbrannte in München ein heißer Kampf, zu welchem jeder Theil noch in letzter Stunde seine hervorragendsten Vertreter und zahlreiche Hülfstruppen herbei gerufen hatte, so daß die Zahl der vertretenen Handelsvorstände sich auf mehr als 200 belief. Von freihändlerischer Seite waren die Herren von Bederath, H. H. Meier, Behrend, Michaelis, Braun, Weigel, von schutzöllnerischer die Herren Hansemann, Kerstorff, Buscher, Prof. Schäffle und die Oesterreicher Szabel, Mayrhofer, Dr. Kreuzberg in der Debatte über den Handelsvertrag mit Frankreich besonders thätig, wobei übrigens der politische Standpunkt meist die rein sachliche Behandlung der Frage überwog. Die österreichischen Mitglieder schienen vor und während des Handelstages fort-



während in enger Verbindung mit der österreichischen Gesandtschaft zu sein; dieselbe ließ einfach die Beiträge für neu eintretende Vereine oder Kammern zahlen, Quittung und Aufnahme durch einen Lakaien fordern mit einer Ungeuerlichkeit, die selbst ihre Freunde etwas befremdete. Der Münchener Abgeordnete versicherte, daß die bayerische Regierung nie den Handelsvertrag genehmigen werde, und gab seinen Worten einen officialen Anstrich. In den Plenarverhandlungen warfen die Oesterreicher zum Theil mit großer Beredsamkeit den politischen Fehbehandelschuh hin, der dann auch von den Preußen aufgenommen wurde. An eine Vermittelung zwischen den sich entgegensetzenden Ansichten war nicht mehr zu denken, jeder mußte Partei nehmen. Uebrigens wurde bei allen Verhandlungen und von fast allen Seiten die Erhaltung des Zollvereins nachdrücklich betont, man unterschied nur, ob dieselbe durch Annahme oder Ablehnung des Vertrags gefährdet sei. Die Süddeutschen, namentlich die Bayern und Würtemberger, behaupteten: „wenn Preußen auf der Annahme bestehe, so wäre damit der Zollverein gesprengt,“ während von der anderen Seite nachgewiesen wurde, daß Preußen zu weit gegangen sei, um mit Ehren zurückgehen zu können. Die lebhafteste Debatte endete mit einer dramatischen persönlichen Scene zwischen dem früheren preussischen Finanzminister Hansemann und dem früheren Reichsfinanzminister von Bederath. Hansemann erklärte auf die Aeußerungen von der Verpöndung der preussischen Ehre: „er halte es nicht ehrenwidrig für Preußen, daß, wenn es auf einem Wege sei der nicht zum Ziele führt, es einen andern Weg einschlage der zum Ziele führt.“ Unter dem anhaltenden Beifall der Gegner des Handelsvertrags fuhr der Redner fort: „Der jetzt eingeschlagene Weg wird nicht zum Ziele führen, davon habe ich mich lebendig überzeugt. Die Interessen sind zu mächtig, als daß man ohne Weiteres den Vertrag abschließen und nachher zusehen könnte, wie man mit den andern Interessen fertig wird. Ich glaube nicht, daß auf diesem Wege etwas zu Stande kommen wird. Ich glaube aber, daß Großes zu Stande kommen kann, ich glaube, daß die Stellung, in welcher der Zollverein und namentlich die preussische Regierung sich befindet, sehr dazu geeignet ist Großes zu bewirken. Und Großes wäre es, wenn wir dem Zollverein den zollfreien Verkehr mit einem Lande von 36 Millionen, noch dazu einem Bruderlande, erwürben.“ Herr von Bederath erklärte dagegen: „er könne sich nicht denken, daß die preussische Regierung darauf eingehen werde; Verhandlungen über einen von ihrer Seite bereits perfecten Vertrag einzuleiten. Preußen sei engagirt, mit seiner Ehre engagirt; die Regierung sei in ihrer moralischen Verpflichtung so weit gegangen, als sie nur gehen konnte, denn nur die Formalität der Ratification fehle noch, und wenn

sie jetzt von ihren Zollverbündeten verlassen noch zurücktreten wollte, so wäre ihre Stellung erschüttert, sie könnte ihre Bestimmung im Zollverein nicht mehr erfüllen und es wäre dadurch dem künftigen Bestande des Zollvereins selbst ein großer Schaden zugefügt. Preussische Ehre sei deutsche Ehre, er kenne keinen Unterschied zwischen der Ehre Preußens und der Ehre Deutschlands; wenn ein Glied leide, so leide das Ganze.“ Nachdem er sodann noch aus den vorliegenden beiderseitigen Staatschriften nachgewiesen hatte, daß Preußen sich in loyalster Weise gegen seine Verbündeten benommen und alle Rücksichten gegen sie beobachtet habe, bat er die Versammlung um die Erlaubniß, seine Gefühle ebenso aussprechen zu dürfen, wie dies der Präsident Hansemann gethan habe und fuhr dann fort: „Ich habe diese Tribüne mit schwerem Herzen betreten. Mit Herrn Hansemann verband mich eine langjährige, mir sehr werth gewordene Gemeinschaft der politischen Gesinnung. Sie ist aufgelöst! Ich kann ihm auf dem Weg, den er mit so großem Nachdruck betreten hat, nicht folgen; denn dieser Weg führt nach meiner Ueberzeugung zur Erniedrigung Preußens, er gefährdet die Zukunft Deutschlands.“ — Hansemann bemerkte darauf als thatsächliche Berichtigung: „Es ist kein Bruch mit meiner Vergangenheit. Im Jahre 1849 habe ich ganz in dem nämlichen Geiste gewirkt wie jetzt und daß ich Recht gehabt habe damals — dafür zeugt die Geschichte. Ich habe nicht mit meiner Regierung gebrochen, sondern ich hoffe, es werde sich ergeben, daß gerade das Gegentheil der Fall ist.“ — Die Geschichte hat Hansemann nicht Recht gegeben und der Sinn der zuletzt angeführten Worte bleibt in ein Dunkel gehüllt. Es wurde zwar in München von schutzvöllerischer Seite die Behauptung aufgestellt, Hansemann stehe mit dem König von Preußen direct im Briefwechsel, es erscheint dies jedoch sehr unwahrscheinlich. Das Resultat der mehrtägigen heißen Debatten des Münchener Handelstages über den Handelsvertrag mit Frankreich endete mit der einfachen Annahme des Handelsvertrags mit 100 gegen 96 Stimmen. Wenn man die nicht zum Zollverein gehörigen Stimmen von beiden Seiten abzog, nämlich 42 Oesterreicher von der Minorität und 8 nicht zum Zollverein gehörende Stimmen von der Majorität, so stellte sich das Verhältniß beinahe wie zwei zu eins. Diejenigen Regierungen, welche den Handelsvertrag abgelehnt und alle möglichen Anstrengungen gemacht hatten, um eine Entscheidung des Handelstags in ihrem Sinne herbeizuführen, verloren durch den Beschluß eine sehr bequeme Handhabe und ein werthvolles Agitationsmittel, während die Freunde des Handelsvertrags und die freihändlerische Partei überhaupt durch die Resultate des öffentlichen Meinungskampfes innere Kraft und festeren Halt erlangten. — In der Frage der Zolleinigung mit Oester-

reich sprach sich der Münchener Handelstag ebenfalls gegen die österreichischen Vorschläge auf Zolleinigung und für fernere Erhaltung der bisherigen Selbständigkeit der beiden Zollgebiete aus, während hinsichtlich der besseren Organisation des Zollvereins die Beschlüsse des Heidelberger Handelstags wiederholt wurden. Die Institution des deutschen Handelstages erlangte durch den correcten Standpunkt, den man in München in einer der wichtigsten nationalen Tagesfragen eingenommen hatte, plötzlich eine erhöhte Bedeutung. Durch den Rücktritt Hansemann's und seiner schützöllnerischen Freunde, welche die Ausführung der von ihnen für unheilvoll erachteten Beschlüsse nicht übernehmen wollten, erhielt der bleibende Ausschuss eine veränderte, mehr der freihändlerischen Richtung zugeneigte Zusammensetzung. In der Zwischenzeit vom zweiten zum dritten Handelstage übernahmen dann die Ereignisse selbst eine vollständige Rechtfertigung der in München siegreich gewesenen Partei.

Auf dem dritten Handelstage traten keine so schroffen Gegensätze auf wie auf dem zweiten, die Versammlung hatte einen wesentlich friedlicheren, geschäftsmäßigeren Charakter, in der Debatte kamen nicht mehr die politischen, sondern die rein sachlichen Gesichtspunkte zum Ausdruck, was allerdings dadurch veranlaßt war, daß die meisten Gegenstände der Tagesordnung reine Verkehrsfragen waren. Wir werden, ehe wir über die Resultate des dritten deutschen Handelstages ein allgemeineres Urtheil fällen, zunächst den Verlauf der diesjährigen Verhandlungen etwas näher verfolgen müssen. Auf der Tagesordnung standen außer dem Bericht über die Thätigkeit des bleibenden Ausschusses und der Wahl des Bureaus folgende Gegenstände angekündigt: 1. Handelsverträge des Zollvereins insbesondere a) mit Rußland, b) mit Italien, c) mit der Schweiz. 2. Differential-Frachtsätze der Eisenbahnen. 3. Gewichts- und Maafswesen. 4. Münzwesen. Herstellung deutscher Münzeinheit. Neue Vereinsgoldmünze. 5. Zollvereins-Angelegenheiten: a) Reform der Verfassung, b) die deutschen Seehäfen und die zollamtliche Behandlung für den Waaren-Import und Export in denselben, c) Consulatswesen. 6. Einführung von Handelsgesetzen. 7. Reform im Postwesen. 8. Allgemeine deutsche Versicherungsgesetzgebung mit Ausnahme der Seeversicherung. 9. Einführung eines gleichen Verfahrens im kaufmännischen Concourse. 10. Empfehlung der Errichtung einer Gesellschaft zur Classification von Schiffen. 11. Wahl des künftigen Versammlungsortes. 12. Wahl des bleibenden Ausschusses. — Die Sitzungen wurden am 25. September vom Herrn Consul H. H. Meier aus Bremen, als Vorsitzender des bleibenden Ausschusses, eröffnet. Der Generalsecretär Dr. Maron erstattete Bericht über die Thätigkeit des bleibenden Ausschusses seit dem letzten Handelstage, erwähnte des Wechsels

im Präsidium — der unmittelbar nach dem Münchener Handelstages zum Präsidenten gewählte Herr von Beckerath sah sich im September 1863 durch anhaltendes schweres Leiden gezwungen den Vorsitz niederzulegen — gedachte sodann der vergeblichen Bemühungen, Oesterreicher in den bleibenden Ausschuss zu ziehen und bemerkte, daß die Mitgliederzahl des Handelstages von 200 auf 169, meist durch den Austritt der österreichischen Corporationen, vermindert worden sei. Diese Mitglieder vertheilen sich nach Ländern wie folgt: Baven 10, Bayern 32, Braunschweig 1, Freie Städte 7, Hannover 18, Großherzogthum Hessen 8, Kurfürstenthum Hessen 4, Holstein 2, Mecklenburg 1, Nassau 4, Oldenburg 2, Oesterreich 15, Neuß. Fürstenthümer 1, Preußen 59, Königreich Sachsen 2, Sächsische Herzogthümer 5, Württemberg 8.

Ueber die Beschlüsse des Münchener Handelstages bemerkte der Bericht, daß sie zum großen Theil historische Thatsache geworden seien, so der Handelsvertrag mit Frankreich, dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit jetzt allgemein anerkannt sei, und der Vertrag zwischen Oesterreich und dem Zollverein, welcher nach dem Wunsche der Majorität des Münchener Handelstages die Selbständigkeit beider Zollgebiete in keiner Weise beschränkt oder gefährdet habe. Derjenige Theil der Münchener Beschlüsse, welcher sich auf eine Veränderung der Zollvereinsverfassung bezieht, sei nach seiner ganzen Ausdehnung noch ein frommer Wunsch geblieben; die Wichtigkeit dieser Frage sei indessen so einleuchtend, daß sie als das wahre Ceterum censeo des Handelstages erscheine, und auch diesmal wiederum auf der Tagesordnung stehe. Die Gründe für die übrigen Gegenstände der diesmaligen Tagesordnung wurden dann noch kurz und bündig auseinander gesetzt und schließlich das Bedauern des Ausschusses ausgedrückt, daß mehrere v. rehrliche Mitglieder aus Oesterreich, so die Handels- und Gewerbekammer für Oesterreich unter der Enns, in Wien, ihr Ausbleiben dadurch motivirt hätten, daß die Tagesordnung nur Gegenstände enthalte, welche lediglich das Interesse des Zollvereins berühren, während doch der Handelsvertrag mit Rußland und die Fragen der Frachtdisparitäten, des Maaß- und Gewichtswesens, der Münzeinheit und der Goldwährung, der Handelsgerichte, der Postreformen, des Versicherungswesens, augenscheinlich auch die österreichischen Handelscorporationen nahe beträfen. Verschiedene Handelskammern hatten Anträge gestellt, welche entweder überhaupt oder für diesmal von der Tagesordnung abgesetzt waren, so der Breslauer Antrag auf Aufhebung der Durchgangsabgaben, welche als Eisenbahnfrachtzuschlag zu Gunsten von Mecklenburg, Pauenburg und des Amtes Bergeborf auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn eingeführt worden sind, ferner die mehrseitig als Verhandlungsgegenstand angeregte

Aufhebung der Wuchergesetze, worüber innerhalb des Handels- und Gewerbebestandes keine Differenz der Ansichten mehr obwalten. Zurückgestellt wurde ein Antrag der Handelskammer in Hirschberg, betr. die Herbeiführung einer Einigung der bestehenden Handelsusancen, resp. Einverleibung derselben in die Handelsgesetze, ferner ein Antrag von Siegen auf Verbot der Coupons als Zahlungseistung, und endlich ein Antrag des Harburger Handelsvereins, betr. die Abänderung einiger Strafbestimmungen im Zollregulativ. Schließlicb wurde noch berichtet, daß sich der bleibende Ausschuß mehrfach und lange mit der Idee der Herausgabe eines vollständigen und authentischen deutschen Firmenbuches beschäftigt, daß er aber wegen des jedenfalls sehr bedeutenden Kostenaufwandes es unterlassen habe ein Werk herzustellen, das, wenn es vollendet, schon fehlerhaft und unvollständig sein könnte. Die Handelskammer zu Cöln habe nun vorgeschlagen, wenigstens ein regelmäßig erscheinendes periodisches Organ zu schaffen, in welchem sämtliche in den verschiedenen Ländern des Zollvereins, in Mecklenburg und den Hansestädten mit der Führung der Handelsregister beauftragten Gerichte amtlich verpflichtet wären alle Firmenveränderungen sofort zur Anzeige zu bringen. Der künftige Ausschuß werde die Ausführbarkeit wenigstens dieses Planes zu prüfen haben. — Ein anderer von Breslau gestellter Antrag ging in weitester Fassung dahin, eine deutsche Handels- und Industrie-Zeitung als officielles Organ zu begründen, eventuell eines der bereits vorhandenen Blätter dazu auszuwählen. Gegen diesen Antrag erhoben sich praktische Bedenken, er veranlaßte jedoch den Ausschuß zu einem Vermittlungsvorschlage, zur Einrichtung einer lithographirten Correspondenz, welche die frühere officielle Vermittlung aller innern Angelegenheiten übernommen hat und gleichzeitig Spielraum zu gegenseitiger geistiger Anregung läßt. Schließlicb wurde noch des von dem bleibenden Ausschusse herausgegebenen selbständigen größeren Werkes: der Uebersicht über die Bewegung des Handels und der Industrie in den außerpreussischen und außerösterreichischen deutschen Staaten gedacht, das sich gleichfalls nur als das erste Glied einer fortlaufenden Kette von Arbeiten für den am Handelstage beteiligten deutschen Handels- und Gewerbebestand betrachten lasse. Der Bericht über die Thätigkeit des bleibenden Ausschusses machte auf die Versammlung einen so guten Eindruck, daß ein am folgenden Tage gestellter Antrag auf seine Bervielfältigung durch den Druck einmüthig unterstützt wurde.

Nach der Wahl des Bureaus begannen die Verhandlungen über die Frage der Handelsverträge mit Rußland, Italien und der Schweiz. Die beiden ersten Punkte waren durch zwei umfangreiche Denkschriften, der letztere durch einen am Tage zuvor sämtlichen Mit-

gleibern überreichten schriftlichen Bericht zur Genüge vorbereitet. Die Fragen waren ausgetragen, noch ehe sie in die Versammlung kamen, so daß der Handelstag nur sein „fiat“ auszusprechen brauchte. Es hat sich in dieser Beziehung mit dem Handelstage selbst seit der Münchener Versammlung wohl die erfreulichste Wandlung vollzogen; denn fast sämtliche anwesende Handelsvorstände gerirten sich diesmal gewissermaßen selbstverständlich als Vertreter der freihändlerischen Richtung wenigstens nach außen hin, indem sie fast stimmeinhellig eine Reihe von Forderungen zur weiteren Ausbildung des Freihandelsystems durch Verträge beschlossen. Ein eigentlicher Widerspruch ward nicht mehr erhoben, und die Ausschlußresolutionen wurden fast einstimmig nach kurzer Debatte angenommen. Nur die Discussion über den Handelsvertrag mit Italien wurde dadurch belebter, daß einzelne Redner die verkehrten dynastischen und legitimistischen Bedenken verschiedener deutscher Regierungen kräftiger verurtheilt wissen wollten, als es in der vom Ausschuß vorgeschlagenen Resolution geschehen war. Diesem Wunsche wurde durch Annahme eines übrigens sehr zahmen Amendements Rechnung getragen. Die Ueberzeugung, daß man gar nicht genug Handelsverträge von der Art des Vertrags mit Frankreich abschließen könne, gab sich unter Anderem auch dadurch kund, daß man einen erst am Montag eingebrachten Antrag der Herren Meister und Schön aus Hamburg, den Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrages mit Spanien betreffend, schon am Dienstag Vormittag zur Verhandlung brachte und nach kurzer Motivirung fast einstimmig annahm. Obwohl die öffentliche Meinung über die Forderung von Handelsverträgen auf handelsfreiheitlicher Grundlage so ziemlich einig ist, so verrichtet der Handelstag doch damit keine überflüssige Arbeit, denn es reicht nicht aus daß man einverstanden sei, die Forderungen müssen immer und immer wiederholt werden, sie dürfen nicht eher von der Tagesordnung verschwinden, als bis sie erfüllt sind, und gerade der Handelstag hat in dieser Beziehung die gewichtigste Stimme. Eine seiner Hauptaufgaben besteht in der Herbeischaffung des nöthigen Materials für die Vertragsverhandlungen aus den unmittelbar beteiligten kaufmännischen und industriellen Kreisen, und dieser Aufgabe wird der bleibende Ausschuß hoffentlich in nächster Zukunft von Neuem durch Herausgabe der in Aussicht gestellten Denkschrift über einen Handelsvertrag mit Spanien nachkommen.

Eine ähnliche Uebereinstimmung wie in Betreff der Handelsverträge herrschte über die Frage der Maas- und Gewichtseinheit. Der Handelstag wiederholte in dieser Beziehung fast einstimmig seine in Heilberg gefaßten Beschlüsse, nachdem Dr. Soetbeer über den Gegenstand unter Bezugnahme auf die neusten Verathungen der deutschen Maasconferenz

referirt und vor der Annahme des von Preußen neuerdings als Uebergang zum Meter empfohlenen Dreidecimeterfußes gewarnt hatte. So viele preussische Handelskammern auch in Frankfurt vertreten waren, so wurde doch von keiner einzigen der Standpunkt der preussischen Regierung verteidigt, welche neuerdings die Zulassung des Dreidecimeterfußes zur *conditio sine qua non* ihrer Annahme des Metersystems gemacht hat, obwohl diejenigen Staaten, welche wie Baden und Hessen-Darmstadt diesen Dreidecimeterfuß bereits seit längerer Zeit eingeführt haben, durch die Erfahrung von der Unzweckmäßigkeit dieser Maßregel sich überzeugt haben. An den Beschlüssen des Handelstages ist nur auszusetzen, daß man nicht auch bei den Hohlmaßen die consequente Durchführung der Unterabtheilungen des Liter nach Decimalen empfohlen hat. Die Süddeutschen hatten schon auf dem Heidelberger Handelstage ihr volles Gewicht zu Gunsten des halben Schoppens eingelegt, und so wurde denn beliebt, daß die Unterabtheilung des Liter durch fortgesetzte Halbierung zu geschehen habe, woran man auch bei der diesjährigen Generalversammlung nichts zu ändern versuchte.

In der Frage der Handelsgerichte, worüber Dr. Weigel aus Cassel, eines der thätigsten Mitglieder des Ausschusses, sehr geschickt berichtete, entspann sich namentlich in Betreff der Besetzung der Gerichte ein interessanter principieller Meinungskampf. Während der bleibende Ausschuß im Wesentlichen eine Wiederholung der Heidelberger Beschlüsse befürwortete und in seiner Resolution beantragte: „daß die Urtheile der Handelsgerichte von kaufmännischen Richtern unter einem rechtsgelehrten Vorsitzenden gefällt werden sollten,“ traten die Rheinischen Handelskammern mit dem Gegenantrage hervor: „daß die Handelsgerichte principiell ausschließlich aus Richtern des Handelsstandes zusammengesetzt werden sollten.“ Dieser Gegenantrag wurde namentlich von dem Kaufmann Lupp, dem Präsidenten des Düsseldorfer Handelsgerichts, mit Wärme und Geschick vertreten; er führte an, daß man in Frankreich, Belgien und den Rheinlanden, wo schon seit langer Zeit rein kaufmännische Handelsgerichte in Thätigkeit sind, mit dieser Institution im hohen Grade zufrieden sei; daß Urtheile der Handelsgerichte dort weit seltener reformirt würden als Urtheile der gewöhnlichen, nur mit Juristen besetzten Gerichte, daß zum Urtheilsfällen ein klarer gesunder Verstand, aber keine Universitätsjudicia nöthig seien, daß die Kaufleute, wenn sie überhaupt zum Urtheilsprechen befähigt wären, auch im Stande sein müßten einem Handelsgerichte zu präsidiren. Man dürfe nicht einwenden, daß in den Rheinischen Handelsgerichten der Secretär den juristischen Vorsitz erseze, denn der Secretär habe keine Stimme im Gericht, das Urtheil werde ohne ihn ge-

sprochen und ihm nur die formelle Redaction übertragen. Auch die Hansestädte, wo schon seit langer Zeit kaufmännische Richter unter einem rechtsgelehrten Vorsitz fungiren, seien kein Gegenbeweis, denn in den Hansestädten überwiege das kaufmännische Element, auch die Juristen seien daselbst von kaufmännischen Anschauungen durchdrungen, während in den Rheinlanden und in anderen Theilen Deutschlands die Juristen dominiren und den Kaufleuten die Lust zur Theilnahme an den Handelsgerichten verleidern würden. Jedenfalls sei doch ein aus der Wahl seiner Berufsgenossen hervorgegangener Vorsitziger einem durch Anciennetät aufgerückten Juristen vorzuziehen. — Gegen diese Ausführungen machten namentlich Dr. Kompe aus Breslau und Dr. Meinganum aus Frankfurt darauf aufmerksam, wie wichtig es sei, daß auch in dieser Angelegenheit das große Princip der Arbeitstheilung Platz greife, und den kaufmännischen Richtern die Vertretung der kaufmännischen Anschauungen, dem juristischen Vorsitziger aber die Wahrung des juristisch formalen Elements, die richtige Anwendung des Proceßverfahrens und die Redaction der Urtheile übertragen werde. Man sei in den Rheinlanden nicht nur eingenommen für die Vorzüge des französischen Rechts, sondern auch blind gegen seine Fehler. Hier am andern Rheinufer handle es sich um Einführung einer neuen Institution, wobei man rationell zu Werke gehen müsse und die Mitwirkung der Juristen nicht ausschließen dürfe, da dieselbe jedenfalls von gutem Nutzen für die Handhabung und für die wissenschaftliche Fortbildung des Handelsrechts sein würde. Die Befürchtung vor den durch Anciennetät aufgerückten Juristen dürfe nicht maßgebend sein, man solle nur von Seiten der Kaufleute dafür sorgen, daß man nicht die ältesten, sondern die besten Juristen zu Vorsitzern der Handelsgerichte erhalte. Der Handelstag schloß sich dieser letzteren Ansicht mit großer Majorität an, verwahrte sich jedoch gegen die Folgerung, als ob da, wo nur Kaufleute zu Gericht sitzen und diese Einrichtung sich bewährt habe, eine Aenderung der betreffenden Organisation vorgenommen werden müßte. Die übrigen Punkte der Resolution boten wenig Stoff zu Meinungsverschiedenheiten, sie wurden zum großen Theil ohne Widerspruch genehmigt.

Wir kommen nun zu der höchst wichtigen Frage der Reform der Zollvereinsverfassung. Sie wurde in der diesjährigen Generalversammlung leider sehr rasch ohne wirkliche Debatte erledigt. Bei der gegenwärtigen Organisation des Zollvereins mit dem liberum Veto jeder einzelnen Vereinsregierung sind wichtige Reformen nur beim Ablauf einer Vereinsperiode durch eine Krisis auf Tod und Leben mit Sicherheit durchführbar, wie der Handelsvertrag mit Frankreich gezeigt hat. Die Schaffung eines wirthschaftlichen Gesamtorgans mit einem nicht an Einstim-



migkeit gebundenen Collegium der Regierungen und einer demselben zur Seite stehenden Volksvertretung ist daher unumgänglich nöthig für die ge-  
 deihliche Fortentwicklung des mit Mühe neubegründeten Zollvereines. Der Handelsvertrag mit Italien würde mit Hilfe einer solchen Verfas-  
 sung längst abgeschlossen sein. Sollten die politisch-nationalen Wünsche des deutschen Volkes noch für lange Zeit unbefriedigt bleiben, so wird  
 vielleicht Hand in Hand mit dem uns bevorstehenden materiellen Auf-  
 schwunge die Forderung eines Zollparlaments in nächster Zeit von größe-  
 rer Wichtigkeit werden. Man wird wenigstens den Zollverein, als die  
 wichtigste nationale Schöpfung, worin der künftige deutsche Staat im We-  
 sentlichen vorgebildet ist, weiter auszubauen und ihn bewegungsfähig zu  
 machen suchen, man wird dem Zollvereinsparlament auch die Fragen der  
 gemeinsamen Gesetzgebung und Verwaltung in Betreff des Gewerbebetriebes,  
 der Niederlassung, des Post-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Versicherungswes-  
 sens zc. überweisen müssen. Bei der jüngsten Erneuerung der Zollvereins-  
 verträge bereitete leider schon die Tarifreform so große Schwierigkeiten,  
 daß Preußen sich außer Stande gefühlt zu haben scheint, die in seinem  
 und Deutschlands Interesse gleichwichtige Verfassungsreform gleichzeitig  
 mit durchzuführen. Der günstige Zeitpunkt ist mithin versäumt und viel-  
 leicht steht uns ein neuer zwölfjähriger Stillstand des Zollvereins hinsicht-  
 lich seiner Tarifgesetzgebung und seiner Vertragsverhältnisse mit anderen  
 Staaten bevor. Um diesem Unheil vorzubeugen ist der Handelstag ver-  
 pflichtet, mit allen Kräften auf eine nach realen Machtverhältnissen neu-  
 gebildete Organisation und eine constitutionelle Gesamtvertretung des  
 Vereins hinzuwirken, damit weder die Regierungen der Einzelstaaten länger  
 auf vermeintliche Souveränitätsrechte pochen, noch auch die theilwei-  
 sen Bevölkerungen die Unterordnung ihrer Sonderwünsche unter den Ge-  
 sammtwillen der wirthschaftlich geeinigten Nation verweigern dürfen; denn  
 zur Durchführung der meisten Beschlüsse des Handelstages ist eine ge-  
 meinschaftliche Organisation des Zollvereins kaum entbehrlich. Diese  
 politische Seite der Sache kam auf dem Handelstage nicht zur speciellen  
 Erörterung. Die große Streitfrage, ob man sich in Ermangelung eines  
 Reichsparlaments vorläufig mit einem Zollvereinsparlamente begnügen  
 solle, wurde von keinem Mitgliede in die Debatte hineingeworfen. Der  
 Grund dieser Enthaltensamkeit lag wohl theils in dem Wunsch, das Gebiet  
 der Politik nicht eingehender zu berühren, theils in der Ueberfülle des  
 vorliegenden Stoffs. Herr v. Sybel motivirte die vom bleibenden Aus-  
 schusse vorgeschlagene Resolution mit kurzen Worten. Er ging dahin  
 aus, daß statt des liberum Veto der einzelnen Mitglieder des Zol-  
 vereins ein einheitlicher Wille geschaffen werden müsse und daß es K

Frage gebe, in welcher die Bedürfnisse der deutschen Handelswelt so culminiren wie in dieser. Die heutige Zeit verlange große Wirtschaftsgebiete, die unter einer einheitlichen Gesetzgebung und Leitung stehen und deren Verfassung es unmöglich macht, daß die Entwicklung des großen Ganzen durch elende Rücksichten kleinlicher politischer Existenzen aufgehalten und herabgewürdigt werde. Es ward dann ziemlich einstimmig folgende Resolution angenommen:

„Der deutsche Handelstag beklagt, daß die Erneuerung der Zollvereins-Verträge unter den betreffenden deutschen Staaten im vorigen Jahre vorübergegangen ist, ohne daß zugleich für die einheitliche Verfassung des Zollvereins nur das Mindeste im Sinne der Heidelberger und Münchener Handelstags-Beschlüsse erreicht ist.

„Wenngleich jene Verträge auf die Dauer von 12 Jahren abgeschlossen sind, so weisen dennoch die unausgesetzten mittelbaren und unmittelbaren Benachtheiligungen, welche der deutsche Handels- und Gewerbestand durch die Verzögerung der deutsch-italienischen und schweizerisch-deutschen Handelsverträge, durch den Mangel eines einheitlich geordneten Consularwesens, durch die sich jeder wohlwollenden Kritik entziehenden, in einzelnen Staaten herrschenden Mißbräuche im Versicherungswesen, durch die Ungleichheit und Unwirtschaftlichkeit in der Behandlung der Fragen des öffentlichen Verkehrs, durch die Mangelhaftigkeit der eigentlichen Gewerbegesetzgebung und Anderes erleidet, und deren Beseitigung von der Schaffung einer einheitlichen Leitung der Zollvereins-Angelegenheiten als notwendige Consequenz zu erwarten ist, mit täglich zunehmendem Gewichte darauf hin, daß die Einführung einer einheitlichen Zollvereins-Verfassung nicht bis zur Erneuerung der Zollvereins-Verträge im Jahre 1877 verschoben werden kann und darf.

„Der Handelstag hofft, daß es der Energie derjenigen deutschen Regierungen, welche die materielle Wohlfahrt und Stärkung des Zollvereins den offenkundigen Bedürfnissen des Handels- und Gewerbestandes und unserer Stellung zum Auslande entsprechend zu fördern entschlossen sind, gelingen werde, auch schon früher jeden Widerstand gegen die Einführung einer einheitlichen Verfassung zu überwinden.“

Die in der eben mitgetheilten Resolution erwähnte Reform des deutschen Consulatwesens bildete einen weiteren wichtigen und zugleich kritischen Verhandlungsgegenstand. Die Frage hat vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift durch Lammer eine ebenso gründliche wie correcte Behandlung erfahren. Gestützt auf ein umfassendes Studium der darüber erschienenen Literatur, in welcher zwei englische blue books aus den Jahren 1835 und 1858 hervorragen, hat Lammer ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung und dem Zustande des französischen und englischen Consulatwesens unter Vergleichung mit dem deutschen entworfen, und ist in seiner Kritik zu der Forderung von Fachconsuln an Stelle von Handelsconsuln und zur Empfehlung gemeinschaftlich-deutscher Consuln statt der verschiedenen einzelstaatlichen Consuln gelangt. Es war kaum zu erwarten, daß, während noch keine der deutschen Regierungen mit der Ueberlieferung der Handelsconsuln gebrochen hat, der deutsche Handelsstand selbst sich so rasch über die Eingebungen des Standesbewußtseins hinauszusetzen und nur die öffentlichen In-

teressen in's Auge fassen werde, welche Fachmänner statt bloßer Kaufleute zu Consuln fordern. Daß der diesjährige Handelstag dies trotzdem gethan hat, ist ein rühmliches Zeugniß für den, den deutschen Handelsstand belebenden Geist. Das Hauptverdienst der Behandlung dieser Frage gebührt allerdings dem Berichterstatter, Consul H. H. Meier aus Bremen, dessen Sachkunde und Vertrautheit mit den Beziehungen und Aufgaben des Standes, dem er nominell angehört, der Versammlung so zu imponiren schien, daß sie gegen die principieell so hochwichtigen Reformvorschläge überhaupt gar keine Einwendungen erhob, und sich über die Hauptpunkte ganz passiv verhielt. Der Berichterstatter wies zunächst darauf hin, daß die Frage der consularischen Vertretung von größter Bedeutung für den Verkehr und auch in politischer Hinsicht von steigender Wichtigkeit sei, je mehr die materiellen Interessen der Völker entscheidenden Einfluß auf die Politik ihrer Regierungen üben. Die Frage zerfalle nach der Natur des Gegenstandes in zwei Theile, einmal ob man Fachconsuln (*consules missi*) oder kaufmännische Consuln (*consules electi*) haben wolle, sodann ob die Vertretung zweckmäßig für das ganze zollvereinsländische resp. deutsche Gebiet zu bewerkstelligen sei. Was ersteres anlange, so habe sich die neuere Legislatur vieler Staaten nach dem Vorbilde Frankreichs der Einsetzung von Fachconsuln zugewandt, welche noch mehr Eingang gefunden haben würden, wenn dies System nicht im Verhältniß zu den Erfolgen einen zu bedeutenden Aufwand von Kosten verursacht hätte. Es lasse sich nicht leugnen, daß durch eine solche Vertretung von Fachconsuln, die dann als Theil des diplomatischen Corps im Zusammenhange mit demselben stehen, das Ansehen und der Nimbus einer Regierung bedeutend vermehrt werde. Der Berichterstatter charakterisirte sodann die Amtsthätigkeit der Consuln, die sich über eine so große Zahl von Geschäftszweigen erstreckt, daß es geradezu unmöglich sei, Persönlichkeiten zu finden, die allen Anforderungen gewachsen seien, möge man sich nun für Fachconsuln oder Handelsconsuln entscheiden. Ein Consul müsse, um sein Amt gehörig wahrnehmen zu können, genaue Kenntniß der Gesetze und Handelsgebräuche des Sitzes seiner Wirkksamkeit sowie des von ihm vertretenen Landes besitzen. In gewissen Ländern seien den Consuln, gleich den Gesandten, extraterritoriale Rechte und Befugnisse eingeräumt, es sei ihnen die Gerichtsbarkeit über die Angehörigen ihres Landes selbst im Fall von Verbrechen eingeräumt, sie seien also in diesem Falle Richter, welche auf Grund eines bestehenden Gesetzbuches zu urtheilen haben. Ferner hätten die Consule unter allen Umständen notarielle Befugnisse für Geburts-, Heiraths-, Sterbe- und Erbschaftsfälle; weiter sollen sie den handeltreibenden und seefahrenden Angehörigen ihres Landes mit Rath und That zur Hand

gehen, müssen daher kaufmännische Geschäfte und die Verhältnisse der Seeschiffahrt genau kennen, endlich sollen sie Handelsberichte geben, auf Mängel in den Verträgen und auf alle Forderungen des Verkehrs achten und ihren Regierungen die geeigneten Maßregeln zur Abhülfe vorschlagen. Dabei müsse man von den politischen Aufgaben eines Consuls absehen, da sie kaum in den völkerrechtlichen Bestimmungen genügend begründet erscheinen, obwohl sie häufig sowohl von den Regierungen als auch von den Consuln selbst in den Vordergrund gestellt werden. Eine glückliche Lösung so vieler Aufgaben hänge weit mehr von geeigneten Persönlichkeiten als von dem System ab, da man schwerlich Fachconsula werde ausbilden und besolden können, die diesen Anforderungen vollkommen entsprächen; aber es sei allerdings wahrscheinlich, daß bei gleichen Eigenschaften eine dazu herangebildete Persönlichkeit sich besser qualificire, als ein kaufmännischer Consul. — Weiter bemerkte der Referent, daß in europäischen Ländern mit vollkommen gesicherten Rechtszuständen, wo die richterlichen, notariellen und diplomatischen Functionen der Consuln auf das geringste Maß reducirt werden können, kaufmännische Consuln die Handels- und Schiffahrtsinteressen in manchen Fällen vielleicht besser fördern könnten als Fachconsuln, während im Orient und in den überseeischen Ländern, mit ungesicherten Rechtszuständen, die Verhältnisse anders lägen. Nach diesen Auseinandersetzungen empfahl er im Allgemeinen ein gemischtes System von Fachconsuln und kaufmännischen Consuln und zwar so, daß ein Land in größere consularische Districte eingetheilt und für jeden District ein Fachconsul ernannt, dagegen in den verschiedenen Häfen des Districts kaufmännische Viceconsuln angestellt würden, die den Fachconsuln unterzuordnen und verantwortlich zu machen wären. Beispielsweise könnten die Vereinigten Staaten in etwa 4—5 solcher Districte eingetheilt werden mit Fachconsuln in Newyork, Baltimore, Charleston, New-Orleans und San Francisco. Eine solche Einrichtung werde die Vortheile beider Systeme vereinigen, indem in allen Fällen, wo mehr die diplomatischen Functionen in den Vordergrund treten, der Fachconsul zu interveniren habe. So würde z. B. die Ertheilung von Seepässen für Schiffe, namentlich in Kriegszeiten, den Fachconsuln zu reserviren sein, damit jeder Mißbrauch der Flagge vermieden werde. Bei wichtigeren richterlichen Entscheidungen müßte die Einwirkung von Fachconsuln ebenfalls gesichert bleiben. Im Uebrigen empfehle es sich, die richterlichen Functionen der Consuln im Interesse gesicherter Rechtszustände möglichst zu beschränken und sie nur in Fällen von Differenzen zwischen Capitain und Mannschaft in fremden Häfen unbedingt aufrecht zu erhalten und durch Staatsverträge möglichst auszuwehnen. — Was den anderen Punkt

— die gemeinsame zollvereinsländische resp. deutsche Consularvertretung — betreffe, so seien die besonderen Schwierigkeiten nicht zu verkennen, denn es frage sich, wie es mit der Ernennung, der Instructionserteilung, der Anerkennung durch die anderen Regierungen, mit der gemeinschaftlichen Flagge, mit den deutschen Kriegsschiffen, die eventuell Schutz gewähren müssen, gehalten werden solle; allein eine Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse sei im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt dringend geboten, und eine gezielte Lösung der Frage sei um so mehr zu erwarten, da in den von Preußen mit ostasiatischen Ländern abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsverträgen ein Präcedenz für gemeinsame zollvereinsländische resp. deutsche Consuln enthalten, und durch die Bestimmung, daß die Consuln des einen Staats den Schutz der Angehörigen eines andern Staats mit übernehmen sollen, der Weg zu dem zu erstrebenden Ziele angebahnt sei. — Die Versammlung nahm hiernach folgende Resolution fast einstimmig an:

„Der deutsche Handelstag erachtet die jetzige Consularvertretung der einzelnen deutschen Staaten in überseeischen Ländern durchaus ungenügend und den deutschen Handels- und Schifffahrts-Interessen nicht entsprechend; es erscheint daher eine gemeinsame zollvereinsländische, bezw. deutsche Consularvertretung dringend geboten, und Deutschland, welches den dritten Rang unter den seefahrenden Nationen einnimmt, allein würdig. Er beschließt demgemäß:

Die hohen Zollvereins- bezw. deutschen Regierungen zu ersuchen, wie es auch in den Zollvereinsverträgen von 1853 angebahnt und beim Abschlusse der ostasiatischen Handelsverträge wirklich zur Ausführung gekommen ist, bald thunlichst auf eine gemeinsame zollvereinsländische, bezw. deutsche Consularvertretung im Orient und in überseeischen Ländern durch Anstellung von Fachconsuln und kaufmännischen Viceconsuln Bedacht zu nehmen.“

Wir kommen nunmehr zu denjenigen Gegenständen der Tagesordnung, welche die lebhaftesten Kämpfe im Schooße der Versammlung veranlaßt haben und wegen des Inhaltes der darüber gefaßten Beschlüsse die öffentliche Kritik am meisten herausfordern. In dieser Hinsicht muß die Behandlung der Frage der Eisenbahnfrachttarife als die am wenigsten befriedigende und den Handelstag in hohem Grade compromittirende bezeichnet werden. Der Handelstag hatte sich mit dieser Frage auf einen sehr schlüpfrigen Boden gewagt, wobei er die Probe ablegen mußte, ob er die nach Außen hin bethätigte freihändlerische Richtung auch nach Innen consequent anwenden wolle. Es gehört zu den großen Aufgaben unserer Zeit, die Grenzlinien für die Competenz der Staatsgewalt und für die an den Staat zu erhebenden Ansprüche so zu bestimmen, daß dadurch eine möglichst harmonische Entwicklung verbürgt wird. Der Fortschritt des Verkehrs bringt in dieser Hinsicht stets neue Probleme, und zu denselben gehört auch die gerechte Feststellung der Eisenbahn-Frachttarife. Das

Problem ist in Deutschland noch verwickelter als in manchen andern Staaten, weil bei uns Staatsbahnen und Privatbahnen bestehen, und weil erstere nicht bloß nach wirthschaftlichen, sondern auch zuweilen nach politischen Rücksichten verwaltet werden. Die Verhandlungen eines einzigen Tages konnten unmöglich ausreichen, um alle Seiten dieser Frage gehörig zu beleuchten. Der Handelstag würde sich daher nichts vergeben haben, wenn er beschlossen hätte, noch weitere Informationen über die vorgebrachten Beschwerden und die tieferen Gründe derselben einzuholen. Statt dessen ließ er sich zu Resolutionen verleiten, die zum Theil geradezu Widersprüche und eine zwar bequeme aber sehr bedenkliche Appellation an die Staatshilfe enthalten.

Bereits auf seiner ersten Generalversammlung hatte der Handelstag dem bleibenden Ausschuss die Prüfung dieser Frage unter nachfolgenden Gesichtspunkten empfohlen: 1) die Tarife sind möglichst nach gleichen Einheitsfüßen pro Centner und Meile zu bilden; 2) da, wo zwingende Umstände nöthigen hiervon abzuweichen, sind die Tarife für Zwischenstationen in ein der Billigkeit entsprechendes Verhältniß zu den Tariffüßen der Endstationen zu stellen; 3) keinesfalls darf die Gesamtfracht für eine geographisch entfernter gelegene Station niedriger sein, als für eine derselben Route angehörige nähere Station.

Für den zweiten deutschen Handelstag in München waren Seitens des bleibenden Ausschusses weitere Vorlagen gemacht, aber die Beschlußfassung unterblieb aus Mangel an Zeit. Auf der jetzigen dritten Versammlung wurde die Verhandlung der Frage durch Herrn Classen-Cappellmann aus Köln eingeleitet. Der Redner bemerkte, daß die stereotypen Klagen über die Differentialfrachtsätze mit der Zunahme der Eisenbahnen nicht geschwunden sondern nur intensiver geworden, und daß die Schwierigkeiten, einen passenden Modus der Tarifrung zu finden, nicht zu verkennen seien. Er unterschied verschiedene Kategorien von Disparitäten, als erste die Disparität nach Gegenständen. Er verlangte, daß in dieser Hinsicht eine möglichst einfache und auf allen Linien übereinstimmende Classification angestrebt werde, die auch namentlich mit der Classification auf den Linien der angrenzenden Länder in Uebereinstimmung zu bringen sei. Die Verschiedenheit nach den Güterklassen wurde an dem Beispiele von Eisenblech nachgewiesen, das pr. 100 Pfd. von Berlin nach Dortmund 4 Thaler zahlt, während die daraus gefertigten Kessel auf der gleichen Strecke einer Fracht von 9% Thaler unterliegen. Diese Disparitäten müssen allerdings lähmend auf ganze Industriezweige einwirken. Die zweite Kategorie der Disparitäten beruhe auf dem Umstande, ob volle

Ladung oder Stückgüter zur Versendung kommen; die dritte auf der Person und den von ihr abgeschlossenen geheimen persönlichen Frachtverträgen. Diese Verschiedenheit wurde in Uebereinstimmung mit einem Gutachten der Handelskammer von Frankfurt besonders verwerflich gefunden. Die vierte Kategorie der Disparitäten, die nach der Zeit, entstehe aus dem Wechsel von Sommer- und Wintertarifen bei vielen Eisenbahnen, ein Wechsel, der in der That bei keiner Transportart weniger gerechtfertigt sei. Die fünfte Kategorie der Disparitäten sei die nach der Strecke, und gerade hier treten die größten Abnormitäten zu Tage. Der Referent führte eine ganze Reihe von Beispielen an, um die Inconvenienzen eines Systems zu illustriren, wonach z. B. die Frachten auf der directen Strecke Stettin-Wien oder Hamburg-Wien billiger seien als auf der viel näheren Strecke Breslau-Wien, so daß den Zwischenplätzen die Concurrenz mit den Endpunkten ganz unmöglich gemacht werde. Er berief sich ferner auf die Resolutionen des Vereins der englischen Handelsvorstände, woraus erhelle, daß in anderen Ländern dieselben Klagen über das durch Coalition der Eisenbahnen geschaffene Monopol vorhanden seien. Daß das Differentialsystem der Frachten zu ganz bedenklichen Folgen führe, darüber sei man einig und die Frage der Abhülfe habe den Ausschuß lange beschäftigt, da sie eine der schwierigsten sei. Selbsthülfe durch Anlegung von Concurrenzbahnen und Kanälen sei allein nicht ausreichend und der Ausschuß empfehle dieselbe daher nur in zweiter Linie. Ebenso gehörten Agitation in der Presse, Vermehrung des kaufmännischen Elementes in den Eisenbahnverwaltungen zu den Palliativ-, nicht zu den Radikalmitteln. Eine andere Ansicht gehe dahin, ein allgemeines Eisenbahngesetz zu erwirken und durch einen Centrausschuß aller Eisenbahnen gleiche Frachttarife und gleiche Frachtbedingungen anzustreben. Dies scheine jedoch praktisch nicht durchführbar und es müßten daher andere Mittel versucht werden, um den schreienden Mißverhältnissen abzuhelfen. Der Ausschuß möchte nun das Princip der Freiheit möglichst wahren, aber mit der berechtigten Beschränkung, daß diese Freiheit nicht mißbraucht werde um einzelne Plätze im Gegensatz zu anderen zu benachtheiligen. Weil Eisenbahnen öffentliche Transportanstalten seien, dürften sie nicht mit anderen Unternehmen gleichgestellt werden. Da jede Eisenbahn ein gewisses Monopol der Gesamtheit gegenüber besäße, sei es Pflicht der Landesbehörde, zum Schutze der Einzelnen einzuschreiten. Der Ausschuß schlage daher vor, in jedem einzelnen Disparitätsfalle sorgfältig zu untersuchen, ob berechnete und erhebliche Interessen willkürlich gefährdet und beschädigt seien oder nicht. Sei dies der Fall, so ergebe sich das Recht der Beschwerdeführung und die Pflicht der Abstellung aus der Natur der

Eisenbahnen, als zum gleichmäßigen Wohle aller Transportinteressenten bestimmter öffentlicher Verkehrsanstalten.

Den Meinungen des Berichterstatters und des Correferenten Dr. Weigel entsprachen die Ausschlußresolutionen, zu denen nun eine große Anzahl von Abänderungsvorschlägen und Zusatzanträgen gestellt wurden, deren Tragweite die Versammlung nach dem ersten Anhören unmöglich übersehen konnte. Die Herren Hammacher, Baust, Delius und Seyffertth stellten dem Ausschußantrage einen sehr langen Abänderungsantrag entgegen, welcher als die beiden Hauptgesichtspunkte einer gesetzlichen Reform des deutschen Eisenbahnwesens bezeichnete: 1) die Aufhebung aller die Bildung von Concurrencylinien hindernden gesetzlichen und administrativen Bestimmungen; 2) den gesetzlichen Zwang: a. für den Transport von Rohmaterialien, die in großen Massen zur Versendung gelangen, auf größere Entfernungen den Pfennigtarif einzuführen; b. den Betrieb auf den von industriellen Etablissements gebauten Zweigbahnen zu den Selbstkosten auszuführen; c. die von Bahn zu Bahn transittirenden Güter ohne Uebergangsgebühr zu übernehmen."

Am weitesten ging ein Antrag von Moll aus Mannheim und Genossen, welche im Wesentlichen die Annahme der Heidelberger Beschlüsse und insbesondere die Feststellung der Tariffätze möglichst nach gleichen Einheitsätzen pro Centner und Meile verlangten. Dieser Vorschlag wurde selbst von Unterzeichnern des Hammacher'schen Antrages, die doch in drei Punkten gesetzlichen Zwang befürworteten, als zu weit gehend bekämpft. So wurde u. A. durch Seyffertth näher nachgewiesen, daß der in den Resolutionen des bleibenden Ausschusses geforderte Pfennigtarif pro Centner und Meile für Berg- und Hüttenproducte, unter Wegfall jedes Zuschlags pro Waggon für Expeditionskosten, unausführbar sei. Der Redner wies dies durch das Beispiel einer Frachtsendung von Frankfurt nach Mainz nach, wo das Aufladen einen Tag, die Fahrt einen Tag und das Abladen zwei Tage fordert, wo also, wenn die Fracht nach dem Pfennigtarife für diese Ladung etwa 20 Sgr. betrüge, diese 20 Sgr. keine Entschädigung bildeten für die viertägige Benutzung eines Eisenbahnwagens; verschiedene Frachtsätze für kurze und weite Entfernungen oder ein Mittelsatz seien somit geboten. Herr Dietrich aus Berlin machte ebenfalls darauf aufmerksam, daß kurze Touren der Eisenbahn verhältnißmäßig mehr kosten als weite, und daß deshalb eine Abstufung der Frachtsätze stattfinden müsse, er deutete ferner an, daß vielleicht in der Einrichtung des Fahrgutes eine Lösung der schwierigen Frage gefunden werden könne. Dr. Böhmert aus Bremen vertrat den Standpunkt der freien Concurrency und des Selbstbestimmungsrechts der Eisenbahnen, indem er zunächst



nachwies, daß für den durchgehenden Verkehr andere Gesetze in Anwendung kommen müßten, als für den bloßen Localverkehr. Die von dem Referenten angeführten abnormen Fälle von Ungleichheit der Frachtsätze sollten nicht überall entschuldigt werden, manche Beschwerden der Binnenplätze seien ohne Zweifel gerecht, und die Ungleichheit, soweit sie nicht durch die höheren Selbstkosten des Eisenbahnbetriebes auf den kürzeren Strecken bedingt sei, müsse auf die Fälle nachweisbaren Bedürfnisses eingeschränkt und auf ein möglichst geringes Maas zurückgeführt werden; allein es sei zu warnen, mit gesetzlichem Zwange dazwischen zu fahren und mit der Allgewalt des Staats die freie Concurrnz und das Selbstbestimmungsrecht der Eisenbahnen zu unterdrücken. Der Moll'sche Antrag auf Gleichstellung der Frachttarife pro Centner und Meile verlange ganz Unausführbares. Von den Hansestädten nach der Schweiz laufen drei Eisenbahnlinien, die miteinander concurriren. Nach Moll's Vorschlag würde die kürzeste Linie geradezu ein Monopol erhalten. Von Bremen aus seien früher manche Güter nach der Schweiz über Rotterdam geschickt worden, um die billigeren holländischen und französischen Eisenbahnen zu benutzen. Die deutschen Eisenbahnen müßten im durchgehenden Verkehr die Concurrnz anderer Linien und außerdeutscher Handelsplätze berücksichtigen. Von allen Seiten werde anerkannt, daß die Lösung der Frage ungemein schwierig sei. Da solle man bescheiden sein und anerkennen, daß es auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, wo Alles noch in der Entwicklung begriffen sei und man nach einer gerechten Tarification noch ringe, noch viele Probleme gebe, welche ihrer Lösung harren, und solle nicht gleich den Staat zu Hülfe rufen, sondern die Entscheidung der Frage lieber vertagen, um keinen übereilten Beschluß zu fassen. Ein Redner aus Berlin habe bereits auf eine Lösung mit Hülfe der weiteren Ausbildung des Fahrgutes hingedeutet, vielleicht würden auch gemeinschaftliche Verhandlungen des Organes des deutschen Handelstages mit dem Organe des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen zu einer Milderung der Beschwerden führen; die beste Lösung liege allerdings in dem richtig verstandenen eigenen Interesse der Eisenbahnen, welche unmöglich einen Vortheil davon haben würden, den Verkehr und das Ausblühen der Binnenplätze durch ungerechte Tarife zu beeinträchtigen. Man möge sich nicht von Seiten des deutschen Handelsstandes in einen Gegensatz zu den Eisenbahnverwaltungen setzen, vielmehr mit ihnen Hand in Hand zu gehen und ihre allerdings oft mangelhafte Einsicht zu verbessern suchen. Handel und Fabrication, Bergbau und Landwirthschaft seien zur Abhülfe ihrer Beschwerden namentlich auf die eigene Kraft zu verweisen, welche sie zur Vervollständigung des Netzes der Eisenbahnen und Kanäle energisch in

Thätigkeit setzen möchten. Die Geschäftswelt würde sich bei immer noch zunehmender Staatseinmischung schlechter stehen als bei dem jetzigen Zustande. — Dem von Dr. Böhmert vertretenen Standpunkte schloß sich Stahlberg aus Stettin in allen wesentlichen Punkten an und hob namentlich hervor, welches Interesse Schifffahrt und Rheberei am großen durchgehenden Verkehr hätten, den sich die deutschen Eisenbahnen nur durch niedrige Frachtsätze sichern könnten. Schöller aus Breslau führte aus, daß uns jede Frachtherabsetzung willkommen sein müsse. Die Disparität, welche jetzt in den Tarifen bestehe, sei aber eine Folge der Herabsetzung, nicht der Erhöhung. Er stellte daher den Antrag zu beschließen: „Der Handelstag erklärt jede im Interesse der Eisenbahnen liegende Frachtherabsetzung, selbst wenn dieselbe nicht auf den Localverkehr ausgedehnt werden kann, im allgemeinen Interesse wünschenswerth.“ — Die Debatte über die Eisenbahntarife hatte etwa fünf Stunden gedauert. Es wurde der Druck der zahlreichen Anträge beschlossen und die Abstimmung erst am vierten Tage vorgenommen. Vor dieser Abstimmung empfahlen die beiden Referenten nach vorheriger Verständigung mit den Antragstellern die Annahme eines sog. „combinirten Antrages,“ dessen beide ersten Punkte folgenbermaßen lauteten:

I. Die unter Ausübung des Expropriationsrechtes erbauten Eisenbahnen können nicht ausschließlich als solche gewerbliche Anlagen betrachtet und gesetzlich behandelt werden, deren willkürliche Ausbeutung dem Eigenthümer zusteht. Vielmehr haben die Gesetzgebungen und die Staatsverwaltungen der deutschen Länder das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Eisenbahnen ihrem gemeinnützigen Zwecke gemäß auch unter dem Gesichtspunkt der Förderung der wirtschaftlichen Landes-Interessen verwaltet und betrieben werden. Doch ist diese staatliche Einwirkung auf das Eisenbahntransportwesen auf das Maß des Nothwendigen zu beschränken, um nicht eine Fernhaltung des Capitals von der Verwendung zu Eisenbahn-Unternehmungen und eine Lähmung des Unternehmungsgeistes herbeizuführen.

II. Zur Abhilfe vieler Beschwerden ist erforderlich, die Concurrenz der Verkehrsstraßen untereinander in jeder Weise zu fördern, alle der Anlage von Concurrenz- und Parallelbahnen entgegenstehenden gesetzlichen und administrativen Hindernisse zu beseitigen und auf die Anlage von Kanälen, auf Flußregulirungen und auf Erleichterungen der Schifffahrt Bedacht zu nehmen, sowie dahin zu wirken, daß den neuen Eisenbahn-Unternehmungen bei Ertheilung der Concession und den bestehenden, soweit es gesetzlich zulässig ist, die Pflicht auferlegt werde (wenn irgend zugänglich):

- a. für den Transport von Massengütern auf Entfernungen von nicht unter 10 Meilen den Eimpennigstaris einzuführen,
- b. die von Bahn zu Bahn zu transitirenden Güter ohne Uebergangsgebühr zu übernehmen,
- c. den Betrieb auf den von den industriellen Etablissements gebauten Privat-Anschlußbahnen zu den Selbstkosten zu bewerkstelligen.

Namentlich der zweite Punkt dieses Antrags mußte gerechte Bedenken erregen. Dr. Böhmert schlug deshalb vor, den Beschluß hierüber zu vertagen, die ungerechte differentielle Behandlung verschiedener deutscher Binnenplätze in einer Denkschrift durch den Ausschuß beleuchten zu lassen und mit dem Organ des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen in Unterhandlungen zu treten. Dieser Vertagungsantrag wurde verworfen und sämtliche Punkte des „combinirten Antrages“ nebst dem oben erwähnten Zusatz von Schöller aus Breslau angenommen.

Es ist klar, daß Punkt I. und II. des „combinirten Antrages“ geradezu im Widerspruch mit einander stehen. Während im ersteren verlangt wird, daß die staatliche Einwirkung auf das Eisenbahntransportwesen auf das Maß des Nothwendigen beschränkt werde, um nicht eine Fernhaltung des Capitals von der Verwendung zu Eisenbahn-Unternehmungen und eine Lähmung des Unternehmungsgeistes herbeizuführen, während ferner im Eingang von II. „die Beseitigung der gesetzlichen und administrativen Hindernisse, welche der Anlage von Concurrenzbahnen entgegenstehen,“ beantragt wird, fordert die zweite Hälfte des Punktes II., daß den neuen Eisenbahn-Unternehmungen bei Ertheilung der Concessionen Pflichten auferlegt werden, welche das Capital verschrecken, den Unternehmungsgeist lähmen und den Bau von Concurrenzbahnen geradezu hindern müssen. Die Forderungen sub a. b. c. waren ein Compromiß verschiedener einseitiger Privatinteressen; namentlich der Bergwerksdistricte, die den Handelstag zur Unterstützung ihrer Sonderwünsche benutzen wollten. Es ist wahr, daß sich einzelne Hauptbahnen für den Betrieb auf den von industriellen Etablissements gebauten Privat-Anschlußbahnen zu hohe Frachten zahlen lassen, allein es geht offenbar zu weit, wenn man vom Staate verlangt, die Eisenbahnen zu verpflichten, diesen Betrieb zu den Selbstkosten zu bewerkstelligen. Jene Forderungen tragen den Stempel der Unausführbarkeit an der Stirn und sind zugleich im hohen Grade unpolitisch, weil das Ansehen des Handelstages durch ganz unwirksame, unmotivirte und sachwidrige Beschlüsse nur selten kann. Ein Mitglied des Handelstages, der zugleich Mitdirector einer Eisenbahn war, sagte sehr richtig zu dem Schreiber dieser Zeilen noch während der Debatte: „Die Eisenbahnen sitzen hier förmlich auf der Anklagebank und werden wie geschworne Feinde des Kaufmannsstandes betrachtet, während sich die einzelnen Handelskammern nur gehörig rühren und mit den Eisenbahnverwaltungen in Verbindung setzen, ihnen ihre Wünsche und Beschwerden vorlegen sollten, wobei sie mehr ausrichten würden als durch ohnmächtige Anrufung der Staatshilfe.“

Zimmerhin muß aber anerkannt werden, daß sich seit dem Heibelber-

ger Handelstage in der Frage der Eisenbahnfrachttarife schon eine bedeutende Klärung der Ansichten vollzogen hat. Damals stellte der Handelstag noch in unbegreiflicher Naivetät die Forderung eines bestimmten Einheitsfuges pro Centner und Meile und zwei andere gleichbedenkliche Grundsätze auf, auf dem diesjährigen Handelstag blieb der analoge Mollsche Antrag in entschiedener Minorität. Schon der bleibende Ausschuß hatte diesmal dem Beschlusse des Handelstages von 1861 Bedenken entgegengestellt, und die Annahme des oben erwähnten Schüller'schen Amendements bekundete ebenfalls einen Fortschritt und eine Berücksichtigung des durchgehenden Verkehrs. — Im Uebrigen ging aus den Verhandlungen zur Genüge hervor, daß der Handelstag in dieser Angelegenheit noch zu keiner klaren und reifen Ansicht durchgedrungen war. Der Läuterungsproceß, welcher aus hundert einzelnen Erfahrungen und zehn oder zwanzig verschiedenen Auffassungen eine gemeinsame Ansicht herausarbeiten soll, war viel zu früh abgebrochen, und die Hauptbetheiligten, die Eisenbahnverwaltungen, waren selbst gar nicht gehört worden. Man ahnte wohl, daß man sich auf einem sehr schlüpfrigen Boden bewege, und die Bericht-erstatte schalteten noch im letzten Augenblicke vor den Forderungen a. b. c. die Worte ein: „wenn irgend angänglich;“ allein man hatte nicht den Muth, diese Situation zu würdigen und auf eine verfrühte Constatirung der Mehrheit zu verzichten. Jedenfalls ist das große Problem der rationalen Feststellung der Eisenbahntarife dadurch nicht gelöst worden, daß man an die Intervention des Staats appellirte, welche der Handelsstand doch sonst für die Entwicklung des Verkehrs im wohlverstandenen eigenen Interesse zurückzuweisen pflegt.

Ähnliche antivolkswirtschaftliche Anschauungen machten sich noch bei dem Punkte der Tagesordnung geltend, welcher die deutschen Seehäfen und die zollamtliche Behandlung für den Waaren-Import und Export in denselben betraf. Der Referent Stahlberg aus Stettin schilderte die Anstrengungen außerdeutscher Länder, ihre Häfen zu großen Stapelplätzen des Weltverkehrs zu machen und glaubte es den deutschen Regierungen an's Herz legen zu müssen, aus Staatsmitteln große Entrepots zu errichten und überhaupt Anstalten zur Erleichterung des Waaren-Imports und Exports zu schaffen. Man dürfe aber nicht die Zinsen für dergleichen Anlagen aus den Erträgnissen decken, und es dabei nicht auf Gewinn absehen wollen; die Unkosten für die Häfen und deren Dependenz müßten aus Staatsmitteln gedeckt werden, die Kosten der Lagerung seien auf ein Minimum zu reduciren, um ausländischen Plätzen die Spitze bieten zu können. In diesem Sinne lauteten seine im Namen des Ausschusses gemachten Vorschläge.

Dagegen erhob sich nun ziemlich lebhafter Widerspruch. Dr. Pipitz aus Triest machte darauf aufmerksam, daß die Ausbildung des Entrepotsystems und die Errichtung von Entrepots aus Staatsmitteln für manche deutsche Seehäfen gar kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt sein würde, denn ganz Triest sei ein Entrepot: die Vertreter der Binnenplätze Frankfurt, Leipzig, Magdeburg zc. dagegen verlangten, daß die in Aussicht genommenen Erleichterungen auch auf alle binnenländischen Handelsplätze ausgedehnt würden, weil auch im Binnenlande eine zollamtliche Behandlung stattfinde, deren Vereinfachung und Verwohlfelerung nothwendig sei. Mitten in der Debatte wurden noch Zusatzanträge auf Reduction oder Abschaffung der städtischen und staatlichen Hafengelber für Kohlenschiffe, und auf Verbindung der Seehäfen mit den Hinterländern durch Eisenbahnen gestellt. Dr. Hammacher aus Essen, ein gewandter Vertreter der Bergwerks- und Hütten-Industrie Westphalens, der für einen gesetzlichen Zwang der Eisenbahnen zur Einführung des Pfennigtarifs für Massengüter zc. plaidirt hatte, sprach mit einer gewissen Genugthuung sein Erstaunen darüber aus, daß man von Seiten der Seestädte, von wo aus man immer freihändlerische Anforderungen an das Inland stelle, jetzt solche Ansprüche an die Staatsmittel und zwar für sich allein erhebe. Er beantragte die Streichung der Worte „aus Staatsmitteln“. — Dr. Böhmert warnte ebenfalls davor, immer an die Staatshülfe zu appelliren, anstatt die Initiative des deutschen Handelsstandes wach zu rufen, und bekämpfte auch den Antrag auf Befreiung der Kohlenschiffe von allen städtischen und Hafengebühren unter Hinweis auf Bremen, wo die Hafengebühren schon weit niedriger seten als an vielen außerdeutschen Plätzen und wo man dem Fiskus nicht so ohne Weiteres eine Einnahme von den im Interesse des Handels gemachten Anlagen, auf Kosten aller übrigen Steuerzahler, entziehen könne. Bei der Abstimmung wurde trotzdem die Verkürzung des Staats- und resp. der städtischen Gemeinden um einen Theil der Hafengebühren beliebt, dagegen die Worte „aus Staatsmitteln“ gestrichen, und im Uebrigen die Ausdehnung der für die Seehäfen gewünschten Erleichterungen auf die binnenländischen Handelsplätze mit großer Majorität beschlossen. Die ursprüngliche Resolution des bleibenden Ausschusses hat demgemäß folgende Fassung erhalten:

„1) Die größeren deutschen Handelsplätze (statt Seehäfen) sind als Vermittelungsstätten des vaterländischen Verkehrs ein höchst werthvolles commercielles Gemeingut der Nation, für welches in Betreff zweckmäßigster Einrichtungen alles geschehen muß, was zur Vervollkommnung des Verkehrs und zur Erleichterung des Waaren-Imports und Exports dienen kann. Eine Verbindung der Seehäfen an der Nord- und Ostsee, sowie

an der Adria mit dem Binnenlande durch Eisenbahnen auf dem kürzesten Wege muß als ein weiteres unabweisliches Bedürfniß bringend empfohlen werden.

2) Die zollamtliche Behandlung des Schifffahrts-Verkehrs und des Waaren-Imports und Exports in den deutschen See- und Binnenplätzen muß so eingerichtet werden, daß dieselbe, unter Wahrung des fiscalischen Interesses, jede denkbare Vereinfachung, Beschleunigung und Verwohlfeilerung der zollamtlichen Manipulation bietet. — Zur Verminderung der Vertheuerung des für die Consumtion unentbehrlichen Brennmaterials, der Kohlen und Coaks, ist Seitens des Handelstags dahin zu wirken, daß die den überseeischen Verkehr vermittelnden Schiffe in allen deutschen Seehäfen nach dem Beispiele der Stadt Hamburg von der Entrichtung staatlicher oder städtischer Hafengelder befreit oder daß diese auf ein äußerstes Minimum reducirt werden.“

Eine gleich lebhaftete Debatte erweckte die Frage der deutschen Münzeinheit und der Vereins-Goldmünze. Der erste deutsche Handelstag hatte sich dahin ausgesprochen, daß der Vereinsthaler, 30 Stücke im Pfund Silber enthaltend, auch ferner die Hauptmünzsorte in ganz Deutschland bilden und daß als allgemeine Rechnungseinheit der Drittelthaler unter der Benennung „Mark“ mit directer Theilung in 100 Pfennige angenommen, übrigens aber die Beibehaltung des österreichischen Münzsystems des 45 Guldenfußes mit consequenter Decimaltheilung neben der einzuführenden allgemeinen Rechnung nach Mark und Pfennig zulässig sein, und das nach der bisherigen süddeutschen Währung ausgemünzte oder als gesetzliches Zahlungsmittel bisher zugelassene Courantgeld innerhalb der nächsten 5 Jahre nach Annahme des gemeinsamen deutschen Münzsystems successive eingezogen werden solle. In Betreff der Goldmünze hatte der erste deutsche Handelstag kein Votum abgegeben und nur erklärt, „daß die Rücksicht auf die Möglichkeit einer in Zukunft etwa nothwendig werdenden Annahme der Goldwährung, welche Eventualität eine offene Frage für die Zukunft bleiben müsse, als ein zutreffender Grund für eine längere Verzögerung der deutschen Münzeinheit nicht zu betrachten sei.“ Auf dem diesjährigen Tage trat nun die im Jahre 1861 abgewiesene Frage der Goldmünzen in den Vordergrund. Der bleibende Ausschuß hatte bereits im vorigen Jahre mittelst eines Rundschreibens, das von einer orientirenden Abhandlung Dr. Soetbeer's begleitet war, die Handelsvorstände ersucht, über die eventuelle Ersetzung der fast überall für unpraktisch erklärten Goldkronen des Wiener Münzvertrags ihm gutachtliche *Neußerungen* zukommen zu lassen. Dieser Aufforderung waren 35 deutsche Handelskammern nachgekommen, deren Gutachten vom bleibenden Ausschuß *in einer Denkschrift* überficht.

lich zusammengestellt worden waren. Die jetzt vom Ausschuss vorgeschlagenen Resolutionen enthielten nun in Betreff der Silbermünzen eine einfache Wiederholung der Heidelberger Beschlüsse. In Betreff der Goldmünzen hatte sich der Ausschuss in eine Mehrheit und Minderheit getheilt. Die Mehrheit empfahl die Erzeugung der Goldkronen durch Ausprägung von Goldmünzen, gleich dem 20 Frankstück, ohne dafür einen festen Cours zu verlangen. Die Minderheit beantragte Ausprägung von Goldmünzen im Goldwerthe gleich  $12\frac{1}{2}$  und 25 Franks und empfahl principaliter deren Annahme bei den öffentlichen Kassen zum festen Course von resp. 10 und 20 Mark der vorgeschlagenen neuen Rechnungseinheit.

Außer diesen Vorschlägen des bleibenden Ausschusses waren noch vor der Generaldebatte von den Vertretern der Handelskammern von Bremen, Oldenburg, Brauk, Bremerhaven, Hildesheim Anträge gestellt, welche auf Einführung der Goldwährung hingingen. Der Hauptantrag ging dahin, zu erklären: daß auch für Deutschland die Einführung der Goldwährung im allgemeinen Verkehrsinteresse geboten sei. Der eventuelle Antrag schlug vor: die Entscheidung über die in Betreff der Münzfrage vorgelegten Resolutionen auszusetzen und die Frage: ob die Silberwährung auf die Dauer in Deutschland beibehalten werden könne oder die Goldwährung eingeführt werden müsse, auf die Tagesordnung des nächsten deutschen Handelstages zu stellen.

Dr. Soetbeer leitete die Verhandlungen über das Münzwesen in einem beinahe zweistündigen Vortrage ein, welcher eingehende Angaben über das Verhältniß der Gold- und Silberproduktion, über den Silberabfluß nach Indien, über die Ursache, den muthmaßlichen Verlauf und die Einwirkung desselben auf den Werth von Gold und Silber enthielt, und sich sodann über die Münzverhältnisse in England, Frankreich, Italien und der Schweiz verbreitete. Der Referent ging sodann zu den deutschen Münzzuständen und zu den Gutachten der 35 deutschen Handelskammern in Betreff der Goldmünzen über, charakterisirte dieselben und motivirte die Anträge der Mehrheit des Ausschusses für das 20 Frankstück. Nach Dr. Soetbeer empfahl Wesensfeld aus Barmen die Anträge der Minorität für Annahme des 25 Frankstückes. Dr. Böhmert motivirte seine im Verein mit den Vertretern mehrerer nordwestdeutscher Handelskammern eingebrachten Anträge auf Uebergang zur Goldwährung und event. auf Aussetzung der Entscheidung für eine bestimmte Goldmünze, bis man sich darüber klar geworden sei, ob Deutschland die Silberwährung beibehalten könne, oder nicht ebenfalls zur Goldwährung übergehen müsse. Für Beibehaltung der reinen Silberwährung ergriff eigentlich nur der Finanzrath Hopf aus Gotha das Wort; er gab dem Silber den Vorzug, weil es angeblich constanter

im Preise sei, da es nicht wie das Gold gefunden sondern erarbeitet werde, was Dr. Soetbeer in seinem Schlußvortrage sehr schlagend widerlegte. — Es sprachen noch Müller aus Bockenheim für Ausprägung einer Goldmünze im Betrage von 4 Thaler = 6 Fl. Oesterr. = 7 Fl. S.W., Schiff aus Wien für das 20-Frankstück, Behrend aus Berlin gegen Creirung einer Vereins-Handelsmünze, weil Münzeinheit nöthiger sei als ein Münzzeichen und weil letzteres sich finden werde wenn erstere geschaffen sei, Scherbius aus Frankfurt für die Aussetzung des Beschlusses. Die Kölner Handelskammer beantragte die Ausprägung einer deutschen Handelsgoldmünze im Werthe von einem halben englischen Sovereign. Ihre Vertreter gelangten indessen nicht einmal zur Motivirung ihres Antrages, denn der Schluß der Debatte schnitt einer großen Anzahl noch eingeschriebener Redner das Wort ab. Wir müssen bedauern, weder auf den interessanten einleitenden und Schlußvortrag von Dr. Soetbeer, noch überhaupt auf die Debatte näher eingehen zu können. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die stenographischen Berichte, dürfen dabei jedoch nicht verschweigen, daß auch diese keine Belehrung über alle Seiten dieser verwickelten Frage bieten, denn die Debatte wurde viel zu rasch abgebrochen, und von den Vertretern der reinen Goldwährung kam überhaupt nur einer zum Wort. Bei der Abstimmung wurden die Anträge auf Einführung der Goldwährung abgelehnt, und die des bleibenden Ausschusses in Betreff der Münzeinheit und der Silbermünzen von einer großen Majorität mit einigen Amendements eines Wiener Abgeordneten angenommen, wonach die Bezeichnung des Gulden- und Kreuzerwerthes bei den einzelnen Courant Silbermünzen hinzugefügt werden sollte. In Betreff der Goldmünzen wurde nach dem Antrage der Majorität des bleibenden Ausschusses das 20-Frankstück mit 59 gegen 45 Stimmen empfohlen. Die Minorität des Ausschusses erhielt wenigstens in einem Punkte ihren Willen, indem die Versammlung sich principaliter dahin erklärte: daß das 20-Frankstück bei den öffentlichen Kassen zu einem festen Cours angenommen werden möge.

Diese Beschlüsse über die Münzfrage erklären sich einestheils aus der großen Unzufriedenheit mit der Goldkrone, welche die Meisten kaum gesehen hatten, und aus dem Wunsche, dieselbe möglichst rasch durch eine zweckmäßigere Goldmünze ersetzt zu sehen, anderentheils aus dem Wunsche, die auf der Grundlage der Wiener Münzconvention, mithin auf dem Princip der Silberwährung beruhenden Beschlüsse des Heidelberger Handelstages nicht wieder umzustößen. Auch die Autorität Dr. Soetbeer's fiel schwer in's Gewicht. Aus seinem Vortrag erhellte übrigens deutlich, daß er den Uebergang Deutschlands zur Goldwährung ebenfalls für unvermeidlich erachtet, und die Annahme des 20-Frankstücks als eine Er-



leichterung des Uebergangs ansteht. Die Mehrheit der Versammlung schien diesen Standpunkt zu theilen und der Goldwährung den Vorzug vor der Silberwährung zu geben; sie wünschte jedoch zugleich, schon auf dem diesjährigen Handelstage in Betreff der Goldmünze zu einem sogenannten praktischen Resultate zu gelangen. Da die zur deutsch-österreichischen Münzconvention gehörigen Staaten sich schwerlich beeilen werden, die Beschlüsse des Handelstages rasch zur Ausführung zu bringen, und bei einem etwaigen Wiederzusammentritt jedenfalls vor Allem versuchen müssen, sich über die principielle Seite der deutschen Münzreform, d. i. über die Währungsfrage, Klarheit zu verschaffen, so würde auch der Handelstag bei einer Vertagung seines Beschlusses über die künftige deutsche Vereingoldmünze nichts versäumt und seine Aufgabe besser erfüllt haben, wenn er vor Allem zu einem gründlich motivirten Gutachten über die Frage: ob Gold- oder Silberwährung? zu gelangen gesucht hätte. Die Abweisung der Goldwährung ohne vorausgegangene gründliche Bearbeitung und Discussion der wichtigen Angelegenheit ist jedenfalls noch keine Entscheidung. Uebrigens hat die vom Handelstage empfohlene Einführung eines festen Courses für das 20-Frankstück und die damit verbundene Doppelwährung ihre großen Bedenken und droht Störungen in unserer Metallcirculation zu veranlassen, welche den in Zukunft doch unvermeidlichen Uebergang zur Goldwährung vielleicht nur erschweren würden. Auch verdient es ernstliche Erwägung, ob man nicht bei Annahme des 20-Frankstückes lieber das ganze Frankensystem einführen sollte, worin vielleicht die rationellste Lösung der deutschen Münzeinheit liegen würde. — Bei alledem soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Lösung der deutschen Münzfrage durch die unparteiische Darstellung unserer Münzverhältnisse von Seiten des Referenten Dr. Soetbeer, wie überhaupt durch die wissenschaftlichen Arbeiten dieses hervorragenden Mitgliedes des deutschen Handelstages wesentlich gefördert worden ist und durch die Förderung des 20-Frankstückes sogar einen Fortschritt in der Richtung zur Goldwährung hin gemacht hat. Es ist ein großes Verdienst des Handelstages, die Frage der deutschen Goldausmünzung endlich einmal kräftig angeregt zu haben, denn mit Recht erheben sich überall laute Beschwerden darüber, daß dies große Ländergebiet der deutsch-österreichischen Münzconvention die Wohlthat des Gebrauchs einer allgemein circulirenden Goldmünze noch länger entbehren soll. Die Cultur schreitet überall vom Kupfer zum Silber, vom Silber zum Gold und erst vom Gold zum Papier fort. Die Verwendung des Silbers tritt im persönlichen Verkehr da ein, wo die Verwendung des Kupfers beschwerlich wird, in ähnlicher Weise sollte die Verwendung des Goldes im persönlichen Verkehr da stattfinden, wo

das Silber beschwerlich wird, und Papier erst dann zur Verwendung kommen wenn das Gold anfängt unbequem zu werden. Wir Deutschen überspringen die natürliche Stufenfolge der Verwendung des Goldes, und gehen vom Silber gleich zu Papier über, woraus die heillofeste Ueberschwemmung der deutschen Länder mit Papiergeld und die Verdrängung der gesunden Metallbasis aus dem täglichen Geldumlauf entstanden ist. Dem Verlangen nach einer allgemein verbreiteten und bequem circulirenden Goldmünze kann aber in den Ländern der Silberwährung überhaupt nicht genügt werden, weil das Werthverhältniß des Silbers zu Gold immer schwankend sein wird und weil Niemand eine Münze, an der er möglicher Weise verlieren kann, gern annimmt. Das deutsche Verkehrsleben wird die ihm jetzt fehlende Metallbasis erst dann wieder erlangen, wenn man zur Goldwährung übergeht und dem Silber die ihm im modernen Verkehr naturgemäß zukommende Stellung als Scheidemünze einräumt. Der Handelstag ist berufen, die Ansichten des Publikums über die Münzfrage immer mehr aufklären zu helfen. Je lebhaftere Discussionen darüber stattfinden, um so rascher werden wir zum erwünschten Ziele kommen.

Die übrigen Gegenstände der Tagesordnung des dritten deutschen Handelstags — die Reform des Postwesens, die allgemeine deutsche Versicherungsgesetzgebung und die Einführung eines gleichen Verfahrens im kaufmännischen Concurß — wurden auf die nächste Generalversammlung verschoben. Nur hinsichtlich der Postreform ward dem Vertagungsantrage die fast einstimmige Erklärung hinzugefügt: „daß in Betreff des Tarifs für die Briefpost das sogenannte Distanzenhystem zu verlassen und der einfache Brief mit höchstens 1 Sgr. (3 Kr.) zu tarifiren sei.“ Als ein beachtenswerther Beitrag zur Frage der deutschen Versicherungsgesetzgebung verdient noch eine an sämtliche Mitglieder des deutschen Handelstages vertheilte Denkschrift „über die Fehler und Mängel des Feuerversicherungsrechts in den deutschen Bundesstaaten“ von dem Vertreter der Magdeburger Kaufmannschaft und Generaldirector der Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft Fr. Knoblauch erwähnt zu werden. Der Verfasser verlangt darin eine einheitliche Codification des Versicherungs-Privatrechts, wie sie das Versicherungsrecht schon im deutschen Handelsgesetzbuche gefunden, sodann Beseitigung der gegenwärtigen Concessionspflichtigkeit und Freiegebung des Versicherungsbetriebes unter gesetzlich geregelten Bedingungen, außerdem für das Feuerversicherungswesen insbesondere Aufhebung aller Monopole und Privilegien öffentlicher Societäten, Aufhebung des Hausirverbots für Versicherungsagenten, Wegfall der polizeilichen Ueberwachung der Versicherungssumme, sowie Befreiung

von der besonderen Besteuerung zu Gunsten sogenannter gemeinnütziger Fonds oder zur Unterhaltung von Feuerlöschanstalten.

Wir übergehen den zehnten Gegenstand der Tagesordnung und berichten nur noch, daß bei der Wahl zum bleibenden Ausschuß folgende Personen Stimmen erhielten: Dr. Soetbeer aus Hamburg 103, Wesenfeld aus Barmen 101, Dr. Weigel aus Cassel 101, Scherbius aus Frankfurt 100, Moll aus Mannheim 99, Classen-Cappelmann aus Cöln 97, Müller aus Stuttgart 96, Stahlberg aus Stettin 93, Liebermann aus Berlin 89, von Sybel aus Düsseldorf 85, Dietrich aus Berlin 76, H. H. Meier aus Bremen 71, Hertel aus Augsburg 80, Jordan aus Deidesheim 61, Reinke aus Altona 61. Da Herr Consul Meier aus Bremen aus persönlichen Gründen die Wahl ablehnte, so rückte Commercienrath Denecke aus Magdeburg mit 43 Stimmen ein. Die Versammlung erteilte sodann dem Ausschuß die frühere Ermächtigung, sechs Mitglieder zu cooptiren und an Stelle solcher Vertreter, welche die Wahl abgelehnt haben, Vertreter aus demselben Handelsplage in den Ausschuß zu wählen. Zum nächsten Versammlungsort waren Berlin und Braunschweig vorgeschlagen, die große Majorität entschied sich für Berlin. Endlich wurde auf Antrag von Christ aus Siegen der bleibende Ausschuß beauftragt: „die Frage der definitiven Verfassung des Handelstages aufzunehmen, und nach Einholung der Gutachten der Corporationen dem nächsten Handelstage bestimmte Vorschläge in dieser Beziehung zu machen.“

An die vorstehende Darstellung knüpfen wir noch einige allgemeine Bemerkungen. Die diesjährigen Arbeiten des Handelstages haben im Allgemeinen wiederum den ernstesten Willen des deutschen Handelsstandes bekundet, seinen Aufgaben im öffentlichen Leben der Nation nachzukommen, seine praktischen Lebenserfahrungen dem großen Ganzen dienstbar zu machen und die Mittel und Wege zu bezeichnen, durch welche der Handel gefördert und wirkliche Bedürfnisse des Verkehrs befriedigt werden können. Es macht immer einen patriotisch kräftigenden Eindruck, Hunderte von Männern der verschiedensten deutschen Staaten, aus praktischen Lebenskreisen heraus, der politischen Vielköpfigkeit Deutschlands zum Troß und unabhängig von partikularistischen Zänkereien, zu einem einheitlichen Ausdruck der kaufmännischen und industriellen Interessen des Gesamtwaterlandes zusammenzuwachsen zu sehen; es liegt etwas Ermutigendes in der Thatfache, daß im Handelstage, unabhängig von den Regierungen, aus der Initiative des Handelsstandes selbst heraus, auf dem Boden der Selbstverwaltung sich allmählich ein einheitlicher Wille schöpferisch und

umgestaltend aufbaut. Die immer weitere intensive Ausdehnung des Institutes bei völliger Freiwilligkeit der Theilnahme zeugt von der inneren Lebensfähigkeit und praktischen Bedeutung der ganzen Schöpfung. (Die Erscheinung, daß aus dem industriellen Sachsen nur zwei Handelskammern dem Handelstage angehören und davon nur Leipzig in Frankfurt vertreten war, legt kein günstiges Zeugniß ab für die öffentliche Nützlichkeit der sächsischen Kaufleute und Industriellen und für ihre Hingabe an die vaterländischen Interessen.) Sehr zweckmäßig ist die Bestimmung der Statuten des Handelstages, daß nicht allein officielle Handelsorgane, sondern, wo solche nicht vorhanden sind, auch kaufmännische Privatvereine, welche die Pflege der öffentlichen Verkehrsinteressen bezwecken, dem Handelstag angehören können. Das Institut ist dadurch in den Stand gesetzt, einen sehr großen Kreis von Interessenten und Kräften für seine gemeinschaftlichen Arbeiten heranzuziehen. Der Umstand, daß ganze Körperschaften und bestimmte Interessentenkreise aus allen Theilen Deutschlands in ziemlich gleichmäßiger geographischer Verbreitung im Handelstage vertreten sind, giebt der ganzen Vereinigung ebenfalls ein größeres Gewicht und einen Vorzug vor manchen ähnlichen Vereinen, auf deren Generalversammlungen die Theilnehmer meist nur zufällig und gelegentlich aus dem Versammlungsorte oder der nähern Umgegend herzufließen und so den Beschlüssen einen localen Charakter aufdrücken. Alle diese Eigenthümlichkeiten befähigen den Handelstag zu einer einflußreichen Stellung zu gelangen. Aber es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß diese Stellung erst mühsam erarbeitet und durch wirkliche Leistungen verdient werden, und daß der deutsche Handelstag durch ein sehr scharfes Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik hindurchgehen muß, um vor Selbstüberschätzung und vor falschen Wegen bewahrt zu werden. Nach den gemachten Erfahrungen liegt die Gefahr nicht fern, daß der Handelstag sich auch einmal zum Organ von unberechtigten Sonderwünschen und Special-Interessen einzelner Berufsclassen mache, während er doch seine Resolutionen möglichst als Forderungen des allgemeinen Verkehrs-Interesses hinstellen und nicht mehr verlangen muß, als was zugleich im allgemeinen Interesse aller Staatsbürger und Steuerzahler liegt. Da er nun noch weit entfernt ist, eine Vertretung der allgemeinen Interessen zu repräsentiren, da große Erwerbsclassen, ja sogar die Vertreter der Hauptverkehrs-Anstalten ihm noch ganz fern stehen, da die Staats- und Finanz-Verwaltung die an sie gemachten Ansprüche nicht im Handelstage selbst auf das richtige Maaß zurückführen kann, da endlich auch die Wissenschaft als solche nicht eingeladen ist, um überall den allgemeinen, juristisch und volkswirtschaftlich correcten Standpunkt zu wahren und an die das Verkehrsleben beherrschenden ewi-

gen Gesetze zu erinnern, so sollte der Handelstag mit seinen Resolutionen doppelt vorsichtig sein und die Autorität, die er sich erst durch tüchtige Arbeiten erwerben muß, nicht durch voreilige und einseitige Beschlüsse gefährden. Am bedenklichsten ist es für ihn, die Staatseinmischung anzurufen, während er sich vielmehr auf die Principien der Selbstbewegung des kaufmännischen und gewerblichen Lebens stützen und eine rationelle Selbsthilfe auf sein Banner schreiben sollte. Jede einzelne deutsche Handelskammer kann in diesem Sinne auf den Handelstag einwirken, die Hauptpflichten liegen indessen dem bleibenden Ausschusse ob. In diesem bleibenden Ausschusse und seinem Centralbureau, insbesondere in dem Vorsitzenden und dem Generalsecretair, ruht jedenfalls die Hauptstütze und die treibende Kraft der ganzen Institution. Der Ausschuss hat die Beschlüsse der Plenarversammlung zu vollziehen und auszuführen, den nächstfolgenden Zusammentritt des Handelstages und seine Tagesordnung vorzubereiten und überhaupt in der langen Zwischenzeit von einer Generalversammlung zur andern die im Handelstage vertretenen Corporationen zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenzuhalten, indem er die auf öffentliche Verkehrsangelegenheiten gerichteten Bestrebungen verschiedener Handelsvorstände vereinigt und fördert, auf etwaige Anfragen Auskunft erteilt und verschafft, und sich möglichst zu einem Centralorgan für die Interessen des deutschen Handels- und Gewerbestandes umgestaltet. Der Ausschuss hat namentlich in letzter Zeit mit großem Eifer an der Erfüllung dieser Aufgabe gearbeitet. Die von ihm herausgegebenen umfassenden Denkschriften über einen Handelsvertrag mit Rußland und Italien, die statistische Bearbeitung der Bewegung von Handel und Industrie, die vorbereiteten Arbeiten für Behandlung der Münzfrage mit dem Rundschreiben und der Zusammenstellung der Gutachten von fünf und dreißig Handelskammern, endlich die Herausgabe der lithographirten Correspondenz sind Aeußerungen einer vielseitigen Thätigkeit. Die Rührigkeit des letzten Vorsitzers des bleibenden Ausschusses, Consul H. H. Meier aus Bremen, hat an diesen Leistungen einen großen Antheil gehabt, was in Frankfurt durch seine Collegen im Ausschuss öffentlich warm anerkannt wurde. Der dem großen Weltverkehr zugewendete weite Blick, die Sachkunde und die consequent freihändlerischen Grundsätze dieses Vorsitzers haben dem Ausschuss unschätzbare Dienste geleistet, so daß sein Ausscheiden doppelt zu bedauern ist. Auf dem nunmehr in Berlin concentrirten Bureau des Handelstages ruht eine große Verantwortlichkeit und eine schwere Aufgabe. Es fehlt in Berlin nicht an nationalökonomischen Kräften, welche zu Rathe gezogen werden können, wenn nicht etwa die „Praktiker“ sich zu erheben über die „Theorie“ und ihre Vertreter dünken. Der bleibende Ausschuss darf nicht vergessen,

daß der Handelstag durch voreilige Resolutionen und durch eine Verfolgung von Privatinteressen statt der allgemeinen Interessen, von der Bühne des öffentlichen Lebens eben so rasch verschwinden würde wie z. B. der deutsche Handwerkerstag, der noch weit zahlreichere Erwerbsklassen repräsentirte und doch an der Verkennung der Bedürfnisse des modernen Verkehrslebens zu Grunde ging. Es wäre im höchsten Grade zu beklagen, wenn der Ausschuß nicht die rechte Richtung einschlagen oder auch nur in seiner Wirksamkeit erlahmen und einschlafen sollte, denn in unserer Zeit ist schon Stillstand gleichbedeutend mit Rückgang. Heutzutage wo sich alle Berufsclassen so kräftig rühren, bedarf auch der Handelstand eines wirksamen Agitationsmittels. Ja bei den materiellen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, hätte er vielleicht schon längst viel mehr erreichen können, wenn er bemüht gewesen wäre, neben der Thätigkeit in öffentlicher Rede und der Ausbildung der lithographirten Correspondenz zugleich für alle einzelnen jeweilig auftauchenden großen Verkehrsfragen immer die besten Federn zur Ausarbeitung von Denkschriften und Flugblättern oder zur regelmäßigen Correspondenz in deutschen und außerdeutschen Blättern zu gewinnen. Noch ist dazu reiche Gelegenheit; vor dem Ausschusse und dem Centralbureau liegt ein unermessliches Arbeitsfeld, das nur der Arbeiter harret. Eine große Anzahl von Fragen sind noch unerledigt vom dritten Handelstage hinterlassen und harren der Vorbereitung; für die definitive Organisation des Handelstages sind Entwürfe vorzulegen; für den weitem Ausbau des Systems der Handelsverträge sind Denkschriften, zunächst über Deutschlands Handelsbeziehungen zu Spanien, auszuarbeiten; die Reform der Zollvereins-Versassung und des Consularwesens sind kräftig zu befürworten; auf die Entwicklung des Post-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Versicherungswesens und alle darüber geäußerten Beschwerden ist ein sorgfames Auge zu richten. In Betreff der deutschen Maas- und Gewichtsreform ist vor Allem auf die preussische Regierung zu wirken und zwar in erster Linie durch alle preussische Handelskammern, damit Deutschland vor dem überflüssigen Durchgangsstadium des Dreidecimeterfußes bewahrt bleibe. Die Folgen der Einführung des deutschen Handelsgesetzbuches sind aufmerksam zu beobachten und alle darauf bezüglichen Desiderien des Handelsstandes zu registriren; die Forderung der Einführung von Handelsgerichten sowie der Einsetzung eines obersten deutschen Gerichtshofes ist energisch zu wiederholen. Der Einfluß der neuesten Tarifierabsetzungen des Zollvereins muß sorgsam beobachtet werden. Vor Allem ist die lithographirte Correspondenz weiter auszubilden, von der leider seit dem Schlusse des Handelstags bis Mitte November keine neue Nummer erschienen ist, obwohl gerade nach der Generalversammlung das

Interesse aller Theilnehmer doppelt rege erhalten werden sollte. Kurz auf allen Gebieten, wohin man blickt, thut Arbeit noth! — Hierzu kommt noch die Concurrnz des in der Bildung begriffenen österreichischen Handelstages. Der Rücktritt des österreichischen Handelsstandes vom deutschen Handelstage ist in Frankfurt offen zu Tage getreten; ein vor Kurzem erschienenenes österreichisches Flugblatt enthält einen deutlichen Absagebrief der österreichischen Industriellen an den deutschen Handelstag und proponirt die Gründung eines „Centralorgans für die volkswirtschaftlichen Interessen in Oesterreich.“ Es ist darin u. A. der Wunsch ausgesprochen: „daß auch dem sehr schätzbaren Element der Handelskammer-Secretaire der Zutritt in den Centralbeirath eröffnet werde.“ Dieser Wink sollte auch vom Ausschuß des deutschen Handelstages beachtet und den Handels-Secretairen nach den Grundsätzen der Arbeitstheilung die geistige Zusammenfassung, logische Wiebergabe und systematische Darstellung der im Kreise der thätigen Geschäftsmänner gemachten Beobachtungen, Urtheile und Erfahrungen übertragen werden. Indes der Kreis von Interessenten, in dem die Secretaire regelmäßig verkehren und für den sie arbeiten, kann auch ihnen nur zu leicht eine einseitige Richtung geben. Man möge sich also daran erinnern, daß die Wiege des deutschen Handelstages eine Universitätsstadt war, daß die Zierden der Wissenschaft in dieser Stadt von der Heidelberger Handelskammer mit sehr richtigem Tacte zu den Verathungen des bleibenden Ausschusses und zu den Plenarverhandlungen hinzugezogen wurden und höchst anregend einwirkten. Gestützt auf diese Erfahrungen sollte der deutsche Handelstag überallhin seine Netze auswerfen und die Männer der Theorie, Docenten und Publicisten, in gleicher Weise wie die Männer der Praxis zu gewinnen suchen. Eine gesunde Praxis wird im Bunde mit der Wissenschaft Vorurtheile, Mißverständnisse, Engherzigkeiten und verkehrte büreaucratische Bevormundung am raschesten überwinden, und der deutsche Handelstag wird seine Ziele um so sicherer erreichen, je bescheidener er von sich selbst denkt, je mehr er seinen Horizont erweitert und je geschickter er die ihm zu Gebote stehenden Mittel benützt, um vielseitige geistige Kräfte für die Förderung der vaterländischen Verkehrsinteressen heranzuziehen.

## Herr v. Beust und die Preussischen Jahrbücher.

Wir dürfen unseren Lesern die Mittheilung nicht vorenthalten, daß unsere Jahrbücher, ohn' ihr Verdienst und Würdigkeit, zu einer diplomatischen Beschwerde Anlaß gegeben haben.

Die Gesandten von Oesterreich und Preußen beklagten sich kürzlich bei dem sächsischen Minister des Auswärtigen über die feindselige Haltung der sächsischen Presse, vornehmlich der Constitutionellen Zeitung. Wir brauchen den Lesern eines liberalen Blattes nicht erst zu sagen, daß wir diesen Schritt des preussischen Gesandten als einen unglücklichen Fehler ernstlich beklagen. Unser Bedauern ist freilich nicht ohne eine Beimischung von Heiterkeit, denn wir hätten uns niemals träumen lassen, daß die politische Weisheit der genannten Zeitung einer Großmacht lästig werden könne. Herr v. Beust antwortete auf die Vorstellungen der beiden Gesandten mit einer Depesche, worin sich folgende Stelle findet:

„Mit welchem Aufwand von Gehässigkeit und selbst Verleumdung werden in preussischen Blättern die Regierungen der Mittelstaaten, namentlich die sächsische Regierung, tagtäglich verfolgt. In den Preussischen Jahrbüchern führt in regelmäßiger Folge ein bekannter Schriftsteller aus, daß die deutschen Staaten nicht etwa nur Preußen sich unterordnen, nein, daß die deutschen Staaten und Dynastien zu existiren aufhören sollen. Dieses Thema findet in preussischen Tageblättern vielfaches Echo, ja jene Aufsätze finden in der für ministerielles Organ geltenden Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Erwähnung, und noch nie habe ich vernommen, daß Seitens der königlich preussischen Regierung etwas geschehen sei, diesem Beginnen Einhalt zu thun. Dem von Herrn v. v. Schulenburg gegen mich ausgesprochenen Wunsch, daß auf Milderung der Preßsanktionen hingewirkt werde, pflichte ich gern bei; aber ich habe, bevor ich dem, der sächsischen Regierung gemachten Vorwurf, preußenfeindlichen Tendenzen nicht entgegenzutreten, Rede stehe, zu erwarten, daß in Preußen den sachsenvernichtenden Tendenzen gesteuert werde.“

Diese Depesche rief in dem Redaktionsbureau der Jahrbücher gerechte Verwunderung hervor. Vergeblich rieth man hin und her, wer jener in regelmäßiger Folge sachsenvernichtende Schriftsteller sei. Endlich erklärte ein altes Redaktionsmitglied, er glaube genau zu wissen, daß Herr v. Beust die Jahrbücher gar nicht lese. Zum Beweise erzählte er Folgendes: „Vor



Längerer Zeit brachte unser Blatt eine Correspondenz, welche die sächsischen Zustände unter dem Veust'schen Regimente mit Wohlwollen, aber ohne Beifall besprach. Diese Arbeit erregte in der sächsischen Presse einiges Aufsehen, und das sächsische Ministerium wendete sich an unseren Verleger mit der Bitte um Zusendung des Aufsatzes. Der Verleger beillte sich dem freundlichen Wunsche zu willfahren, und bald nachher erschien aus der Feder eines hohen sächsischen Beamten eine umfangliche Schrift zur Widerlegung jener kleinen Correspondenz. Auch dieses Buch wurde von den Jahrbüchern mit Wohlwollen, aber ohne Beifall besprochen."

So unser Freund. Nach dieser Erzählung mußte man annehmen, daß wir nicht die Freude haben Herrn v. Veust zu unsern Lesern zu zählen, sondern daß der sächsische Staatsmann seine Anschuldigungen lediglich auf Zeitungsnotizen und Zwischenträgerereien gegründet hat — ein bei Abfassung amtlicher Aktenstücke allerdings ungewöhnliches Verfahren. Nunmehr schien auch das Unmögliche möglich, und die Redaction wagte die Vermuthung, daß unter dem frevelnden Schriftsteller der Unterzeichnete verstanden sei. Diese Vermuthung war sehr kühn, denn der Unterzeichnete hat seit mehr als zwei Jahren nur drei Aufsätze für die Jahrbücher geschrieben. Einer davon, eine wissenschaftliche Arbeit über Napoleon I., konnte in Dresdens Downingstroot unmöglich Anstoß erregen. Oder rechnet man in den Bureaus der Seestraße den weiland Protector des Rheinbundes noch heute zu jenen einheimischen Würdenträgern, über welche der Untertban nur mit scheuer Ehrfurcht reden soll? Die beiden andern Aufsätze handeln von der Schleswig-holsteinischen Frage, und ihr einziges Verdienst, wenn anders sie eines haben, liegt wohl darin, daß sie sich ernsthaft an die Sache halten und auf die Möglichkeiten einer fernern Zukunft grundsätzlich nicht eingehen. Der ältere derselben erwähnt der Mittelstaaten nur beiläufig und Sachsens gar nicht, soweit wir beim raschen Durchblättern sehen konnten. Nur der letzte Aufsatz berührt an einigen Stellen die mittelstaatliche Politik. Uns scheint sehr zweifelhaft, ob man diese bescheidene schriftstellerische Thätigkeit ein Wirken in regelmäßiger Folge nennen darf; jedoch der sächsische Canzleistil weicht von dem gemeinen deutschen Sprachgebrauche mehrfach ab.

Genug, die Redaction hat mich beauftragt, dem sächsischen Minister unsere Anschuldb nachzuweisen.

Herr v. Veust scheint, nach jener Depesche zu schließen, die Begriffe „Politik“ und „Polizei“ für gleichbedeutend zu halten, wir aber haben die Absicht, zwischen beiden scharf zu unterscheiden. Es wäre mehr als unschuldig, wenn wir versuchen wollten unsere Auffassung der deutschen Politik vor dem sächsischen Minister zu rechtfertigen. Wir halten uns streng

an die von Herrn v. Beust mit so vielem Wohlwollen hervorgehobene polizeiliche Seite der Sache. Wir denken den Beweis zu führen, daß die preussischen Behörden ihre Pflichten gegen uns vollständig erfüllt haben, und daß den Jahrbüchern nichts ferner liegt als finstere Pläne gegen die Mittelstaaten. Nur wenige Worte unseres letzten Aufsatzes können zu solcher Mißdeutung verführen.

An einer Stelle jener Arbeit sprachen wir von „den Korhybanten des Großsachsenthums, welche Schlessien für Oesterreich, die Lausitz für Sachsen fordern.“ Herr v. Beust wird vermuthlich meinen, diese in der sächsischen Presse neuerdings aufgetauchten Wünsche seien einem ehrenwerthen patriotischen Gefühle entsprungen und sollten nicht allzuhart verdammt werden. Einem preussischen Blatte muß gestattet sein anders zu denken, ihm muß erlaubt sein, solche auf die Zerstörung der Verträge von 1815 gerichtete Bestrebungen entschieden und ohne Höflichkeit zurückzuweisen.

Bedenklicher scheint ein anderes Wort. Ein Freund hatte in den Grenzboten den Verteidigern der Annexion Schleswig-Holsteins vorgeworfen, sie wollten voreilig zusammenzwingen, „was die Natur für einander bestimmt hat.“ Ihm erwiderten wir, der menschliche Wille sei in der Geschichte ebenso wirksam wie die Natur, und führten zum Belege die Thatsache an, daß Sachsen und Hannover kraft des Willens der Menschen souveräne Staaten bilden, während sie doch, unseres Erachtens, von der Natur zur Vereinigung mit dem übrigen Norddeutschland bestimmt sind. Diese Vermuthung über die Absichten der Natur mag vermessen scheinen — neu ist sie nicht. Schon vielen denkenden Betrachtern der deutschen Landkarte hat sie sich aufgedrängt, und Landkarten sind heute in Jedermanns Händen. Weit entfernt, aus jener allgemeinen Betrachtung eine praktische Nutzenanwendung zu ziehen, fuhren wir gelassen fort: „Aber der Himmel weiß, wann die Natur so freundlich sein wird, jene Länder zusammenzufügen.“ Harmloser, resignirter kann man doch nicht reden. Herr v. Beust muß die Jahrbücher sehr wenig kennen, wenn er glaubt, sie beschäftigten sich in regelmäßiger Folge mit der Gestaltung der deutschen Zukunft. Wir halten nicht für die Aufgabe einer Revue, ein fertiges Programm aufzustellen über jene hundert Fragen, die man unter dem Namen der deutschen Frage zusammenfaßt. Wir erörtern hier bescheiden und so praktisch als wir's verstehen die Tagespolitik und vermeiden sogar in das unschuldige Verlangen nach der Reichsverfassung einzustimmen, denn solche Wünsche scheinen uns gegenwärtig unausführbar.

Wir haben uns ferner erlaubt den Rückmarsch der sächsischen Truppen über Meiningen und Hof einen Abberittenstreich zu nennen. Dieser Ausdruck ist unseiner, wir leugnen es nicht, aber die Weise, wie Herr

v. Veust jenen Rückmarsch einrichtete, enthielt eine schwere Beleidigung gegen Preußen. In ihr lag die Beschuldigung, daß Preußens Regierung nicht im Stande sei, die Ordnung auf ihren Straßen zu erhalten und Bundesstruppen vor Rohheiten zu schützen. Ein preussisches Blatt ist wohl zu entschuldigen, wenn es eine so gehässige, so ohne den Schatten eines Grundes erhobene Beleidigung mit einem derben Worte bezeichnet. Und einem geborenen Sachsen muß man verzeihen, wenn ihm einmal die Geduld reißt Angesichts der demüthigenden Folgen der Veustischen Politik. Soll ich gleichmüthig bleiben, wenn meine schöne, geliebte Heimath durch eine unendlich groß redende und unendlich klein handelnde Staatskunst dem öffentlichen Hohngelächter und den Bleistiften der Wigblätter aller Länder preisgegeben wird? Soll ich kalt mit anschauen, wie die groben Fehlgriiffe des Ministers zuerst unsere braven Soldaten zu einem beschämenden Rückzuge zwingen, dann diesen Rückzug also einrichten, daß er einer Flucht ähnlich sieht? Soll ich endlich die haushälterische Verwendung der sächsischen Staatsmittel loben? Wahrlich, wenn im Landhause zu Dresden statt der octrohirten alten Stände eine wirkliche Volksvertretung tagte, so würde Herr v. Veust bald genug erfahren, daß einem Minister nicht gestattet ist, um einer Laune, einer Rancüne willen die Gelder des Staats auf die Straße zu werfen.

Noch eine vierte Bemerkung unseres Aufsazes klingt gehässig. Wir erörterten die unselige Möglichkeit eines Bürgerkrieges, wir sprachen die Hoffnung aus, daß am Dresdner Hofe die bundesstreue Gesinnung und die Erwägung der unberechenbaren Folgen eines Krieges zuletzt überwiegen werde, und fügten hinzu: „Wer bürgt für den Ausgang? Wer weiß, in welcher Felsenspalte der sächsischen Schweiz man die darenin geworfene Krone des Hauses Wettin suchen müßte?“ Dies Wort von der darenin geworfenen Krone hat sicherlich einen häßlichen Klang. Man könnte fast behaupten, sein Urheber habe leichtsinnig die Tücke des Schicksals herausgefordert. Aber Herr v. Veust wird uns bezeugen, daß nicht wir jenes arge Wort erfunden haben.

Diese vier Stellen sind, so viel wir sehen, die einzigen unseres Aufsazes, welchen man sachsenvernichtende Tendenzen zuschreiben könnte. Unsere Leser mögen jetzt beurtheilen, ob wir den Vorwurf verdienen. Herrn v. Veust aber bitten wir sich zu beruhigen. Für die Sittsamkeit der preussischen Presse ist mehr als genugsam gesorgt. Fast alle größeren preussischen Blätter halten sich in der Stille einen rechtskundigen Beirath und unterbreiten dessen kritischem Auge jedes bedenkliche Wort. Unsere jüngeren Mitarbeiter, deren Patriotismus nach der muthwilligen Weise der Jugend über die obrigkeitliche Zolllinie hinauszuschweifen liebt — sie

wissen, daß die Aussprüche unseres juristischen Freundes oft drakonisch lauten. Noch bleibt uns übrig Herrn v. Veust zu danken. Unsere Redaction versteht sich leider schlecht auf die Künste der Reclame, aber wir sind erkenntlich, wenn Andere unaufgefordert dies Geschäft für uns besorgen.

Wir können nicht schließen ohne zwei kurze Betrachtungen. Zum Ersten: die jüngste Depesche des Herrn v. Veust hat uns abermals bekräftigt in unserer alten schwermüthigen Meinung, daß dieser talentvolle Mann seinen Beruf verfehlt hat. Stände jene Arbeit als ein Leitartikel im Dresdener Journal, wir würden sie für ein Meisterstück erklären. Uns Männern von der Feder darf man wohl einige Parteilichkeit für ein so eminentes journalistisches Talent zu gute halten. An die Denkschriften praktischer Staatsmänner dagegen pflegen preussische Blätter einen anderen Maßstab anzulegen. Hier genügt uns das anmuthig-witzige Abtrumpfen des Gegners nicht. Hier fragen wir: welchen praktischen Erfolg hat der Verfasser der Arbeit im Auge? und wird die Fassung derselben ihm den Erfolg erleichtern? Diese beiden Fragen haben wir leider fast an sämtliche diplomatische Actenstücke des sächsischen Ministers vergeblich gestellt. Von der ersten bis zur letzten Note, von jenem vielgepriesenen Briefe, welcher dem Fürsten Gortschakow drohend erklärte, Sachsen werde niemals eine Einmischung des Auslandes dulden, bis herab zu dem neuesten Bundestagsantrage, der arglos die Aufnahme Schlesiens in den Bund fordert — in allen diplomatischen Werken des Ministers finden wir immer nur die eine Tugend: den zwecklos aber talentvoll in seinem reinen Dasein sich ergehenden Fleiß. Von den Londoner Conferenzen versichern die Organe des sächsischen Ministers beharrlich, allein die Haltung des „reindeutschen“ Gesandten habe den glücklichen Ausgang herbeigeführt. Merkwürdig nur, daß außerhalb Sachsens Niemand daran glauben will. Wir kennen in der That nur ein positives Ergebnis der schleswig-holsteinischen Politik des sächsischen Ministers. Er hat die Zeit der Verwaltung der Bundescommissäre in Holstein vortrefflich benutzt. Er vor Allen hat durch seine Werkzeuge in Holstein jenen particularistischen Troß und Haß ausgesät, welcher heute die Versöhnung des unglücklichen Landes mit dem preussischen Staate so sehr erschwert. Dieser einzige praktische Erfolg der Veustischen Staatskunst in den Herzogthümern erklärt zur Genüge den unfreundlichen Ton der preussischen Presse gegen Sachsen. Wir aber sind nicht der Ansicht, solche Gehässigkeit sei in der Natur der beiden Nachbarstaaten begründet. Wir meinen, ein anderer Minister des Auswärtigen in Dresden könnte den widerwärtigen Zustand sehr bald beendigen. Ein solcher Minister müßte freilich, nach dem achtungswürdigen

Beispiele des Freiherrn v. Barmbüler, seine Thätigkeit vorwiegend beschränken auf die Fragen der Handelspolitik, auf die Anzeigen von fürstlichen Ent- und Verbindungen und dergleichen. Dann würden die „sachsenvernichtenden Tendenzen“ der preussischen Presse von selbst verstummen.

Zum Zweiten bitten wir unsere Leser, die neueste Depesche des Freiherrn v. Beust vollständig zu lesen und dann zu erwägen: Das also ist der liberalste aller liberalen Minister, den die Helden unserer Volksversammlungen feierten! Herr v. Beust erklärt sich mit Freuden bereit, die sächsische Presse darniederzuhalten, und mit Hilfe des wohlgelungenen sächsischen Pressgesetzes ist es ein Leichtes, jede Opposition auf gesetzlichem Wege mundtot zu machen. Zur Entschädigung verlangt er nur, daß die preussische Presse gleichfalls gedrückt werde, ja, er bezeichnet bereits ein preussisches Blatt als geeignet zur Abstrafung. Nach alledem begreifen wir nicht, mit welchem Rechte die Organe dieses Staatsmannes fort und fort behaupten, er denke weit liberaler als Graf Bismarck. Doch nein, einen Vorbehalt zu Gunsten der sächsischen Presse macht Freiherr v. Beust allerdings. Seine Depesche sagt: „Die Großmächte berührt es unangenehm, wenn in mittelstaatlichen Blättern von ihrer Gewaltthätigkeit gesprochen wird, aber mindestens eben so verlegend ist es für die Mittelstaaten, wenn die Presse ihnen ihre Ohnmacht vorhält.“ Also, Herr v. Beust will dafür sorgen, daß die sächsische Presse über die Politik des Grafen Bismarck nicht mehr mit den Schmeichelworten „Länderschacher und himmelschreiende Gewaltthat“ aburtheilt. Dafür soll die preussische Presse künstlich nicht mehr die unbehagliche Wahrheit verkünden: Das Königreich Sachsen umfaßt nur 272 Geviertmeilen und kann nur 26,000 Mann in das Feld stellen. — Kennt man dies in Dresden: mit gleichem Maße messen? Glaubt man wirklich, das Berliner Cabinet werde sich auf eine Gegenseitigkeit solcher Art einlassen? — In der Leidenschaft pflegen sich die geheimen Neigungen des Menschen zu offenbaren. Herr v. Beust fühlt sich geärgert durch die Bosheit der preussischen Presse, und alsbald enthüllt sich — jener humane Liberalismus, von dem die Gräber der politischen Gefangenen auf dem Friedhofe des Waldheimer Zuchthauses zu erzählen wissen. —

Doch wir sind im Begriff nochmals ernsthaft zu werden. Unsere Aufgabe war nur, einen unverdienten Vorwurf abzuwehren. Das Urtheil über den sächsischen Minister überlassen wir getrost einer ruhigeren Zeit. Freiherr v. Beust wird voraussichtlich länger als wir Anderen im Munde der Menschen leben. Der Name des ersten und hoffentlich einzigen „reindeutschen“ Gesandten wird späteren Tagen die Erinnerung an die Bundespolitik wachrufen, und genau so wie das Urtheil über den Bundestag wird

einst die Meinung der Welt über den sächsischen Minister lauten. Wenn wir von dem Regensburger Reichstage unserer Väter hören, so spielt ein Lächeln um die Lippen der Söhne. Mögen unsere Enkel in einer minder heiteren Gemüthsstimmung sich befinden, wenn sie einst von der alten Bundespolitik und ihrem geschäftigsten Vertreter hören! Wir wünschen es, doch wir wagen nicht es zu hoffen.

Freiburg i. B., 19. November 1865.

Heinrich von Treitschke.

## Die Verfassungskrisis in Oesterreich.

Wer Oesterreichs Zustände bis zur Revolution 1848 betrachtet, kann mit gutem Gewissen die Unbeweglichkeit als den hervorstechendsten Charakterzug derselben bezeichnen; wer die Ereignisse der letzten Jahre in Oesterreich mit aufmerksamem Auge verfolgt, hat die größte Mühe, inmitten des stetigen Wandels und Wechsels einen festen Punkt zu entdecken. Nur selten hat sich die Ironie des Schicksals so auffällig gezeigt. Der Staat, welcher als die verkörperte Stabilität seit Menschengedenken galt, dürfte vielleicht bald nur noch die ewigen Verfassungsveränderungen als das Bleibende und regelmäßig Wiederkehrende besitzen. Der neueste Ministerwechsel und das Septemberpatent haben abermals eine Verfassungskrisis auf Oesterreich heraufbeschworen. Wird die politische Saat, welche durch das Septemberpatent gepflanzt werden soll, besser aufgehen, eine dauerhaftere Frucht entwickeln, als das Octoberdiplom und das Februarpatent? Niemand hofft es, Niemand erwartet es, nicht weil etwa das gestürzte System viele Anhänger zählt — im Gegentheile ist alle Welt über Schmerling's schwere Schuld einig —, sondern weil man überhaupt das Vertrauen zu den Männern der Regierung, den lebendigen Glauben an das Staatswesen verloren hat. Wie könnte man aber auch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, wenn man erfährt, daß die leitenden Persönlichkeiten selbst sich ein klares Bild von Oesterreichs Zukunft zu entwerfen außer Stande sind, wenn man in dem Septemberpatente nothwendig nur die Abdication der Regierung und das Bekenntniß derselben, daß sie muthlos und hilflos sei, erkennt? Der Bachi'sche Absolutismus strebte einem bestimmten Ziele nach, Schmerling's Centralisationsystem entbehrte nicht eines festen Programms. Die Gedanken, welche dem einen und dem anderen politischen Plane zu Grunde lagen, waren falsch; immerhin blieb der Wille der Machthaber an gewisse Vorstellungen geknüpft, wußten die Männer der Regierung, was sie durch ihre Handlungen erreichen wollten, während gegenwärtig die vollkommene Gedankenlosigkeit zu herrschen scheint, und es gerade dem Zufalle überlassen bleibt, die Richtung der österreichischen Verfassungspolitik zu bestimmen. Föderalisten und Dualisten preisen um die Wette das Septemberpatent, die Magha-

ren und ihre giftigsten Gegner, die Tschechen, finden in demselben gleichmäßig ihre Wünsche erfüllt. Eines besseren Beweises bedarf es nicht, um darzuthun, daß das Septemberpatent einen positiven Inhalt nicht besitze, und erinnert man sich vollends, daß es in der Absicht des Ministeriums liege, zuerst den ungarischen Reichstag und dann die übrigen Landtage der Reihe nach über die Verfassungsfrage zu hören, mehr als ein Duzend constituirender Versammlungen in den nächsten Monaten tagen zu lassen, dann muß man wohl am Verstande der Regierung oder — an der Existenzfähigkeit des Staates verzweifeln. Wer in der letzten Zeit Oesterreich bereiste, kam leicht zu dem Glauben, irgend ein Zauberstab habe die Geister der berücktigten Revolutionsjahre neu belebt. Wie im Jahre 1848 giebt es auch jetzt keinen so vermessenen Wunsch, dessen Erfüllung nicht verlangt wird, keine so kleine Nationalität, welche sich nicht als den wichtigsten Stützpunkt des Reiches fühlt. Wie damals, so eilen auch jetzt die Magyaren, die Noth des Staates zu nützen und für sich zu ernten, wie damals so überheben sich auch gegenwärtig die slawischen Stämme in ihrem Jubel, in ihren Ansprüchen, senken kleinmüthig die Deutschen ihre Köpfe und findet Palazky, der Tschechenvater, den rechten Zeitpunkt gekommen, in welchem er seine fixe österreicheische Staatsidee verkörpern kann. Ein Unterschied allein waltet zwischen sonst und jetzt. Die Regierung weicht im Jahre 1865 keiner revolutionären Gewalt, es werden ihr durch keinen unwiderstehlichen Völkersturm Beschlüsse aufgezwungen, sie folgt nicht willenlos einer allgemeinen politischen Strömung: aus eigenem Antriebe stellt sie die bestehenden Verhältnisse auf den Kopf und erklärt den Weg des blinden Experimentirens abermals für den Weg des Feiles.

Der ganze Vorgang erinnert in peinlichster Weise an den plötzlichen Ausbruch einer lange leimenden Krankheit. Scheinbar ohne äußere Veranlassung taucht eine schwere Krisis auf und wird eine förmliche Zerfetzung des staatlichen Organismus in seine Elemente vorbereitet. Wer kann glauben, daß leichtsinniger Uebermuth die Regierung dazu verleitet hat, die Revolution wieder an die Tagesordnung zu setzen, wer muß nicht vielmehr fürchten, daß die erkannte Unhaltbarkeit der herrschenden Zustände, wenn auch die Oberfläche glatt genug erschien, sie zu dem unerhörten Schritte drängte, die Leidenschaften zahlreicher Völkerschaften zu entfesseln und von diesen dann die Constituirung des Staates zu erwarten? Die Verfassungsfrage droht eine Existenzfrage zu werden. Es handelt sich nicht um den Ausbau und die weitere Entwicklung bereits vorhandener fester Grundmauern, nicht um die bloß quantitative Vermehrung der bürgerlichen Freiheiten. Nein, es soll links heißen, was bisher rechts genannt wurde, zum Rechte gestempelt werden, was als grobes Unrecht verpönt war; mit einem Worte, es gilt eine vollkommene Umkehr der Politik, eine Improvisation nicht allein eines neuen Staatsrechtes, sondern eines neuen politischen Organismus, überhaupt — das Oesterreich, welches auf dem Septemberpatente, sowie es von den einzelnen Parteien ausgelegt wird, fußen würde, hätte kaum noch einen Zug mit dem alten historischen Oesterreich gemeinsam. Wir glauben nun nicht, daß der Grad der Aehnlichkeit mit dem überlieferten österreicheischen Staatsbilde für das Gelingen des Verfassungswerkes entscheidend sei, wir glauben aber auf der anderen Seite auch nicht, daß sich die höchsten politischen Aufgaben auf dem Wege

der Improvisation durch die bloßen Leidenschaften lösen lassen. Uns interessiert daher auch weniger der Ausgang der „neuesten Aera,“ welche vielleicht gar bald wie ihre Vorgänger der historischen Betrachtung anheimfallen dürfte, als die Genesis der jüngsten Verfassungskrisis und die Kenntniß der Parteien, welche dieselbe bewirkt haben.

Hr. von Schmerling, der gestürzte Staatsminister, ist bekanntlich niemals ein Liebling des Hofes gewesen, noch erfreute er sich eines größeren Ansehens in den aristokratischen Kreisen Oesterreichs. Bei dem Hofe galt er, was freilich sonderbar klingen wird, als ein verstockter Liberaler. Man vergaß hier nicht, daß er seiner Zeit den Schwurgerichten das Wort gesprochen und für die gewaltthätige Reaction der Schwarzenberg-Bach'schen Periode vorzutreten sich beharrlich geweigert hatte. Die Fürsten und Grafen aber, welche in der österreichischen Politik stets eine gewichtige Rolle spielen, sahen in ihm nur den Beamten und Bureaukraten, der wie alle seine Standesgenossen an dem Sturze der feudalen Privilegien, an der Hebung der verhassten Kanzleihegemonie arbeitete. Die Macht der öffentlichen Meinung hat Schmerling in das Ministerium gebracht, die durch Soluchowski's Misregiment ergriminten gebildeten Klassen Schmerling's Eintritt in das Cabinet erzwungen. Weil ähnliche Zeiten, wie jene Soluchowski's wiederkehren können, so ist es vielleicht ersprießlich, an das Auftreten des sarmatischen Grafen zu erinnern, wie er mit seiner Verachtung jeglicher Cultur prunkte und der Sitte geradezu in das Gesicht schlug, wie er, mit der Publication der Landesverfassungen beauftragt, in naiver Bequemlichkeit aus der Bach'schen Rumpfkammer alte Statute hervorzog, ohne eine Ahnung ihrer Unbrauchbarkeit, wie er endlich zur Beschwichtigung des Sturmes, der sich allseitig gegen ihn erhob, auf einen Druckfehler alle Schuld schob, den Sezer der Wiener Zeitung dafür verantwortlich machen wollte, daß die Statute nur von „berathenden“ und nicht von „mitwirkenden“ Landtagen sprachen. Auf den Namen eines gebildeten Mannes sollte doch auch ein österreichischer Staatsminister den Anspruch erheben können.

Da traf es sich gut, daß Schmerling vom Schillerfeste her als ein Verehrer geistiger Interessen und Freund seiner Bildung bekannt war. Noch besser traf es sich aber, daß die Art und Weise, wie das Octoberdiplom bei den Magyaren und slawischen Stämmen aufgefaßt wurde, für die Einheit der Monarchie fürchten ließ und die Centralisationsideen am Hofe wieder zu Ehren kamen, daß gleichzeitig die sogenannte neue Aera in Preußen die Eifersucht Oesterreichs weckte und diesem die Erinnerung an seine „deutsche Mission“ auffrischte. Schmerling, der Reichsminister, gilt in Oesterreich als deutscher Staatsmann, wie er denn in der That der großdeutschen Anschauung anhängt, er ist ferner einer der angesehensten Vertreter der Wiener Schule, welche im französischen Verwaltungssystem das vollendete Ideal erblickt, die Eigenthümlichkeit Oesterreichs nicht zum Ausgangspunkte für eine positive politische Richtung nimmt, sondern nur beklagt und als ein leidiges Hinderniß der staatlichen Wohlfahrt auffaßt. Die Schmerling, Pratoberera, Somaruga, Ricci und wie sie sonst heißen mögen, fanden an Bach nur die gewaltsamen reactionären Formen anstößig, den Kern seines politischen Systems billigten sie, die Nothwendigkeit einer Theilung der



Gewalten zwischen Wien und den Provinzen erkannten sie so wenig an als die Bach'sche Tafelrunde. Ueber die Verwerflichkeit des starren Centralisationsystems in Oesterreich kann man das schärfste Urtheil fällen, ohne deshalb Schmerling's und seiner Partei Berechtigung zu momentaner Herrschaft zu bezweifeln.

So lange die Gegner der Centralisation auch gegen die Machtstellung des Staates überhaupt und gegen die Cultur ankämpfen, daß es neben dem Könige von Ungarn und Böhmen auch einen Kaiser von Oesterreich gebe, bestreiten, wird auch die entgegengesetzte Anschauung eine beträchtliche Stärke bewahren. Es giebt in Oesterreich keine Partei der rein-politischen Decentralisation und weil dieselbe nicht existirt, vorläufig nicht existiren kann, muß dem einseitigen Dualismus und dem nationalen Föderalismus gegenüber das System der Centralisation das Feld behaupten. Jedenfalls war Schmerling's Stellung 1861 beispiellos günstig, die ungarischen Comitats zeigte nicht übel Lust, den Kaiser Franz Joseph abzusetzen, indem sie die Abdankung Kaiser Ferdinand's ignorirten, dies unbedingte Festhalten der Magyaren am 1848er Programm hatte zur Folge, daß die in ihrer Selbständigkeit bedrohten Siebenbürger sich hilfesuchend nach Wien wendeten, die rohen Ausbrüche der culturfeindlichen Czechen machten auch solche Männer Schmerling zugeneigt, welche bisher der Centralisation feindlich gesinnt waren. Er wurde von den Einen als Retter der Staatsmacht und der monarchischen Einheit, von den Anderen als Erlöser vom Druke einer fremden Nationalität, von den Dritten als Bürge, daß die Interessen der Bildung fortan Schutz finden werden, begrüßt. Das allgemeine Wohlwollen begleitete den Staatsminister auch nach dem Erscheinen des Februarpatentes. Um die Rechtscontinuität zu wahren, die man übrigens Ungarn gegenüber keineswegs für wesentlich hielt, wurde dasselbe als die einfache Folgerung des Octoberdiploms ausgegeben. Auch das blödeste Auge entdeckte den schroffen Gegensatz zwischen den beiden kaiserlichen Manifesten. Das Octoberdiplom war wesentlich ein Zugeständniß an Ungarn und stellte eine Föderativverfassung in Aussicht, das Februarpatent war vorzugweise eine Waffe gegen Ungarn und brachte das Centralisationsystem wieder zu Ehren. Aber willig wurde ein Auge zugebrückt und über den Widerspruch hinweggegangen. Schmerling übte ja einen frommen Betrug und um des frommen Zwecks willen verzieh man das trügerische Mittel. Auch den anderen Umstand hoben selbst entschiedene Demokraten nicht hervor, daß die neue österreichische Constitution nur eine Interessenvertretung kannte, der aristokratische Grundbesitz einseitig begünstigt war, und die Wahlordnungen für die Landtage eine künstliche Composition zeigten, wie sie die französischen Staatsmänner der Restaurationszeit nicht besser hätten ersinnen können. Die stillschweigende Voraussetzung dieses wohlwollenden Urtheils war aber, daß Schmerling sich die Reform der Einzelgesetze werde angelegen sein lassen, daß er für die Gründung einer österreichischen Partei in Ungarn gesorgt habe und endlich daß der von dem Februarpatente geschaffene Wiener Reichstag sich allseitige Achtung erwerben und als ein lebensfähiges, kräftiges Institut sich offenbaren werde. Alle diese Voraussetzungen gingen nicht in Erfüllung.

Schmerling's Verständniß seiner Aufgabe, seine Arbeitskraft blieben selbst hinter den mäßigsten Ansprüchen weit zurück. Vom Staatsministerium trennte

er das sogenannte Verwaltungsministerium ab, nur die allgemeine Leitung der Administration behielt er sich vor, die Detailausführung übergab er dem Verwaltungsminister, dem gelehrigsten Schüler Bach's, einem Manne ohne Charakter und ohne politische Talente, dem Ritter Lasser. Kein Wunder, daß die öffentliche Meinung alsbald das Ministerium Schmerling mit dem Bach'schen Cabinet gleichbedeutend nahm, keinen wesentlichen Unterschied zwischen denselben bemerken wollte, geringschätzig von dem constitutionellen Trüdelwerke sprach, welches den alten absolutistischen Kern schlecht verdeckte. Einen noch größeren Fehler beging Schmerling durch die Duldung des Staatsrathes, dieses in jeder Beziehung unverantwortlichen Concurrenten des Ministeriums. Schmerling war nur wenige Monate im Amte und bereits durfte man mit Fug und Recht von einem Cabinette Schmerling-Lichtenfels reden. Der Präsident des Staatsrathes, im Dienste des Centralisationsystems ergraut, Thaddäus von Lichtenfels, besaß auf die Leitung der Geschäfte mindestens den gleichen Einfluß wie der Staatsminister, nur daß letzterer mit seinem Namen und seiner Ehre auch die Schritte des Concurrenten bedenken mußte, während Lichtenfels selbst sich hütete, mit dem Staatsminister die Verantwortlichkeit zu theilen. Es ist wahrscheinlich, daß Schmerling's Macht sich unzureichend erwies, die Institution des Staatsrathes zu reformiren. Um so mehr hätte sich der Staatsminister zu einer energischen Thätigkeit angepornt fühlen müssen. Aber auch die treuesten Freunde geriethen über seine unverbesserliche Arbeitscheu in Verzweiflung. Nicht bloß Ungarn gegenüber hielt er an dem Grundsatz: Wir können warten, fest; die ganze Gesetzgebung, die so sehr der Vesserung bedürftige Administration ließ er im leidigen Wartezustand. Nachdem die nöthigen Repressivmaßregeln angeordnet waren, um die lästigen Gegner der Centralisation zum Schweigen zu bringen, mochten alle anderen Verwaltungsgegenstände auf ihre Erledigung ruhig harren. Sie können warten, war der Ausspruch des trägen Staatsministers, welcher, wie es scheint, seinen Frankfurter Aufenthalt dazu benützt hatte, dem deutschen Bundestage die charakteristische Eigenschaft, die Sitzungsperioden als Ferienunterbrechungen zu betrachten, abzulernen. Eine energische Reform der Einzelgesetzgebung hätte so Manchen mit der Februarverfassung ausgesöhnt, eine freiere Auffassung des Staatslebens in die egoistischen nationalen Parteien den Bruch hineingetragen. Schmerling's Unthätigkeit lähmte die Liberalen, stärkte die Verehrer der politisch-historischen Individualitäten.

Man darf übrigens Schmerling nicht zum Sündenbock stempeln und ihm ausschließlich die Schuld an den zahllosen Fehlgriffen der letzten fünf Jahre aufbürden. Einen guten Theil derselben tragen seine impotenten Ministerkollegen, insbesondere Hein und Plener, mit einer schweren Sündenlast hat sich ferner der Wiener Reichstag beladen. Stumpfheit und Beschränktheit herrschte im Herrenhause, Frivolität und Selbstsucht machten sich im Unterhause breit. Wir hegten von der österreichischen Aristokratie eine bessere Meinung, hielten sie für politisch befähigter, als sie sich leider in den Herrenhausdebatten offenbarte. Es mochte hingehen, daß das Herrenhaus gegen die läbelrasselnden Reden des Grafen Lam-Callas nichts einzuwenden hatte, es war begreiflich, daß Graf A. Auersperg keinen Einfluß auf die erlauchte Versammlung gewann. Der Dichter-

ruhm des Anastasius Grün gehört der bürgerlichen Welt an, seine Bildung und Weltanschauung widersprach in den wichtigsten Dingen dem Adelsbewußtsein. Wie schlecht reimte es sich aber mit dem sprichwörtlich gewordenen aristokratischen Stolze und der feinen Empfindung für Ehre, daß ein Graf Leo Thun als der Vertreter sittlicher Interessen auftreten, als Mann der strengsten Grundsätze eine Rolle spielen konnte, derselbe Graf Leo Thun, welcher doch zehn Jahre lang zu keinem anderen politischen Grundsätze sich bekannte, als zu der Bequemlichkeitsregel: Ich bleibe so lange Minister, so lange ich nicht zum Verlassen des Amtes gezwungen werde. In einem einzigen Punkte durfte sich der Cultusminister im Bach'schen Cabinette der Consequenz rühmen, in seiner Anhänglichkeit an das Concordat; sonst stand jede seiner Reden im Herrenhause zu seiner früheren Amtsthätigkeit in schroffem Widerspruche. Wie schlimm war es ferner mit der Unabhängigkeit der österreichischen Aristokratie bestellt, daß das Herrenhaus in gar vielen Fällen anders stimmte, als seine Ueberzeugung lautete, daß seine Mitglieder Schmerling hielten, das Cabinet geringschätzig behandelten und doch es die längste Zeit stützten, weil — Opposition gegen die Regierung für unschicklich galt. Das Herrenhaus hatte nur eine einzige Entschuldigung: das Haus der Abgeordneten entsprach noch ungleich schlechter den von ihm gehegten Erwartungen.

Wer namentlich während der beiden ersten Sesssionen das Abgeordnetenhaus beobachtete, mußte wohl glauben, der Reichstag sei nur dazu da, einer gewissen Summe von Provinzbewohnern den Genuß ungewohnter Residenzfreuden zu verschaffen. Mit dem Vorsatze, sich zahlreiche gute Tage zu bereiten, sich „einen Jux zu machen“ reisten gar viele Abgeordnete nach Wien, sie haben keinen Versatz so treu erfüllt wie diesen. Noch ist uns der Ingrimm eines angesehenen liberalen Staatsmannes erinnerlich, welchen politische Geschäfte nach Wien, natürliches Interesse vor das Schottenthor führten und welchem parlamentarische Freunde als die anziehendste Figur des Reichstages die — Dame zu zeigen sich beeilten, welche dem stets wohlbesetzten Büffet präsidirte. Die Reichstagsklara — so hieß diese Dame —, dann der „Ordnner des Hauses“ Brosche, welcher so vortrefflich politische Dinners zu arrangiren verstand, und endlich Steffens, dessen Stentorstimme alltäglich nach dem Schlusse der Sitzung rief, damit ja nicht die dem Lebensgenuß gewidmete Zeit verkürzt werde, waren die populärsten Persönlichkeiten des Reichstages. Später besserten sich allerdings diese Zustände, man mußte nicht nothwendig den Handwurst spielen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es kam ein größerer Ernst, zuletzt sogar eine herke Bitterkeit in den Ton der Verhandlungen, die Abgeordneten hörten auf, sich als die bloße Abstimmungsmaschine in Schmerling's Händen zu betrachten. Es war aber zu spät, um den Reichstag in den Augen des Hofes und der Provinzen zu rehabilitiren. Persönliche Momente und sachliche Gründe trugen zur Ehrmacht des Reichstages bei. Niemand leugnete den Scharfsinn des Abgeordneten Herbst, Jedermann laufchte gern dem Redestrome Giskra's, erkannte den Eifer und die Begabung Mühlfeld's, Schindler's, Steni's und anderer Notabilitäten des Reichstages an. Wer aber nicht ausschließlich aus den Wiener Zeitungen seine Kunde schöpfte, erfuhr auch bald, daß die glänzendsten Reden keinen Ein-

brud machten, selbst die eifrigste Thätigkeit der genannten Männer ohne Einfluß blieb. Ihm wurden auch die Gründe dieses auffallenden Umstandes bekannt. In den Volkskreisen besaß man kein Vertrauen zu der Opferwilligkeit der parlamentarischen Führer, hatte für ihr parlamentarisches Wirken — vielleicht mit Unrecht — private Motive in Bereitschaft, bezweifelte ihre politische Integrität. In den höchsten und Regierungskreisen hielt man sich an jene Thatsachen, welche den Liberalismus der Abgeordneten entweder als den Ausfluß rabulistischer Gesinnung oder als das Resultat selbstfüchtigen Ehrgeizes erscheinen ließen. Es kostete hier geringe Mühe, das Ansehen des Reichstages zu untergraben und damit gleichzeitig den Werth der Februarverfassung herabzusetzen. Die Abgeordneten haben durch ihr Lärmen und Pochen nichts an den Missethänden des Staates gebessert, keine einzige der Voraussetzungen erfüllt, welche an die Einberufung des Reichstages sich knüpften. „Sind etwa die Finanzen besser geregelt, ist das wirthschaftliche Leben höher entwicelt, die Steuerkraft vermehrt, die Verstimmung und der Troß der größten Provinzen beseitigt?“ Weil während der Dauer der Februarverfassung die materielle und die politische Lage Oesterreichs zum Schlimmen sich wendete, so trug jene, nach der in entscheidenden Kreisen beliebten Anschauung, die Schuld daran, und weil Schmerling als Vater der Februarverfassung galt, so mußte er auch die bösen Folgen derselben auf sich nehmen. Die liberalen Abgeordneten, die Februarverfassung, Schmerling wurden nacheinander nun als Schwierigkeiten aufgestellt, sie zu entfernen und unschädlich zu machen dem Regenten als seine Pflicht dargelegt. Gewiß lag diesen Behauptungen und Schlüssen manches Sophisma zu Grunde. Leugnen läßt sich jedoch nicht, daß in einem Punkt der Minister und der Reichstag ihren Segnern das Spiel erleichterten.

Dieser Punkt betraf die ungarische Frage. Nach der Auflösung des ungarischen Reichstages 1861, nach der schimpflichen Niederlage der ungarischen altkonservativen Partei, deren Führer sich bei Hofe stark gemacht hatten, die ungarischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und welche nun bekennen mußten, daß sie im Lande keinen nennenswerthen Anhang besitzen, war es das Recht und die Pflicht der deutschen Staatsmänner, die Sache in ihre Hand zu nehmen. Daß sie dabei auf große Schwierigkeiten stoßen würden, war voraussehen. Durch Nichtsthun, durch den klassischen Ausdruck: Wir können warten, wurden aber dieselben nicht verringert, jedenfalls war, wenn die ungarische Frage überhaupt zu den lösbaren gehört, der Zeitpunkt im Jahre 1861 zum Versuche am meisten geeignet. Der Magyaren hatte sich nach dem negativen Ausgange des Reichstages eine große Muthlosigkeit bemächtigt, die Parteien warfen sich gegenseitig die Schuld an dem schlechten Erfolge vor und zeigten nicht übel Lust, sich unter einander zu verfeinden, in Wien aber herrschte noch eine roßige Stimmung, hielt Jedermann die Februarverfassung für vortrefflich und war überzeugt, daß der Stern Oesterreichs in neuem Steigen begriffen sei. Mittelbar und unmittelbar mußte die ungarische Frage in Angriff genommen werden. Es galt, die öffentliche Meinung über die ungarischen Verhältnisse aufzuklären und wie wenig der moderne Liberalismus Ursache habe, sich über den Sieg der ungarischen Sache zu freuen, nachzuweisen. Das hätte damals geringe Mühe ge-

loftet. Noch war das rohe tumultuarische Treiben der Comitate, welches die aufgellärten Magyaren schon vor einem Menschenalter verdammt hatten, in frischer Erinnerung, noch waren die Spuren des wilden Fanatismus, mit welchem die Ungarn Alles, was in den Jahren 1849 bis 1859 geschaffen worden war, Gutes und Schlechtes, falsche politische Institutionen und nützliche wirtschaftliche Einrichtungen, zerstörten, nicht verwischt. Die Anekdote von jenem Stuhlrichter, welcher 1860 einen zehnjährigen Duben als einen Neugebornen einschrieb, weil die zehn Jahre unter dem ungesetzlichen Regiment nicht gezählt werden dürften, war wohl nur erfunden, charakterisirte aber vortrefflich die im Lande herrschende Stimmung. Die Magyaren betrugten sich wie die Bourbons nach ihrer Rückkehr und strichen in aller Gemüthlichkeit eine ganze Periode aus der Geschichte, sie fanden die öde Pusta schöner als die fruchtbarsten Baumpflanzungen, und hieben schonungslos die letzteren nieder, wenn sie aus der Reactionsperiode ihren Ursprung datirten. Die Wiener Regierung mußte ferner der Reichsvertretung eine wirkliche Macht gönnen, und daß dieselbe große Rechte besitze, willig erkennen. Dann hob sich der Stolz der repräsentirten, dann regte sich der Neid und die Sehnsucht der nichtvertretenen Völker. Das Zugeständniß der Ministerverantwortlichkeit, die Revision des Concordates, der rasche Angriff der Gemeindereform hätten in dieser Hinsicht ersprießliche Dienste geleistet. In vertraulichen Kreisen gaben die ungarischen Wortführer unverhohlen ihrer Furcht Ausdruck, im Wiener Reichstage könnten die liberalen Ideen der Gegenwart zur gereifteren Herrschaft gelangen und von diesem Punkte aus die spröden Provinzen allmählich erobert werden. Sie mußten bekennen, daß auch in Ungarn ein Bürgerstand existirt, den politischen Interessen zugänglicher als dem nationalen Enthusiasmus, und daß nur die Geringsachtung desselben, die unbegreifliche Käffigkeit der Regierung, ihn an sich zu ziehen und zu gewinnen, den alten Parteien in Ungarn Macht verleihet. Hier war es, wo ein ganz unmittelbares Eingreifen in die ungarischen Verhältnisse hätte versucht werden müssen. Das Ministerium mußte um jeden Preis die geschlossene Stellung der ungarischen Opposition durchbrechen, sei es, daß es ihr die Ansprüche der anderen Volkstämme entgegensezte und durch die Drohung politischer Gleichberechtigung aller Nationalitäten sie einschüchterte, sei es, daß das Ministerium zwischen Adel und Bürgertum Zwiespalt säete und durch Begünstigung des letzteren das aristokratische Element in Ungarn schwächte. Uebermäßige sittliche Hartheit gehöre ja sonst nicht zu den Gewohnheiten des Schmerling'schen Cabinets und hätte nur der Erfolg die machiavellistische Politik gekrönt, so wäre schließlich alle Welt im Preise der ersteren einig gewesen. Unter den Wiener Staatsmännern gab es aber keine Schüler Machiavell's. Kein positiver Schritt, um in Ungarn eine Wandlung der Verhältnisse herbeizuführen, geschah, und wenn scheinbar ein solcher gewagt wurde, so kam er so spät, wurde so ungeschickt ausgeführt, daß er nur zum Verderben der Regierung ausschlug. Im ungarischen Hauptlande begnügte sich das Ministerium, die alte verrufene Militärregierung wieder einzuführen. Es glaubte die Gemüther zu gewinnen, wenn es an die Stelle der ordentlichen Richter die überall gefürchteren Auditeure setzte, das bürgerliche Gesetz den kriegsrechtlichen Satzungen weichen ließ; es wählte, die D:

position besetzt zu haben, wenn es ihren Austrud verhinderte und das Volk zu gewaltsamem Schweigen verdammt. Die spezifisch ungarische Rechtsunsicherheit blieb aufrecht, die seit Menschengebenten beklagten Fesseln des Handels und der gewerblichen Thätigkeit wurden nicht gelöst. Neue Freunde gewann die Regierung nicht, dagegen stärkte sie durch ihr thörichtes Gebahren die alten Gegner.

Von den ungarischen Nebenkündern war es nur Siebenbürgen, welches sich einer besonderen Berücksichtigung erfreute und von dem Wiener Ministerium als Operationsbasis zur Durchführung seiner centralistischen Politik benützt wurde. Hier lagen aber auch die Verhältnisse so bequem, daß selbst die Thatsachen Schmerling's sich überwunden erklären mußte. Die Magyaren bildeten die notorische Minderheit der Bevölkerung, die Majorität war nicht allein ungarnefeindlich gestimmt, sondern schwärmte für den engsten Anschluß an Wien. Die nationalen Interessen der Sachsen waren dauernd, jene der Rumänen vorläufig durch eine centralistische Politik gefördert, denn die Beschickung des Wiener Reichstages bedeutete für die Einen und die Anderen den Bruch der Union mit Ungarn und darauf kam es ihnen zunächst an. Indem die Regierung sich auf die Sachsen und Rumänen stützte, diente sie nicht allein der eigenen Sache, sondern gewann auch auf wohlfeile Weise den Ruhm eines liberalen Regiments. Sie konnte aber freilich dem Vorwurfe nicht entgehen, daß sie liberalen Grundsätzen nur dann huldige, wenn dieselben sich als unschädlich erweisen, niemals zur Waffe gegen die Regierung verwendet werden können. Die Provinzen diesseits der Leitha mußten sich an einer Interessenvertretung genügen lassen, Siebenbürgen erhielt ein demokratisches Wahlgesetz, welches nahezu jedem erwachsenen Walachen politische Rechte gewährte, so daß die Zahl der siebenbürgischen Wähler jene in den deutsch-slawischen Erbkündern überragte. Das Ministerium setzte eine förmliche Prämie auf die politische Rohheit und Unwissenheit. Es erklärte die Deutschen, wie die Bevölkerung der handelsthätigen und industriereichen Provinzen für unreifer, als die Bewohner Siebenbürgens, welche die materielle Noth schon dem öffentlichen Leben entfremdet und deren moralische Abhängigkeit von Popen und Bischöfen allgemein bekannt war. Der Lohn des Ministeriums blieb nicht aus. Der Hermannstädter Landtag 1863 votirte den Anschluß an das centralisirte Oesterreich und wählte Abgeordnete zum Wiener Reichstage. Aber dieser Lohn wurde nicht in klingender Münze, sondern in diskreditirten Papieren ausbezahlt. Der Wiener Reichstag begrüßte den Zutritt der siebenbürgischen Deputirten keineswegs mit lautem Jubel. Sie halfen zwar den Schein des „weiteren Reichstages“ noch länger aufrecht zu halten, sie legten jedoch auch dafür unfreiwillige Zeugenschaft ab, daß Schmerling mit dem Repräsentativsysteme rein diplomatisch verfahren, es drehe und wende, je nachdem er es gebrauchen kann, sie entgingen dem Schicksale nicht, daß sie, obgleich aus dem liberalsten Wahlgesetze hervorgegangen, das Werkzeug der Fraktion abgaben, als willenslose Geschöpfe des Ministeriums angesehen wurden. Sie kamen aber endlich viel zu spät, traten zu einer Zeit in den Reichstag ein, wo bereits die Gegner desselben und der Februarverfassung überhaupt zu einem erfolgreichen Angriffe sich rüsteten und das Ohr des Hofes gewonnen hatten.

Diese Gegner waren die ungarischen Altconservativen, Männer ohne An-

hang im Volke, Feldherren ohne eine Armee, viel zu vornehm, um als Parteiführer in einem Lande auftreten zu können, wo Glacéhandschuhe nicht im Gebrauche sind, viel zu parteiisch und von einseitigen Anschauungen beherrscht, um den Namen von Staatsmännern zu verdienen. Jedesmal, sobald ihre Rolle zu Ende ist — und sie wird 1865 ebenso rasch schließen wie 1861 — findet man es schwer begreiflich, wie sie überhaupt nur so große Bedeutung erringen konnten, und dennoch stehen sie bei dem Beginn einer jeden politischen Bewegung in erster Reihe und übernehmen zunächst die Zügel der Herrschaft. Das geht so zu: Die ungarischen Altconservativen sind die einzige geschlossene aristokratische Partei, welche in Oesterreich besteht. Der polnische Adel hat keine österreichische Heimath, kämpft offen oder verborgen für die revolutionäre Sache, der deutsche und böhmische Adel ist mit einigen wenigen ehrenwerthen Ausnahmen eine bloße Coterie. Aus seinem Kreise lassen sich schmutzige Kavallerielieutenants rekrutiren, nicht Ministerialbureaus bewältigen. Derselbe ist auch viel zu sehr in sich geklüftet, als daß er eine einheitliche Macht entwickeln und dadurch Einfluß gewinnen könnte. Vom Fürsten Carlos Auersperg, welchen Schmerling zum „ersten Cavalier Oesterreichs“ stempelte, bis zu dem Grafen Clam-Martiniß, welcher sich den Staat nur als eine Summe von Gutsgebieten denkt und keinem anderen Stande als jenem der adeligen Gutsbesitzer politische Bedeutung gönnt, ist ein weiter Weg, zwischen den Extremen des reinen Militäradels und der feudalen Barone keine Vermittelung. Politische Grundsätze und politische Bildung besitzen allein die ungarischen Altconservativen, welche daher auch allein im Stande sind, ihre Beziehungen zum Hofe fruchtbar auszunutzen. Man darf nicht vergessen, daß der einzige Rest von Romantik, welcher an einem Hofe noch angetroffen wird, die Freude am Krönungszeremoniell, stets zu ihren Gunsten spricht. Wenn sie sich über das Wiener Ministerium beklagen, so spielt in der Klage eine Hauptrolle die Gleichgiltigkeit des ersteren gegen die Krone des heiligen Stephan, welche sie, die Altconservativen, nicht schnell genug den Monarchen auf den Kopf drücken können. Wenn sie für die ungarischen Interessen agitiren, so vergessen sie nicht, im Hintergrunde das lebende Bild des Krönungszuges in Preßburg zu entrollen. Nach ihren Schilderungen ist die ungarische Nation ein Volk heurlaubter Husaren, welches den Augenblick nicht erwarten kann, sich bewaffnet um seinen gekrönten König zu schaaren, welches von Loyalität gegen die Person des Fürsten überströmt, wenn es auch seinen Ministern hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Und da diese Minister bürgerlich sind, oder wenn sie wie Schmerling dem Adel angehören, die Standschaft nur dem Theilbesitze des sonderbarer Weise mit Rittergutsprivilegien ausgestatteten Wirthshauses zum goldenen Lamme in der Leopoldstadt verdanken, so wird diese Opposition nicht unbedingt verdammt. Würden die Centralisten noch vom Fürsten Felix Schwarzenberg geführt, wie im Anfange der funfziger Jahre, so könnten sie den Kampf mit den hochadelichen Altconservativen mit Erfolg aufnehmen, seitdem aber das Centralisationsystem vorzugsweise nur in den bürgerlichen und Beamtenkreisen Wurzeln gefaßt hatte, durfte es sich nicht mehr rühmen, das Ohr des Hofes zu besitzen. Kam nun vollends hinzu, daß das Ministerium Schmerling keine greifbaren Erfolge aufzuweisen hatte, daß während seiner Dauer

sich die Schwierigkeiten häuften, namentlich die finanziellen Nöthe sich steigerten, daß seine Schöpfung, der Reichstag, in steriler und dadurch doppelt mißliebiger Opposition beharrte, nur Kritik übte, keine schöpferische Begabung zeigte, in den Provinzen täglich an Ansehen verlor, so wurde es den Altconservativen ganz leicht, sich in Gunst zu setzen und die Waagschale am Hofe zu ihrem Vortheile zu lenken. Die näheren Vorgänge entziehen sich natürlich noch der öffentlichen Kenntniß. Daß der Muth und die Siegeszuversicht der Altconservativen allmählich wieder gestiegen war, bewiesen zwei Schriften, welche zu Anfang dieses Jahres publicirt wurden. Die eine: „Siebenbürgen und die östereichische Regierung in den letzten vier Jahren“ enthält eine überaus bittere, aber keineswegs ungerechte Kritik des Centralisationsystems, enthüllt die Regierungsumtriebe in Siebenbürgen und beweist die Heuchelei des Ministeriums, welches mit Standpunkten und Grundsätzen spielt und je nach Laune und Bedürfniß die verschiedenartigsten Flaggen aufhißt. Die andere Brochüre: „Drei Jahre Verfassungstreit“ ist noch wichtiger. Sie versucht eine vollständige Rechtfertigung der Altconservativen, vertheidigt ihr Auftreten seit 1848 und behauptet die ausschließliche Regierungsfähigkeit dieser Partei. Alles Unglück der fünfziger Jahre schreibt sich daher, daß man auf die Altconservativen nicht hörte, alles Unheil der sechziger Jahre rührt von der Mißachtung der altconservativen Rathschläge her. Hätten die Magyaren 1861 sich unter altconservativen Führern geordnet, so würden ihre wichtigsten Forderungen erfüllt worden sein; hätten nicht Schmerling und Lichtensels die conservativen Pläne durchkreuzt, so erfreute sich schon jetzt der Kaiserstaat der Segnungen des inneren Friedens: Es gäbe keinen Verfassungstreit mehr und auch kein Deficit, Handel und Wandel würden blühen, die Macht des Souveräns und die Freiheit der Völker beständen in ungetrübter Harmonie. Die Männer, welche sich in diesem idyllischen Gewande malen ließen, wußten gar wohl, daß sie der Welt eine große Glaubenskraft zumutheten, lachten insgeheim über die Tröpfe, welche zu jenem idealisirten Bilbe als einem wahrhaftigen Konterfei schwuren; sie wußten aber auch auf der andern Seite, daß sie nicht widerlegt wurden. Die Widerlegung konnte nur von den liberalen Magyaren kommen, die Impotenz der altconservativen Partei nur von Deak's Anhängern documentirt werden. Aber Schmerling hatte die liberale Partei durch Kriegsgerichte mundtödt gemacht, Deak's Anhänger hüteten sich, das unverhofft ihnen angebotene Bündniß zurückzuweisen. Als Mauerbrecher hatten die Altconservativen schon zu wiederholten Malen treffliche Dienste geleistet, warum sollte man sich jetzt derselben begeben, nicht den Conservativen die Freude gönnen, noch einmal pour le roi de Prusse zu arbeiten? Die Verichtigung der altconservativen Ansprüche blieb aus, ihre Fälschung der Geschichte wurde nicht nachgewiesen, die erwartete Wirkung der Schrift auf die vornehmsten und einflußreichsten Kreise in Wien traf ein. Wie viel Wahres an dem Gerücht ist, Schmerling habe die Ernennung Mailath's zum ungarischen Hofkanzler, oder was gleichbedeutend war, seinen Sturz — erst durch einen Sezer der Staatsbuchdruckerei erfahren, selbst Erzherzog Rainer, der Ministerpräsident, sei von den Thatfachen unvorbereitet überrascht worden, wissen wir nicht; gewiß ist, daß nur im engsten Hofkreise die politische Wandlung erörtert und beschlossen



wurde, daß nur einige wenige Militärs und ungarische Magnaten zu den Eingeweihten gehörten. Diese Genesis der neuesten Aera erklärte es auch, daß das Ministerium Mailath-Belcredi mit keinem scharfbegrenzten Programm vortrat. In dem Augenblicke, in welchem es ein politisches Programm formulirt, die Forderungen, welche den unzufriedenen Völkern gewährt werden mußten, angegeben hatte, wäre es auch mit dem böhsischen Sonnenschein vorbeigewesen. Gerade dem Umstande, daß die Altconservativen nur in allgemeinen Lebensarten sich ergingen, nur von der Sehnsucht der Ungarn, mit ihrem gekrönten Könige sich zu versöhnen, von der Nothwendigkeit, dem verachteten und doch so anspruchsvollen Reichstage ein Ende zu machen, sprachen, die Finanznoth in geschickter Weise mit dem parlamentarischen Regimente in Verbindung brachten, verdanken sie ihre Geltung bei Hofe.

Der Mangel an einem politischen Programm ist wohl beklagenswerth, aber mehr deshalb, weil er die Regierung der Initiative beraubt, in den herrschenden Wirren kein festes Ziel darbietet, die Bildung einer conservativen Partei verzögert, wenn nicht gar unmöglich macht, als weil dadurch etwa die Zukunft des Staates vollkommen verschleiert bleibt. Gott sei Dank vollziehen sich die Geschicke eines großen Gemeinwesens nicht nach dem Belieben einzelner Minister, sondern nach festen Gesetzen. Wir sind im Unklaren darüber, was das österreichische Ministerium will, wir wissen aber, was es kann, und was es muß. Wir wissen sogar noch mehr. Wir kennen nicht die Absichten des geschlossenen Cabinets, wir sind aber über die Wünsche der einzelnen Minister, welche keine *homines novi* sind, ziemlich genau unterrichtet und haben guten Grund zu dem Glauben, daß in diesen Wünschen der wesentlichste Theil des Ministerprogramms enthalten ist. Die ungarischen Cabinetsglieder, die Esterhazy und Mailath, haben sich den Grafen Belcredi als Staatsminister associirt. Darin liegt ihr Glaubensbekenntniß. Sie wollen mit der ultramontanen Partei, zu deren aufrichtigsten Anhängern Belcredi gehört, nicht brechen, sie wollen ferner die slawischen Stämme nicht schroff zurückstoßen — Belcredi gehört jener Abelsfraction an, welche in Böhmen und Mähren mit den Tschechen liebäugelt —; sie wollen endlich der Aristokratie auch in den Erbländern zu einem größeren Einflusse verhelfen, als ihnen die Februarverfassung gewährte. Mit richtigem Instinkt wurde das neue Cabinet das Grafenministerium vom Volke gekauft, obgleich unter Andern ein ganz neugebackener Adlicher, Herr von Komers, als Justizminister seinen Platz darin gefunden hatte. Die Revellirung der alten Grundherrenrechte, die Verschmelzung der vormaligen Gutsgebiete mit den Gemeinden hatte dem Ministerium Schmerling bittere Gegner unter den Adlichen gewekkt, diese Gegner zog Mailath als Bundesgenossen jetzt an sich heran, in ihrem Interesse eben so sehr wie in jenem der Magyaren soll die Verfassung geändert werden. Das Interesse der Abelsgruppe, in deren Namen Belcredi im Cabinet sitzt, wird durch bloße Zurücknahme einzelner Gesetze, welche die Centralisationsperiode geschaffen hatte, nicht befriedigt. Es wäre gut, wenn die früheren Dominikalbesitzungen aus dem Gemeindeverband wieder ausgeschieden würden; es wäre ersprießlich, wenn der Begriff der Autonomie die Selbstherrlichkeit der Großgrundbesitzer umfaßte; selbstverständlich müssen ferner die büreaukratischen

Einflüsse vom Lande fern gehalten werden, der Grundherr ist und bleibt der natürliche Verwalter in seinem Bezirke, wenn er auch nicht mehr den Richter repräsentiren darf. Das Alles gilt eben nur als Abschlagszahlung. Vollständige Befriedigung gewährt doch nur der Rückgang auf die Zustände vor dem Revolutionsjahre, weil derselbe noch möglich ist. Die Mitwirkung an der Regierung schließt bereits in den Landtagen, in diesen eben hat das aristokratische Element das ihm gebührende Gewicht. Daß solche Wünsche in den Adelskreisen existiren und von dem Staatsminister getheilt werden, ist eine Thatsache. Sie mögen dem Bürgerthum und den Liberalen missfallen, in Mailath's und der Altconservativen Augen haben sie den unbestrittenen Vorzug, daß sie den Dualismus fördern und die Wünsche der Ungarn verwirklichen helfen. Bis zum Jahre 1848 bestand der Dualismus in Oesterreich nicht bloß zur That, sondern auch zum Recht, bildete die Leitha in Wahrheit den Grenzfluß, welcher die beiden Hälften der Monarchie vollständig schieb. Werden nun in den deutsch-slawischen Erbländern die alten Zustände wieder hergestellt, so fällt dies wichtigste Hinderniß weg, auch die alte Unabhängigkeit Ungarns wieder in das alte Leben zurückzurufen. In diesem Punkte sind die Altconservativen mit dem Anhang Deal's und der sogenannten Resolutionspartei einig. Sie wollen nicht die 1848er Errungenschaften unbedingt festhalten, sie sträuben sich gegen die Einsetzung einer verantwortlichen Regierung in constitutionellem Sinne, weisen die Forderung eines ungarischen Ministeriums von sich; aber die Personalunion Ungarns mit Oesterreich, die Unabhängigkeit von einem Wiener Reichstage, die Integrität der ungarischen Krone betonen sie eben so nachdrücklich wie die Männer des Pesti-Naplo und des Hon. Gegen diese Forderungen anzukämpfen, hat die Adelsgruppe, welche die Beschlüsse der Regierung nur in Provinzialangelegenheiten an die Landtagsvota gebunden wissen will, kein Interesse. In den allgemeinen Reichsangelegenheiten denkt sie sich den Souverän absolut, mit dem absoluten Herrscher Oesterreichs können aber die Ungarn ihr Verhältniß leicht ordnen, dieser kann immerhin den Ungarn wesentliche Zugeständnisse machen, welche der constitutionelle Regent, vom Reichsparlament umgeben, ihnen nimmermehr gewähren kann.

Läge die Entscheidung ausschließlich bei Mailath, Belcredi und deren Freunden, so wäre der Verfassungstreit schon beigelegt. In den Ländern diesseits der Leitha treten die Landtage zusammen, in ihrer Wirksamkeit nicht so eng begrenzt, wie die alten Postulatenlandtage, durch Zulassung der bürgerlichen und bäuerlichen Elemente weniger anstößig, aber doch nur auf die Behandlung der Provinzialangelegenheiten angewiesen. In Ungarn wird die Wahlreform, welche 1848 bereits gesetzlich geregelt war, nicht umgestoßen, in der Bildung des Unterhauses das liberale Prinzip berücksichtigt, auch in der Administration und Justiz keine übertriebene Scheu vor Neuerungen und Besserungen geoffenbart. Das Alles führt zu einem Compromiß mit der liberalen Partei, welche für diese Zugeständnisse ihrerseits auf ein verantwortliches Ministerium verzichtet. Der größte Stein des Anstoßes aber, so lange von der parlamentarischen Regierungsform nicht abgesehen wird, zerbröckelt sich, die „gemeinsamen Angelegenheiten“, über deren Umfang und Behandlungsweise jetzt so viel gestritten wird, bleiben dem

Monarchen zur Entscheidung vorbehalten, der höchstens an die Zustimmung eines Staatsrathes, etwa zu gleichen Theilen aus Delegirten der Landtage und des ungarischen Reichstags zusammengesetzt, gebunden wäre. Zum Unglücke für Mailath und Belcredi muß man bei der Lösung der Verfassungsfrage auch mit den Volksparteien rechnen. Das Wünschen und Begehren steht bei den Adelskategorien, das Können bestimmen aber die Völkerschaften, jenachdem sie mit ihrer Theilnahme sich den aristokratischen Bestrebungen zuwenden oder dieselben verdammen. Das ist vielleicht der Hauptgewinn der schweren Leiden, welche Oesterreich seit 1848 erduldet hat, daß man gelernt hat, die öffentliche Meinung zu beachten und auf die Mitwirkung auch weiterer Volkstheile Gewicht zu legen. Im Namen seines Standes tritt auch der hochmüthigste Cavalier nicht auf die Bühne, nationale Interessen behauptet er zu vertreten, das ist aber in Oesterreich mit politischen Parteien gleichbedeutend. Mustern wir nun die einzelnen nationalen Parteien und prüfen wir ihr Verhältniß zur gegenwärtigen Regierung.

In einem deutschen Blatte, deutschen Lesern gegenüber entschläpft nur schwer das Wort der Feder, daß bei dem Verfassungsstreite keine Nationalität so gering in der Waagschale wiegt, als die deutsche. Darüber kann man sich beruhigen: das deutsche Culturelement wird in Oesterreich nicht begraben werden, die deutsche Sprache wird stets das wichtigste Medium der Verständigung zwischen den zahlreichen kleinen Nationalitäten bilden, die Wissenschaft und die Kunst, die Industrie und der Handel, der Reichthum und die Betriebsamkeit auch fernerhin in deutschen Händen bleiben, aber der politischen Bedeutung des Deutschthums in Oesterreich droht eine große Gefahr. Zum Theil nicht durch eigene Schuld. Was in vielen Beziehungen die Stärke des deutschen Elements ausmacht, ist in Hinsicht auf die Verfassungsfrage seine Schwäche. Als kompakte Masse, alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig durchziehend, tritt das deutsche Element nur in den kleineren Provinzen auf. In den größeren Kronländern bildet es eigentlich nur die oberen Schichten, vertritt es vorzugsweise nur das gewerbliche Bürgerthum. Diese allgemeine Verbreitung giebt ihm den legitimen Anspruch, zwischen den einzelnen Stimmen zu vermitteln und in allen gemeinsamen Angelegenheiten als das herrschende Organ zu gelten. Slawen und Magyaren müßen sich noch so sehr dagegen sträuben und die Entbehrlichkeit der deutschen Bildungsformen noch so hartnäckig behaupten, sie werden sich dennoch nimmermehr den deutschen Einflüssen entziehen, niemals vom Gebrauch der deutschen Sprache absehen können. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie an die Stelle der letzteren keine andere setzen können, kein österreichisches Idiom eine auch nur entfernte Verbreitungssphäre besitzt, das nächstbenachbarte große Culturvolk das deutsche ist und bleibt. Wenn czechische Fanatiker ihre Kinder nur czechisch und französisch lernen lassen oder denselben eine deutsche Sprachstunde als Strafe diktiren, so muß man die armen Kinder bedauern, die Eltern einfach verlachen. Die weite Verbreitung des Deutschthums verhindert aber auf der anderen Seite auch das Verwachsen zu einer geschlossenen politischen Partei. Zwischen den Wienern und den Tiroler Deutschen giebt es kaum einen Punkt der Anziehung. Man wird der Wahrheit viel näher kommen, wenn man annimmt, daß die politischen Ideale der überwiegend liberalen Wiener Bevölkerung von den Tirolern grundfänglich verdammt

werden. Wenn auch nicht ein scharfer Gegensatz, so herrscht doch große Ungleichgültigkeit zwischen den Deutsch-Oesterreichern und den Deutsch-Böhmen, welche letztere ihren natürlichen Vorort in Prag erblicken, hier aber durch die deutschen Advokaten, Aerzte, Industriellen nothwendig in das conservative Lager getrieben werden. Vollends verschieden in ihren Interessen sind die Deutschen in Ungarn und in Galizien. Zu gering an Zahl, um ein selbständiges politisches Leben zu führen, gehorchen sie dem Selbsterhaltungstrieb, indem sie entweder jeder bestehenden Regierung huldigen, oder jeder politischen Thätigkeit unbedingt entsagen.

Die Schwierigkeit ihrer Lage vermehren aber noch die Deutschen in Oesterreich durch ihre unklaren, widerspruchsvollen politischen Anschauungen. In der Regel fordern sie mit demselben Athemzuge ein Großoesterreich, welches seinen ausschließlichen Mittelpunkt in Wien findet und ein Großdeutschland, in welchem sie ebenfalls wenn nicht der Stadt Wien, doch dem österreichischen Herrscher und der Wiener Regierung eine dominirende Stellung zuweisen. Sie sind scharfe Centralisten in der eigenen Heimath, wo doch die natürlichen Verhältnisse dem Centralisationsysteme schwere Hindernisse in den Weg legen und huldigen dem Föderalismus in einem Lande, wo der Trieb nach Einigung nur durch künstliche Mittel abgeschwächt wird. Beide Standpunkte haben ihre Berechtigung, aber wohlgemerkt, wenn sie jede für sich auftreten; mit einander verknüpft, heben sie sich gegenseitig auf und rauben den Männern, welche sie zusammen auf ihre Fahne schreiben, den Anspruch als eine ernste politische Partei zu gelten.

Ein centralisirtes Oesterreich ist nur dann möglich, wenn das Stammesgefühl unter den slawischen, magyarischen und rumänischen Bewohnern seine herbe und spröde Natur verliert, wenn nicht mehr jeder einzelne Stamm auch politische Selbständigkeit erstrebt, wenn Tschechen, Kroaten, Ruthenen u. s. w. aufhören, sich eine staatenbildende Kraft zuzutrauen, wenn mit einem Worte die praktischen Interessen und eine größere Summe des materiellen und moralischen Wohles gegen den nationalen Enthusiasmus in die Waagschale gelegt, das Uebergewicht erringen werden. Ob das möglich sei und wie viel Zeit verfließen muß, bis ein Duzend Völkerschaften diese Wandlung durchgemacht, wollen wir nicht erörtern. Jedenfalls wird der centralisirte Kaiserstaat nicht auf national-einheitlicher Grundlage beruhen, im besten Falle ein durch vorsichtiges Schonen des leichtgereizten nationalen Gefühles, durch humanes Geltenlassen der nationalen Eigenthümlichkeiten den inneren Frieden wahren. Nun und dieses Oesterreich soll auf eine freilich nicht aufgeklärte Art mit Deutschland verschmolzen werden, wo alles Streben darauf hinausläuft, den national-einheitlichen Charakter auch im Staatsleben zur Herrschaft zu bringen. Dem Nachbar zur Rechten betheuert der Deutschösterreicher, daß das freie Oesterreich in den Nationalitätsfragen streng neutral sich verhalten müsse, mit dem Nachbar zur Linken schwärmt er für den nationalen Staat. Der nationale Magyare, Pole, Serbe soll in dem politischen Oesterreicher aufgehen, der deutsche Oesterreicher aber sich gleichzeitig als nationaler Deutscher auch in den staatlichen Verhältnissen fühlen. Wir geben gern zu, daß der Deutschösterreicher es nach beiden Seiten hin ehrlich meint, sich selbst belügt, durch Verwechslung der Culturaufgaben mit seiner politischen Bestimmung

in den Widerspruch gerathen ist. Das stößt uns aber keine Achtung für seinen politischen Verstand ein und macht es begreiflich, daß die Regierung sich um die Sympathien der deutschen Bevölkerung wenig kümmert, und daß die anderen österreichischen Volksstämme dieselbe geringschätzig beurtheilen. Die Regierung rechnet darauf, daß die Deutschen sich schließlich zufrieden geben werden, wenn sie die Herrschaft der deutschen Kultur nicht angetastet finden, die Magyaren und Slawen aber fragen nach einem greifbaren Programm, welches als Baustein der Verständigung dienen könnte. Sie haben volles Recht, die Wiener Presse, die jetzt so sehnsüchtig nach Schmerling zurückschaut, zu fragen, ob sie nicht das leidenschaftlichste Verdammungsurtheil über den Mann und sein System ausgesprochen hat. Täglich wurde er gemahnt, die ungarische Frage zu schlichten und jetzt stellen sich die Wiener Zeitungen an, als gäbe es keine ungarische Frage, jetzt behaupten sie, die Magyaren wären mit Recht 1861 contumaciirt worden; weil sie die Februarverfassung nicht anerkannten, den Reichstag nicht beschidten, so müßten die Verfassung und der Reichstag auch ohne sie vorangehen und vier Jahre lang spotteten sie über die Reichsvertretung, in welcher die größere Hälfte der Monarchie nicht vertreten sei und erklärten die Februarverfassung für einen bloßen Schein, welchem die Wirklichkeit durchaus nicht entspricht. Offenbart es eine gewaltige Kurzsichtigkeit, daß die Wiener Publizisten, diese eifrigen Lobredner der politischen Erbweisheit der Ungarn, die Pläne und Ziele der letzteren nicht ahnten, so muß man geradezu darüber lachen, daß jetzt die liberalen Blätter Wiens mit den Ruthenen und Kroaten förmlich kolettiren und sich nicht scheuen, das jüdische Element in Galizien mit dem freisinnigen deutschen Wesen gleichzustellen. Wie lange ist es her, daß dieselben Federn Lobpsalmen zu Ehren der jüdischen Widersacher in Galizien, zu Ehren der polnischen Edelleute schrieben und in den Ruthenen und Kroaten einen leidigen Ballast des österreichischen Staatsschiffes erblickten. Das gegenwärtige Ministerium hätte guten Grund zur Furcht, wenn in Wien, dem einzigen günstigen Boden für deutsche Agitation, demokratische Tendenzen bemerkbar würden, das mächtige Proletariat die politische Schaubühne zu betreten abermals Lust bezeigte. So lange dieses nicht eintritt, kann es ungeführt seine Pläne verfolgen. Die gegenwärtigen politischen Führer des Deutschthums in Oesterreich sind Frondeurs aber keine Revolutionaire.

Auch die Tschechen werden auf die Lösung der Verfassungsfrage keinen großen Einfluß üben. Ihr Talent zu agitiren verdient allerdings volle Anerkennung, ihre Kunst, den Schein der Macht um sich zu verbreiten, den Glauben an ihre Stärke zu wecken, muß billig den Neid insbesondere der Deutschböhmen erwecken. Die Tschechen halten eine treffliche Disciplin, waschen ihre schmutzige Wäsche, deren sie keine geringe Menge besitzen, stets zu Hause fern von den Augen neugieriger Fremder und sind durchaus nicht wählerisch in Mitteln und Waffen, um den Gegner niederzuschlagen. Zu ihren Gegnern rechnen sie eben Alle, welche nicht unbedingt die tschechischen Präntensionen vertheidigen. Ist einmal ein Stichwort ausgegeben, so darf Niemand an demselben kriteln, Niemand eine Meinungsverschiedenheit äußern. Er gilt sonst als „Volksverräther.“ Eine große Zahl junger Leute lebt in Prag förmlich von der politischen Agitation, ganz unverhältnißmäßig stark ist hier die Summe sogenannter Literaten, welche

aufser ihrer Muttersprache kaum etwas anderes zu handiren verstehen, den einseitigsten Sprachpatriotismus pflegen, gern Kärnerdienste leisten und daher sich stets willig finden lassen, für die Durchführung der im engen Palazky'schen Familienkreise gesponnenen Pläne zu werben. Die Czechen haben es in ihrer Hand sobald sie wollen, einen Volksauflauf in Prag zu provociren. Sie werden stets im Kleinbürgertum auf eifrige Partisane stoßen. Denn der Kampf gegen die Deutschen hat auch einen sozialistischen Beigeschmack. Dem verarmten Handwerker sind der Deutsche, der Jude, der Reiche ziemlich gleichbedeutende Namen. „Den Deutschen und Juden gewidmet“ verlangte jüngst eine czechische Zeitung sollte die Inschrift am deutschen Prager Theater und nicht: Patriae et musis lauten. Das Hepp-Hepp-geschrei stimmt regelmäßig das Prager Proletariat an, und unfreundliche Blicke wirft es auf alle Maschinen, sobald die politischen Aussichten sich für die Czechen erhellern. Sie werden auch in vielen Landstädten die Majorität für sich haben. Die Eisenbahnlinie berühren bis jetzt die czechischen Kreise nur wenig, die beschränkte Abgeschlossenheit, ein gewisser trotziger Aerger über ihre geringe wirthschaftliche Bedeutung findet ihre Bewohner den czechischen politischen Agitationen zugänglich. Und auch in den bäuerlichen Kreisen wirkt die Erinnerung an das Jahr 1848 noch so weit nach, daß die Bauern es lieber mit den Czechen, den eifrigen Beznern der Unterthanenlasten halten, mit den deutschen, welche die Sprache der alten Grundherren reden. Es läßt als sich nicht leugnen, ein gewisses demokratisches Element bergen die czechischen Bestrebungen in sich, und wenn es sich darum handelt, an dem Bestehenden zu rütteln, liefert das Czechenthum keine verächtliche Hülfstruppe. In revolutionären Zeiten werden die Czechen stets von sich reden machen, unter den Agitationsparteien stehen sie mit im Vordergrund.

Damit ist aber auch das Beste über sie gesagt. Wer die Czechen nach den Handlungen ihrer anerkannten Führer, nach der Sprache ihrer Zeitungen, nach dem Treiben der sogenannten politisch Gebildeten unter ihnen beurtheilt, kommt zur Erkenntniß, daß die Reactionsperiode seit 1849 auf keinen österreichischen Volksstamm so nachtheilig gewirkt hat, wie auf den czechischen. Auf der einen Seite stoßen wir auf einen lächerlichen Eigensinn. Die Welt mag sich drehen, „Bater Palazky“ bleibt unbeweglich. Ohne alle praktische Kenntniß des Staatslebens, von notorischer Simplicität in allen volkwirthschaftlichen Fragen, das wahre Urbild des deutschen Professors im Parlament, hat er einmal das Schema einer Föderativverfassung ausgearbeitet und da er sich für unfehlbar ansieht, seitdem auch nicht ein Titelchen an derselben geändert. Dasselbe Programm, welches er veröffentlichte, als Ungarn auf den Tod verwundet zu Boden lag, offenbart er auch heute, wo Ungarn sich anschickt, den übrigen Provinzen Bedingungen zu dictiren, er hat die historischen Rechte stets im Munde, und läßt doch kaum eine einzige historische Individualität gelten, sendet z. B. die Deutschböhmen an die sächsisch-preussische Grenze, auf den Linzer Landtag, er nennt sich mit Vorliebe einen conservativen Staatsmann und formulirt dennoch eine Verfassung, welche nur im Gefolge einer langen blutigen Revolution in das Leben treten könnte, er rühmt seinen slavischen Patriotismus und hat doch nicht allein für die Polen harte Worte bereit, sondern schafft auch eine künstliche Grenze zwischen den Süd-

flawen, welche unter österreichischem Scepter stehen und jenen, welche der Pforte unterthan sind. Oder soll vielleicht der österreichische Föderativstaat vom Erzgebirge und den Tiroler Alpen bis an das schwarze Meer und die Nachbarschaft Constantinopels reichen? Er scheut keine Inkonssequenz, um nur in seiner eignen Föderationsidee konsequent zu bleiben. Auf der andern Seite bemerken wir bei den Tschechen die leidige Sucht, auch als seine Diplomaten zu gelten. Sie haben allerdings über kein ausgebehtes Capital zu verfügen, ihre Führer sind weder mit Glücksgütern reichlich gesegnet, noch mit Verstandesgaben zum Ueberflusß bedacht. Die Minderzahl der letzteren gehört dem wohlhabenden Mittelstande an, die Mehrheit, insbesondere die am meisten lärmende jüngere Generation lebt in einer Weise, die nicht so sehr den böhmischen Sitten, als jenen der Pariser Bohème entspricht. Summirt man die erfahrenen dilettantischen Kenntnisse Rieger's, die Bauernweisheit Brauner's und die revolutionären Handgriffe Sleskowsky's, so hat man so ziemlich die geistigen Hilfsmittel der tschechischen Agitation beisammen. Kein Wunder, daß sie ihre Armllichkeit zu verbergen sucht, um jeden Preis im Ansehen zu steigen sich bemüht. Aber geradezu widerlich wirkt der Egoismus, mit welchem alle Grundsätze verleugnet werden, sobald es sich darum handelt, einen Bundesgenossen zu ködern. Die tschechische Partei hat mit allen politischen Farben sich geschmückt, der Reihe nach jeden politischen Standpunkt angenommen, nie aus dauernder innerer Ueberzeugung, sondern aus schänder Gewinn sucht. Wir haben die Tschechen und zwar stets solidarisch dem extremsten Radikalismus huldigend erblickt, mit der wildesten Demokratie fraternisirend, wir erinnern uns deutlich ihrer hussitischen Liebhabereien und der eifrigen antikirchlichen Tendenzen, ihr Haß gegen die Magyaren, ihre leidenschaftlichen Proteste gegen Ocrohirungen jeder Art, ihre Abneigung gegen das Adelsregiment bezeichnet ihre politische Stellung. Aber bald fanden sie es angemessen, mit dem katholischen Klerus Freundschaft zu schließen und sich mit der feudalistischen Aristokratie zu vereinigen. Es folgte ferner die Zeit, wo sie mit den Magyaren ketztirten, für Cötvös und Deak Schwärzten und jetzt sind sie dahin gekommen, daß sie in der Ocrohirung einer — ihren Ansprüchen natürlich günstigen — Verfassung das Heil des Staates erkennen und über das Selbstbestimmungsrecht der Völker achselzuckend urtheilen.

Gesetzt auch, daß sich ihre Ansprüche verwirklichen ließen, daß irgend ein Staatsmann die Gründung eines Königreichs Böhmen, welches auch Mähren und Schlessien, vielleicht auch Oberungarn umfaßt, einen Generallanbtug besizt, mit den übrigen Provinzen im lockersten Verbande steht, im Innern aber der schroffsten Centralisation nachstrebt, mit dem Bestande Oesterreichs vereinbar fände, so käme aber noch ein weiteres Bedenken zur Sprache. Man kann sich nicht füglich mit einer politischen Partei in ein näheres Verhältniß einlassen, welche die Grundlage der staatlichen Bedingung überhaupt, die Cultur und Gesittung, geringschätzt. Aehnlich wie die Tschechen, weil es mit dem Liberalismus nicht ging, sich der Reaction in die Arme warfen, so haben sie auch, weil die früher angestrebte Concurrnz mit der deutschen Bildung keinen rechten Erfolg hatte, die Barbarei als ihr nationales Recht ausgegeben. Wenn diese Schilderung übertrieben dünkt, der möge sich über den Zustand der Prager Volksschulen un-

terrichteten lassen, die Geschichte des czechischen Theaterbaues erforschen, zwischen der Bildung der älteren und jüngeren Czchengeneration den Vergleich ziehen und sich erinnern, daß erst jüngst ein Czeche, freilich nicht der Schlimmsten einer, seinen Landesleuten die Huronen als Sittenmuster vorhielt, da nicht einmal die elementarste der huronen Tugenden, die Pietät für die Todten, bei den Jungczechen sich erhalten hat. Wie sollte es anders kommen? Aus deutschen Bildungsquellen zu schöpfen, ist nicht erlaubt. „Die Deutschen haben einige erträgliche Uebersetzungen geliefert,“ so beurtheilte neulich ein czechischer Schriftgelehrter die deutsche Literatur. Andere Quellen sind den Czechen nicht leicht zugänglich. So begnügen sie sich mit dem täglich mehr zusammenschmelzenden Vorrath von Bildungstoff, welchen der eigene Stamm birgt. Die czechische Literatur feierte vor der Revolution ihr klassisches Zeitalter, wenn man, was gegenwärtig produziert wird, mit den früheren Schöpfungen zusammenhält. Die älteren Czechen waren keine Titanen, aber von einem ehrlichen Bildungsstreben beseelt, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Inhalt des Wissens den Deutschen abgeborgt werden müsse, höchstens der äußere sprachliche Ausdruck czechisches Eigenthum bleibe. Es mochte vielleicht überflüssig erscheinen, daß Purkyně Schiller's Gedichte, Schaffaril die Maria Stuart, Georg Koler den Faust in das Czechische übersetzten, es zeigte jedenfalls von Achtung des fremden Dichtergenies's. Heutzutage würde die Uebersetzung wenigstens deutscher Dichterverke scheinbar angesehen werden, heutzutage bilden die czechischen politischen Journale die wichtigste Lectüre der Jugend, welche erst dann wieder wissenschaftliche Studien treiben will, wenn sie ihr im czechischen Gewande vorgetragen werden, d. h. wenn sie Lehrer findet, welche zwar von ihrem Fache wenig verstehen, aber der czechischen neugeschaffenen Terminologie mächtig sind, und aus guten Gründen ihren Schülern gegenüber zu jedem möglichen Zugeständnisse sich bereit erklären. Ganz gewiß giebt es einzelne ehrenwerthe Ausnahmen, im Ganzen und Großen jedoch ist ein trauriger Rückgang in dem Bildungsstreben der Czechen seit 1850 wahrzunehmen und sind in dem gleichen Grade, wie die Cultur sank, die Ansprüche gestiegen. Man denke sich unter solchen Verhältnissen das Programm der Czechenführer verwirklicht, die Deutschen in Böhmen als „Fremde, als Eindringlinge, welche niemals das Landeswohl fördern können,“ in einen Winkel geschoben, dies reichgesegnete Land ausschließlich der Firma: Palazky-Nieger-Brauner zur Verfügung gestellt. Es würde nicht vier Wochen währen und neun Zehnthelle würden auch den herbsten Absolutismus, auch das schroffste Militärregiment als Rettung dankbar begrüßen. Absolutismus mit Anarchie gepaart, phantastische Vorstellungen mit verrotteten historischen Vorurtheilen verbunden, Schlimmeres kann man sich im politischen Leben nicht denken. Es denkt übrigens in Oesterreich kein Staatsmann daran, sich dauernd auf die Czechen zu stützen. Man wird sie als Werkzeug der Agitation benützen, dann aber mit Verachtung bei Seite werfen.

Nur mit den Völkern Ungarns kann und muß sich die Regierung auseinandersetzen. Soweit ist ein verächtliches Wort bereits zur Wahrheit geworden, daß wenn auch nicht Osen der Eig der österreichischen Regierung, doch Ungarn der Schwerpunkt der Verfassungspolitik geworden ist. Die Ungarn und insbesondere die Magyaren halten die Entscheidung über Oesterreich's nächstes Schicksal



in ihrer Hand. Werden sie die ihnen wie durch ein Wunder geschenkte Macht trotzig gebrauchen oder mit Mäßigung ihren Vortheil benützen? werden sie gleich Alles haben wollen oder sich vorläufig mit Abschlagszahlungen begnügen? Thatsächlich haben die Altconservativen bereits abgedankt. Nicht Railath und Moritz Esterhazy, sondern Deak und Cötvös gelten in der öffentlichen Meinung als die wahren Vertreter des Landes. Man läßt die Altconservativen an der Spitze der Geschäfte, weil man ihren Einfluß am Hofe noch brauchen kann; als Partei bestehen sie aber nicht mehr, nachdem sie das Deak'sche Programm vollständig angenommen haben. Aber Deak und Cötvös sind keine Männer der Action; diese Namen sind ein vortrefflicher Fahnenstuck, mit ihnen prunkt man nach außen und zwingt den Fremden Achtung ab. Schwerlich werden sie aber im parlamentarischen Kampfe als die wahren Führer sich offenbaren. Die eigentliche Thatkraft, die Leidenschaft ist bei der sogenannten Beschlußpartei, welche die Verfassung vom Jahre 1848 einfach wieder hergestellt wissen will. In dem wahrscheinlichen Uebergewicht der letzteren auf dem Reichstage liegt die größte Gefahr. Mit Deak und insbesondere mit Cötvös kann ein österreichisches Ministerium paktiren. Beide legen auf die Wiederherstellung einer selbständigen ungarischen Armee kein großes Gewicht, Cötvös namentlich gilt in Fragen der äußeren Politik für durchaus korrekt. Cötvös hat nichts gegen Oesterreichs Primat in Deutschland einzuwenden, findet es in der Ordnung, daß die erste und mächtigste Stimme in Frankfurt von einem österreichischen Repräsentanten geführt wird. Um so sicherer bleibt dann ein starkes centralisirtes Oesterreich ein bloßer Traum. Auch gegen eine Restaurationspolitik in Italien würde er keine erheblichen Bedenken erregen. So lange die Wiener Regierung außerhalb Oesterreichs ihre Stützpunkte sucht, Oesterreichs Größe darin findet, daß es als deutsche und italienische Vormacht auftritt, kann sie an eine organische Verschmelzung der Bestandtheile des eigenen Staates nicht denken. Nimmermehr wird sich aber das Wiener Ministerium mit der Beschlußpartei verständigen können, welche auf starrem nationalem Boden steht, die innere Selbständigkeit Ungarns in noch schrofferer Weise fordert als Deak und Cötvös, dann aber auch die Konsequenzen der ungarischen Unabhängigkeit in allen Fragen der äußeren Politik unumwunden zieht, also auch hier die nationalen Rechte vertheidigt. Sollte die Beschlußpartei im Pesther Abgeordnetenhaus die Majorität erringen und von derselben Gebrauch machen, so bleiben der Regierung in Wien nur zwei Wege übrig. Sie wird entweder versuchen, in der Magnatentafel ein Gegengewicht zu dem Abgeordnetenhaus zu schaffen, so daß die Beschlüsse des letzteren durch die erstere paralytisch würden. Vom konstitutionellen Standpunkt ließe sich gegen dieses Verfahren nichts einwenden, wohl aber würde sich dann eine gewaltige Volksstimme gegen die Magnaten erheben, der Angriff auf die thatsächlich noch bestehende Adels-herrschaft mit größerer Heftigkeit und wahrscheinlich besserem Erfolg unternommen werden als im Revolutionsjahre. Der hohe ungarische Adel besitzt allerdings eine glänzende politische Bildung und verdient mit Recht den Namen des vorzugsweise politischen Standes; aber seine wirthschaftliche Lage ist arg zerrüttet, sein angeblickter Reichthum bei dem mangelnden Credite und dem geringen Güterertrage ein trügerischer Schein, seine Verhältnisse so geartet, daß er neuen An-

fechtungen keinen großen Widerstand mehr entgegenzusetzen wird. Ein Kampf gegen die Aristokratie hätte aber abgesehen davon, daß er Ungarn allmählich auf eine ganz andere politische Bahn bringen würde, zunächst auch die Folge, daß dem Wiener Cabinet die Mühe erspart würde, das historische Recht der Ungarn, die ehrwürdige Verfassung des Königreiches, zu untergraben. Die Magyaren würden ihre Geschosse gegen dieselbe selbst richten, sie müßten, während sie jetzt die Constitution als unantastbar behaupten, ihre Veränderung in wichtigen Punkten fordern, sie verläßren ihr Palladium und hätten kein Anrecht mehr auf die Ausnahmestellung, welche sie bisher kraft ihrer historischen Verfassung in Anspruch nehmen. Die Verfassung vom Jahre 1848 hat die Adelsprivilegien formell aufgehoben, thatsächlich wird Ungarn auch heutzutage von seiner Aristokratie regiert. Es ist begreiflich, daß ein Bruch mit Thatsachen viel weiter greifende Folgen hätte als ein Bruch mit Formen. Das begreift man auch in Ungarn. Die bürgerlichen Kreise lassen sich die Suprematie des Adels gefallen, weil sie diese für ein kleineres Uebel halten als den Verlust der nationalen Verfassung, die Magnaten gehen lieber ein gutes Stück Weges mit der Demokratie, als daß sie dieselbe gegen sich ausbringen und eine unberechenbare Krisis heraufbeschwören. Aus diesem Grunde ist es auch kaum glaublich, daß die Magnaten sich zu einem Regierungswerkzeuge werden gebrauchen, zu einem Duell mit dem Abgeordnetenhause verlocken lassen. Es bleibt aber dann dem Wiener Ministerium noch ein zweiter Weg übrig. Die Union mit Siebenbürgen, die Wiederherstellung der alten staatsrechtlichen Verfassung zwischen Ungarn und Kroatien sind noch ungelöste Fragen. Wir glauben nicht zu irren, daß die kompetenten Kreise in Wien dieselbe im Sinne der Magyaren gelöst wünschen. Die Romanen und Südslawen wandeln dunkle Pfade, der augenblickliche Vortheil, welchen die Begünstigung dieser Volksstämme dem Wiener Cabinet gewährt, steht nicht im rechten Verhältniß zu den Schwierigkeiten, welche dieselben einmal erstarken und in ihren Ansprüchen geträchtigten Nationalitäten, z. B. bei der Entscheidung der orientalischen Frage, der Regierung erwecken würden. Zeigt sich aber der ungarische Reichstag ungeberdig, so steht nichts im Wege, die historischen Privilegien der Kroaten, die nationalen Rechte der Romanen den Magyaren als Gorgonenhaupt entgegen zu halten, den Kunstgriff vom Jahre 1848 zu wiederholen, nicht in dem Sinne zu wiederholen, daß man wieder zu den Waffen greifen läßt, — in dieser Hinsicht sind gegenwärtig die Magyaren schlechter gestellt — aber in dem andern, daß man alle die widersprechenden Ansprüche, die entgegengesetzten Rechtsforderungen durch ein absolutistisches Regiment zum Schweigen zu bringen sucht. Denn die Föderation ist bei der Abneigung der Magyaren und Deutschen gegen dieses System ebenso unmöglich, wie die Centralisation an dem Widerstand der nichtdeutschen Stämme scheiterte. Wir wissen recht wohl, daß es namentlich in Oesterreich Viele gibt, welche diesen Weg als den wahrscheinlichsten verkündigen, die Aufhebung der Februarverfassung mit dem Sturze des konstitutionellen Systems überhaupt für gleichbedeutend halten und an die Rückkehr des Absolutismus glauben. Verschwören möchten wir auch nicht, daß der Versuch nimmermehr gewagt wird, die Unfähigkeit der Völker sich unter einander zu verständigen gäbe eine vortreffliche Entschuldigung. Doch läßt sich auch noch eine andere Mög-

lichkeit denken, freilich nur unter der Voraussetzung einer nahezu idealen Mäßigung der wichtigsten Parteien. Sind die ungarischen Repräsentanten im Stande, die Stimme der Leidenschaft zu unterdrücken, sind sie fähig, nur nach kalt-kluger Berechnung zu handeln, so werden sie nicht allein die Existenz gemeinschaftlicher Angelegenheiten im Principe anerkennen, sondern außer der Befreiung der Kosten des Hofhaltes namentlich auch die Führung der äußeren Politik und das Militairwesen unter derselben begreifen. Sie werden vollends den Hof gewinnen, wenn sie für diese gemeinsamen Angelegenheiten keine parlamentarische Behandlung peremptorisch verlangen. Sie können dieses ohne Gefahr thun, da ja die Selbständigkeit Ungarns wesentlich nur administrativer Natur ist, ein Reichsparlament ihre Unabhängigkeit mehr bedroht, als ein persönliches Fürstenregiment. Sie werden aber auch in den Erbländern zahlreichen Anhang finden, wenn sie ihren jetzt so gewichtigen Einfluß dafür einsetzen, daß dem ungarischen Reichstage nicht ein Duzend größerer oder kleinerer Landtage dießseit der Leitha, sondern eine gemeinsame Vertretung in Wien, der wohlbekannte engere Reichsrath gegenübersteht. Es entspricht dieses nicht allein der Art und Weise, wie die ungarischen Kronländer in Pesth repräsentirt werden, sondern wird auch die gemäßigten Centralisten befriedigen. Wer uns sagt, daß ein solcher Dualismus unzählige Schwierigkeiten in seinem Schooße hüllt, im besten Falle nur einen Waffenstillstand der Parteien darstellt, dem werden wir durchaus nicht widersprechen, aber die Gegenfrage uns erlauben, ob er vorläufig einen anderen als einen provisorischen Zustand in Oesterreich sich ausdenken kann?

A. Springer.

## Politische Correspondenz.

Berlin, Ende November.

Die Stadien der preussischen Politik in Schleswig-Holstein werden von einem Theil der Presse mit Unglücksweissagungen verfolgt, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Urtheilen haben, mit welchen die nämliche Presse den Verlauf der Zollvereinskriße oder des Fürstentages begleitete. Die „Wochenschrift des deutschen Nationalvereins,“ welche im Principe und da wo es sich um abstracte Sätze handelt, die preussische Hegemonie mit Eifer vertritt, und da wo es sich um concrete Schritte handelt, diese Hegemonie zu verwirklichen, dieselbe mit eben so großem Eifer bekämpft, brachte in den Jahren 1862 und 1863 fast in jeder Nummer Auslassungen, in welchen sie der Thätigkeit der preussischen Regierung für die Durchführung des Handelsvertrages den übelsten Erfolg voraus sagte. Nicht daß sie je ein Wort gegen das Princip dieses Vertrages geschrieben hätte; im Principe wollte sie ihn, wie sie im Principe die preussische Hegemonie will. Aber von Woche zu Woche wurde den Lesern verkündet: jetzt sei jede Hoffnung geschwunden, ihn durchzuführen zu sehen, das preussische Ministerium sei zu unfähig, Oesterreich zu mächtig und zu klug. Preußen könne nichts bef-

feres thun, als sich mit Oesterreich abfinden, z. B. durch Nachgiebigkeit in Betreff des Art. 31; thue es dies nicht, so bringe es sich um jeden Erfolg, und vernichte seine Großmachstellung, die schon täglich erschüttert sei, ganz und gar. Preußen hatte damals mit den Souveränitätsansprüchen der meisten deutschen Fürsten, mit den materiellen Interessen der Völker in zwei sächsischen Königreichen zu kämpfen; es wurde durch die öffentliche Meinung in Mitteldeutschland nur lau unterstützt und dennoch errang es durch seine Festigkeit einen unbeschränkten Erfolg. Und dieselben Stimmen, die damals das preussische Unternehmen als ein durchaus hoffnungsloses bezeichneten und sich von ihm achselzuckend abwandten, sagen jetzt, es sei im Grunde nichts Großes gewesen, was Preußen durchgesetzt, und das Beste daran habe die öffentliche Meinung, habe der Eifer des Volkes gethan. Als im August 1863 Oesterreich mit seinem vermessenen Fürstentagsproject hervortrat, wurde dasselbe von Blättern der nationalen Richtung ganz ernsthaft discutirt, als sei es einer Discussion fähig, und wieder wurde von Preußen verlangt, es solle sich an dem Fürstentage betheiligen, um nicht eine völlige Niederlage zu erleiden. Und als dann Preußen auch diesmal fest geblieben, ward es wiederum als eine selbstverständliche Sache hingestellt, daß Oesterreichs Project ein todtgeborenes Kind gewesen, über das man gar nicht mehr sprechen dürfe. Stets wurde jeder Schlag, zu dem Oesterreich ausholte, als ein Sieg dieses Staates und als eine vollendete Niederlage Preußens, jeder Sieg, den Preußen erfocht, als ein höchst unbedeutendes Ereigniß hingestellt.

Und so geht es jetzt in der holsteinischen Frage: „Bis hierher und nicht weiter!“ „Die Erfolglosigkeit der preussischen Bestrebungen ist jetzt vollständig constatirt;“ „die Katastrophe ist nicht länger abzuwenden;“ „Bismard's Reich geht zu Ende;“ „Preußens Stern ist erblichen,“ mit solchen und ähnlichen Wendungen jede Betrachtung einzuleiten, gilt für ein Zeichen realpolitischer Weisheit. Wer so spricht und doch wirklich aufrichtig wünscht, daß Preußen auch nur gewisse Rechte in Schleswig-Holstein eingeräumt werden, der entbehrt wenigstens einer Eigenschaft, die zu einem tüchtigen politischen Charakter gehört, des Vertrauens in die Sache, der er sich gewidmet. Oder würde es je in einem der Länder, in denen politische Bildung und Tüchtigkeit in weitere Schichten gedrun-gen ist, möglich gewesen sein, Ereignisse wie den Einmarsch in Holstein, den Abbruch der Londoner Conferenzen, den Wiener Frieden, den Rückmarsch der Bundesstruppen, das Abkommen von Gastein successive als Niederlagen der preussischen Politik darzustellen?

Die durch den Vertrag von Gastein eingeleitete Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich ist seit einiger Zeit wieder in das Stocken gekommen, das ist wahr. Die Reise des Grafen Bismard nach Frankreich hat Preußen keine greifbaren Früchte eingetragen; das ist nicht zu bezweifeln. Aber ganz unbegründet ist es, in dem einen oder dem anderen Umfange eine Niederlage Preußens zu erblicken. Die Stockung in den Verhandlungen mit Oesterreich ist ein Nachtheil für den, der am wenigsten warten kann, und das ist Preußen nicht. Die Erfolglosigkeit der Verhandlungen mit Frankreich wäre ein Nachtheil für Preußen, wenn feststände, daß das letztere seine Anerbietungen gemacht und damit zurückgewiesen wäre. Aber dies steht nicht fest, vielmehr ist das Gegentheil

erweislich. Behufs richtiger Beurtheilung der Sachlage muß man stets daran festhalten, daß weder Oesterreich noch Frankreich ein Interesse daran haben, Preußens letztes Ziel, die Annexion der Herzogthümer, zu hintertreiben; daß sie aber wohl ein Interesse daran haben, für ihr Gewährenlassen einen möglichst hohen Preis zu bekommen. Preußen ist, im Besitze von Schleswig und der wichtigsten Positionen in Holstein, nicht genöthigt, sich mit dem Angebot eines Preises zu übereilen und es wird sich nicht übereilen haben. Es kann günstigere Conjunctionen abwarten.

Mit Oesterreich ist in diesem Augenblicke schlecht zu unterhandeln; in einigen Monaten wird es besser gehen. Es gehört die ganze sprichwörtliche Leichtfertigkeit des österreichischen Bluts dazu, um im Triumphe über die unter den ungünstigsten Umständen zu Stande gebrachte Anleihe einen herausfordernden Ton gegenüber der preussischen Regierung anzuschlagen. Für den Augenblick ist der Silbervorrath in den Kassen Oesterreichs gestiegen, freilich bei weitem nicht in dem Grade, wie sein Credit gesunken ist, und schon schwört man, nimmermehr werde Holstein für Geld abgetreten! So weit geht freilich die sanguinische Kurzsichtigkeit nicht, zu übersehen, daß der gegenwärtige Geldvorrath zusammenschmelzen wird, wie schon größere zusammengesmolzen sind, allein bevor dies geschieht, soll der Ausgleich mit Ungarn hergestellt sein! Dann ist der erste Schritt zur Wiederherstellung des Kaiserstaates gemacht, und dann wehe dem Erzklammerer des heiligen römischen Reiches! Der Ausgleich mit Ungarn! Als ob es nur von dem guten Willen der Herren Mailath und Deak abhänge, in vierzehn Tagen ein Ereigniß herbeizuführen, an dem Jahrhunderte vergeblich gearbeitet haben. Die Aufgabe, aus den Königreichen diesseits und jenseits der Leitha ein Reich herzustellen, fähig, den 26 Völkern im Südosten Europas ein schirmendes Dach zu gewähren gegen die Stürme, die vom Bosporus her drohen, ist der Lebensberuf Oesterreichs, ein Beruf, der die volle, angestrenzte Arbeit der Völker und Staatsmänner erfordert, und an diesem seinem Lebensberufe hat Oesterreich sich ein Jahrhundert lang unverantwortlich versündigt. Und nun meint man, in einer Herbstnacht spielend die Folgen der früheren Sünden auszulösen, und das Riesenwerk, Anderen zum Entsetzen, zu vollbringen. Wie schwierig es ist, die „ungarische Frage zu lösen,“ das wird sich erst dann recht herausstellen, wenn man endlich mit vollem Ernste an dieses Werk geht. Wenn Oesterreich uns zu Besorgnissen veranlaßt, dann fürchten wir eher seine Ohnmacht, die es hindern kann eine Aufgabe zu lösen, der es sich zugleich im deutschen Interesse unterziehen muß, als seine Uebermacht, die es über Nacht so weit stärken könnte, um mit Erfolg dem berechtigten Streben Preußens in Deutschland gegenüberzutreten. Sind die finanziellen Kräfte Oesterreichs erschöpft, haben die ungarischen Verlegenheiten ihren Höhepunkt erreicht, dann wird über Holstein mit ihm ein vernünftiges Wort zu reden sein.

Für den Augenblick macht die Haltung Oesterreichs in Holstein weder den Eindruck der Kraft noch den der entschiedenen Feindseligkeit gegen Preußen. Freilich duldet es die Augustenburgische Agitation, die dort in Presse und Verein fortbauert, aber es bekämpfte den mittelstaatlichen Antrag am Bundestage, der dieser Agitation die kräftigste Nahrung hätte geben können. Freilich behan-

belt es den Prinzen Friedrich mit größerer Höflichkeit, als er sich deren von preußischer Seite her rühmen kann, aber Freiherr von Gablenz befördert doch die Briefe des Generals Manteuffel an den Empfänger, der deren Adresse mißverstehet, und läßt es selbst nicht an Winken fehlen, die ihn zur Ruhe ermahnen. Freilich gestattet es der Presse in ihren Angriffen gegen Preußen und gegen die preußischen Annexionstendenzen eine Freiheit, die es da nicht dulden würde, wo sie gegen seine Bestrebungen gerichtet wäre, aber es unterläßt doch auch den Zeitungen, dem Erbprinzen den Herzogtitel zu geben, und vermindert so die Hoffnungen auf Realisirung der Augustenburgischen Selbständigkeit. Wäre Oesterreich der Ansicht, daß die Verwicklungen in der Herzogthümerfrage durch endliche Einsetzung des Augustenburgischen Hauses zu lösen seien, so hätte es gewiß den Antrag von Bayern, Sachsen und Darmstadt unterstützt und hätte so eine Nachgiebigkeit Preußens oder — offene Feindseligkeit hervorgerufen. Den letzteren Fall weiter auszumalen dürfen wir uns ersparen. Eine Fügsamkeit Preußens gegen den Bundesbeschluß aber hätte die Einberufung der Stände, diese im jetzigen Augenblicke einen Ausspruch für die Augustenburgischen Erbrechte zur Folge gehabt, dessen Bedeutung nimmer auszulöschen wäre. Indem Oesterreich die Befürwortung dieses Antrages ablehnte, benahm es seiner Politik für die Zukunft die Möglichkeit, mit Schärfe und Entschiedenheit gegen Preußen aufzutreten, und da jeder unentschiedene Zustand doch endlich einmal in einen entschiedenen auslaufen muß, so kann dies kein anderer sein, als Nachgiebigkeit gegen Preußen.

Man gefällt sich in der Annahme, Graf Bismarck habe in Paris den Plan zu großen Unternehmungen für die Zukunft entwickelt und habe damit Fiasco gemacht. Wo sind die Beweise? Unmittelbar nach dem Tode König Friedrich's von Dänemark sprach der Minister in einer Commissionsitzung des Abgeordnetenhauses es als einen Hauptgrundsatz aller Diplomatie aus: jede Entscheidung, für welche die Conjecturen nicht im Augenblicke günstig lägen, in Erwartung besserer Conjecturen möglichst zu vertagen. Warum sollte er jetzt von diesem Grundsatz abgewichen sein, warum sich um Frankreichs Gunst beworben haben, bevor er dem Kaiser die unvermeidliche Nachgiebigkeit Oesterreichs als ein fait accompli hinstellen konnte? Wir beharren bei unserer bereits im vorigen Monat ausgesprochenen Vermuthung, daß die französische Reise des Grafen Bismarck nur den Zweck hatte, im Allgemeinen das günstige Verhältniß zu Frankreich zu pflegen, ohne daß es sich um specielle Verabredungen handelte. Die Abtretung eines Theils von Nordschleswig wäre ein Act, der von manchem deutschen Patrioten als die Ehre und die Interessen Deutschlands nicht beeinträchtigend betrachtet wird, — und dennoch finden wir nirgends den geringsten Anhaltspunkt für die Annahme, daß Graf Bismarck diese in Paris vielleicht erwartete Concession auch nur angedeutet hätte. Noch weniger wird der Minister den jetzigen Augenblick, in welchem König Leopold von Belgien, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner der Gegenwart, noch lebt, für geeignet erachtet haben, um Ideen hinzuwerfen, deren Ausführung der Zukunft jenes Landes bedrohlich werden könnte. Kurz, der Satz, daß Graf Bismarck eine Umgestaltung der Karte

Europas vorge schlagen und damit durch gefallen sei, erweist sich als ein von der Coterie der France erbichtetes Trugbild.

Um Louis Napoleon zu einer Berücksichtigung der preussischen Wünsche zu veranlassen, hat Graf Bismarck noch andere Karten auszuspielen, als das Angebot von Compensationen. Eine Annäherung der drei Ostmächte herbeizuführen liegt in Preussens Hand. Mit Rußland verbindet es das gleiche Interesse gegenüber der nie rastenden revolutionären Agitation in Polen; Oesterreich strebt mit allen Kräften danach, eine Garantie seines venetianischen Besitzes zu erhalten. Wir brauchen wohl heute uns nicht mehr der Sorge hinzugeben, daß Preußen unter irgend einem Ministerium jemals der Don Quixote Oesterreichs in Italien werden könnte; aber eine Garantie des Bestandes auf beschränkte Zeit, eine Garantie unter Bedingungen, namentlich gegenüber einer Allianz die das Königreich Italien mit Frankreich zu offensiven Zwecken abschließen möchte, ist ein Act, den auch ernsthaft preussische Staatsmänner sehr wohl in Erwägung ziehen können, ein Act, durch den der europäische Frieden nicht unwiderruflich bedroht werden würde. Und auch eine so beschränkte Garantie wäre für Oesterreich ein Ereigniß von hohem Werthe, für welches es manche Gegenleistung machen dürfte. Warum sollte Graf Bismarck im mündlichen Gespräche nicht auch solche Andeutungen gemacht haben?

Wie dem auch sei, die Armee reduction in Frankreich ist ein Zeichen dafür, daß Louis Napoleon nicht geneigt ist, der preussischen Regierung gegenüber eine drohende Haltung einzunehmen. Freilich ist materie ll diese Reduction von geringem Umfange; sie war wesent lich dem Kaiser abgenöthigt durch die an Oesterreich gewonnene Erfahrung, wie tief zerrüttend ein übermäßiger Militäraufwand auf den Wohlstand und damit auf die Machtstellung des Staates einwirkt. Aber schon, daß Frankreich dieser Lehre zugänglich ist, die an dem betroffenen Staate selbst spurlos vorüberzugehen scheint, ist ein bedeutungsvolles Zeichen. Es muß sich mit derselben die Einsicht verbinden, die auch im französischen Volke immer weiteren Boden gewinnt, daß die Zukunft des Kaiserreichs nicht allein auf der Gloire beruht, sondern auch auf der Pflege der Friedenskünste. Und man wird sich in Paris sehr lange bestimmen, bevor man sich auf kriegerische Unternehmungen einläßt, durch welche man hemmend in das Rad der Weltgeschichte einfällt, nur um den militairischen Ruhm zu mehren oder schwer zu behauptende Vortheile zu erwerben. Die innere Berechtigung des preussischen Bestrebens nach Machterweiterung hat Kaiser Napoleon nie verkannt, und ihr entgegenzuarbeiten wird er nach der Armee reduction noch weniger geneigt sein, als zuvor.

Die Zeit, welche bis zu dem endgültigen Arrangement der Herzogthümerfrage noch verstreicht, wird nun allerdings Graf Bismarck benutzen müssen, die inneren Verhältnisse Preussens zu verbessern. Seine Stellung, gegenüber einer Opposition, die nur um seiner Person willen Maßregeln bekämpft, die sie in der Sache billigt, und gegenüber einer Anhängerschaft, die nur um seiner Person willen Maßregeln billigt, die sie um der Sache willen im Herzen haßt, ist und bleibt eine schwierige. Er wird fort dauernd bemüht sein müssen, entweder die eine Partei seiner Person oder die andere seiner Sache geneigter zu machen. Man erzählt von dem Fürsten Metternich, dem Vater, im Innersten seines

Herzens sei es sein Wunsch gewesen, Oesterreichs constitutioneller Minister zu werden, weil er nur in einer solchen Stellung seine Talente vollauf zu verwerthen gehofft hätte. Es ist nicht so unwahrscheinlich, daß in ähnlicher Richtung der Ehrgeiz des Grafen Bismarck liegt. Die Lorbeeren eines Bodelschwingh oder Mantuffel dürften ihn nicht reizen, wenn er sie mit dem Ruhme eines Chatham, oder nur mit der Stellung eines Horace Walpole vergleicht. Gestützt auf eine parlamentarische Partei unabhängig aufzutreten auch gegenüber den Hofkreisen, dürfte ihm eine lockende Aussicht sein gegenüber den Verhältnissen, mit denen er gegenwärtig zu kämpfen hat.

Daß es an solchen Kämpfen nicht fehlt, daß der alte Streit zwischen Ministerium und Cabinet, zwischen Reaction und Doctrin fort dauert, liegt offen da für jeden, der sehen will. Noch erhebt ab und zu der Rundschauer seine hohle Stimme, um das Londoner Protokoll als einen Hauptpfeiler der europäischen Rechtsordnung zu empfehlen und Ehrgeiz und Thätendurst als Ausgeburten einer sündigen Gesinnung zu verdammen. Noch schwelgen seine Freunde in der Hoffnung, in einem neuen Dmütz, das die Herzogthümer dem berechtigten Protokollprinzen zurückgibt, neue Orgien der Buße und Zerknirschung zu feiern. Die räthselhaften Artikel der Kreuzzeitung, die vor kurzem viel besprochen wurden, hatten ihren Werth wohl wesentlich nur für den Schreiber derselben, welcher sich am Scheidewege zwischen Gerlach'schen und Bismarck'schen Maximen durch eine öffentlich abgehaltene Disputation mit sich selber orientiren wollte. Doch kommt auch er nach manchen Windungen zu dem Resultat: „Keine Retirade, unerschütterlich beharren bei dem, was wir mit Recht bisher gefordert.“

Andererseits bezeichnet die Verordnung vom 10. November betreffs des Herrenhauses einen Sieg der doctrinär-feudalen Richtung über die praktisch-diplomatische innerhalb der Regierungskreise. Wir sind aus inneren Gründen berechtigt, diese Verordnung nicht als eine Erfindung des Herrn v. Bismarck, nicht als die Erfüllung seiner Herzenswünsche zu betrachten. Was uns betrifft, so ist uns nichts gewisser im ganzen preussischen Staatsrecht, als daß der gegenwärtige Bestand des Herrenhauses nicht mit den Bestimmungen der Verfassung in theoretischen Einklang gesetzt werden kann. Wir übergehen die Entstehungsgeschichte des Art. 65, die reichste, die irgend eine Verfassungsbestimmung aufzuweisen hat und halten uns an die gegenwärtige Fassung. Die zweite Alinea lautet: „das Herrenhaus wird zusammengesetzt aus Mitgliedern, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit beruft.“ — Diese Bestimmung ist erschöpfend, formell und materiell befriedigend. Allein sie wird alterirt durch die erste Alinea desselben Artikels: „das Herrenhaus wird durch königliche Anordnung gebildet, welche nur durch ein mit Zustimmung beider Häuser des Landtages zu erlassendes Gesetz abgeändert werden kann.“

Wozu überhaupt eine Anordnung, wenn die Verfassungsbestimmung selbst erschöpfend ist? Und nun gar eine Anordnung, die nur durch ein Gesetz soll abgeändert werden können, also selbst Gesetzeskraft hat? Wird heut einer zukünftigen Anordnung des Königs Gesetzeskraft beigelegt, so kann morgen dasselbe mit einem noch nicht gefaßten Beschlusse eines der beiden Häuser geschehen. Die Anordnung kam in der Verordnung vom 12. October 1854 und laut Herren-



hausmitglieder, deren Berechtigung weder eine erbliche, noch eine lebenslängliche, sondern an die Dauer gewisser Bedingungen geknüpft war. Solche Bedingungen waren Angehörigkeit an gewisse Stifter, Besitz eines gewissen Grundeigenthums, Verwaltung eines akademischen oder communalen Amtes. Die reglementarischen Bestimmungen dieser Verordnung waren noch nicht erschöpfend, darum wurde in §. 6. vorgeschrieben: die näheren reglementarischen Bestimmungen wegen Bildung der Verbände des alten und des besetzten Grundbesitzes — Landschaftsbezirke — und wegen Ausübung des Präsentationsrechts werden von Uns erlassen.

Seltames Mißverhältniß! Während es doch im Allgemeinen nur die Aufgabe Königlichcr Verordnungen sein kann, die bestehenden Gesetze durch reglementarische Bestimmungen zu ergänzen, verweist hier eine solche Verordnung auf reglementarische Bestimmungen. An demselben Tage erging noch das Reglement zur Ausführung der Verordnung, wurde aber nicht wie diese durch die Gesetzsammlung, sondern nur durch das Ministerialblatt der inneren Verwaltung, welches keine andere Autorität hat als daß es gewissermaßen für die Verwaltungsbehörden als Manuscript gedruckt ward, veröffentlicht. Auf dieser unsicheren Grundlage ruhte die Bildung des Herrenhauses elf Jahre lang. Das Reglement wurde 1861 durch eine Cabinetsordre, die in gleicher Weise publicirt wurde, geändert, und jetzt erfolgt eine neue Aenderung, die durch die Gesetzsammlung publicirt wird, und so den Charakter der Unabänderlichkeit erhält und zu einem integrireuden Theile der Verordnung vom 12. October 1854 gemacht wird. Es ist also folgendes geschehen:

- 1) Einer in Zukunft zu erlassenden Königlichcn Anordnung ist im Voraus die Kraft eines Gesetzes beigelegt;
- 2) der Erlaß dieser Anordnung ist in zwei, durch einen Zeitraum von elf Jahren getrennten Acten erfolgt, während welchen Zeitraums das Verwaltungsbelieben Spielraum hatte;
- 3) der Inhalt der Anordnung mit Gesetzeskraft steht zum Theil nicht in Harmonie mit Wortlaut und Sinn der Verfassung.

So viel über die rechtliche Seite. Politisch ist zu berücksichtigen, daß dem mit feudalen Privilegien (besondere Erbordnung, Lehn, fideicommissarische Substitution) ausgestatteten Adel das volle Gewicht wieder eingeräumt wird, welches er vor dem Reglement von 1861 hatte. Was wir von der politischen Befähigung dieses Theils des Adels halten, haben wir oft genug ausgesprochen. Selten aber gelingt es auf die Dauer, einer Volksklasse durch das Mittel von Reglements und Verordnungen eine politische Bedeutung zuzumessen, der ihre Leistungen für den Staat nicht entsprechen. Und so glauben wir denn, daß auch nach der Publication vom 10. November das Herrenhaus der Wandelbarkeit alles Menschlichen keineswegs entrückt sein wird.

## Correspondenz aus Wien.

November 1865.

Wir leben seit einigen Monaten in der allerneuesten Aera. Zu den vielen Experimenten, welche Oesterreich in den zwei letzten Decennien durchgemacht hat, ist ein neues gekommen. Noch vor einem Jahre dachten wenige, daß das stolze Ministerium Schmerling sobald wie Spreu dahingeweht sein würde. Man glaubte, die Staatsmänner des Kaiserstaats würden, wenn nicht an der Februarverfassung, so doch an dem Grundgebanten derselben für alle Zukunft festhalten. Wir übergehen die allgemeinen Ursachen, welche das Ministerium Schmerling untergruben — seinen Bürokratismus in der Verwaltung, seine Passivität besonders in der brennenden ungarischen Frage. Zwischen Schmerling und der Parlamentsmajorität war allmählig eine Kluft entstanden und durch die letzte Budgetdebatte war dieselbe erweitert. Dieser Zwiespalt wurde von den Ungarn in kluger Weise benützt. Ihre conservativen Häupter, die sich lange im Hintergrunde gehalten und insbesondere der Minister ohne Portefeuille Graf Moriz Esterhazy entfaltetes wieder ihre Künste. Der Kaiser hatte der ungarischen Akademie eine ziemlich bedeutende Summe gespendet; dieser Akt wurde jenseits der Leitha mit geflüstelter Wärme begrüßt. Mit großem Geschick ward dann von den Conservativen die Reise Franz Joseph's nach Ungarn in's Werk gesetzt. Es galt den Kaiser durch einen enthusiastischen Empfang zu gewinnen und von der aufrichtigen Versöhnlichkeit der Ungarn zu überzeugen: „Stets waren es die Fürsten, welche mit tiefer Einsicht und strenger Gewissenhaftigkeit die gegen die ungarische Constitution gerichteten Verordnungen zurückgenommen und das Vertrauen und die Hoffnung der Nation wieder erweckt haben,“ hieß es in einem Oester-sonntagsartikel aus der Feder Deal's. Die Führer der magyarischen Parteien sorgten dafür, daß der Streit zwischen ihnen und Oesterreich als ein Streit mit dem Wiener Ministerium erscheine, zu dessen Lösung sie an die Person des Monarchen appellirten.

Am 6. Juni trat der Kaiser seine Reise nach Ungarn an. Kein Minister, kein Hofkanzler begleitete ihn. Er ward in Ungarn mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt, Alles wetteiferte den Empfang so glänzend als möglich zu machen. Seine Antwort auf die Anrede des Fürsten Primas wurde mit tausendfachen Elzens erwidert. Es wäre, sagte er, immer sein entschiedener Wille gewesen, die Völker der ungarischen Krone nach Möglichkeit zu befriedigen, und das Vertrauen, mit welchem man sich an ihn wende, sei ihm Bürge dafür, daß man seine väterlichen Absichten richtig erkenne und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegensehen dürfe. Schon in nächster Zeit werde er dem Lande jenen Raum öffnen, wo einerseits die berechtigten Wünsche der Bevölkerung durch deren gesetzliche Vertreter zu seiner Kenntniß gelangen, andererseits aber auch die kaiserlichen Wünsche, von welchen die Machtstellung der Monarchie bedingt sei, die rechte Würdigung finden könnten. Der Kaiser erklärte ferner, daß er mit Freuden wieder in Ungarn erscheinen werde, um sich krönen zu lassen. Die Rede machte allgemein einen guten Eindruck; auch das Großösterreichthum mußte

dem Streben nach Lösung des Zwiespalts zwischen den Ländern dießseits und jenseits der Leitha seine Zustimmung geben, sobald die gemeinsamen Rechte und Pflichten mit Entschiedenheit betont waren.

Die Altconservativen, denen der große Griff gelungen war, suchten und fanden nun Verständigung mit den ungarischen Liberalen. Diese, die sich anfangs in der Reserve gehalten, gewannen die Ueberzeugung, daß der Kaiser den Ausgleich innigst wünsche. Die Partei der Ultras wurde zurückgeerrängt. Die Zeitungen colportirten Aeußerungen von Cötvös und Deak, aus denen bei oberflächlicher Betrachtung hervorzugehen schien, daß die Liberalen der Machtstellung des Reiches Opfer zu bringen bereit seien. Die Begeisterung, welche die Magyaren für die Person des Monarchen an den Tag gelegt, war an diesem nicht spurlos vorübergegangen. Jetzt schmiedete die ungarische Partei am Hofe das Eisen so lange es warm war. Hervorragende Persönlichkeiten stellten dem Kaiser ihre Ansichten über die Möglichkeit einer Lösung des Konflikts und namentlich über die Nothwendigkeit eines Personenwechsels in der Hofkanzlei dar. Des Staatsministers wurde zunächst noch nicht Erwähnung gethan, aber man schritt dann weiter und wies nach, daß eine Transaction mit dem Mann der Verwirthungstheorie unmöglich sei. Geschickt wurde in den maßgebenden Kreisen hervorgehoben, daß man in Ungarn ja zu einer gemeinsamen Behandlung der Reichsangelegenheiten geneigt sei, nur hütete man sich, die Gegenstände und die Art der gemeinsamen Behandlung zu formuliren. Der ungarische Reichstag werde gewiß den Verhältnissen Rechnung tragen und die Gesetze von 1848 abändern, wenn nur erst die Rechtscontinuität anerkannt sei. Aber zu den vermittelnden Thaten gehörten auch vermittelnde Männer. Die Zuversicht auf einen Ausgleich, welche die Altconservativen zur Schau trugen, verfehlte an oberster Stelle ihre Wirkung nicht. Man darf nicht vergessen, daß hier die italienischen Dinge im Vordergrund stehen und die Politik wesentlich bestimmen. Insbesondere dieser Umstand wurde benutzt. Noch sei es Zeit Ungarn zu beruhigen und bei einem auswärtigen Konflikt die volle Unterstützung des Landes zu erhalten. Wenn aber die Pacification verzögert werde, so könne man für die Folgen nicht bürgen.

Die inzwischen stattfindende Berathung der Creditvorlage im Reichsrath war natürlich nicht geeignet, die Position des Ministeriums Schmerling zu stärken. Statt der geforderten Summe wurde nur das zur Einlösung der Juli-coupons Nöthige bewilligt. Gleichwohl scheint der Staatsminister nicht gewußt zu haben, welche gefährliche Krisis im Anzuge war. Es war ihm schon mehrmals widerfahren, daß er von den allerhöchsten Entschliessungen erst in der letzten Stunde etwas erfuhr. So hatte er z. B. von der Ernennung Burger's zum Marineminister keine Ahnung gehabt, bis sie eine vollendete Thatsache war. Die Suffisance, mit welcher er bis in die letzte Zeit der Kammermajorität entgegentrat, deutet darauf hin, daß er die Krisis erst begriff, als sie schon da war. Der Kampf in den höchsten Kreisen war übrigens kein leichter. Namentlich der Ministerpräsident, Erzherzog Rainer, stemmte sich mit Entschiedenheit gegen einen Systemwechsel im ungarischen Sinn. Er mußte das Feld räumen; am 27. Juni theilte die Wiener Abendpost mit, daß der Erzherzog auf seinen Wunsch einen

längeren Urlaub erhalten und daß Graf Mensdorff, der Minister des Aeußeren, provisorisch mit dem Präsidium des Ministerraths betraut sei. Zugleich meldete sie die Entlassung der beiden Hofkanzler Zichy und Nadasdy und die Ernennung Georg's von Mahlath zum ungarischen Hofkanzler. Am anderen Tage verkündigte der Botschafter, daß die Minister Schmerling, Wecssery, Lasser, Pleuer und Hein, die gesammte Garde des Staatsministers, ihre Entlassung genommen, jedoch von dem Kaiser angewiesen seien „die Geschäfte bis zur Neugestaltung der Verhältnisse weiter zu führen.“

Die Stellung, in welche das alte Ministerium während dieses einmonatlichen Provisoriums gegenüber dem Reichsrath kam, war eigenthümlich genug. Fast bei jeder Position des Budgets pro 1865 gab es die Erklärung ab, daß die vorgeschlagenen Ziffern den Staatsanforderungen nicht genügten, und hinter den Coulissen waren dann die neu designirten Minister thätig, die kaiserliche Zustimmung zu den Positionen des Abgeordnetenhauses zu erwirken und den einzelnen Stimmführern den Wink zu geben, daß der Kaiser die Beschlüsse des Hauses sanctioniren werde. Derselbe Minister, der im Unterhause die Unmöglichkeit der vorgenommenen Reductionen bewies, mußte im Oberhause zugestehen, daß man allerdings mit ihnen auskommen könne.

Es dauerte lange ehe das neue Ministerium fertig war. Esterhazy und Mahlath wußten zwar bezüglich Ungarns was sie anstrebten, über die Gestaltung der Gesamtmonarchie waren sie unklar. Sie vermieden es, dem Kaiser bindende Versprechungen zu machen und sie konnten auch nichts versprechen. Der neue Staatsminister wurde in der Person des Statthalters Velcredi gefunden. Schwieriger war die Besetzung der anderen Posten. Graf Larisch, ein Freund Velcredi's, ließ sich endlich bewegen, die Sorgen des Finanzministers auf sich zu nehmen, ohne daß es den Völkern Oesterreichs bisher deutlich geworden wäre, welche Eigenschaften ihn zu dieser dornenvollen Stelle qualificiren. Ritter von Komers übernahm die Justiz und Admiral Wüllerstorff das langvacante Ministerium des Handels. — Der Name Velcredi's war in den letzten Jahren immer genannt, wenn Gerüchte von einer Ministerkrise umgingen. Er galt als ein begabter, tüchtiger Beamteter; mit seinem politischen Programm öffentlich hervorzutreten hatte er bisher keine Gelegenheit und auch im Privatgespräch scheute er sich, es zu formuliren. Man wird mit der Behauptung nicht irre gehen, daß Graf Velcredi es deshalb vermied sich zu äußern, weil er sich selbst über das was er wollte nicht klar war. Die großen Fragen waren noch nicht scharf an ihn herangetreten. Im Landtag hatte er pflichtgemäß die Vorlagen der Regierung vertheidigt, in der Sprachenfrage stand er auf Seiten der czechischen Partei, die seitdem nicht geringe Hoffnungen auf ihn setzte. In dem Rundschreiben, das er in üblicher Weise an die Länderchefs ergehen ließ und das einen günstigen Eindruck machte, umging er die Politik und beschränkte sich auf einige Hauptpunkte des administrativen Dienstes.

Erst durch das eigenthümliche Verhalten des Ministeriums gegenüber Siebenbürgen erhielt man einen Einblick in seine Pläne. Bekanntlich ist es eine Forderung der Ungarn, daß die Vertreter Siebenbürgens, 69 an der Zahl, den von Kaiser Ferdinand sanctionirten Gesetzen von 1848 gemäß im ungarischen

sehen Reichsrath erscheinen. Auf die Magyaren machte es keinen Eindruck, daß die wirkliche Majorität des Landes, Rumänen und Sachsen, von der Union Siebenbürgens mit Ungarn nichts wissen wollte. Auf dem Hermannstädter Landtage hatten Sachsen und Rumänen die Februarverfassung mit angenommen und die letzteren waren zum erstenmal als Nation förmlich anerkannt worden. Die Krone war engagirt. Gesetzesvorlagen, welche dem Landtage als Propositionen mitgetheilt waren, hatten nach ihrer Annahme durch die Versammlung die Sanction des Kaisers erhalten. Der Hermannstädter Landtag hatte Spuren seines Daseins zurückgelassen, die nicht sogleich verwischt werden konnten. Es war an das Ministerium eine Frage herangetreten, deren Entscheidung ungemein folgenreich werden konnte. Auf welcher Grundlage sollte der neue Landtag einberufen werden? Wenn man das von dem Landtage 1863 votirte Wahlgesetz sanctioniren ließ, hatten die Sachsen und Rumänen über die Magyaren das Uebergewicht und eine Union mit Ungarn war sodann nicht zu erzielen. Andererseits konnte auch nicht auf das Wahlgesetz von 1848 zurückgegriffen werden, weil man dadurch die Rumänen, welche inzwischen als Nation anerkannt worden waren, verletzt hätte. Die siebenbürgische Frage involvirte die Verfassungsfrage überhaupt. Die Union Siebenbürgens mit Ungarn stand mit der Reichsverfassung im Widerspruch. Man zahlte im Voraus einen Preis für die Geneigtheit der Magyaren den Ausgleich herbeizuführen, ohne verbürgen zu können, daß die Beschlüsse des ungarischen Landtages in der That acceptabel sein würden. Der ungarischen Legalitätsfiction zu Liebe bezüglich Siebenbürgens auf das Jahr 1848 zurückzugehen schien durchaus nicht gerechtfertigt. Man gewährte freiwillig eine Concession ohne der Gegenconcessionen sicher zu sein. Daß Herr v. Maylath so viel als möglich zu erhaschen suchte, so lange in den allerhöchsten Kreisen die ungarische Strömung vorherrschte, war sehr begreiflich, aber unerklärlich war es, wenn die übrigen Mitglieder des Ministeriums, welche die Länder diesseits der Leitha vertreten sollten, dahin zu wirken suchten, daß Siebenbürgen, Croatien, Slavonien u. s. w. auf dem ungarischen Landtage vertreten werde.

Die Action des Ministeriums Maylath-Delecredi begann am 12. September 1865. Die Wiener Zeitung veröffentlichte an diesem Tage ein kaiserliches Rescript, welches für den 19. November d. J. den „verfassungsmäßigen Landtag“ nach Klausenburg einberief. Als Wahlgesetz sollte das Gesetz von 1791 gelten, aber mit der Erweiterung, daß jeder wahlberechtigt sei, der acht Gulden an directen Steuern zahlt. Als alleiniger Berathungsgegenstand ward die Revision des ersten Gesezarikels vom Jahre 1848 über die Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens festgestellt, der frühere Landtag schließlich aufgelöst. Hiermit war die Frage der Union Siebenbürgens mit Ungarn entschieden, da die ungarischen und Szeklerdistricte das Wahlrecht nach dem Gesetze von 1791 in fast unumschränkter Weise ohne an einen Census gebunden zu sein üben, während die Rumänen, welche im vorigen Jahrhundert der politischen Rechte, die sie unter Schmerling's Regierung erhielten, vollständig entbehrten, einem Census von 8 Fl. unterliegen, und zwar einem Census von 8 Fl. directer Steuern ohne Kopfsteuer und Zuschläge. Nun ist die Kopfsteuer die Hauptabgabe der Rumä-

nen und die Zahl der Wahlfähigen dürfte kaum 6000 erreichen, während nach der Wahlordnung Radasdy's beinahe 70,000 zur Wahlurne zugelassen würden. Die wahlfähigen Rumänen sind also mehr als decimirt und sie haben sich daher auch von der Wahl zurückgezogen. Hierzu kommt noch, daß nach der Landtagsordnung von 1791 die Mitglieder des Klausenburger Guberniums, der königlichen Gerichtstafel Virilstimmen haben und der Krone das unbegrenzte Recht der Ernennung von Regalisten (welche Radasdy auf 40 beschränken ließ) zusieht, jedoch nur aus den Reihen des höheren Adels und des großen Grundbesitzes, wodurch der Landtag mit Magyarisirtegesinnten vollständig überschwemmt werden kann.

Durch das Einberufungsrescript des siebenbürgischen Landtags hatte der Gesammtreichsrath zu existiren aufgehört und das Manifest vom 20. September war nur ein consequenter Schritt weiter auf der betretenen Bahn. Die Wirksamkeit der Gesetze über die Reichsvertretung wurde sistirt und die Verhandlungsergebnisse der Vertretungen der östlichen Königreiche, falls sie eine mit dem einheitlichen Bestand und der Machtstellung des Reiches verträgliche Modification (des Diploms vom 20. October und des Februarpatents) in sich schließen, sollen den legalen Vertretern der anderen Königreiche und Länder vorgelegt werden, um ihren gleichgewichtigen Ausspruch zu vernehmen. Hiermit begann für Oesterreich eine neue Aera. Der Reichsrath, der engere und weitere, wurde in die Rumpelkammer geworfen. Insolange eine Reichsvertretung nicht besteht, hat das Ministerium die unaufschieblichen Maßregeln und unter diesen insbesondere jene zu treffen, welche das finanzielle und volkswirtschaftliche Interesse erheischt. Wenige Tage zuvor wurde der ungarische Landtag auf den 10. December d. J. einberufen, während die deutsch-österreichischen Landtage schon am 23. November zusammentreten sollten.

Das Ministerium Belcredi ist bis jetzt aus dem Zwielicht nicht hervorgetreten. Das Septemberpatent läßt in der That noch sehr Vieles unentschieden. Wenn die Verhandlungsergebnisse des ungarischen Landtages vorgelegt werden sollen, ist aus dem Manifeste und Patente nicht zu entnehmen, und ferner bleiben wir in vollständiger Ungewißheit was geschehen soll, wenn das Ergebnis der Verhandlung der Regierung unannehmbar erscheint. Das Patent spricht von den legalen Vertretern der Königreiche und Länder, wer diese sind, ob Reichsrath, ob Landtage, ist nicht gesagt. Es versteht sich bei der Mannigfaltigkeit der politischen Strebungen und Tendenzen in Oesterreich von selbst, daß über den bedeutsamen Staatsakt in den verschiedenen Provinzen die mannigfachsten Stimmen sich vernehmen ließen. Die Tragweite desselben verkannte Niemand.

Das Ministerium hat einen verhängnißvollen Schritt auf einer abschüssigen Bahn gethan. Wodurch konnte man dies Vorgehen rechtfertigen? War es nöthig den Reichsrath vollständig zu beseitigen, um jene Restaurationsversuche durchzuführen, welche dem Ministerium vorschweben? Der Reichsrath konnte bestehen, selbst wenn man die Aussöhnung mit Ungarn um jeden Preis wollte. Man brauchte nicht eine Rechtsbasis aufzugeben, bevor man mit bestimmter Sicherheit wußte, daß jenseits der Leitha die Hand zu einem Compromiß ebenso bereitwillig angenommen würde, wie sie diesseits geboten war. Man erneuerte

durch das Septemberpatent jene Experimentalpolitik, welche Decennien lang in Oesterreich zum Unheil und Schaden der Monarchie versucht ist. Rebelhaft wie diese ganze Politik des Ministeriums ist, läßt sich die Zukunft in keiner Weise auch nur im Entferntesten ermessen. Das Ministerium hatte, soviel ist gewiß, bei der Uebernahme der Aemter durchaus keinen bestimmten Operationsplan festgestellt; es hatte die Mittel, wodurch man an's Ziel gelangen wollte, nicht gehörig überlegt. Daß die ungarischen Vertreter im Ministerium die Reichsverfassung so leicht über Bord warfen, kann man begreiflich finden. Daß Graf Belcredi sich dieser Politik angeschlossen, ist bisher wenigstens ein Räthsel. Denn trotz aller Phrasen wurde es bald klar, daß man jenseits der Leitha auf einen Dualismus hinarbeitet. Graf Belcredi — und dies ist der größte Vorwurf, der einen Staatsmann treffen kann — ließ sich durch die momentane Strömung hinreißen, das einzige Mittel aus der Hand zu geben, das ihm in Zukunft den Bestrebungen der Ultras gegenüber hätte nützlich werden können. Mit dem Reichsrath ließ sich paktiren. Und zugegeben der Reichsrath würde den Grundsatz der schroffen Centralisation dauernd festgehalten haben, so stand der Regierung die Auflösung desselben und die Ausschreibung neuer Wahlen frei. Und von alledem abgesehen, berücksichtigte man gar nicht, daß in weiten Kreisen der ohnehin seit 1848 nicht erloschene Zweifel an dem kaiserlichen Worte neue Nahrung erhielt. In feierlichen Thronreden, in festlichen Manifestationen hatte der Kaiser sein Festhalten an der Februarverfassung ausgesprochen. Und nun ward dieselbe Verfassung, welche der Herrscher zu schirmen gelobt, sistirt. Diese neue Störung des in der Bildung begriffenen Rechtsbewußtseins ist eine große Calamität für einen Staat, in welchem Jahrzehnte lang im wirren tollen Durcheinander ein System nach dem andern folgte.

Das Septembermanifest zerrte wieder alte Wünsche und Träume an's Tageslicht. Die verschiedenen Kulturvölker Oesterreichs, die Tschechen voran, hielten ihre Zeit für gekommen und rüsteten sich zur Uebernahme der Herrschaft; sie erwarteten, daß Graf Belcredi, der zur Zeit seiner Statthalterschaft mit ihnen coquettirte, nichts anderes im Sinne habe, als ihren schon so oft formulirten Forderungen Genüge zu leisten. Palacky ließ einen nochmaligen Abdruck seiner schon 1849 erschienenen Schrift, die Staatsidee Oesterreichs, verbreiten. Das System der Ländergruppen wurde wieder aufgegriffen, deren es nicht mehr als acht geben sollte, wobei natürlich unter Tschechisch-Oesterreich Mähren, Schlessen und Böhmen verstanden wurde. Die Slavonier blieben nicht zurück und heischten ein Slavisches-Oesterreich mit Slavonien, den slavischen Bezirken Steiermarks, Krains, Kärnthens und dem Littorale. Eine neue Auflage jener unklaren Ideen, welche mit dem Jahre 1848 vollständig und für immer begraben schienen. Man gewann eine entfernte Ahnung von dem Chaos von Ansichten, Bestrebungen, Forderungen, welche die „legalen Vertreter“ zu Tage fördern würden, wenn man darunter die Landtage verstand. Nicht mehr als 1014 Abgeordnete — so viel zählten die Landtage — sollten Oesterreich constituiren helfen.

Nun man konnte sich diesen tollen Wirbeltanz gefallen lassen, wenn nur die Anzeichen jenseits der Leitha eine gewisse Beruhigung gewährt hätten. Die Ungarn hatten es ja so oft ausgesprochen, daß sie nur eine Anerkennung der

Rechtscontinuität wünschten und vollständig von der Nothwendigkeit einer Revision der 1848er Gesetze überzeugt seien; sie leugneten nicht, daß es zwischen den Ländern dießseits und jenseits der Leitha gemeinsame Angelegenheiten gäbe, welche nur durch gemeinsame Behandlung zum Austrage kommen können. Inzwischen ist die Wahlbewegung vorgerückt, die hervorragenden Männer haben ihr Programm formulirt, und was Alle außer der Regierung voraussahen, ist an's Licht getreten, das Streben nach einer besondern ungarischen Militär- und Finanzverwaltung, nach dem vollständigen Dualismus. Auch Altconservative wie Zelenji, die am Oktoberdiplom mitgewirkt, welches in scharfer Weise alle jene Gegenstände feststellt, die einer gemeinsamen Behandlung zu unterziehen sind, räumen das Feld und geben jede Vertheidigung ihres eignen Wertes auf. Beweis genug, daß die Altconservativen sich über ihren Einfluß getäuscht und um nicht jede Position einzubüßen sich zur liberalen Partei hinzuneigen bemüht haben. So behutsam die sogenannte Beschlußpartei vom 3. 1861 auftritt, ihre Absichten treten immer deutlicher hervor: „Personalunion und Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten von Fall zu Fall.“ Obiczyn, der Präsident des 1861er Unterhauses, sprach es offen aus, daß Oesterreich in zwei von einander völlig unabhängige Ländergruppen zerfalle, die nur nach Außen hin durch die gemeinsamen Monarchen unzer trennlich und bloß durch die Pflicht wechselseitiger Vertheidigung und friedlichen Zusammenlebens zu Einem Staatskörper verbunden sind.“ Er weist sogar auf eine Feindseligkeit der Interessen hin zwischen den Ländern dießseits und jenseits der Leitha.

Ueber die definitive Lösung der Verfassungsfrage schwebt ein bisher unaufgeklärtes Dunkel. Die ertrocknen Concessionen, welche an Ungarn schon gemacht sind und welche noch bevorstehen, werden nicht die Resultate zur Folge haben, mit denen Staatsmänner, denen die österreichische Staatsidee zum vollen Bewußtsein gekommen, zufrieden sein können. Man hob an dem Grafen Belcredi gewisse halb-feudale, halb-ultramontane Mären hervor und witterte in ihm einen Soluchowsky in verbesserter Auflage, und es läßt sich in der That nicht in Abrede stellen, daß die Gedankenkreise, in denen sich der gegenwärtige Staatsminister mit besonderer Vorliebe bewegte, in der Staatsrechtslehre Stahl's wurzeln. Indes kann man aus andern Anzeichen schließen, daß er sich den Anforderungen der realen Verhältnisse nicht ganz entgegenstemmt und so dürfte es ihm bald offenbar werden, daß jene nebulösen Theorien durchaus unausführbar sind. Eine altständische Gliederung der Gesellschaft, wie sie Soluchowsky im Sinne hatte, ist heute eine Unmöglichkeit.

Worauf steuert nun der Staatsminister los? Er muß sich doch während der letzten Monate überzeugt haben, daß es nicht möglich ist, Ungarn vollständig zufrieden zu stellen und den andern Kronländern einige Brocken zur Abfindung vorzuwerfen. Von der Verstimmung dießseits der Leitha kann sich leicht Jeder überzeugen, und die officiellen und officiösen Organe werden den Grafen hoffentlich noch nicht mit ihrem Weibrauch so sehr berückt haben, um ihm die unbefriedigte und aufgeregte Monarchie in einem sonnigen Bilde erscheinen zu lassen. — Welcher Zukunft wir entgegengehen, ist schwer zu ermes sen. Soweit man blickt, Aufblühung, centrifugal wirkende Kräfte sind nirgends das schmerzliche Gemüthe  
Preussische Jahrbücher. Bd. XVI. Heft 6. 45



eines Mannes, der die chaotischen Elemente zu bändigen verstände. Das Experiment des sogenannten centralisirenden Constitutionalismus ist durch die Unthätigkeit des Ministeriums Schmerling mißlungen, die Experimente des Dualismus und Föderalismus können unmöglich zum Ziel führen, wir fürchten sehr, wir steuern mit vollen Segeln dem Absolutismus zu, der wieder alle Gegensätze zum Schweigen bringen wird. Dies bleibt jedoch gewiß, wenn, was wir nicht glauben, die dualistische Idee in ihrer Schroffheit siegreich bleibt, so hat der österreichische Staat sein Todesurtheil unterschrieben.

## N o t i z e n .

Von den „historischen und politischen Aufsätzen“ Heinrich's von Treitschke, die wir unsern Lesern zu Anfang dieses Jahres anzeigten, liegt heute bereits die zweite Auflage vor uns. Wir wüßten nicht, warum das befreundete Verhältniß, in welchem diese Zeitschrift zu dem Verfasser steht, uns abhalten sollte, unsere Freude über jenen Erfolg offen auszubringen. Bezieht sich doch unsere Genugthuung nicht auf Persönliches, sondern auf die weite Wirksamkeit der Ideen, welchen in den Essays Gestalt gegeben ist. Selten ist eine Reihe von Arbeiten aus scheinbar disparaten Gebieten durch die Einheit der leitenden Grundgedanken so innig verbunden worden. Zwischen diesen Skizzen staatsmännischer, wissenschaftlicher, künstlerischer Bestrebungen besteht eine innere Wechselbeziehung, der Blick auf das Ganze der Nation und ihre höchsten Ziele hält sie zusammen; es ist die Fülle unseres modernen Lebens, das, von verschiedenen individuellen Mittelpunkten aus, in den mit kräftiger Hand gezeichneten, farbenreichen Bildern an uns vorüberzieht. Die Monographie über Fichte versetzt uns in die schwerste Krise unseres Jahrhunderts. Der kühne Denker erreicht den Höhepunkt seiner Kraft, als das Unglück seines Staats ihn zum Patrioten umwandelt, als er seine Neben hält „für Deutsche schlechtweg, durchaus wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Einen Nation gemacht haben,“ als er in dem „Entwurf einer politischen Schrift“ den rechten Plan entdeckt für den Neubau des Vaterlandes. In dem Individuellen spiegeln sich die allgemeinen Verhältnisse. An dem geschäftigen Treiben der beiden kleinstaatlichen Diplomaten, Hans v. Sagerm und Fr. A. v. Wangenheim, erfahren wir zugleich das Grundübel unserer Nation, wir sehen, wie die wackersten Männer im Dienst der kleinen Höfe in die Irre geführt werden, wie sie egoistisch conspiriren und intriguiren gegen die Verstärkung der deutschen Schutzmacht und deren heilsamste Reformen als un-deutsche Werke bekämpfen, wie sie zum Frommen von „Rein-Deutschland“ phantastische Triasprojecte spinnen, und wie wirkungslos ihr geräuschvoller Liberalismus endlich ausläuft. Auch in das Stilleben des schwäbischen Sängers Uhland greift der heimische Streit zwischen Fürst und Ständen, auf seinem Sitz im deutschen Parlament hat er tren ausgeharrt bis zu dem traurigen Schlußact

in Stuttgart; und der Name Dahlmann's ist verknüpft mit den Anfängen der schleswig-holsteinischen Opposition, mit dem Protest der Sieben gegen den Verfassungsbruch in Hannover, mit der allmählichen Heranbildung und Läuterung unserer constitutionellen und nationalen Ideen. Es kann nicht fehlen, daß unsere hervorragenden Geister in Mitleidenschaft gezogen sind durch den großen Säkularisierungsprozeß unseres Volks, das nach der Gestaltung eines staatlichen Daseins ringt. Der Schwerpunkt dieser noch chaotischen Bewegung fällt mehr und mehr in den Nordosten unseres Vaterlandes, in jene Marken, welche erst beim Niedergang deutscher mittelalterlicher Herrlichkeit den Slavenvölkern wieder abgerungen wurden. Auf einen der äußersten Vorposten dieser Grenzgebiete führt uns die Monographie: „das Ordensland Preußen.“ Die Erinnerung daran, wie auch diese jüngsten deutschen Kulturländer auf der Arbeit von Jahrhunderten beruhen, wie viel ausdauernde Heldenthat, wie viel bürgerlicher Fleiß dazu gehörten, sie zu Stätten deutscher Besitzung umzuwandeln, giebt das sicherste Zeugniß für die Festigkeit der Grundlagen, auf denen der jugendliche preussische Staat beruht.

Diese Essays sind Studien zu der unabsehbaren Aufgabe, den Strom unserer neueren deutschen Geschichte in feste Grenzen zu fassen. Wohin führt die Richtung dieses Stroms? Welches ist die Form, in die unsere heutigen, offenbar nur provisorischen Staatenverhältnisse sich definitiv gestalten werden? Auf diese Frage, die dem Räthsel unserer Zukunft näher kommen will, läßt sich eine Antwort nur finden durch den Rückblick in die Vergangenheit. Denn ein Volk ist ein organisches Wesen, die Formel seiner Entwicklung kann sich nicht vollständig verändern. In welcher Weise haben in früheren Jahrhunderten die spröden deutschen Elemente sich zusammen gefunden? Wie ist der Staat entstanden, der heute die Hälfte des deutschen Bodens umfaßt? Wird also das, was wir die „deutsche Frage“ nannten und was wie durch Zauberkräfte mit Einem Schläge gelöst werden sollte, sich nicht vielleicht in eine Reihe von europäischen Machtfragen theilen, die den Raum unseres Jahrhunderts mit blutigen Kämpfen ausfüllen? Das ist der gewichtige Punkt, den die Abhandlung über „Bundesstaat und Einheitsstaat“ in Betracht zieht. Sie prüft das politische Ideal unserer Nationalpartei. Sie zieht die Geschichte der Völker herbei, die bisher einen Bundesstaat geschaffen haben, um die Bedingungen festzustellen, die zum Entstehen und zur Dauer einer solchen Organisation gehören. Sie vergleicht diese Bedingungen mit der Beschaffenheit der monarchisch-geformten und an Macht so ungleichen deutschen Staaten, und mit dem Zuge unserer bisherigen Geschichte. Treitschke hat mit dieser Kritik den Haß der bewussten Particularisten und das Uebelwollen aller verschwommenen unklaren Köpfe auf sich geladen, aber er hat auch die Wirkung erzielt, welche der entschlossenen Consequenz des Gedankens und der rücksichtslosen Offenheit der Rede selten entgeht.

In der neuen Ausgabe haben die Essays manche Erweiterung erfahren. In dem Leben Uhländ's sind die von seiner Gattin herausgegebenen Briefe benutzt. In der Biographie Wangenheim's ist aus archivalischen Studien des Verfassers Einzelnes hinzuge treten. Die Opposition z. B., welche die preussische Zollreform bei den damaligen Liberalen und unter ihnen bei Wangenheim fand, ist eingehender dargestellt. Wiederholt hebt Treitschke die merkwürdige

Thatsache hervor, daß bei drei wichtigen Wendepunkten unserer neueren Geschichte, der Anbahnung des Zollvereins, dem italienischen Krieg und jetzt der schleswig-holsteinischen Frage, unser Liberalismus falschen Instincten folgte. Ausführlicher als früher sind in dem Essay über Milton die älteren geistlichen Dichtungen analysirt, welche auf die Schöpfung des „Verlorenen Paradieses“ Einfluß übten, so besonders die Tragödie: Adamus exul von Hugo Grotius. Unser Essayist verschmäht den gelehrten Prunk, er bricht die Gerüste ab, wenn der Bau fertig ist; fernliegende und schwierige Forschungen verbergen sich unter dem raschen und mühelosen Fluß der Darstellung. Am meisten ist die Arbeit über „Bundesstaat und Einheitsstaat“ gewachsen. Hier reizten die Erfahrungen des letzten Jahrs zu einer schärferen Beurtheilung unseres politischen Bildungszustandes, zu einer festeren Formulirung der eigenen Principien. Manche überraschende Analogie zwischen den heutigen deutschen und den alten hellenischen Staatenverhältnissen ist eingefügt; auch aus den denkwürdigen Tagen des August 1863 sind lehrreiche und erweiternde Beiträge hinzugekommen. Vollständiger als früher deckt sich die Grundidee der Abhandlung mit der Beurtheilung des praktischen Problems, dessen Lösung eben jetzt die preußische Politik beschäftigt.

Durch Einheit zur Freiheit; über allen Bestrebungen der Parteien das Heiligthum der Nationalität; an erster Stelle die Sorge um die Gründung des deutschen Staats und dann erst die Sorge um unsere Rechte und Freiheiten in diesem Staat — das ist der politische Gedanke, der diese Schriften durchzieht. Und wir glauben, — nicht eher wird von einer Lösung der „deutschen Frage“ im Ernst die Rede sein können, ehe er nicht der Gedanke der nationalen Partei geworden ist.

Unter dem Titel: „Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts“ (Leipzig, 1865) hat Eduard Zeller eine Anzahl kleiner Schriften gesammelt, welche bis dahin in einzelnen Zeitschriften zerstreut waren. Ein Theil derselben ist den Lesern unserer Jahrbücher wohlbekannt. Sie erinnern sich des Aufsatzes, welcher die Vertreibung Wolff's von der Universität Halle schilderte, als lehrreichen Vorgang, mustergiltig für den heute noch nicht ausgekämpften Kampf zwischen Autorität und Geistesfreiheit, als einen handgreiflichen Beleg für die Wahrheit: daß es vergeblich ist durch Lehrverbote, Verfolgung und Zurücksetzung sich den Bedürfnissen der Zeit und dem fortschreitenden Geist der Geschichte entgegenzustellen. Sie erinnern sich der Worte zum 12. Februar, welche Schleiermacher's Gedächtniß durch eine lichtvolle Charakteristik seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit, durch eine scharfsinnige Analyse der Elemente seines Systems feierten. Sie erinnern sich der eingehenden biographischen Abhandlung über F. G. Baur, dessen persönlicher Charakter und wissenschaftliche Bedeutung hier zum erstenmal zu einem vollen und würdigen Lebensbild abgerundet erschien. Nehmen wir dazu noch den Aufsatz über J. G. Fichte als Politiker, der, drei Jahre vor dem Fichte-Jubiläum in Sybel's historischer Zeitschrift veröffentlicht, nachdrücklich auf den Antheil des Philosophen an der Kräf-

tigung unseres Volksgeistes, an der Erhebung Deutschlands aus tiefem Fall hinwies, so bilden diese Aufsätze zusammen eine mittlere Gruppe, welcher in dem vorliegenden Band eine Anzahl Studien aus dem Gebiet der griechischen Philosophie vorausgeht und eine andere, die Geschichte des ältesten Christenthums betreffend, nachfolgt.

Was diese Sammlung ganz besonders charakterisirt und anziehend macht, ist die glücklichste Vereinigung von wissenschaftlicher Idealität mit einer einfachen, dem Verständniß eines weiteren Leserkreises angepaßten Darstellungsgabe. Wir haben nicht viele Bücher denen wir dieses nachrühmen könnten. Der Essay ist für uns Deutsche selbst noch ein Gegenstand des „Versuchs.“ Es wäre auch wohl vergeblich, wenn wir allzugenaue nach den ausländischen Mustern uns bilden wollten. Vielleicht sind wir auf dem Weg uns eine eigene Gattung zu schaffen, die uns natürlicher steht als der britische Realismus oder die Virtuosität der Franzosen. Soll der Ertrag wissenschaftlicher Forschungen in die allgemeine Bildung eingeführt werden, so ist es nicht genug, den gelehrten Apparat bei Seite zu lassen und einfach zu referiren; noch weniger sagt es uns zu, wenn die künstlerische Absicht, übergreifend über den Zweck der Belehrung, anspruchsvoll in den Vordergrund tritt. Wir wollen die Sache, nicht die Form, aber wir wollen die Sache in einen höheren Zusammenhang gerückt, von einem umfassenden Gesichtspunkt aus beleuchtet; die Kunst des Essay würde sonach wesentlich darin bestehen, die einzelne Erscheinung in ihrer höheren Gesetzmäßigkeit zu begreifen, das was sie Allgemeingültiges hat an's Licht zu setzen und ihre Bezüge zu der Gesamtentwicklung des Geistes wo nicht auszusprechen so doch ahnen zu lassen.

Wie dem auch sei: dies ist wenigstens der auszeichnende Charakter der vorliegenden Essays. Es ist bei den meisten dieser einzelnen Kulturbilder weniger darauf abgesehen, eine abgeschlossene Erscheinung zum Verständniß zu bringen, als vielmehr sie in eine weite oft überraschende Perspektive zu stellen, verborgene Beziehungen blozulegen oder anzudeuten; wobei den Leser doch nie das behagliche Gefühl verläßt, daß er es mit den Früchten gründlicher Forschung, nicht mit schillernden Combinationen zu thun hat. Indem der Verfasser über einen bestimmten Gegenstand sich verbreitet, geht seine Absicht zugleich dahin, den herkömmlichen Gesichtskreis überhaupt zu erweitern; er hebt das Einzelne aus seiner Isolirtheit heraus und stellt den Leser auf eine Höhe, auf welcher er einen umfassenden Ueberblick, eine ungeahnte Weite der Anschauung gewinnt und die enge Beschränktheit überlieferter Vorstellungen vergißt. Damit hängt nun freilich der Charakter der Stoffe, für die Zeller eine besondere Vorliebe hat, eng zusammen. Vertheilt sich die wissenschaftliche Bedeutung Zeller's bekanntlich auf zwei Gebiete, das der griechischen Philosophie und die Geschichte des ältesten Christenthums, so giebt es einen Punkt wo beide zusammentreffen, wo seine philosophischen und seine theologischen Studien sich die Hand reichen: es ist dies jene fruchtbare Zeit der Währung und des Uebergangs, wo das alternde Heidenthum und das werdende Christenthum sich berühren, jenes in seinem Verfall die Elemente des letzteren vorbereitet, dieses seine Nahrung aus jenem zieht, wo Altes und Neues sich in wunderbarer Verschlingung kreuzt, aber unbewußt der

inneren Verwandtschaft sich abstößt, bis endlich das Neue triumphirt, aber ohne es zu ahnen so, daß es den besiegten Gegner nun in seinen eigenen Schooß aufgenommen hat.

Abgesehen von der Ehrenrettung der Kanthippe, welche indessen nicht mit der Präntenston einer Stahrschen Rettung auftritt, sondern sich begnügt mildernde Umstände zu plädiren, wozu die Persönlichkeit des Sokrates dankbares Material liefert, — abgesehen von diesem launigen Stück haben alle Aufsätze der ersten Gruppe irgend eine Beziehung zu diesem Problem des Uebergangs vom Heidenthum in's Christenthum. Selbst bei Pythagoras und der Pythagoras sage ist diese Beziehung wenigstens zwischen den Zeilen zu lesen, wenn hier die Mythenbildungen verfolgt werden, die sich an der historischen Persönlichkeit des Weisen von Samos äppig aufgerant haben. Auch bei dem Charakterbild des edlen Marcus Aurelius ist die Beziehung keine so äußerliche, wie auf den ersten Blick scheinen könnte. Es ist hier ein heidnischer Kaiser und Philosoph, der die Christen verfolgt. Dies scheint ganz in der Ordnung. Aber die Persönlichkeit des Kaisers wie die Lehre, zu welcher er sich bekennt, hat zugleich so viele Züge, die innerlich dem Christenthum verwandt sind, daß er eben zu einem besonders charakteristischen Repräsentanten eines Kampfes wird, dessen Ausgleichung längst innerlich vorbereitet war, bevor sie in die Erscheinung trat. In direkter Weise aber führen uns in jenes Problem die beiden Abhandlungen über die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen und über den Platonischen Staat und seine Bedeutung für die Folgezeit. Dort wird gezeigt, wie die innere Entwicklung, welche griechische Religion und Philosophie nahmen, den christlichen Ideen den Weg bereitete; hier, wie innerhalb des schon bestehenden Christenthums heidnische Ideen dauernden Einfluß auf Lehre und Einrichtungen gewannen. Diese Nachweisungen sind von wirklich geschichtlichem Werth. Man schlägt in der Regel den Antheil der heidnischen Welt an der Entstehung des Christenthums viel zu gering an. Die kindliche Vorstellung, daß unter der Regierung des Augustus ein Riß durch die Weltgeschichte gehe, der in scharfen Linien das Alte und das Neue scheidet, wirkt unwillkürlich in den Meisten nach. Und doch ist das Christenthum so lange geschichtlich unverstanden, so lange es nicht in den ewigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung hineingestellt und aus den bewegenden Mächten der damaligen Zeit heraus begriffen wird.

In diese geschichtliche Auffassung des ältesten Christenthums führen nun noch speziell die drei Abhandlungen über das Urchristenthum, über die Tübingener historische Schule und über Strauß und Renan ein. Wie werthvoll es ist, daß in den neuerdings so viel verhandelten Streitfragen eine so berufene Stimme sich vernehmen läßt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Nur die objective Ruhe und Einfachheit der Darstellung verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Es prägt sich in dieser Abwesenheit aller Polemik ein gewisses Selbstgefühl aus, welches beredter und wirkungsvoller ist als die gelungenste Widerlegung der Gegner. Der Aufsatz über das Urchristenthum ist zum erstenmal vor 21 Jahren in den Jahrbüchern der Gegenwart erschienen. Jetzt ist er natürlich umgearbeitet; wie Vieles liegt nicht dazwischen seit dem

ersten Abdruck: Baur's Hauptwerke, Schwegler's nachapostolisches Zeitalter und Alles, was erst seitdem an Einzeluntersuchungen und Polemik sich daran anschloß. Und dennoch, der Abänderungen hat es nur wenige bedurft, manches ist schärfer begründet worden, aber der Gang der Untersuchung und ihre Hauptresultate konnten aufrecht bleiben, und mit gerechtem Stolz fügt Zeller hinzu, daß, wenn Andere darin ohne Zweifel ein Zurückbleiben finden werden, er seinerseits darin nur ein Zeichen für die Haltbarkeit der Grundlagen erblicke, auf welchen seine und seiner Freunde Anschauung vom ältesten Christenthum ruhe. In der That, man muß den Aufsatz über die Tübingen Schule lesen, um sich zu überzeugen, wie einfach und selbstverständlich die Grundsätze sind von welchen sie ausgeht, und wie berechtigt die Anwendung welche sie von ihnen macht. Würde auch von ihren einzelnen Feststellungen mit der Zeit eine nach der andern als unhaltbar erwiesen, womit es aber noch gute Wege hat, so würde ihr immer noch das Verdienst bleiben, dieselben Grundsätze geschichtlicher Kritik, wie sie auf jedem andern Gebiet als selbstverständlich gelten, zuerst und ohne Vorbehalt an einem Gegenstand durchgeführt zu haben, den man bisher nach ganz eigentümlichen, eigens für ihn gemachten Grundsätzen behandeln zu müssen glaubte: sie hat der Geschichte zurückerobert, was der Geschichte gehört, und was diese sich auf keine Weise wird entreißen lassen.

Es drückt uns noch eine alte Schuld, die wir nicht gerne in das neue Jahr hinübernehmen möchten. Glücklicherweise handelt es sich nicht um eine für den Augenblick berechnete Erscheinung, obgleich sie allerdings nicht in eine günstigere Zeit hätte treffen können. Das Buch von Carl Schwarz, „Zur Geschichte der neuesten Theologie,“ ist im vorigen Jahre in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß es sich steigender Anerkennung und Verbreitung erfreut. Insofern hätten wir nicht erst nöthig, auf den Werth eines Buches aufmerksam zu machen, das sich längst Bahn gebrochen hat und als ein scharfgeschliffener Spiegel unserer neuesten Theologie anerkannt ist. Aber es tritt in der neuen Auflage zugleich als ein sehr vermehrtes und in einzelnen Theilen umgearbeitetes Werk auf. Nicht nur daß es bis auf die Gegenwart fortgeführt ist und so manche Nachträge erfahren hat, nicht nur daß manche Erscheinungen schärfer und eindringender charakterisirt sind, sondern in der Gesamtbeurtheilung der theologischen Bewegung der Gegenwart, in den Folgerungen die sich daraus für Wissenschaft und Kirche der nächsten Zukunft ergeben, im ganzen Ton zeigt sich ein unverkennbarer Fortschritt, und dieser Fortschritt ist um so erfreulicher, als er nur der Reflex des Fortschritts ist, welchen die Theologie der Gegenwart selbst gethan hat.

Man hat dem Schwarz'schen Buche häufig die Subjectivität seiner Urtheile, ihren schroffen rücksichtslosen Ton vorgeworfen. Es ist wahr, Schwarz nimmt kein Blatt vor den Mund, er deckt die Schwächen der theologischen Parteien schonungslos auf, die Lebenden werden nicht milder behandelt als die Todten; daß es nach vielen Seiten hin unangenehm berührte, ist sehr erklärlich. Aber

ist nicht diese offene, rückhaltlose Polemik gerade ein Vorzug des Buches, und wo ist die Grenze der Subjectivität bei einem historischen Werke, das die Gegenwart behandelt? Wir gestehen, auch wir möchten nicht alle Urtheile unterschreiben. Aber wir würden eine subjective Parteinahme eher da finden, wo bei dem strengen Kritiker eine allzugünstige Meinung Platz gegriffen hat. Wird es ihm noch öfter vergönnt, neue Auflagen seines Werkes auszuarbeiten, so sind wir überzeugt, daß das reichliche Lob der Männer, welche er in die Mitte zwischen die Vermittlungstheologie und die freie Theologie einschleibt, doch eine ziemlich Einschränkung erleiden wird. Denn das ist gerade das Auszeichnende an Schwarz, daß er fortschreitend mit dem Gang der Wissenschaft selbst inmitten der ungeheuren Anarchie, die auf dem ganzen Gebiete zu herrschen scheint, das Probehaltige und Lebensfähige herauszufinden weiß und darau den Maßstab gewinnt für das Uebrige.

Uebersieht man die einzelnen Leistungen unserer Theologie seit Strauß' erstem Leben Jesu, so ist der Eindruck zunächst der, — man verzeihe den Ausdruck — daß wir uns in einer Kumpellammer befinden, in der Altes und Aeltestes neben dem Modernen in bunter Unordnung auf engem Raum zusammengebrängt ist. Hengstenberg und Strauß, Baur und Stahl, Vilmar und Bunsen, Feuerbach und Kliefoth, mit all den sanften Abstufungen von der äußersten Rechten bis zur Linken: es ist ein Anblick erfreulich für den Karitätensammler, befremdend für eine ernste Geschichtsbetrachtung. Alle Zeitalter scheinen sich zu wiederholen in dem unsrigen. Der Charakter der Gegenwart scheint nur der, ein Repertorium von allem Vergangenen zu sein, aber so, daß zugleich jedes auftritt mit dem Anspruch, das Neue, Zeitgemäße und Wahre zu sein. Was ist Wahrheit? Die alte Pilatusfrage scheint nie berechtigter als in einer Zeit, da eine und dieselbe Wissenschaft gleichzeitig die entgegengesetztesten Vertreter auf den officiellen Lehrstühlen hat. Keine andere Wissenschaft hat dieses Phänomen aufzuweisen, und selbst in der Theologie ist es in diesem Maße noch niemals dagewesen.

Sieht man freilich näher zu, so ist die Sache erklärlich genug. Die Krisis, in welcher sich gegenwärtig unsere religiöse Weltanschauung befindet, bringt es ganz von selbst mit sich, daß neben den leß vordringenden, der Zukunft zugewandten Versuchen zugleich die verschiedenartigsten Anknüpfungen an die Vergangenheit, die seltsamsten Repristinationen, eine Menge von mehr oder minder aufrichtigen Vermittlungsversuchen sich drängen. Alles will in der kritischen Stunde noch zum Wort kommen. Noch einmal wiederholt sich die Entwicklung von Jahrhunderten in dem engen Zeitraum eines Menschenalters. Es ist wie gegen das Ende eines Schauspiels, wenn sämtliche Mitwirkende, auch die wir fast schon vergessen hatten, noch einmal auftreten und vor dem Fallen des Vorhangs zu einer malerischen Gruppe sich zusammenfinden. Aber freilich die Geschichte kennt nicht so jähe Abschnitte, ihre Bühne ist beständig offen. In rastloser Bewegung webt sie aus Wirkung und Gegenwirkung ihre Gebilde, scheinbar willkürlich und absichtslos, und erst die rückblickende Betrachtung vermag Ordnung in das Ganze zu bringen, die Linie des Fortschritts zu verfolgen, die trotz aller Reactionen kenntlich sein muß, und dem Einzelnen seinen Platz und seine Be-

deutung im Ganzen anzuweisen. Dies ist es eben, was Schwarz für die Theologie der jüngsten Vergangenheit geleistet hat. Er sucht den geschichtlichen Faden, der durch die labyrinthische Verwirrung hindurchgeht; er bemüht sich, jede Erscheinung in ihrer charakteristischen Schärfe aufzufassen, aber er weiß zugleich Alles in den Fluß der geschichtlichen Entwicklung einzuordnen und mit einem hoffnungsreichen Ausblick in die Zukunft seine Leser zu entlassen.

Eine Geschichte der neuesten Theologie ist leider nicht möglich ohne ihren Zusammenhang mit der politischen Geschichte im Auge zu behalten. Für die Leser der Preussischen Jahrbücher dürfte der Abschnitt über die Vermischung von Politik und Religion, deren charakteristischer Repräsentant Stahl ist, von ganz besonderem Interesse sein. Es ist dies zugleich ein in der dritten Auflage neu ausgearbeiteter Abschnitt. Mit Recht hebt der Verf. die Wichtigkeit der Jahre 1848 und 1849 auch für die Geschichte der Theologie hervor. Damals entstanden die berühmten Schlagworte vom christlichen Staat, von der Solidarität der conservativen Interessen, von den göttlichen Ordnungen und Gliederungen. „Ein großes, glänzendes Talent,“ so wird Julius Stahl charakterisirt, „dem es gelungen, alle reactionären Elemente der Zeit in Einen Haufen zu sammeln, den nackten Egoismus der Feudalen mit christlicher Frömmigkeit zu bekleiden, das Willkürregiment der absoluten Herren zu göttlichen Ordnungen zu erheben, mit dem Gespenste der Revolution und des Atheismus alle Furchtsamen einzuschüchtern, in arger Wortfälschung mit der Freiheit und Duldung ein unverantwortliches Spiel zu treiben, das protestantische Gewissen als hohlen Subjectivismus zu verhöhnen, den freien, strebenden Geist an absolute Autoritäten zu binden und durch übermächtige „Institutionen“ zu erdrücken; mit Einem Wort, ein Mann, der seine Zeit — das sind die traurigsten Jahre der Furcht und des Drucks von 1849 bis 1858 — verstand, für sie die Formel fand und ihr den Stempel seines Geistes aufdrückte.“

Wir machen die Leser nachdrücklich auf die eingehende Charakteristik Stahl's und die genetische Entwicklung seines reactionären Systems aufmerksam. Wir empfehlen ihnen aber auch nachzulesen, zu welchem Geistesbanterott in rapider Entwicklung diese Richtung geführt hat: „Ueberall erblicken wir nichts als Chaos und Willkür, wüste Uebertreibungen und innere Zerstörungen. Einer kämpft gegen den Anderen, das angebliche Lutherthum führt in die Arme der katholischen Kirche, die eingebildete Rechtgläubigkeit ist im Kern zersessen und löst sich in lauter Ketzerei auf, die alten Bändnisse dauern nicht mehr, die künstlich verschlungenen Fäden kirchlicher und politischer Reaction werden mit lauten Protesten zerrissen.“ Oder wie einer der Frommen selbst in seiner Sprache sich ausgedrückt hat: „ein jeglicher frisst das Fleisch seines Arms, Manasse den Ephraim, Ephraim den Manasse, und sie beide mit einander sind wider Juda.“

Wehklagend hat Stahl selbst noch im Jahr 1859 ausgerufen: „Die Massen sind gegen uns, die Zeitströmung ist gegen uns.“ Damit hat er sich selbst und seinem System das Urtheil gesprochen.



---

**Verantwortlicher Redacteur: A. Hlbgel.**  
**Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.**











OCT 7 1902.

DUE FEB 12 1917